UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

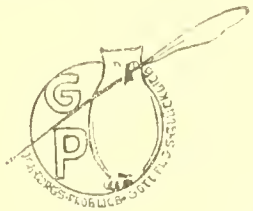
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLII

(Juli — August — September 1912)



12.707-8
4/4/13

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Socec & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapstadt, Herrmann Michaelis. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — Kristiania, Cammermeyers Bogbandel. — Liverpool, Charles Scholl. London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Eberle. Räber & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praff). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndts Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Schanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritzesche Hofbuchh. — Valparaiso, E. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beckſche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manzsche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — Yokohama, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — Zürich, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt Übersetzungsrechte vorbehalten

AP
30
D4
B115

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertzweiundfünfzigsten Bande (Juli — September 1912).

		Seite
I.	Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti.** (Fortsetzung)	1
II.	Florenz zur Zeit Dantes. Von **Robert Davidsohn** (Florenz)	36
III.	Graf Aehrenthal. Fragmente zu seiner Beurteilung. Von **Franz Zweybrück** (Wien)	52
IV.	Auf dem Neckar. Eine Bootfahrt. Von **Marie von Bunsen.** (Schluß)	77
V.	August Strindberg. Von **Rudolf Holzer**	94
VI.	Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger. Herausgegeben von **Kurt Pinthus.** XVI. XXII.	102
VII.	Der Dramatiker. Von **Georg Hirschfeld**	131
VIII.	Mahlers achte Symphonie. Erste Aufführung in Berlin am 17., 18. und 19. Mai 1912. Von **Bruno Hake**	142
IX.	Sophie Schwerin. Von **Herman v. Petersdorff**	145
X.	Des Freiherrn v. Plener Reden. Von **A. Bettelheim**	147
XI.	Elizabeth Barrett Browning. Von **Herbert Stegemann**	147
XII.	Aus der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien. Von **Mela Escherich**	152
XIII.	Literarische Notizen	154
XIV.	Literarische Neuigkeiten	158
XV.	Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti.** (Fortsetzung)	161
XVI.	Wilhelm Wundt. Zu seinem achtzigsten Geburtstag. Von **Ernst Meumann**	193
XVII.	Eine neue Shakespeare-Biographie. Von **Charlotte Lady Blennerhassett**	225
XVIII.	Friedrich Theodor Vischer als Politiker. Von **Karl Alexander von Müller**	238

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Ungedrucktes aus dem Briefwechſel zwiſchen Gentz und Metternich in den Jahren 1803–1813. Mitgeteilt von **Ernſt Salzer.** I. 261

XX. Künſtlerfahrten nach Italien im Zeitalter des Rubens. Von **Max Georg Zimmermann.** I. 276

XXI. Gerhart Hauptmann in Lauchſtedt. Von **Arthur Eloeſſer** 299

XXII. Die Kriſis in den Vereinigten Staaten. Von **Karl Frenzel** 304

XXIII. Zur Vorgeſchichte der Berlin Hamburger Eiſenbahn. Mitgeteilt von **Ernſt Springer** 309

XXIV. Literariſche Notizen 316

XXV. Literariſche Neuigkeiten 319

XXVI. Stephana Schwertner. Ein Steyrer Roman. Von **E. von Handel-Mazzetti.** (Schluß des erſten Teiles) . . 321

XXVII. Goethe und die franzöſiſche Revolution. Von **Richard Feſter** 394

XXVIII. Vom tripolitaniſchen Kriegsſchauplatz. Von **Mſr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod. EASM. AP.** . 410

XXIX. Künſtlerfahrten nach Italien im Zeitalter des Rubens. Von **Max Georg Zimmermann.** (Schluß) . . 426

XXX. Ungedrucktes aus dem Briefwechſel zwiſchen Gentz und Metternich in den Jahren 1803–1813. Mitgeteilt von **Ernſt Salzer.** (Schluß) 439

XXXI. Italieniſche Renaiſſance-Plaſtik in engliſchem Privatbeſitz. Von **Paul Schubring** (Berlin) 463

XXXII. Das junge Deutſchland. Von **Oskar Walzel** . . . 470

XXXIII. Neuere Belletriſtik. Von **Bruno Hake** und **Herbert Stegemann** 473

XXXIV. Literariſche Notizen 475

XXXV. Literariſche Neuigkeiten 479

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

Im Nebenzimmer flüsterte der Prior: „Schwach, sehr schwach“ in kläglichem, unterwürfigem Ton. Dann hörte man des älteren Händel markigen Baß, er hoffe, sie gebrauchten Doktoren und Arzneien, wie es sein Zustand heischte. Sie sollten nichts versäumen. Dann drückte eine Faust die Tür in des Abtes Schlafzimmer auf, zwei gebieterische Männergestalten erschienen an der Schwelle; der eine, ältere, im schwarzen Ratsgewand, mit einem Pelz darüber. Der andere, der jüngere, blank im blauen Rock der Steyrer Stadtmiliz; untergeben schlich den beiden der Prior nach. Händel, der Richter, suchte im Eintreten mit raschem Blick den Mann, den er dem Verscheiden nahe auf dem Schmerzensbett glaubte, und sah ihn mit Verwunderung aufrecht, obwohl schrecklich vom Tode gezeichnet, im Stuhle sitzen, und neben ihm in der stolzen Haltung des Paradieswächters jenen anderen Mann stehen, der bald der einzige Feind des Hochgebietenden in ganz Steyr sein wird.

„Herr Abt, Ihr habt mich wegen einer Klag hieher gebeten nebst einem Zeugen; hier bin ich, hier ist der Zeug, mein Sohn; worumb handelt es sich?“

Händel ist Herr, und diese da sind gar arm wider ihn, und daß er kommt, ist eine königliche Gnade; doch läßt er dies nicht scheinen; sein Ton ist gedämpft, wie es sich im Krankenzimmer ziemt, und in seinem ruhigen Schritt auf den Kranken zu liegt Rücksicht.

Der Leutnant Händel, sein Sohn, hat diese Rücksicht nicht, er kommt laut und hochmütig herein, kaum grüßt er die Anwesenden; nun drei Schritt von der Tür stehend, gestützt auf sein geschwärztes Eisenschwert, schaut er mit seinen dunklen Blicken verwundert im elenden Zimmer herum; er hat sich die Wohnung eines Prälaten doch etwas besser gedacht. Hausrat, Bett und Bilder sind ja wie bei einem Bauern. Nur die Tafel dort beim Bette ist, scheint's, was wert. Ein gräßlicher Gegenstand zwar, eine geschleierte Frau schwimmt im Blute am Boden, zwei Engel stützen sie, und durch ein Fenster schaut der Mörder mit gezücktem Messer herein.

Der kranke Abt im Stuhle klammerte die Hände fest um die Armlehnen, Drachenfratzen, rang einen Augenblick nach Atem und sprach dann langsam und ziemlich laut:

„Herr von Händel, Ihr seid komben, es ist grobes Wetter heunt, ich dank Euch schön."

Händel sprach: „Dessen ist nicht Ursach. Worumb also handelt es sich?"

Da sprach der Abt, die Faust aufs Herz gedrückt, jetzt in einem Tone, der den hinter dem Stuhle lauernden Prior erzittern ließ:

„Umb ein Ärgernis, Herr von Händel. Ein Mann, der mir und meinem Kloster Schand und Schmach angetan hat, Romulus Kern, ist, da er viele Jahre verschollen war, nun wieder nach Steyr komben und hat im Haus Eurer Prädikanten Aufnahme gefunden, und zwaren, wie man sagt, auf Euren Befehl. Ist das wahr?"

Händel erwiderte in eiskalter Ruhe: „So ist es. Das ist meine Sache, darüber ist nicht mehr zu reden."

Der Abt zog einen Laut durch die Zähne, weil er einen bohrenden Schmerz am Herzen nicht ganz verbeißen konnte; er wartete, bis der Schmerz linder war und sprach dann mit starker Stimme und gebieterisch, nur jeweils, wenn der Schmerz wiederkam, aushaltend:

„Darüber ist noch viel zu reden, mein Herr Richter zu Steyr. — Ich eracht nicht allein mich, der ich des Kern Oberer war, sundern unsern ganzen Orden herausgefordert, unser heiliges Kleid für geschmäht und göttlich und menschliches Recht für schwer verletzt durch die Aufnahme eines Ordensapostaten in Steyr; und ich frage den Richter von Steyr, ob er will heunt tun, was schon ehegestert seine Pflicht gewesen wäre, den Exeuellaten, den schmählichen Eidbrecher aus der angemaßten Herberg und dem Stadtfrieden treiben, und zwaren auf der Stell und für immer?"

Beim „Exeuellaten" lachte der junge Händel laut auf. Sein Vater wandte sich um und blickte ihn tadelnd an. Albertus rief aufgebracht: „Wer lacht da?" Unentwegt sagte der junge Händel, daß er den Speiteufel, den er eben auf der alten Tafel entdeckt habe, sehr lächerlich finde, und was denn dies Bild überhaupt vorstelle. Albertus erwiderte ihm, ihn messend: Das Bild stelle die heilige Wilbirg vor, die lieber von der Hand des Versuchers sterben als ihre gottgeweihte Jungfrauschaft verlieren wollte. Und wer über solch heiliges Bild spotte, den gehe Christi Wort an: Wehe euch, die ihr lacht.

Händel der Vater sprach unterdem zum Abte: „Meine Pflicht kenne ich genau; wo ist ein Gesetz, das verbeut, einem gewesenen Mönch Herberg zu geben?"

Albertus, hoch aufgerichtet, die Hände in den Ärmeln vergraben, verzog verschmähend die bleichen Lippen und sprach: „Quid juvat pulsus, cum mortui eum non audiant?" Der Prior drohte ihm wütend mit gerunzelten Brauen.

Der Abt sprach abermals mit großer Stimme, den Sturm, der im Kamin wie mit umflorten Posaunen blies, übertönend:

„Wie? Händel fragt nach dem Gesetz? Steht nicht geschrieben in der Carolina, daß ein Eidbrecher soll gefangen sein und seiner meineidigen Finger verlustig gehen? Ich rufe dies Gesetz nit an! Ich fordere nur, Ihr sollt Steyr nicht entehren, indem Ihr ihn herbergt. Göttliches und menschliches Recht verbieten es. Wißt Ihr das nicht, Ihr, der Ihr Euch in Eurer großen Rede am Wahltag berühmt habt, Ihr wolltet vollkommene Gerechtigkeit wie Gott der Herr selber üben? Eitel Schaum war Eure schöne Rede."

„Ich glaube, der Herr weiß nit, mit wem er spricht!" Mit blitzenden Augen kam der junge Händel übers Zimmer geschritten und stand neben seinem Vater, die Hand am Schwerte; Zornröte färbte seine von schwarzem Bartflaum gedunkelten jungen Wangen: „Hört Ihr Herr da —"

„Nicht also, der Herr ist krank," wehrte Händel, der Richter, „das scheinst du nicht zu wissen."

„Die Gesetze, Herr Abt," wandte er sich mit unveränderlicher Ruhe an den Kranken, „kenn ich besser als Ihr. Ich kenne aber auch eines, das nicht vom Kaiser Karl, sondern von Christus selbst, nach dem unser und Euer Glaube sich nennt, gegeben ward: was Ihr dem geringsten meiner Brüder tut, das habt Ihr mir getan. Christus hat uns nicht befohlen, die Fremden auszutreiben, sondern sie zu herbergen. Der Mensch, von dem Ihr redet, kam nach Steyr, gehetzt und herabgekommen, von allerorten vertrieben, und bat mich um einen Platz, wo er sein Haupt hinlegen könne, und um einen Bissen Brot. Mensch ist Mensch. Soll ich ihm weigern, was ich jedem Bettler gewähre? Darumb, weil er mit dreißig Jahren nicht halten will und kann, was er blind und halbgezwungen mit fünfzehn Jahren, als Ihr ihn scheren ließet, gelobt hat?"

„Fünfzehn hat er gesagt?" sprach bitter der Abt. „Er war zwanzig."

„Das ist ein Ding. Er kannte die Welt noch nicht und wußte nicht, was er gelobte. Das kümmert mich übrigens nicht; er mache es mit Gott und seinem Gewissen aus. Doch einen Bittenden verstoßen, weil der natürliche Mensch in ihm einen abgedrungenen Eid zerbrach, ich wäre nicht Christ noch Mensch, wenn ich es tät. Der Mann trug schon das Gift bei sich, sein Leben zu enden; jetzt hilft er in der Schul unserem Scholarchen und macht sich recht gut. Euer Kleid ist mehr beschmutzt und Euer Orden mehr gelästert, wenn er als ein elender Flüchtling durch die Lande zieht und sein Unglück, seine Schmach und Eure Härte an den Türen erzählt. Daß er nicht Mönch bleiben wollte und evangelisch worden ist, das ist seine Sach, und wenn er jetzt als evangelischer Lehrer Ersprießliches wirkt, gutes Beispiel gibt, ist niemand in Steyr dadurch herausgefordert, auch nicht Ihr."

„Das sind wieder so schöne Reden wie an Eurem Wahltag. Guet Beispiel, ja das trifft den Nagel auf den Kopf," keucht der Abt. Umbsonst, es ist umbsonst, nichts wirstu bei diesem Mann, dem größten aller Kirchenfeinde, erreichen. Dräue und bestürme und beschwöre, du bestürmst eine eherne Säul.

„Ich wollte Euren Reden glauben, Herr Händel, daß Ihr aus gutem Herzen gehandelt habt. Aber nein, Herr, ich glaube Euch kein Jota; denn

Ihr habt uns Katholiken schon zu oft und zu schmählich gekränkt und getreten. Feind seid Ihr uns, Ihr habt es seit Eurer Wahl hundertmal bewiesen, und ich sage es Euch auf den Kopf zu, trotz Eurer schönen Wort, Ihr habt den Kern nicht aus Mitleid für ihn aufgenommen, sondern aus Haß gegen mich und meinen Orden und unseren Glauben. Streitet es ab soviel ihr wollt, es ist doch so."

Händel zuckte mit keiner Wimper.

„Herr Heller, Ihr glaubt leider jedem Sykophanten," sprach er, dabei sah er den Albertus mit offenkundiger Verachtung an. Dieser erwiderte kühn seinen Blick, der Kranke aber rief:

„Sag gar Sykophanten. Wer den guten Kampf kämpft und vor dem Teufel warnt, der ist ein Sykophant. Mit diesem Stein sind schon viele Stephanus erschlagen worden; mein Albert, gib mir die Hand, du bist mein rechter Mönch! — Je mehr die Ketzer dich schimpfen, umbso werter bist du mir."

„Händel, nun steht mir aber Red, ich frage: daß Eure armierten Knecht in die geistlichen Häuser drangen und meinem Pfarrer Briefe stahlen, ist ein Lug der Sykophanten, wia? Und daß Ihr die katholischen Bilder verfolgt und zerstört, ist ein Lug der Sykophanten, wia? Und daß Ihr die katholischen Bürger aus allen Ämtern entfernt und selbst alle Handlung ihnen erschwert, ist ein Lug? Und daß man Maria und die Heiligen in allen Gassen lästern hört, und der Richter duldet es, aber wenn einer über den akatholischen Maistrat oder Eure Prediger oder gar Eure sacrosanete Person ein schiefes Wörtl sagt, kommt er in schwere Eisen, ist das ein Lug der Sykophanten?"

„Ja wohl ist es gelogen," dröhnte Händels Baß durchs elende Zimmer, und nun schien es, als komme er aus seiner eisernen Ruhe; aber es schien nur so, und er ward sogleich wieder Meister seiner selbst. „Kein Heiligenbild ist zerstört worden, seit ich Richter bin," sagte er kalt. „Nur aus Gaststuben und Schulstuben wurden sie entfernt, weil sie die ewige Ursach von Streit und Hader waren; in den Kirchen, wohin sie gehören, kann sie finden, wer ohne sie nit beten kann. Die Handlung erschwere ich keinem Katholiken, in Eisen gelegt wurde umb Verbalinjurien noch kein Mann in Steyr. Das ist die Wahrheit, Herr Heller. Wer anders sagt, lügt."

„Wer anders sagt als Ihr, lügt immer, natürlichen!" wiederholte, das Gespenst eines ironischen Lachens um die fahlen Lippen, der Abt.

Der junge Händel hatte unterweils mit zornig fiebernden Fingern sein Bandelier auf- und zugehakt und dem Abt wütende Blicke zugeschossen. Jetzt trat er bis dicht an dessen Krankenstuhl heran und rief:

„Herr, Ihr seid ein kranker Mann. Wenn Ihr gesund wäret, so wollte ich Euch ausfordern: beweist, bevor Ihr verleumdet! Wenn mein edler Vater sollte jeden Lästerer, der seine Zunge an ihm zerreißt, in Eisen legen, die Schmied hätten gute Zeiten. Dann stünde aber auch dieser Herr da, den Ihr den guten München nennt, nicht mehr auf der Kanzel! Dann läg die Menschin, die meinen Vater an seinem Wahltag vom Fenster herunter gelästert, im Wasserturm; aber mein Vater ist gütig wie Gott der Herr."

„Was vor ein Menschin?" fragte Albert aufmerksam.

„Nun eine von Admont, Klosterpächter sollens sein, mehr weiß ich nit, ich setze keinen Fuß in die Pestilenzgassen, sunst gings der Menschin wie weiland Frauen Jezabel."

Albert neigte sich zum Abt, erklärte diesem: „Er spricht von der Schwertnerischen, Herr" — und frohlockte zugleich in seiner Seele: Jezabel nennt er sie, der jung Drach, gel Maidlein, das tät dich schmerzen, wüßtest du's. Und seine Blick wie die Messer, die täten dir Angst machen, han? Die vom Fenster gerufen, wir hörten ia davon; das wareſt also auch du, du meine kleine Stephana hast als erste in Steyr dem Händel die Wahrheit gesagt. Heldenbluet, Heldenbluet!

Der Abt lag im Stuhle und krampfte betend seine Hände zusammen. Er hatte weder auf den Zornausbruch des jungen Händel noch auf die Erklärung Alberts geachtet. In seiner erlöschenden Seele ist nur ein Gedanke, ein Bild: Kern, der einst Gottes war — ein unsriger Profeß — der Höll verfallen — in den Klauen der Prediger — und wehe — in den Armen einer Schanddirne — und du sein weiland geistlicher Vater kannst ihn nit retten, denn der Ketzer ist hart wie Stein.

Die Dirne, ha die! Der Hölle höllischester Titel auf die verlorene Priesterseele! — Wilhelm, der keusche Mann, hat ihren Namen vor den beiden Ketzern bis jetzt nicht über die Lippen zwingen können — aber der Sand verrinnt — die Sense rauscht — die Hölle lauert — und die Seele des Abtrünnigen wird Gott am jüngsten Tage von ihm fordern.

Langsam sprach er, und jetzt sah er völlig gebrochen aus, und er suchte die Worte und fand sie nicht gleich; Todesmarter vor dem Tode ist das, lieber wäre es ihm, mit nackten Füßen über glühende Pflugscharen wandern: „Ihr wollet also den Kern nicht entlassen und meinen letzten Wunsch nit erfüllen; Gott prüft die Herzen und Nieren und weiß, aus welchem Grunde Ihr es tut. . . . Ich will Euch, Herr, nit mehr dringen wegen dieser einen Sache . . ., aber es ist noch eine andere . . ., Kern ist nit allein . . . Umb Jesu Christi willen! Treibet, wenn nicht den Kern, so doch wenigstens die Dirne aus, die er mit sich herumzieht und die, ich will glauben ohne Euer Wissen, im Prädikantenhause bei ihm wohnt. Macht diesem allerschwersten Ärgernis ein Ende. Denkt Ihr nit an das ewige Heil des armen Sünders, dessen Verderben dieses Schandweib ist, so denket an die ehrlichen Frauen von Steyr — an die Eure! Ihr seid Richter, Ihr seid Mann! Ihr braucht nur den rechten Finger auf ein Gesetz zu legen und das unzüchtige Weib muß aus Steyr, ja aus dem Land hinaus."

Das Gemach ward ganz still.

Der Richter sagte langsam und fest, doch sichtlich auch überlegend, während er sprach:

„Herr Abt, Eure Sorge für des Kern ewiges Heil in Ehren. Aber was Ihr begehrt, kann ich Euch nicht zusagen, die Sachen liegen ganz anders, als Ihr glaubt."

„Nicht zusagen," röchelte der Abt. „Das sieht Euch gleich." Er brach in sich zusammen, sein Atem ging kurz und schwach. Plötzlich fuhr er wieder

auf und schrie mit seiner gebrochenen Stimme, die schrecklich zu hören war: „Junger Händel, komb du her."

Der Gerufene kam heran und stand vor dem Abte, und seine schwarzen Augen staunten ruhig den Abt an, den Mann des Todes, der noch schreien kann, wenn andere kaum mehr einen Seufzer über die Lippen bringen.

„Junger Händel, dein Vater will nicht die Dirne austreiben. Du bist ein Kriegsmann in Steyr, höre ich, und hast ein Schwert. Wenn du ein ehrlicher Mann bist, nit einer, der lumpig lebt und zu den bösen Maiden lauft, so zieh dein Schwert aus und treib du die Dirne des Kern davon. Ich bin ein alter Mann, war einmal geacht bei Fürsten und Herren, jetzt bin ich siech; laß einen alten kranken Menschen deine Jugend nit lang bitten, es ist hart genug vor mich."

„Ich kenn die Person nicht," sagte der junge Händel, „wenn sie das ist, was Ihr sagt, so will ich sie heute noch abschaffen, aber eine solche würde mein Vater zuerst nicht in Steyr geduldet haben?" und fragend blickte er diesen an.

Händel, der Richter, sprach mit stolzer Stirne: „Sie ist in Steyr und bleibt in Steyr. Sie ist keine Dirne mehr, wenn sie das je war . . . Sie ist sein Weib, Herr Heller, Insingus hat sie auf des Menschen flehende Bitte und auf meinen Befehl mit ihm getraut. Seid also beruhigt, es gibt kein Ärgernis mehr."

„Sein Weib . . . auf Ewern Befehl —" wiederholte der Abt dumpf. Wie von einer Last, die plötzlich auf ihn fiel, erdrückt, saß er einen Augenblick tief vornüber gebeugt, unbeweglich. Er richtete sich wieder auf und sah den Richter mit seinen blutgeäderten Augen, in denen der letzte heilige Zorn aufflammte, fürchterlich an, und mit letzter Kraft stieß er aus seiner kranken Brust die Blutklage hervor, die alle ringsum erstarren und selbst den Gewaltherrn von Steyr die Farbe wechseln ließ.

„Hastus getan, du Seelenmörder? Hastu den Priester Gottes, heißen Hochzeit halten? Warest du sein Hochzeitsbitter, hastu ihm das unauslöschlich Merkmal mit deinem Teufelsgolde weggebrannt, Händel? Das ist dein letzte Meintat, die ich gesehen habe, ich sterbe, umb vor Gottes Thron zu klagen wider dich. Gott verzeihe mir, daß ich dich in mein heiliges Haus komben ließ. Gott verzeih mir, daß ich mich, der ich Gottes bin, erniedert hab, dich, der du des Teufels bist, zu bitten."

Seine Stimme zerbrach. Es war Blut auf seinen Lippen. Wehklagend rannte der Prior herbei und umfaßte ihn, flehend: „Still, o still, Vater, denkt an Ewer teures Leben."

„Es ist dahin," röchelte der Abt. „Aber der Feind Gottes soll die Wahrheit hören." Und er hob die hagere Totenhand gegen Händel, der, ein nachtschwarzer Umriß, gegen das letzte grüne Licht, das zum Fenster hereindämmerte, unbeweglich mit verschrägten Armen stand.

„Nein, du fürchtest Gott nicht, und wenn du zehnmal die heilige Gerechtigkeit im Munde führst . . . Du hast der Kirche den Tod geschworen, und jede deiner Taten ist ein Dolch wider sie . . . aber wenn auch Heller

ſtirbt . . . und wenn Kern zur Hölle fahrt . . . und Steyr untergeht — Händel! Die Kirche iſt ewig."

„Herr, o Herr, nit ſo, nit ſo!" ſchrie Karl außer ſich. Mit jedem Wort kam Blut über die Lippen des Siechen. Karl ſuchte nach einem Tuch und fand keines, der junge Händel gab ihm das ſeine.

„Großmächtigſter Herr Richter von Steyr, es iſt ſein Schwach- und Krankheit, verzeiht!"

„Karl!" rief Albertus ſchamvoll, „wen bittet Ihr?"

„Ja, bitte ihn umb Verzeihung, weil ich wahr geſprochen hab," murmelte der Abt ſchwach und heiſer. „Ich gehe dahin, aber ihr werdet es erleben . . . Die Hand, die den Apoſtaten ſchützt und dem Prieſter ein Weib gibt . . . ſie wird vom Blut der Heiligen triefen. Dann denket an mich! . . . Wenn die große Verfolgung ſich enthebt . . . und die Prieſter erſchlagen liegen . . . und Jungfrauen in Schande! . . . Wenn er ſeine Larva von ſich tut . . . und euch alle zermalmt mit ſeinen Zähnen . . . Alles dies wird geſchehen, bevor die Bäumb wieder Früchte tragen. Denket an mich."

Händel ſtand hoch aufgerichtet; nur die Hand, mit der er jetzt langſam den Handſchuh überſtreifte, zuckte.

„Heller, das Geſpenſt, das du ſiehſt, wird höchſtens dann Wahrheit, wenn die römiſche Tyrannei aufs neu in Steyr herrſcht. Solange Händel herrſcht, wird kein ungerechtes Blut fließen und keine Unſchuld wird gekränkt werden. — Herr Prior," ſagte er dann, „warumb bringt Ihr den Mann nicht zu Bette, er iſt übel auf und redet irr."

„Vater," flüſterte der Prior bebend, bog ein Knie vor dem Kranken, zugleich deſſen Hand erfaſſend. „Wir wollen Euch zu Bett bringen, wenn es Euch recht iſt? — Jesu Domine!" ſchrie er entſetzt auf. „Er ſtirbt, er ſtirbt!" Der Kranke war plötzlich halb vom Stuhl geſunken und hing ſchwer wie Blei über Karls Schulter hin, der vor ihm auf den Knien lag. Man hörte ihn aber noch vernehmbar ſagen: „Jesu dimitte . . . miserere et ei . . . non super stratum . . . sed in umo[1])."

Pater Cyrill lief nach der Sterbekerze. Wie ein irrer Vogel ſchwankte ihr Strahl durchs ſchwarze Zimmer.

Der Krankenfrater rief an der Tür mit geller Angſtſtimme den Armarius an, der vor der Tür harrte:

„Glöckel läuten, der gnädig Herr iſt in extremis! Bringet ihm das Sakrament!" Und faſt alsbald begann die dünne Stimme der Primglocke durchdringend zu klagen, und im ſtillen Kloſter rauſcht ein Lärm auf wie in einer vom Schlaf erwachten Totenſtatt.

Albertus trat zur Feuerſtelle und nahm von der erkalteten Aſche und warf ſie auf den Boden und unterfaßte den Sterbenden, wobei ihm auf ſeinen Wink Cyrill half, und beide legten den lebloſen Körper auf die Aſche. Es raſſelte dumpf die Bußkette, die der ſterbende Mann unter ſeinem elenden Habit umgürtet trug.

[1]) Mönchslatein, = humo.

Albertus hielt das Silberhaupt des Scheidenden im Schoß und betete das Kredo, und als er betete: et unam sanctam catholicam, kam aus der Asche ein zerbrochenes Lallen „Sanctam", und die Brust des Abtes ging noch einmal hoch und brach ein — seine hageren Glieder streckten sich unter dem Cilicium — der Abt Wilhelm, der Mann des Streites und des Gebetes, war nicht mehr.

Der Stadtrichter hatte sich, als er des Abtes Ende nahen sah, ins Nebengemach zurückgezogen und winkte seinem Sohn, gleich ihm zu tun. Dem ging der Prior nach und reichte ihm, einen Dank stammelnd, das mit des Abtes letztem Lebensblut gefärbte Tuch. Der junge Kriegsmann wies es zurück, ohne es mit seiner vornehmen Hand zu berühren, und sprach laut im Ton des Grauens und Abscheus:

„Es ist unerhört, daß man zu seinem Ende den alten Mann noch so martert. Ein Bettler in meines Vaters Spital hat's besser. Gebt ihm doch wenigstens ein Kissen! Das ist eine schöne Religion."

Albertus, der das Haupt des Abtes im Schoße hielt, und dies hörte, unterbrach sich im Gebet und rief: „Stadtleutnant Händel, wenn Ihr einmal sterbt wie dieser heilige Mann, Ihr könntet Gott loben. Auch Christus starb ohne Kissen."

„Ja, den hatten sie gekreuzigt, wußten aber nit, was sie taten," erwiderte zornmütig der junge Händel, und klirrend schritt er hinaus ins Vorgemach.

Hier stand sein Vater still mit untergeschlagenen Armen im Dunkel und sah sinnenden Blickes in das Sterbezimmer, das jetzt Mönche mit Lichtern, bleiche Novizen und gebeugte Senioren, vom Gange hereindringend, füllten. Wie viele Wasser rauschte ihr dumpfes Psalmodieren.

„Inclina Domine. Praesta Domine. Verba mea. Absolve Domine." Doch keiner weinte. Sie hatten alle die Kapuze tief übergezogen. Einer schwang das Rauchfaß, und weiße Lichtwolken stiegen in dem Elendzimmer empor, daß es plötzlich eine Katakombe schien, wo verfolgte Christen ihr Opfer feierten.

Des Richters Blicke aber sahen das alles nicht, sondern hafteten unbeweglich an dem Toten; sein Sohn trat neben ihn und fragte halblaut: „Reuten wir?", bekam aber keine Antwort. Tiefe Gedanken bewegten des Gewaltigen Brust.

Hier lag vor ihm, ein Riesenbild aus Holz verdorrter Zedern, ein Wüstenvater der Thebais, der strenge Abt, den die Mönche ihren Heiligen nannten, der Streiter, der bis aufs Blut für seine Kirche und seinen Glauben und sein Steyr, wie er es nennt, gegen die evangelischen Schwerter stand, bis zum letzten Hauche.

Der kampfstarke Mann, er lag nun im Frieden, wie ein Held auf dem Schild, auf dieser Asche, die seiner Kirche ein Zeichen ist. „Für eine abgestorbene Form des Glaubens, für eine entsinkende Welt hat er gelebt. Sie bricht unter ihm zusammen, und anbricht die Zeit des neuen Glaubens, dessen Panier ich trage, die nicht die Sterbenden auf Asche und die Lebenden auf

Dornen wälzt, die nicht den Mann heißt, um Christi willen ohne Weib und Kind in der Einsamkeit verschmachten, noch das Weib, die holde Mutterschaft, zu der Gott sie schuf, für düstere Visionen hinzugeben; sondern die Menschen Menschen sein lassen, reine, aber freie und glückliche, in Kraft eines besseren Christus, als es der verwundete und gegeißelte dieser Einsiedler ist."

Solche Gedanken dachte Händel, indes der dumpfe Chor der Mönche, armer Kuttenmänner, um ihn wuchs und verhallte. Dann atmete er tief auf und schnallte sein Schwert fest: der Feind ist tot. — Friede der Asche des Unfriedlichen. Sein Tod kam zurecht und ersparte es uns, über den Lebenden mit hartem Fuß hinwegzuschreiten.

„Komm," sprach Händel zu seinem Sohn, „wir reuten."

Vom Fenster rief er in den schwarzen Hof, wo Lichter herumliefen; Halpartierer mit Fackeln kamen in die Stube, und von ihnen umringt, verließ der Richter mit seinem Sohne das Totenhaus. Hohle und düstere und angsthafte Blicke der Mönche folgten ihm, und der Prior kam zu ihm und bat ihn, bitterer Worte nit zu gedenken.

Als Händel, der Herr von Steyr, durch den Kreuzgang schritt, sah er beim Glanz der Fackeln scharf herum und musterte Stiegen und Türen und die mächtigen gotischen Wölbungen des Gebäudes sehr genau. „Er ist dahin," sagte er. „Wer wird jetzt kommen? Wie lange wird dies Haus noch arme Betrogene seines Schlages herbergen? — Es ist eine gute Anlag eines Hauses, nur ganz verlottert . . . Die jesuitische Partei hat in Grätz mit geborgten Kapitalien die Jesuitenuniversität zustande gebracht. Warumb sollten wir in Steyr nicht eine evangelische gründen? Dies Haus wär sehr geeignet dazu?"

Der junge Kriegsmann Händel fragte: „Vater, werdet Ihr den Kern in Steyr fürder halten, ich mag ihn nicht mit seinem falschen Gesicht; er hat Augen wie ein Reptil; und es verdrießt mich schwer, daß Euch dieser alte Priester umb seinetwegen geschmäht hat."

Der Vater erwiderte: „Du bist zu jung, um zu verstehen, was Elend ist. Sein vieles Elend hat sein Gesicht verheert, aber ich hab keinen Erweis, daß er schlecht oder falsch wäre. Mensch ist Mensch; der Arme, der drin liegt, der mich ob einer Tat der Menschlichkeit schmähte — hat das nicht gewußt oder wer weiß? Vielleicht wußte er es zu gut."

— —

Drinnen sangen die Priester das „Deus venerant gentes", und ihrer zwei wuschen, wie die Vorschrift war, den Leichnam des Verblichenen. Albertus aber hielt das uralte, gegossene Waschbecken, darin der Paradiesbaum und die ersten Eltern zu sehen sind. Albertus sah innig betend und in Ehrfurcht den Leib der Entsagung an, der tiefe Male der Bußgeißel trug, der nichts vom Weib und nichts von Zärtlichkeit und Weichheit wußte, sondern den königlichen Weg der Verachtung alles Fleisches geschritten war, und dessen einzige und süßeste Lust es gewesen, für irre Seelen sich müdzulaufen und krankzuarbeiten. Und das ist der Weg und die Nachfolge Jesu Christi von Ewigkeit zu Ewigkeit; blutig sind die Fußstapfen dessen, der da sagte: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach."

Und Albertus reichte, als sie den Toten priesterlich bekleideten, seinen Brüdern ein Stück um das andere, die Cuculla, das Pallium und zuletzt die Schuhe, und keine Rührung erweichte sein ernstes Gesicht. Doch bevor die Kleriker den Sarg herbeibrachten, neigte er sein Angesicht auf die Hände des Toten, die über dessen riesiger Brust gekreuzt lagen, und küßte sie. Und ein Schmerz zog durch seine Seele, daß ein so treuer Vater hatte sterben müssen, ohne das Kind seiner Tränen, das war Steyr, retten zu können. Und den Mund auf diese welken Hände gepreßt, die in den letzten Tagen, unablässig betend, einander umfaßt hatten, schwor der junge Priester einen Eid, sein Blut für die Rettung Steyrs zu geben, nach dem Beispiel des Vaters, dessen Herz um Steyr gebrochen war. Und Gedanken und Pläne tauchen wie Lichter in der Nacht in seiner Seele auf; aber sieh, da war es ihm, als hörte er des Abtes letztes Wort „sanctam!" wehmütig klingen, und plötzlich stand neben dem Abt eine betende Jungfrau. Diese, schien ihm der tote Vater mit seinen verwelkten Lippen zu flüstern, ist die Heilige, und diese wird siegen, nicht du . . .

Der junge Mönch fuhr mit der Hand an die Stirn, sah um sich wie ein Traumwandler. — Es war keine Jungfrau da, und der Abt lag, von Weihrauch umwebt, stumm und feierlich in seiner Cuculla und mit dem Pallium, und blasse Hände nahmen ihn unter den Händen Alberts weg und betteten ihn in den Sarg.

VI.

Der müde Leib des Abtes Heller ruhte in der Stiftsgruft; ein weißer Stein, darein er schon zu Lebzeiten seine Grabschrift hatte meißeln lassen, deckte ihn. Die Exequien waren vorüber, die Äbte von Kremsmünster, Göttweig, Seitenstetten, Baumgarten und Gleink hatten die fünf Absolutionen gehalten, und Herr Christoph Lochnerus, Pfarrer zu Losenstein, die Leichenpredigt.

Der Prior Karl war zum Vikar vom Konventkapitel erkoren worden. Der Reverendissimus von Kremsmünster aber sollte als geistlicher Ordinarius die Oberaufsicht über den Konvent und all seine Angelegenheiten führen, bis die Neuwahl würde erfolgt sein.

Als Karl seine Stelle antrat, sprach er zu seinen Konventbrüdern wohlgesetzte und verständige Worte.

„Unser Vater ist tot," sagte er, „aber wir wollen seinen Geist unter uns in Treuen pflegen. Nämlich den Geist der Frömmigkeit und lautern Reinigkeit, welche seine Zier im Leben und im Sterben waren. Unser Vater war ein Feuergeist, und ihr wisset, mit welch wunderbarem, großem Gemüte er sich für den wahren Glauben abgemüht und wider dessen hochmögende Feinde zur Wehr gesetzt hat. Wir wollen den seligen Vater auch dieserhalben ehren, aber andere Zeiten, andere Sitten. Unser Vater war alt, und das Alter siehet die Dinge meist dunkler und düsterer, als sie sind. Dahero auch der Apostel sagt: Diese Tage gefallen mir nicht. Es scheinet uns für die künftige Zeit, da doch die Neugläuberpartei in Steyr jetzt keine Gewalt wider uns übt,

beſſer, friedlich mit ihnen zu leben, als vor lauter Abwehr der Gewalt, die nicht da iſt, eine ſolche gewaltſam heraufzubeſchwören. Den Teufel nämlich ſoll man nicht an die Wand malen, ſunſt, obwohl er ein Geiſt und mit Ketten an die Finſterniſſe gebunden iſt, iſt er plötzlich unter uns.

„Wer gut iſt, iſt nit gut deswegen, weil er katholiſch iſt, ſundern weil er das tut, was gut iſt. Auch die blinden Heiden und die Neuglauber, wann ſie ohne ihre Schuld im Irrſal ſeind, können guete Werk tun. Warumb alſo ſollen wir ſie befehden, wenn ſie uns Frieden halten.

„Der Kaiſer, wenn er gegen den Türken kriegt, braucht auch beede, proteſtantiſch und katholiſche Ritter. Gewiß aber iſt es des Teufels Werk, daß umb dieſer Frage willen, ob wir nämlich mit denen Proteſtanten friedfertig leben und gemeiner Stadt Wohlfahrt handeln können, Streit und Zwietracht in unſre eigenen Reihen komben iſt. Unſer Vater hat das nit verſchuldt, ſundern es waren andre, welche ich ſehr wohl kenne, aber nicht nenne, die das Feuer angeblaſen haben. Aber auch dieſen wie allen andern meinen Brüdern entbiete ich ohne Groll zum Antritt meines ſchweren Amtes, unter deſſen Bürde ich erſeufze, und das ich gern jedem andern zu jeder Stund abtreten wollte, meinen Grueß: ‚Den Frieden ſchenk ich Euch, der Friede ſei mit Euch, bewahret ihn, wie man Koſtbarkeiten verwahrt, und verliert ihn nicht.‘“

Nachdem der Prior, der nun Abtvikar hieß, dieſe Rede im Kapitelſaal geſprochen hatte, kamen viele der Brüder zu ihm, beugten das Knie vor ihm und ſagten, ſie hätten noch nie eine ſo herrliche Concionem gehört. (Obſchon einigen erinnerte, daß im Oktober ein andrer auch geſagt habe, ich bringe den Frieden.) Albertus und die wenigen Brüder, die zu ihm hielten, ſtanden ſchweigend abſeits. Da trat der Prior zu ihm und ſprach: „Nun Albert! Euch hat der ſelige Vater uns ja ganz beſonders in ſeinem geiſtlichen Teſtament anbefohlen, und wir haben ſeine Worte in unſerm Herzen bewahrt. Ich hoffe, Ihr werdet nicht der einzige ſein, der auf meinen Friedensgruß kein Amen zuſammenbringt.“

Albertus ſprach: „Herr, habt Ihr wirklich unſeres Vaters Worte im Herzen bewahrt, mich erfreut dies; unſeres Toten letztes Wort, als ihm Händel den letzten Stich ins Herz verſetzte, klang aber ganz anders, als was wir heute von Euch hörten.“

„Unſer Vater war alt, und er hat ſchwer gefiebert. Ich merke nichts von der Verfolgung, die er in ſeinem wandernden Geiſt uns vorhergeſagt,“ lächelte der Abtvikar.

„Die Bäume haben noch nicht getragen,“ ſprach Albertus ruhig. „Ob ſeine Prophezie wirklich eintrifft oder nicht; dieſes, Herr, bleibt beſtehen, daß Jeſus ſagte: ‚Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich. Und zweenen Herrn kann man nit dienen. Entweder Chriſtus oder Belial.‘“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ fragte der Abtvikar. „Dieſer Text iſt vom Himmel heruntergeholt. Daß Ihr Schriftſtellen genug wiſſet, umb Eure Red damit aufzuputzen, glaub ich Euch gewiß, mein lieber Albertus: aber die Hauptſach bleibt, daß man ſie richtig verwertet.“

Denselben Tag schrieb Karl, im traurigen Sterbezimmer des Abtes sitzend, einige Briefe, sich in seiner neuen Würde vorzustellen, an den Landeshauptmann Wolkersdorf, an den Vizedom zu Linz, Gienger, und an Joachim Händel, den Richter von Steyr. Während er dem letztgenannten auf dem feinsten Papier mit sieben Täubchen als Wasserzeichen schrieb und sein schönstes Latein nicht ohne Zuziehung einiger Autoren, die neben ihm aufgeschlagen lagen, entfaltete, um das Wohlwollen des gewaltigen Mannes für sich und seine Brüder zu erringen, schweiften wiederholt seine Blicke durch das elende Gemach, und er gedachte, wie Händel vor wenig Tagen dreizehnhundert Pfund Pfennig, die für Bluembelhueberſche Jagdmesser aus Frankreich kommen waren, der Schule gewidmet hatte, um Betten, Tisch, Gestühl, Karten, Tafeln, alles neu, einschaffen zu lassen. Oh, Jesus, wie könnte doch das Kloster so eine Munifizenz brauchen! Die Novizen lagen ja auf Stroh, wie zu Elias Krachamers Zeiten. Die Betten brachen zusammen! Und wie sah es hier in der Prälatur aus! Zum Schrecken! Es war nicht zu schlafen in der Nacht, so wackelten die Fenster und ging die Luft durch und durch! Wenn nun wirklich das Amt, das schwere, ihm, Karl, definitiv übertragen würde, er müßte doch an eine anständige Prälatenwohnung denken. Das war kein Hausen da! Und alle Geldkassen waren leer! Und Händel hatte Millionen.

Das unterdienstliche Schreiben Pater Karls wurde dem Richter im Montagsrate übergeben. Er las es und lachte.

„Es soll mich freuen, wann er Frieden hält, und mit Grazie aus der Not eine Tugend macht," sprach er. „Was will er aber sonst von mir, daß er so katzenfreundlich tut? Glaubt er, für seine süßen Wort werd ich ihm sein alt Rabennest neu dotieren und mit Balken aus Zedernholz befestigen? Nein, Herr Karl, dies geschieht von mir aus nicht, bevor die Raben ausgeflogen sind. Da, lest es," sprach er verachtend zum Madlseter, „der alte Abt war doch ein Mann, das ist eine Larve. Lest, wie er mir mit Lob aufwartet, das er aus Cicero abgeschrieben hat. Der Wilhelm ist zur rechten Zeit gestorben; auf den Karl kann die katholische Kirche bei Gottes heiligem Blut keine silbernen Bollwerke bauen."

Er dankte, der Form zu genügen, dem Abtvikar mit ein paar kalten Zeilen für den Birettbrief.

Der Vikar, der eine große und gnädige Antwort erwartet und sich schon vorgenommen hatte, sie den Konventualen in plenum vorzulesen als eine heilsame Lehre für Albert, ward nun sehr enttäuscht und verstimmt. Er spintisierte, was denn die Schuld war, daß der Richter die ihm erwiesene Zuvorkommenheit so ganz und gar nicht schätzte? Und kam zum Schluß: Albert, nur Albert ist schuld. Hatte der nicht zu Heiligen Dreikönig in der Kirche zu Steyr wieder öffentlich gesagt: Herodes sei mit den Königen ins Gesicht edel und gerecht gewesen, aber im Herzen habe er den Mord getragen; man solle schönen Worten nicht trauen; manch einer rede schöner als Jesus Sirach, doch seine Taten seien denen des Herodes gleich. Nun, wenn solche Injurien in Steyr auf der Kanzel fallen, und zwaren Sonntag für Sonntag, ist es dann ein Wunder, wenn der Richter von uns nichts wissen will?

Es war nach dem Mittagstisch der Brüder. Karl hatte wenig gegessen und nichts getrunken, so sehr war er voll Ärgers. Er wartete im winterdunklen Eßsaal, bis die Brüder paarweise hinausgegangen waren, dann rief er Albertus, den er während der ganzen Dauer der Tafel mit feindlichen Blicken beobachtet hatte, zurück und fragte ihn:

„Von was vor einem Tyrann hast du in deiner Theophania-Predigt gesprochen?"

Albert sah ihn groß an und erwiderte: „Vom Herodes."

„Wahrhaftig? Non est mendacium, sed mysterium. Du hast noch einen andern gemeint."

„Alle, die ihm gleichen!" rief Albert, seine reine und stolze Stirn erhebend, „zuvörderst den Händel."

„Also. Schön. Schon wieder geschändet[1]). Nun, Albert, ich will dir es im guten sagen. Von heunt hat das ein End. Ich sage dir, ich dulde es nimmer, daß einer von uns den Frieden so lang beharrlich stört, bis Händel wider unser Kloster ein Aufhebungsdekret aus Wien erwirkt. Grund dafür hätt er schon lange."

„Reverende Pater," sprach Albert, „ob Grund, ob nicht; es war ein Heiliger in diesem Haus, der befahl mir, mit der Waffe des Wortes, der letzten, die wir haben, wider die Feind der Kirche zu streiten. Ich folge seinem Befehl."

„Schiebe nicht ihn vor, du Querulantenseel, der du keine Freud kennst als Streiten. Dich peinigt der Teufel, daß du andre peinigst. Unsers Vaters Geisteskräft waren geschwächt, muß ich dir es wiederholen? Wo ist der Greul der Verwüstung? Wo ist das Ende der Welt und der Antichrist, die er uns verhieß? Es ist nichts damit, du aber baust Burgen auf die Worte eines irren Kranken."

„Der Greuel beginnt, und Ihr seht es nicht!" gab Albertus mit flammenden Augen zurück, „oder seid Ihr blind? Die Margareta-Kapellen neben unsrer Kirche, in der wir die armen landfremden und mit Gewalt vom Leben geschiedenen katholischen Christen aufbahrten, hat Händel vorgestern sperren lassen, und der Schlüssel ist am Kämmereramt! Der vierte Tabernakel von Steyr ist geschändet! Ist das nit Gewalt, merkt Ihr nit den Bösen? Veit Katt alias Felis, der Prädikant von Linz, den Händel persönlich nach Steyr geladen, wirft alle Sonntag Lug über Lugen von der Kanzel ins Volk, schmäht wider unsere heiligsten Glaubensgeheimnis, wider Maria, das heilige Sakrament des Altars und die heilige Messe, verleumt den Nachfolger Christi auf Petri Stuhl, und das soll nicht Greuel sein! Veit Felis hat drei katholische Freylen, die nit wollten, doch die Gerhaben[2]) betrogen sie, mit lutherischen Patriziern zusammengegeben; und drei sterbende Katholiken lutherisch kommuniziert, ist das nit Gewalt und Freveltat? Dies aber ist Händels Werk, oder wenigstens geschieht es mit seiner Gutheißung."

[1]) gescholten, geschimpft.
[2]) Vormünder.

„Es ist ja dies alles sehr betrübend," sprach der Vikar. „Wie weit es Händels Werk ist, darüber wäre zu reden . . . Händel ist bei weitem kein Tyrann, er ist nur klug und benützt die für ihn gar günstigen, leider durch uns geschaffenen Konjunkturen in Steyr. Wenn nicht du in deinen Predigten immer Händels Glauben geschmäht hättest, er hätte keinen Grund gehabt, den besten Prädikanten von Linz für Gegenpredigten herzuberufen. Albert, merke auf meine Worte; wenn wirklich einmal ganz Steyr abfällt, so hat nicht Händel, sondern die unfriedsamen Schänder haben das Unheil verschuldt, in erster Linie du."

„So sprach Händel, als er mich vor unserm sterbenden Vater einen Sykophanten nannte," gab Albertus ruhig, aber mit Glut stolzer Scham auf den Wangen, zurück. „Händel ist nicht Tyrann, nein. Er zog das Schwert bis jetzt nicht, er legte uns nur den Strick umb den Hals. Gott ist mein Zeuge, ich habe nicht aus Haß wider die Person des Händel, sondern aus Erbarmen mit Steyr auf der Kanzel die Wahrheit über die neue Lehre und ihren Schirmherrn in Steyr gesagt. Bei Gott, Herr! Nicht von meinen Predigten kommt das Verderben! Ich konnte es nur leider nicht mehr aufhalten. Das Verderben kamb, weil der Kampf wider den Mann der Bosheit hier viel zu spät und mit nit zureichenden geistlichen Kräften geführt worden ist."

„O sapientia! Nun ist es ja klar, nur Albertus ist ein Prediger von Gott begnadet, wir alle andern habend Stroh im Kopf. Nein, rede nichts mehr, ich will nichts mehr hören. Aber das laß dir sagen, wenn du auch ein großer Prediger und Beichtiger vor dem Herrn bist, die heilige Regel hastu nicht gelernt." Hier ließ der Prior die Hände in den Ärmeln verschwinden und, seinen Ingrimm meisternd, zitierte er mit Salbung aus dem Librum monasticae rectitudinis:

„Sit tacitus humilis, mitissimus atque benignus,
Sit patiens, obediens, sobrius atque pius.

Den mitissimus hastu vergessen, den benignus hastu nie besessen, bleibt der obediens, diesen heischt der Orden unter Todsünd von dir; gehorchen wirst du, oder ich rufe dich vor den Konvent, da zu stehen im Hemd und discalciatus, und gebe dir die Strafe, sicut in regula scriptum est."

Albert saß in seiner kahlen Zelle, und Kummer, Entrüstung und nagende Zweifel warfen hohe Wogen in seiner geraden Mannesseele.

Der vor Gott sein Oberer ist, verbietet ihm sein heiliges Amt. Ja, straft ihn, weil er seine priesterliche Pflicht erfüllte. Treibt den nicht der Satan an? Mußt du denn in diesem Stück, wo das Unrecht des Obern offen liegt, ihm gehorchen? Und Gott und deinem Gewissen und dem Mahnwort des toten heiligen Abtes untreu werden?

Er faltete die Hände um sein Brevier, und seine dunkel unterlaufenen verwachten Augen wanderten an der schlechten Wand, in die Mauerfraß große Löcher gefressen hatte, entlang zum Bild der Wilbirg. Mit zarter Vaterliebe hat der Abt es ihm in die Zelle gestiftet. Wilbirg stirbt umb

ihrer Jungfräulichkeit willen. So ſtark iſt ein Weib. Und du, ein Mann, fürchteſt die leeren Worte eines andern Mannes?

Leere Worte — und doch nicht leer. Ja, das Diſtichon, das der Vikar ihm wie ein Magiſter dem Schulbuben weiſe fürſagte, es iſt und ſagt die Wahrheit. — Der Gehorſam iſt die ſchönſte Blüte und Frucht des geiſtlichen Lebens, und ein geiſtlicher Menſch ohne Gehorſam iſt dem geiſtlichen Tode nahe. —

Wie ging es mit Luther? Du weißt es aus Scherers Pallio haereticorum gar gut! Mit Ungehorſam fing ſein geiſtliches Unglück an.

Iſt es Sünd, was der Vikar begehrt? Nein. Wenn du den Gehorſam brichſt, Mönch, ſo biſt du alſo ſchwer ſchuldbar. Aber wie, wenn du nun gehorchſt und, ein ſtumber Hund, das arme Steyr vollends in Apoſtaſie und Unglauben verſinken läſſeſt?

Mönch, es gibt fremde Sünden und Sünden wider den Heiligen Geiſt, die weder hier noch dort vergeben werden.

Da befiel eine Bangnis den einſamen Mann, als taumle er mit verbundenen Augen einem Abgrund zu. Er wußte ſich keinen Rat. Er lehnte ſein Haupt mit geſchloſſenen Augen unter das Bild der Wilbirg hin und bat aus kummerſchwerer Seele den heiligen Abt Wilhelm um ein Zeichen, wie für ihn zu befahren wäre.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Indem ging unten die Pfortenglocke. Über ein kleines wurde an Alberts Zelle geklopft und ein ſchmaler, blonder Mann erſchien an der Schwelle. Albertus erkannte ſogleich Lindner, den Schulmeiſter von der katholiſchen Bergſchule zu Steyr. Mit ehrfürchtigem Gruße vor ihn tretend, ſprach der Mann:

„Benedicite! Laudetur Jesu et Maria! Hochwürden wollen es mir nit vor übel haben, daß ich Ihren heiligen Frieden ſtör. Aber ich kombe mit den Annalen. Wollt Hochwürden ſelbige dem Herrn Prior übergeben; ich konnt nit fürkommen, quia Dominus sanguinem minuere vult[1]), und konnt mich nit entfangen. Aber ich wollte die Arbeit nit mehr heimbtragen. Hier iſt ſie."

Der Mann nahm aus ſeinem dünnen Wolfpelzlein ein Schriftenbündel, tat es auseinander und legte es auf Albertus' Betpult, da Tiſch keiner in der Kammer war.

Albertus hatte den Gaſt mit Benedicite begrüßt, ſah die ausgelegte Schrift flüchtig an und ſprach dann:

„Man wird Euch Eure Gratifikation, Herr, heute leider nit geben kinnen, denn in der letzten Zeit hatte Pater Karl ſehr viel Auslagen. — Es iſt mir leid."

Für die Annalen, die Lindner im Auftrag des Kloſters, in deſſen Gehorſam er und die ganze Bergſchule ſtehen, ſchreibt, gibt es ſonſt einen drei Dukaten ſchweren goldenen Abſchlag eines Talers als Entgelt; aber geſtern ſprach Karl, wenn er kommt, verleugne ich mich, es iſt kein Geld im Kaſten.

[1]) Weil der Herr zur Ader laſſen will.

„Ich bin auch nit derwegen hier," wehrte Lindner ab, „ich möcht nur Ewer Urteil, Hochwürdiger Herr, über mein schwache Arbeit hören." — Sacht ließ er seine Hand über das Manuskript gleiten, als streichle er seinem Lieblingsschüler das geschneckelte Haar.

„Der Reverendissimus in Christo hochseliger hat dies allzeit gepflogen, meine schwache Arbeit anzuschauen und mir zu sagen: ‚Lindner, es ist fein kalligraphiert' oder: ‚Lindner, es ist geschmiert; Lindner, es ist guet konzipiert' oder: ‚Lindner, es ist ein Stiefel'."

Albertus nahm das Heft in die Hand, blätterte hastig, damit nur der Mann bald gehe. Es war wunderschön in schwungvoller Fraktur gemalt; das Latein war weniger schwungvoll. Lindner stand hinter dem Mönche und las mit, während jener die Blätter wandte.

„Da geht's durcheinander, was?" angelte er nach einem Lobeswort des landberühmten Redners, dessen eifriger Hörer und Anhänger er ist. „Euer Hochwürden müessen aber bedenken, daß i bei Tag kein Eichtl Zeit han. Ich habe jetzo zweiundzwanzig Kinder in zween classis und namittag kumben etlich große Purschen und Weibspilder — sprech i Jungfrawen — das Schreiben lernen, und damit gehet der ganz Tag hin. Die Annalen schreib i nachtschlafender Zeit. — I siech auch schon lauter Vögerln vor die Augen vor lauter Schreiberei. Sapperlott, da sitzt eins am Papier. — Sunst aber ist nit viel los gewest dies Jahr; ej, was wird der Herr von meiner latinitatem sagen — die ist wohl eine arme Urschula . . .

„Christophorus Puchler vir catholissimus alias pellio — ist das guet? — sepultus est. Inter haereticos vixit constans — das ist wirklich wahr, und 10. februar sponsalia Stephani Wepelii cum vidua Raphaelis Schellhorn celebratae sunt —

„17 martii famosus latro Wolfgangus ad supplicium ductus est. Sabbato palmarum plurimi sacram communionem perceperunt . . .

„Das mueß man heuntigs Tags in Steyr schon im Kalender rot anschreiben wie einen famosen Rauber oder neuchen Komet.

„13. aug. Cataracta caeli per noctem in monte Leichperg dicto, decidens, magna damna in via fecit . . .

„20 octobris Joachim Händelius vir potentissimus sed haereticissimus in iudicem styrensem electus est; calamitas pejor eluvioni . . ."

Albertus hatte, ohne auf Lindners Redefluß hinzuhören, immer flüchtig geblättert, jetzt hielt er inne. „Ja," sagte er mit dumpfer, schmerzvoller Stimme. „Calamitas! So hat der Vater auch gesagt."

„Aber Herr Pater, getröstet Euch —", der Schalk lachte aus Lindners blondem Vagantengesicht.

„Da schauet a weng zwischen dem Unwetter und dem Händel: Dominica prima in mensis septembris concionatus est — quis?!"

Und deutet auf einen Namen, um den mit rosenroter Tinte ein winziges Kranzerl gemalt ist.

„Concionatus est Albertus!" jubelt er bubenmäßig, obwohl er schon ein Junggesell von nahe vierzig ist, und es irrt ihn gar nicht, daß des

heiligen Mannes Gesicht nicht den Schimmer eines Lächelns zeigt. Davor weil er so heilig ist, will er halt sein Lob nit hören, aber er muß, ob er will oder nicht, und der Karl, der ihn so martert, muß es lesen. Ja, ja.

„Et die 16 sept. concionatus est denuo — da sehet, er ist mit grienem Lorbeer gekrönt — et concionatus est vir apostolicus —"

Hier legte Albertus das Heft weg mit einem Ausdruck so zornigen Schmerzes, daß der andere nun doch betreten ward.

„Herr Pater," fragte er, „aber es ist Euch nit recht, was ich geschrieben habe? Es ist die Stimme des Volkes, die habe ich aufgeschrieben, daß man sie in diesem Kloster lese, wo man Euch nit nach Gebühr schätzet, ja einer Euch gar schmählich bedrückt."

„Ich bitt Euch, schweigt," rief Albertus heftig. Müssen, müssen es die Weltleute wissen und bereden, was er im Garstner Kloster für seinen Eifer zu leiden hat? Nie kommt ein Wort über seine Lippen, nie klagt er, denn der Orden geht ihm über alles, und wie der reine Sem deckt er die Blöße seines geistlichen Vaters nicht auf, sondern zu. Aber andere Brüder erzählen alles, und jedesmal trifft es ihn wie ein Schlag, wenn wie jetzt ein Fremder ihm das Unrecht seines Obern zuträgt.

„Hört mit Euern Diskursen auf und streicht das Gewäsche da aus!" Heftig hieb Albert auf das Heft. „Törichteres habt Ihr noch nie geschrieben."

„Das ist nit wahr!" stieg nun auch Lindner. „Schweigen, jo? Schweigen tuar i eh," lärmte er und vergaß sein schönes Lehrerdeutsch und wurde vor Aufregung immer steyrischer, „über das Sacha, was mi nixi angeht. Aber der größte Prediger und Beichtiger von Steyr, Albertus, der geht mi halt ja an und alli Steyrer groß und kloani, und wann i die Katarakt und den Rauber und den Komet und den Händel in die Chronik schreib, und alli Wehtäg, mit denen uns Gott in dem Jahr geschlagen hat, so verschweig i den einzigen Segen nit, denn das wäre Undank gegen Gott, Albertus bleibet in der Chronik, das sag i Euch, Herr. — Wann Ewer Demut buglat[1]) ist, so is do mein Mäul gerad."

„So schreibt, was Ihr wollet," sprach Albert mit bitterem Lachen. „Aber von dem Wunderprediger merkt noch das an, daß seine Predigten nichts genützt haben, und daß die Steyrer nit umb ein Eicht[2]) anders worden sind, seit er auf der Kanzel schändet. Mit diesem Zyklo, den Ihr preist, und der nichts nützte, werde ich übrigens nächsten Sonntag einen Beschluß machen und nur mehr das Evangelium auslegen. Und auch das nicht mehr lang, mein Oberer wird einen Bessern senden." Nur die Bitterkeit, die seine junge, eifervolle Seele ob gescheiterter Hoffnungen erfüllte, und die das einfältige Lob dieses Menschen nur noch brennender macht, entriß dem Mönch dieses Wort, das er in ruhiger Stunde vor einem Fremden nie gesprochen haben würde.

Kaum hatte er gesprochen, so schalt er sich darum; es war zu spät. Wie ein blonder Speiteufel fuhr ihm Lindner völlig ins Gesicht.

[1]) bucklig, verschroben.
[2]) ein wenig.

„Wia!“ schrie er, packte mit seinen mageren Schreiberhänden die fest verschränkten des Mönchs und hielt sie so fest, als fürchte er, daß dieser sich unversehens wegheben und verschwinden könnte. „Ihr nicht mehr predigen, ein anderen predigen, jetzt, wo der Antichrist auf dem Throne sitzt und alles ihn fürchtet außer Euch? Das gibt es nit, da müesset jeder Stein, über den unsere katholischen Eltern in Steyr wandelten, aufschreien, wie Ihr selbsten es einmal gesagt. Wia, Euer Predigen nutzen nichts? Dreißig Kommunion warend diese Weihnachten in Steyr, wißt Ihr, wieviel waren, ehe Ihr nach Steyr predigen kambet? Null von Null gibt Null, ein sehr einfache Raitung. Wißt Ihr, wieviel Frauna im Jahr katholisch sich aussegnen ließen, vor daß Ihr kamt? Null von Null gibt Null; jetzt komben ihrer drei, vier an iadn Sonntag. Soll leicht a Meerwunder gschegen? Soll epper dem Händel sei Lausbua Kapuziner werden? Von Disteln pflückt man keine Trauben, aber ja von den Weinstöcken. Daß die katholische Weinstöck wieder in Saft komben, des sollt Ihr Euch freuen, das ist Ewer Werk.“

„Ja, bei uns geht ein Wein in Saft,“ sagte Albert.

„Ja!!“ replizierte verwegen der Scholaster und schlug auf das Betpult. „I moan, Ihr schaugt Euch außer Ewem cenobio gar nit umb? Das guete Beispiel, so in Steyrdorf geben wird, davon wißt Ihr aber doch? Oder nit? Wo kombt das aber her denn von Euch, dann sie kombt ja zu Euch beichten?“

Albertus richtete sich mit einem Ruck in die Höhe, und seine finsteren Züge drückten plötzlich Spannung aus; doch sprach er kein Wort.

Wer die ist, von der jetzt der Scholaster redet, weiß er wohl.

„Der hochwürdig Herr schaugt mi so an, wia wann er mi nit verstehet; aber i moan er versteht mi schon!“ lächelte der Schulmeister. Es waren mächtige Wolken am Himmel, die hatten eben noch die Zelle verdüstert; aber jetzt schwebte auf einmal ein Lichtschein wie ein güldener Vogel im Zimmer herum.

„I sprich vo der Schwertner Steffi, sie und ihr Muetter, wo das Gasthaus in Wieserfeld habend, die klienern Geschwistrig hab i in der Schul, der Bua hätt a guats Köpfl, aber a Spirifankl[1]), tsch! Das will i sagen, i han viel Gasthäuser gsegen, aber ein soliches no net. Da glaubst dein Täg nit, daß Steyr lutherisch ist, wennst durten ausspeisen gehst. In der Gaststueben: unser Frauen und St. Josefbild inniglich schön zu sehen, trutz dem Händel Verbot schön bekränzt, an aran Sambstag Lichtel davor; die Frau versteht as Geschäft, do feit[2]) si niri nit. Aber ihr Tochter, was die Gäst bedient, Pater, das mueß man sehen und hören, das ist noch ein Liebfrauenbild, benebst dem an der Wand, nur daß das ein stumm ist, das ander redet; nit viel, aber liab, liab und wohlgetan.“

„Das mein ich, sie ist eine frombe Magd,“ sprach Albert. Der Gold-Sonnenvogel huschte in der Mönchenstube funkelnd hin und her, und über die Gänge hörte man Chorknaben laufen und lachen . . .

[1]) kleine Unruhe, Sausewind.

[2]) fehlt.

„Herr Pater, liab und wohlgetan, ich sag nit zu viel! Freilich, sie kann aa harb sein. Wann oana ihr möcht etwan süße Wort machen — sie ist nämlich sehr schön — und fäht[1]) an Schatzal, oder mei Dirndl; umbkehrt sie si, und husch is sie draußt, bevor eins drei zählt. Aber, Herr, wann die Red auf Glaubenssachen kombt, da halt sie stand und spricht sie Euch so fürnehm und so gescheit, als hätt sie die Wort aufarana Goldwagen agwogn."

Albertus schritt langsam im Zimmer herum, die Hände gefalten, und lauschte. Der Schwätzer war mit einem Male ein anderer, ein Bote Gottes geworden. Das Kind der Vorsehung aber, von dem er spricht . . . hast du nichts von ihr gewußt? Hast du nicht in ihre reine Seele schon zweimal tief geschaut? Und dennoch hast du ihr und Gott mißtraut. Albert, schamb dich.

Lindner ward immer eifriger.

„Herr, ein Beispiel. Kombt neuli der Schwödchorer[2]) zum Abendtrunk herein, das is aa so an abgstandener Katholik, a lutherisches Weib, an Haufen Goldfür und nit umb an Kreizer Gottsfurcht und Glauben. Verlangt der Alt a bachens Hienel, es war aber Freitag. Die Steffi sagt ihm ganz ruhig: ‚Herr, heunt is Freitag.' Fäht der Alt zum Schimpfen an auf die Pfaffen, deren Regiment schon lang aus ist, er wär jo aa katholisch, aber umb die Pfaffen und derer Gebot scheret si koa gscheiter Mensch mehr. Die Stephana schaut ihn groß an mit ihre Augen, die schönsten Veigerl seind blaß wider deren Glanz, und spricht: ‚Schimpfen ist leicht, Herr, katholisch leben ist schwerer, aber umb das rühmlicher.'

Der hat kein Mau mehr toan, und Herr Pater, was das schönste is, an aran Sumta geht er jatz in Kirchen . . . Kennt der hochwürdige Herr den Abrahamb, Fleischhauern in Steyrdorf; ist ein Jüd, der hat gesagt, wia daß am Wieserfeld das Gebirg Modin sei, und die Stephana wär ein makkabäische Jungfrau. Ehre wem Ehre gebührt, hat dieser Jüde gesagt, und Ihr, Herr," jetzt ward der Scholaster rhetorisch und schwang die Hände und rollte die Augen fast wild, „wollt es nit gelten lassen, daß Gott Euer Wort gesegnet hat? Die Steffi ist Euer Beichtkind, wir wissend es gar wol. Also giltet das Wort, an den Früchten werdet ihr sie erkennen."

„Wohl giltet es!" rief Albertus und fühlte seine Brust sich weiten und alle Lasten der Kümmernis von seinem Herzen fallen.

„Aber so, wie der Jüd gesagt hat, Lindner, Ehre *wemb Ehre* gebührt. Nicht mir gebührt sie; *ich* habe nichts getan, sundern Gottes Antrieb wirkt hier Großes in einer edlen Seel. Was Stephana tut, das tut sie in Kraft ihres großen und wunderbarlichen Glaubens und ihres fromben Gemüts, glaubt mir, sie hat schon in Admont nit anders gelebt als hier und war schon damals . . . was sie heut ist . . ." Er schwieg, auf seinen Lippen das Wort: eine Heilige.

„Alsdann, Euer Hochwürden," holte Lindner keck aus, „därf i die inkriminierten Passus stehen lassen?"

[1]) fängt. [2]) Name einer Baumeisterfamilie.

„Nein, Ihr sollt nit," sprach Albert, aber freundlich, nicht rauh. „Nun mehr als fürher muß ich begehren, daß Ihr sie tilgt; das Lob gebührt anderen . . . Aber, daß ich von Steyr gehe, oder die Kanzel im Stich lasse, das will ich nit gesagt haben. Sind makkabäische Jungfrauen in Steyr, so muess es auch Eleazar und Judah geben . . ."

Das Goldvöglein flog aus zur Zelle, die blauen Winterschatten wuchsen ringsherum, aus dem Arbeitszimmer, wo Brüder das letze Tisch- und Bettzeug des Klosters auf des Abtvikars Geheiß ausbessern, psalmodierten rauhe Stimmen das Lob der reinsten Jungfrau; die Tabula klingelte, und das Gebet verstummte.

Lindner rief: „Eleazar und Judah, ha, das ist aber jetzt apostolisch. Nun bleibt meine Lobsprüchlein erst recht stehen; scripsi quod scripsi, veritatem meam. — Gelobt sei Jesus und Maria." Damit ging er und ließ seine Rolle, die groß aufgefaltet auf Alberts Betpult lag, zurück.

Als Albert allein in der Zelle war, da war er nimmer traurig, sondern so froh wie am Tage seines Eintrittes in den Orden, seiner frommen Jugend schönstem Tag. Wie eine holde Mutter ihr krankes, verkümmertes Kind, so koste die frohe Botschaft seine wunde Seele. Eine katholische Insul im verlorenen armen Steyr! Eine makkabäische Jungfrau! Ja, der Frühling, ja, der Frühling! Der am Stephanstag seinen ersten holden Botengruß sandte, er rüstet sich, er naht.

Freudig strafften sich des Mönches abgetötete Glieder, und Mut zu heiligen Taten schwellte sein Herz.

Predigen wird er am Sonntag, sein Bestes; und Sünder aufwecken und Herzen bestürmen, Gott will es; predigen, kämpfen für Jesu bis zum letzten Hauch, nimmer wanken!

Und wenn Satan nicht ruht, wenn der Obere ihm die Kanzel verbent, ja, ihm das Meßbuch aus der Hand nimmt, so soll's hin, er wird umb dessentwillen nicht verzagen. Ging nicht, indes er heute zweifelte und murrte, schon aus dem Hause, wo das heilige Kind lebt, Gottes Licht vom Himmel über das arme Steyr aus wie einst aus der Zelle der großen Wilbirg über die Stadt Lorch?

Und wenn die Priester nit mehr predigen, es wird die Jungfrau predigen; und wenn Händel alle Kirchen schließt, so wird ein Wirtsstueben im Wieserfeld die letzte Kirche zu Steyr sein, die den eucharistischen Gott wird herbergen — und ein Kind wird ihn, wie Tarcisius, den Marterchristen bringen . . . ein Kind, eine Blume Christi, eine Braut Christi mit Namen Stephana.

Über ein kleines trat Albertus als der letzte in den düsteren Betcher, wo schon alle Mönche zum Gebet versammelt waren. Der Abtvikar sah ihn stechend an, und obwohl das Gloria des ersten Psalmes noch nicht vorbei war, gebot er mit lauter und harter Stimme: „Eat ante altare ad gradus! Ibi genua flectat! Perstet usque dum absolverit eum prior!" — Die

Brüder flüsterten; Albertus begab sich ohne ein Wort hinaus und vor den Hochaltar und betete dort in ruhiger Sammlung und ohne Bitterkeit, bis er die Erlaubnis, im Chor zu erscheinen, erhielt.

Anderen Tags war Sonntag, und Albertus stand wieder auf der Stadtpfarrkanzel, seine Stirn leuchtete stolz und seine gottbegeisterten Blicke grüßten freudig das Volk. Niemals hatte er so wohl gesprochen als an diesem Tag. Es war das Evangel vom Gastmahl, und er sprach vom eucharistischen Leib des Herrn und nannte diesen Leib die Perle aller Perlen, umb die wir alle unsere Schätze, und seien sie uns lieb wie unser eigenes Herz, hingeben sollen und dafür die Perle erwerben, deren Besitz über Himmel und Erde kostbar sei; er nannte diesen Leib die Sonne aller Sonnen, vor der aller Gestirne Pracht erbleicht; in deren Strahlen alles lebe, und ohne sie sei überall der Tod; er nannte den Leib auch die Liebe aller Liebe, der alle Liebe weichen müsse, die mütterliche und väterliche und schwesterliche und die bräutliche, die zarteste von allen, es gebe keine Liebe außer dieser Liebe, sundern außer ihr sei jede Liebe Moder und böse Lust, doch in der Liebe aller Liebe beschlossen, sei die Liebe vom Mensch zum Menschen gereinigt; königlich und göttlich über alles menschliche Minnen aber sei die Liebe, deren einziges Ziel Jesus im Sakrament, die allerreinste und allergöttlichste Liebe sei.

Sein Antlitz färbte sich rot, und sein Auge funkelte wie ein Stern, als er diese Worte sprach; in der Kirche aber konnte man die Rosenkränze klirren und die Seidentücher der Steyrer Frauen rascheln hören.

„Geliebte," rief der Priester, „noch ist er hier unter uns. Aus zween Stätten ist er schon fortgezogen, auch die dritte ist seit ehegestern entweiht. Doch von diesem letzten Thron unsres ältesten Gotteshaus darf er nicht scheiden. Wenn die Gewalt in diese letzte heilige Statt von Steyr dringt, lasset uns mit unsern Leibern den Altar decken und mit unserem Blut die letzte Hostia rosig färben — ja, lasset uns sterben im Glauben an das allheilige Sakrament, und durch das Schauen seiner Gottheit wird uns beglücken, dem wir, als er noch in Brotsgestalt verborgen war, durch unser Blut Zeugnis gegeben haben." Da hob er die Hände zur schwarzen und rissigen Kirchendecke und fing einen Vers des heiligen Thomas zu beten an, und seine Schreie zitterten in der Wölbung und ließen alle erbeben und in Tränen erschauern; und obwohl fast niemand in der Kirche den lateinischen Vers verstand, so verstanden ihn doch alle durch die Glut des Schmerzes und der Liebe, die aus jedem Worte wie eine langgedämpfte, nun entfesselte Flamme herfürbrach:

Jesu quem velatum nunc adspicio,
Ora fiat illud quod tam sitio,
Ut te revelata cernens facie
Visu sim beatus tuae gloriae.

Die ganze Kirche brach in Schluchzen aus, sogar Widersperger, der Pfarrherr, den der Abtvikar angestellt hatte, auf die Worte des Lärmanten gut acht zu haben, trocknete sich die Augen; und Insingus, der evangelische

Prädikant, der verkleidet in einem Winkel lauschte, murmelte: Armer Mensch, der du so fromm und doch blind bist. Es scheint wirklich, als liebtest du Jesum . . .

Gleich nach der Predigt ging Widersperger, wie verabredet war, nach Garsten und erzählte dem Abtvikar, wie die Predigt gewesen sei. Freimütig bekannte er, es sei wunderwürdig gewesen, und es sei auch ganz ohne Schänden abgegangen. Wirklich, Albert habe es innig schön gemacht. Er habe die Leut aufgefordert, den letzten Tabernakel mit ihrem Leib und Leben zu verteidigen und als Märtyrer der Eucharistie die Hostie mit ihrem Blut zu färben.

Nun hätte sich der Abtvikar freuen können und sollen, daß Albert seinem Befehl gefolgt war und nebstbei schöner denn je gepredigt hatte. Dennoch freute er sich nicht. Der geistliche Neid, dieser Meltau aller Vollkommenheit, lag, ohne daß er selbst es wußte, auf allen Gedanken seines Herzens und vergiftete sie; und kaum war der Pfarrer fort, so rief er Albertus zu sich und fuhr ihn hart an: ob es ihm im Kopfe fehle, daß er schon wieder den Teufel an die Wand gemalt habe? Wollte er die Verfolgung denn mit aller Macht haben? Er fordere ja den Händel völlig heraus, auch die letzte Kirche zu sperren.

Albertus sprach: „So hat Jesu auch mit jedem der Gebote und seinen göttlichen Warnungen die Menschen aufgefordert, zu sündigen?"

„Ah, er vergleicht sich schon mit Jesu! Und das will ein rechter Münch sein, dich hat der Hoffartsteufel schon tüchtig bei der Falten, das laß dir sagen. Wobei ich mich erinnere:

Das Manuskript des Lindner hastu wohl gelesen, dieses Schwachkopf? Und die Blumen darin gesehen? Und legst mir das auf den Tisch? Wenn ich Albert heiße, zerreiß ich diese Sudelei, gib sie aber nicht meinem Obern."

„Ich habe ihm gesagt, es gefällt mir nit," antwortet Albert, dem das Herz emporquoll, daß er kaum ruhig zu reden vermochte, „aber jeder Mensch hat seinen Willen."

„So? Habt Ihr ihm gesagt, es gefällt mir nit," wiederholte mit beißender Ironie der Prior. „Ich meinte, Ihr hättet ihm aus Eurem Pallium von Scherer, das Ihr für die Predigten ausschreibt, die Vignetten für seine Kränzel abzeichnen lassen."

Den Abtvikar drückte das Versprechen, das er dem Abte gegeben hatte, Albertus nicht aus dem Kloster fortzutun, wie ein Alp. Er sann nach, auf welche Art er ihn doch wenigstens für die nächste Zeit los werden könnte, ohne sein dem Toten gegebenes Wort zu verletzen.

Es war der zwanzigste Tag im Jänner, und es stürmte und warf Eis; da rief er den Albertus zu sich und setzte ihm mit erzwungener Freundlichkeit auseinander, wasmaßen das Kloster in großer Not sei. Bei drei Parteien habe man Geld ausstehen, welches nit bald zu bekomben. Es seien drei Novizen schwer krank. Ein Noviz auch solle im Mai nach Gräz zu den Studien fahren, mehr sei der Gnadenaltar in der Kirche in kläglichstem

Zustand; und bei Gottes heiligen Wunden, die Kasse sei leer . . . Man müsse sich ichtwelches Geld ichtwoher verschaffen.

Die Lambacher seien arm, wie Albert ja selbst erzählt habe. Aber die Admonter hätten ziemlich sehr viel Geld. Es wäre bekannt, daß der Abt Hoffmann vor seinem Tode dem Erzherzog Maximilian Ernst elftausend Gulden geborgt habe. Wenn man borgen könnte, so müßte man auch was haben. — Er, Karl, habe dies in seinem Sinn heunt Nacht überlegt und sei zum Schluß gekommen, sich nach Admont an die Brüder umb eine Unterstützung zu wenden. Er habe diesfalls schon einen Brief geschrieben, den er aber, da er so wichtige Dinge über sein Kloster enthalte, sehr ungern einem Boten oder Burschen in die Hand gebe. Vielmehr wolle er denselben durch einen vertrauenswürdigen Ordensbruder besorgen lassen, der zugleich durch seine Rednergabe die briefliche Bitte gehörig unterstützen könne und müsse . . . Als er so weit war, nahm der Abtvikar den Brief aus dem Pult und sagte kurzhin:

„Hier ist der Brief, Albert, Ihr werdet ihn nach Admont bringen. Erweist Euch würdig des Vertrauensamtes, das ich, Eure manchen Fehler mangesehen, umb Euch aufzumuntern und anzuspornen, gerade Euch übertrage. Ich habe mit dem Konstabulus schon gesprochen, das Reitpferd ist bereitet, und der kleine Knecht vulgo dictus Kapuziner Hansl wird mit Euch reiten. Wegen Schnee braucht Ihr keine Sorg haben, er ist sehr wässerig, und einer, so gestern von Gaflenz kamb, sprach, dort blühen die Schneekatterln. Morgen also umb neun Uhren und unter dem Schutze der heiligen Jungfrau und Martyrin Agnes reitet Ihr. Wenn böses Wetter einfällt, mögt Ihr Euch in Admont so lang, bis es besser Wetter ist, verweilen, aber schaut zu, daß Ihr nicht ohne Geld heimbkommt."

Albertus nahm den Brief entgegen, ohne eine Einsprache gegen den Befehl, der alles andere denn eine Auszeichnung bedeutete. Der Sturm raste um das Kloster, und die Ziegel flogen klirrend vom Dach, und der Gast aus Gaflenz hatte erzählt, nicht von blühenden Schneekatterln[1]), sondern von erfrorenen Leuten auf der Eisenstraße. Nur eines fragte Albert: ob der Kapuzinerhansl die Straße wisse. Er, Albertus, sei nie in der Gegend gewesen. — Ja, der Kapuzinerhansl kenne sich aus, übrigens seien unterwegs Keuschen und Bauern genug, wo man sich durchfragen könne.

Der Sturm dauerte einen ganzen Tag, und die Nacht und am Morgen des Agnestages tobte er so wütig, wie wohl der böse Geist getan haben mag, als die fromme Jungfrau in uralter Zeit das Lasterhaus unverletzt in ihrer strahlenden Reinigkeit verließ. Es wollte an diesem Morgen gar nicht hell werden, und um acht Uhr mußte man noch Kerzen in der Wintersakristei brennen. Albertus hatte seine Messe um halb acht Uhr gelesen und kniete jetzt einsam in der Sakristei vor dem Kreuzbilde und betete seine Danksagung. Ein Trunk Wein mit Honig und ein Stück geräucherten Fisches standen auf dem Paramentenschrein für ihn bereit. Leise flatterte die Kerze, die auf dem Betpult brannte, hin und her. Albertus kämpfte mit dem düstern Geist

[1]) Nießwurz, heletorus niger.

in seiner Brust, der ihm Wildes zuraunte: sein Oberer hasse ihn und schicke ihn hinaus, damit er lieber im Sturm verderbe, als im lutherischen Steyr katholisch predige ... Gepeinigt von dieser Stimme, mit der sich grauenhaft das Sturmgeheul und das Krachen der Eisschollen auf der hohen Enns mischte, suchte Albertus in seinem Buche ein besonders kräftiges Gebet, und da sah ihn freundlich mit rot und schwarzen zierlichen Buchstäblein die Agneshymne der Adamus de Saneto Victore an und er begann sie zu lesen, und wie Balsam legte sich ihr süßer Wortlaut auf seine ringende Seele.

„Animemur ad agonem,
Recolentes passionem
Gloriosae virginis.
Contrectantes sacrum florem,
Respiremus ad odorem
Respersae dulcedinis.

Pulchra, prudens et illustris
Jam duobus Agnes lustris
Addebat triennium.
Proles amat hanc praefecti,
Sed ad eius virgo flecti
Respuit arbitrium ..."[1])

Die Kerze schwebte hin und her, sanft und gütig schien sich in ihrem Lichtkreis die kindliche keusche Heilige zu nahen, um ihrem keuschen Bruder den Reisesegen zu geben. Da, jäh bog sich die Flamme ganz links, und wahrhaftig, ein zarter Schritt kam über die Diele behutsam. Albertus fuhr fast erschreckt herum, im bläulichen, unsicheren Morgenlicht stand die Gestalt eines Mädchens in der Heilighalle.

„Der hochwürdig Herr kombt heunt nit in Beichtstuhl?" fragte es ehrerbietig.

Der Mönch erhob sich rasch von den Knien. Vor ihm stand, in ihr graues Tuch gewickelt, die Stephana. Zerronnene Schneesternlein blitzten wie Perlen, einer Krone gleich, auf ihrem goldbraunen Scheitel unter dem Tuch.

„Stephana, kombst du heunt auch herüber, es tut wüst?" fragte der Priester, „ich höre nicht in der Kirche Beicht heunt, aber hier ist auch ein Betschemel. Bistu vorbereitet? — Ich habe aber woll nit lange Zeit."

Sie kniete ohne ein Wort nieder und bekannte leise alles, was den Spiegel hrer klaren Seele seit dem letzten Beichttag trübte, Ungeduld, Zerstreutheit

[1]) Mir zum Trost in schwerem Ringen,
Laß mich Deine Marter singen,
Agnes sieggekrönte Maid.
Heil'ge Rose, laß Dich grüßen!
Laß mich kosten Deines süßen
Himmelsduftes Lieblichkeit!

Vornehm, klug und schön, die Klare
Zählte dreizehn kaum der Jahre,
Als ein Heide stolz und blind
Ihrer Reize heiß begehrte;
Doch sein Schmeichelwort betörte
Nicht das gotterkorne Kind.

und Nachläſſigkeit in den Pflichten, und mancher bös eitle Gedanken, als ging es mit dem geiſtlichen Leben voran, was doch nit wahr.

Ein Prieſter kam in die Sakriſtei zur Einhalb-neun-Meſſe ſich gewanden und ging wieder. Als Albertus das Mädchen losgeſprochen und ihr den prieſterlichen Segen erteilt hatte, erhob ſie ſich anmutig und ſtand vor ihm und ſagte: „Vielſchön war die Predig am Sumtag!"

„So?" lächelte er. „Auf ſchön Predig, ſchön Predig geb ich nixi. 1000 Pfund Lob können keine einzig Seel ausm Fegfeuer erlöſen. Zu Herzen nehmen müſſend die Steyrer was ich ſag, ſunſt iſt ſchad umb jedes Wort."

„Sie werdends wol zu Herzen nehmen, Herr. Habend viele geweint."

„Auf das Weinen gib ich nichts."

„O ja, aber es müeſſen die rechten Zäher ſein . . . Ich habe aber ichts andres Euch ſagen wollen, Herr . . ." ſie errötete und zog aus dem Rock etwas in ein Nastüchlein Gewickeltes hervor. „Mir iſt fürgangen nach Ewer Predig, Jeſus ſoll mehr dann einen Thron haben und nit ſollend wirs leiden, daß der Händel uns die Margaretenkapellen wegnimbt. Er ſagt, ſie iſt baufällig, guet, ſo wollend wir ſammeln, daß ſie renoſiert werden kann, und dann muß er ſie wieder hergeben. Ich habe auch ein kleines Bruſtkettel und ſilbern Ringerl noch vom Vatern," ſie nahm etliche blitzende Stücklein aus dem Nastuch und bot ſie ihm dar. „Es iſt gar weng, aber es iſt ein Anfang, ich will bei den Gäſten ſammeln, und was i krieg, bring i Euch, Hochwürden; iſt es recht?"

Der Mönch nahm ſchweigend die armen Kleinod aus ihrer zarten Hand. Sie hat ja ſunſt nichts mehr, ihre Ausſteuer haben er und der Prior ihr davongetragen . . .

Sein Auge verdunkelte ſich, ſo rührten ihn ihr Glauben und ihre Zartheit. Wie Paula den ſtrengen Hieronymus, ſo rührt ſie ihn. Wird nicht mehr Freud im Himmel über ihr liebliches Opfer, denn über ſeine hochtönende Sakramentspredigt ſein, obwohl er in dieſelbe ſein ganzes Herzblut ausgoß?

Er barg Ring und Bruſtkettlein in ſeinem Habit von Räß[1]) und reichte dem Mädchen ſeine Hand, die ſie demütig küßte.

„Es iſt recht, daß du an unſern Herrn im Elend denkſt und für ihn Opfer bringſt," ſprach er mit ſeltſam heiſeriger Stimme. „Was du aber noch ſammelſt, gib," er ſann. In weſſen Hand legt er Zeit ſeiner Verbannung die heilige Seele dieſes Kindes? — Ertelius, der Alte, den hat der tote Vater hochgehalten, dem vertraut er ſie. „Gib", ſprach er, „alles dem Pater Ertelius, an den du auch in allen andern Anliegen dich wenden mögeſt, denn ich reiſe heunt nach Admont."

„Je!" tat ſie leiſe und mit Staunen, fragte aber ſogleich ungläubig: „Ja aber wia denn? Reiſen? Hat der hochwürdig Herr denn einen beſundern Wagen, der mueß ja viel Meilen fahren, und es tut ja ſchiach[2]), und in der Buchau da wirdet der Schnee ja mannshoch liegen?"

[1]) Eine Art Zeug.
[2]) Iſt abſcheuliches Wetter.

„Das macht nichts, ich reite", sprach er. „Ich mueß reisen, es ist befohlen vom Orden aus. Da gibt es nichts."

Vom Orden aus," sprach das Mädchen leis.

Über die Enns sah die Sonne jetzt als eine große, glanzrote Scheibe durch das Schneetreiben und stand hinter dem Haupt der Stephana wie ein blutiger Nimbus, daß Albertus wieder an Agnes denken muß, ob er will oder nicht.

„Kennt Ihr denn die Gegend?" fragte sie.

„Ich habe eine Charta. Es wird schon gehen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist es wirklich so gnädig?"

„Ja, mein Kind."

„Der Vater is aa manigsmal im Winter geritten," überlegte sie, ihre großen, klaren Augen mit einem Ausdruck des Mitleidens auf den Mönch, der aus Gehorsam eine so gefährliche Fahrt antritt, gerichtet. Und rasch sucht sie aus ihren kindlichen Erinnerungen zusammen, was zu wissen ihm etwa frommen könnte:

„Der Herr Pater muaß recht auf die Meilstein acht haben. Mein Vater hat gesagt, wenn man im Schnee den Weg verliert, mir muaß schauen, wo die Raben fliegen, im strengen Winter fliegen sie den Höfen zua; mehr muß man schaugen, wo die Hasen laufen, wenn sie einen Menschen sehen, so laufend sie der Wildnis zu; da muß man den Raben und nöt den Hasen nachgehen. In Losstoa solltet der Herr sich eine Nacht verweilen, da ist ein Einkehrhaus, heißt beim Stiedelsbacher, mein Vater war ja hin und wieder dort, und dann in Weißenbach kann man ebnermaßen ausspeisen und übernachten; wenn aber der Herr Pater in die Buchau kombt und kombt Admont, meiner lieben Heimat, zu" — ein Lächeln war in ihren Augen, o, der lieben Heimat! „dort gehen viel Weg, kennt er ihm nit aus, mueß er achten: ist es Mittag, so blast das Blashorn auf dem südlichen Turm des Stift, das höret man viel Stunden weit: tulu — tulu; — wo es also blast, dort ist das Kloster; wenn Ihr aber bei Nacht Euch verirret, so müsset Ihr achthaben, wo der Himmel ein rotes Flammen zeigt, denn in den finstern Nächten brennt auf der Ringmauer des Klosters alleweil ein Pechkessel, damit die Wandersleut in Wäldern den Weg zum Kloster finden; gar viel hätten sich ohne dieses Feuerwerk schon verirrt."

Der Mönch nickte und sprach: „Ich danke dir, ich will dieser Zeichen wohl achthaben." Niemand, niemand gab ihm eine Weisung, wie er am besten fahre im Winter und Sturm; nur daß sie ihn loswerden, muß er reisen, sie kümmern sich nit, ob und wie er das Ziel erreicht. Ein glückliches und doch wehmütiges Gefühl überkam ihn nun bei Stephanas Ratschlägen. Es fiel ihm die Zeit ein, es schien ihm ewig lang her, obschon er kaum dreißig Jahre zählt — da seine Mutter ihm als kleinen Bübel den Weg liebreich gewiesen hat zum Pfarrer und zum Göten und ihn über die Stein und durch den Bergbach auf Armen trug. Sie ist tot und er ein Mann Gottes, der weltliche Lieb und Sorgfalt verachtet, und doch macht die zarte Sorge

dieses Mägdleins eine Saite in seinem Herzen erbeben, als rührte der Mutter Hand leise an sein Herz.

„Wenn ihr aber nach Admont kombt," fuhr Stephana fort, und jetzt strahlten ihre Augen, vor denen die schönsten Veilchen erblassen müssen, so freudig, als sei schon alle Gefahr überwunden und der heilige Mann wohlgeborgen in ihrer Heimat, die sie über alles liebt und nie vergessen kann, „so tuat mir Admont schön grüßen — dem Pater Cusmina sonderbar entrichtet gar viel schöne Grüß, sagt ihm, die Steffi ist guet aufgehoben, er weiß schon. Und schaugt gewiß die schmerzhafte Muetter im Münster an, die ist innig schön, da hab ich oft gebetet. — „Dann", fuhr sie immer eifriger fort, „seht Euch auch unser Haus an der Rinn an, wie es steht, es ist ganz beim Stift hiebei, zween Herold seind aufgemalen, oana mit dem Gotteshaus Wappen zween Wecklein, und oana mit dem Einkürn[1]). — I laß unser Haus schön, schön grießen ... Die Kaiserau ist auch so schön — aber jetzt ist ja Winter — im Maien sieht man da die Hirsch umbeinandspringen, viel lustig." Silberhell hub sie ein Liedlein zu trillern an: „Die Kaiserau — nur recht beschau — durten kannstu pürschen — Reh gar viel und Hirschen.

Steffi!" schalt sie sich selber und zog die Stirn kraus. „Gstanzeln singen, und der liebe Jesu is so nah hiebei."

„Das wär schön, ein Pater, der pürscht," lächelte Albertus.

„Ah freilich — Ihr tut Seelen jagen!" gab sie schlagfertig zurück.

Und draußen tobte fürchterlich der Winter, der mit Mordgewalt auf den ohnmächtigen Menschen wartet; aber aus ihren Kindesworten blüht der Maien vor ihm auf.

Aus der Kirchtür spannen sich weiße Weihrauchfäden in die düstere Halle. Stephana lauschte auf das Glockengeklingel; der Priester drüben am Altar ist beim Agnus Dei angekommen, und der Heiland wartet auf sie. Jetzt hat sie alle Zeit zu gehen, und sich vorzubereiten. Doch etwas liegt ihr noch im Sinn.

„Noch ein gar große Bitte hätt ich, hochwürdiger Herr. Wann Ihr beim Gottesacker bei St. Amandus fürbeikombt . . . durt ist mein viellieber seliger Vater begraben — wann Ihr tätet hineinschaugen — ob der Efeu und Immergrün noch durt ist, so i pflanzt hab — und ich möcht Euch bitten, wann Ihr meinem seligen Vater möchtet ein Weihwasser geben, wia ich es immer getan hab, aber jetzt schon lang, lang nit mehr."

Er sprach, ruhig zu ihr herabgeneigt, die gar nicht klein für ein Mädchen, doch viel kleiner als der hagere, hochragende Mann war:

„Wenn ich kann, will ich dahin gehn, mein Kind. Aber warumb kümmerst du dich umb den Efeu und das Immergrün, das hilft der armen Seele doch nichts, wohl aber hilft ihr dein Gebet."

Sie neigte das Haupt und sprach leis: „Jawohl, Euer Hochwürden," wickelte sich in ihr Tuch, daß fast nur die blühweiße Stirn und die Pracht

[1]) Einhorn.

der dunkelblauen Augen herausſahen, grüßte lieb den Mönch: „Pfiat Gott!“ und behutſamen Schrittes ging ſie hinaus in die Kirche.

Im Hof ſtampfte und wieherte der Schimmel, den der Konſtabulus-Frater am Zaum herumführte, während der Trageſel des Kloſterdieners den Kopf mit den Langohren ſchaudernd hängen ließ.

Albertus ſtand im Reiſemantel und mit der übergezogenen Kapuze vor dem Abtvikar, den Segen des Obern, wie dies die Ordensregel vor jeder mehr als zweitägigen Reiſe vorſchrieb, zu erbitten.

„Und auch dieſes bitte ich —“ er konnte ſich des Wortes nicht entbrechen, „daß Ihr möchtet das Heil der Seelen zu Steyr, Domine, in acht nehmen, ich bitte Euch, da jetzt die Leutprieſter in Steyr ohne dritten Mann, den ſie brauchen, ſeind.“

„Sag nicht Domine, das iſt ein abusus!“ ſteifte ſich Karl im Lehnſtuhl in die Höhe. „Bricht dir die reverenda paternitas die Zunge ab? — Daß ich die Stadt Steyr und was den Seelen not iſt, im Herzen trage, weißt du, und deine Frage nach dem dritten Leutprieſter iſt ebenſo keck als müßig. Der dritte Leutprieſter, wenn du es wiſſen willt, bin ich. Ich ſelbſt werde von nun an in Steyr predigen. Und wir werden ſehen, ob die milden Wort des Herrn Chriſti nit mehr über das Steyrer Volk vermögen als die Krakeelereien des Herrn Albert. Jetzt knie nieder!“ befahl er ſodann rauh, „es iſt Zeit.“ Die beinerne Tabula[1]) ſcharrte durch die Gänge draußen, und die Glocke ſchlug. Mit harter Stimme ſprach der Abtvikar den Reiſeſegen über den bleichen Bruder, und eine Stunde ſpäter trabten die Reittiere des Albertus und des Dieners mit vom Schnee geblendeten Augen der Neubrücke zu.

In der Buchau lag der Schnee an etlichen Stellen ſchon mannshoch, und viel Leute lagen verirrt und erfroren in den Wäldern zwiſchen Loſenſtein und Ternberg.

VII.

Schnee und Unwetter herrſchten vier Wochen lang ohne Aufhören im Land. Der Abtvikar ſprach zu ſich ſelber: Er kombt ſicher nit vor Faſtnacht, es iſt zu grob. Ich bin froh, daß ich den Unruhgeiſt vor ein Weil wenigſtens nit ſehen muß.

Leute vom Gebirg erzählten, daß der Weg von Weißenbach nach Loſenſtein ganz ungangbar ſei. Schneewächten und Steinſchläge rodelten Tag und Nacht von den Bergen, die Enns ſei beim Rechen des Gaſteiger gefroren und große Gefahr des Eisgangs für März. Er kombt nit vor Lätare, ſagte befriedigt der Abtvikar.

An Sonntagen fuhr er nun im Kaleß nach Steyr und predigte. Und zwar hatte er peinlichſt acht, weder die Perſon noch den Glauben des Richters im geringſten anzutaſten.

[1]) Die Klapper, mit der in den alten Benediktinerklöſtern das Stundenzeichen gegeben wurde.

Er benützte viele sauber beschriebene Vormerkblätter, nur ja nie zu entgleisen, und predigte sowohl über das Buch Ruth als über die Sprichwörter Salomonis, die er mit Beispielen aus seiner reichen und verdienstvollen seelsorgerischen Praxis belegte. Mit mehr Genauigkeit als Schwung legte er den Hörern dar, wasmaßen er den Dieben Düchtel bekehrt und zwei feindliche Brüder, Grafen, versöhnt und eine irr gegangene Tochter zu Gott und ehrbarem Leben zurückgeführt hätte. Gott Lob und Preis sei. Einmal machte er mit den Andächtigen eine geistliche Wallfahrt hinauf gen seine Vaterstadt Konfluentia und beschrieb gar anmutig alle Kirchen, Klöster und Burgen im Rheinland . . . Leider aber erbauten sich nicht zahlreiche Zuhörer an diesen erlesenen Exhorten, vielmehr wurde von Sonntag zu Sonntag die Kirche leerer, sogar Insingus fand es nicht mehr der Mühe wert, den Aufpasser zu machen.

Hingegen faßte die Schulkirche die Menge kaum, die den fürchterlichen, mit beißender Ironie gewürzten Papsthistorien des Veit Katt, alias Felis, Sonntag um Sonntag mit größter Aufmerksamkeit lauschte. Von Steyr-Stadt, Steyrdorf, Ennsdorf, ja von Ramingdorf und Haidershofen pilgerten Scharen, diesen Diener am Wort zu hören.

Nur vom Wieserfeld kam niemand, und es sprach sich schon herum, daß dort die papistische Insul sei, allwo Heiligenbilder öffentlich hängen und in vielen Häusern Litanei und Rosenkranz gebetet und Quatember gehalten wird wie vor hundert Jahren . . .

So war es auch; ein frommes Kind war dieses Umschwungs die Urheberin. Immerhin aber: was ist eine einschichtige Insel wider das große, weite, gewaltige Meer?

In jenen Tagen beschloß Joachim Händel die alte Schrottbrücke, die zwischen Vogelsang und Steyrdorf über die Steyr führt, zerstören zu lassen, denn das treibende Eis auf der Steyr hatte die Pfähle angenagt, daß sie wackelten; die Leute von Kegelpriel und Aichet aber ließen sich nicht abhalten, diesen unsicheren Weg zu benützen, wenn sie in die Stadt gingen.

Händel begab sich zur Zerstörung der Schrottbrücke selbst ans rechte Steyrufer, obwohl grimmiges Wetter war; viele Ratsherren waren mit ihm gekommen. Auf dem linken Ufer standen elf Mann der Stadtkompanie, die ein Fähnrich in Vertretung des Leutnants Händel führte. Der Leutnant Händel lag zu dieser Zeit mit 150 Steyrer Schützen in Linz, wohin ihn der Landeshauptmann zum Schutz der Stadt wider die beurlaubten passauischen Völker erbeten hatte; denn die Passauer waren überaus gefürchtet, und Linz war schlecht mit Soldaten versehen.

Die Stadtknechte trugen Pechkränze, die Brückenjoche damit in Brand zu stecken. Sie führten aber auch auf einem Eselkarren drei Pulverfässel mit, um, wenn die Joche sollten dem Feuer widerstehen, die Brücke durch ein Pulverschiff abzusprengen. So hatte es der Stadtrichter verordnet, die Zündruhr hatte er eigenhändig hergestellt, er war als junger Mensch beim Geschütz

der Stadtkompanie gewesen und hatte den Fronsperger und Gianabellis Tagebuch nicht weniger gut im Kopf als de re metallica.

Die Strick- und Strohkränze hingen schon an den Jochen, und die Lunten schwelten, da erschien auf der rechten Uferseite, vom Gilgtor kommend, sehr eilfertig Matthias Radlinger, Bürgermeister von Steyr. Er trug den Namen noch, aber seit Händel alle städtische Gewalt an sich gebracht und das vormaximilianische Richterprivileg de facto, wenn auch nicht feierlich und gesetzesmäßig, wiederhergestellt hatte, war er ein leerer Figurant. Er ließ sich das nicht leid sein, denn er gehörte zu den eifrigsten Protestanten, die in Händel den Messias Steyrs sahen. — Heute aber — was war das, die Steyrer Herren staunten, erscheint er feierlich mit Kette und Ring. Und noch erstaunlicher, ersucht den Stadtrichter, „in unseren Gewalten als Bürgermeister der Stadt Steyr", „allerdringlichst", vor der Sprengung der Brücke ein altes Kreuz und eine an dessen Zwerchbalken hängende Heiligentafel, so von Urgedenken an der Brücke sich befänden, abnehmen und auf einer andern Brücke anbringen zu lassen; es wäre wohl ein papistisches Simulacrum, aber die Flößer hätten eine sonderbare Vorliebe für dasselbe, selbst die evangelischen unter ihnen, und es würde Rumor geben, achtete man dieser obschon sinnlosen Vorlieb nicht. Das Volk glaube nun einmal fest, wenn das Bild verderbe, kämb Unheil über Steyr.

Händel sah den Sprecher groß an. Wahrhaftigen Gott! Ist das Radlinger, der starke Protestant? Er scheint vom Wiesenfeld zu komben? Schroffen Tones sprach der Richter:

„Das Bild ist alt und ganz zerfressen, Radlinger. Ich habe vor, auf der newen Brücke, die Frühjahr gebaut werden soll, einen rotsteinernen Christus aufstellen zu lassen, wie ich solchen dem Schuloratorium geschenkt habe. Diesen alten wüsten Kram, der an die papistische Sklaverei in Steyr erinnert, will ich keineswegs schonen, und ich wundere mich, daß Ihr mich darumb bittet und in einem Atem mir sagt, die Verehrung, die es genießt, sei sinnlos. Man muß dem Volk nicht in allweg seinen Willen tun. Die Kegelprieler Frauen schelten jetzt auch, daß sie umb die Vorstadt herumlaufen müessen, wollen sie beim Gilgtor hinein. Das Ersaufen wäre ihnen lieber als der Umweg. Das wär ein schön Regiment, wenn der Verstand sollt vor dem Unverstand seinen Bückling machen."

Der Bürgermeister, von Händel also derb zurückgewiesen, trat verdüstert beiseite. Er hatte Holzbestände ober Letten, und darum lagen ihm die Wünsche der Flößer am Herzen. Aber wenn Händel sagt nein, dann ist es nein.

Die Knechte stießen ihre Fackeln in die Kränze und traten von der Brücke — von jedem Joch schoß eine Flamme auf, schwarzer Qualm wirbelte gen Himmel. Von beiden Ufern drängten sich Mannen und Frauen in Tücher und Gugeln, gafften Tausende ängstiger und gieriger Augen.

Die Flößerknechte standen gen Rosenegg zu und redeten dumpf und bös. „Wißts es, der Flößer, der den Brückenherrgott nia grießen wölln — den hat der Rauber Wolf z' Amstetten derschlagen ... Wer den Brückenherrgott nit grüßt, der ist versprochn, und jetzt wollends eahm verbrennen — paßts auf,

es wird was gschegn. Aber schaugts dar, dar!" schrien sie auf, „er verbrennt nit, Mirakel, Mirakel!"

Es brannten die Pechkränze, himmelan loderten die Flammen, aber siehe, mitten in den Flammen stand hoch das alte Brückenkreuz mit dem Bild am Zwerchbalken und stürzte nicht und wankte nicht. Die Kränze brannten ab, und es zeigte sich, daß die Joche kaum beschädigt waren. Die unterm Fuß eines Kindes wankt, die Elendbrücke trotzt der Gewalt. Ist's das Mirakelkreuz, das sie beschützt?

Händel strich sich den Schwarzbart, seine Hand im weißen Handschuh fieberte etwas; er schoß Zornblicke nach der Brücke. Mit ihrem altpäpstlichen Herrgott drauf, ist sie nicht ein Bild der alten abgetanen Kirche, die er bekriegt? Auch die römische Kirche wankt elend, hat keine Kraft mehr, daß einer über sie den Weg zum Guten find — aber legst du Hand an, das Gerümpel zu zerstören — sieh, da widersteht es dir mit dämonischer Gewalt.

Händel trat ans Ufer so hart heran, daß die treibenden Eisrammeln an seinen Schuh stießen; er rief mit großer Stimme den Stadtknechten am anderen Ufer zu:

„Heißt die Leut auseinandergehn! Laßt die Pulvermutzen[1]) schwimmen, damit's an ein Ende kombt."

„Zum Befelch wir seind," schrie es in der klaren Kälte, die den Hauch am Mund gefrieren läßt, zurück.

Das Volk wich von den Ufern, auch die Ratsherren gingen bis zur Schweizergasse zurück; Händel allein blieb in ziemlicher Nähe der Brücke stehen und beobachtete scharf, was jetzt geschah.

In die verpichte Mutzen, die oberhalb der Brücke angehängt war, luden vier Mann die Pulverfäßlein, und Neumayr, der Fähnrich, legte die Lunten und stellte ans mittelste Faß die Zünduhr, die den Feuersteinfunken sollte fliehen lassen; ein Mann stieg ins Boot, steuerte es gegen die Brücke, kein Laut war rings zu hören; alles starrte und wartete. Der Mann setzte die Uhr in Gang und sprang aus dem Boote, und dieses trieb rasch zwischen die Brückenjoche und blieb an dem großen eisernen Haken, die aus seinem Rumpfe ragte, an einem Joch hängen und zwar gerade an dem, das oben das alte katholische Kreuz und Bild trug. Eine blaue Flamme sprang auf, ein Donnerschlag rollte, tausend feurige Häupter schienen gen Himmel zu fahren. Es bebte das ganze Land; schwarzer Rauch ging berghoch über der Steyr auf, nach Pech und Schwefel stanken die greulichen Schwaden; jetzt verflohen sie, der Himmel war rein, die Sonne lachte, die Schrottbrücke war weg; ihre letzten Trümmer rasten auf den empörten Wogen der Steyr davon, der Brückenherrgott mit dem Heiligbild Anna Selbdritt war für immer verschwunden.

Tief atmete Händel. Er klärte seine Kehle von Schwefelrauch, dann lachte er laut auf und rief den Bürgermeister Radlinger an, der langsam mit den anderen Männern von der Schweizergasse wieder herunterkam:

[1]) Mutzen — großes Boot.

„Nun, Herr! Förcht er ihm noch vor dem Tumult? Seht die Leute an, wie ruhig sie stehn und gen Boden schauen. Ich will Euch sagen, was diese Wurzelsteyrer erwartet haben: daß ein verfliehender Stein mich erschlagen sollt . . . obschon sie lutherisch sind, haben sie doch alle noch viel zu viel papistisches Blut in sich. Ein Stück Aberglauben ist soeben in die Luft geflogen, ich schmeichle mir aber nicht, daß damit dem ganzen päpstischen Wesen der Garaus gemacht ist."

„Jawohl," sprach Radlinger, der noch immer düster dreinsah, weil's ihn wurmte, daß er unrecht behalten hatte. „Es ist noch überaus viel Aberglauben in Steyr, und viel Simulacra hängen öffentlich aus, trotz Eurem Verbot, sogar hat der Papismus einen Trutzbund in Steyr zu bilden sich unterstanden, von dem sich männiglich wundert, daß Ihr ihn nicht mit Waffengewalt auseinanderjagt."

„Trutzbund? Ach, Ihr wollt sagen Schusterkonventikel in Steyrdorf," sprach Händel, verächtlich die Lippen blähend. Mit der Hand winkte er dem Fähnrich Neumayr und seinen Mannen, die ihn vom anderen Ufer im Abziehen mit kriegerischer Ehrenbezeugung begrüßten, ein Ade zu. „Ihr sprecht von dem Admonter Gesind im ‚Blauen Hirschen'. Das alles ist gut bekannt. Soll ich wider ein paar Betschwestern, die beim Brunnen klatschen, mit Steyrer Schützen anfahren?"

„Ich bitte, Herr!" sagte Radlinger und bekam einen roten Kopf, „die cosidetta Pletschi[1]) besteht in zwölf Männern, darunter zwei Patrizier."

„Ich weiß. Diese Herren sitzen ins Wirtshaus, zechen tapfer und stürzen den Richter von Steyr mit ihrem Mundstück. Die Freude mögen sie haben. Wenn Unfried vorfällt, was bis jetzt nit der Fall war, nimmt man der Frau die Schankgerechtigkeit, und fertig. Auf keinen Fall schicke ich eine eigene Staffette zum ‚Blauen Hirschen', damit mich die Füchse auslachen? — Euch beunruhigen noch papistische Simulacra, nun, Ihr waret eben Zeug, wie ich eines verschwinden ließ. Die andren werden folgen. Seht, seht!"

Er deutete mit der weißbehandschuhten Hand gen das Wasser, das in kristallenen Wogen glänzend dahinströmte:

„Ihr seht nichts? Ich auch nicht. Wo ist die Brücke, wo das Kreuz, wo ist der alte Moder?

Die reine Flut hat alles weggeführt. So flutet die teutsche reine Lehr über alles papistische Wesen in Steyr hinweg, und bald ist seine Spur nicht mehr zu finden."

Von der Pfarrkirche begannen in diesem Augenblick die Vesperglocken zu klagen, es war ein seltsamer Ton ohne Klang und Schmelz, als sei ihnen die Seele zersprungen.

„Will wer in die Predigt gehen?" fragte Händel malitiös. Er schritt

[1]) Ein Schutz- und Trutzbündnis katholischer Steyrer Bürger während der Herrschaft des Protestantismus in Steyr. Der eigenartige Name (den ich in Lindners Annalium fand) dürfte auf das hebräische Kr'ethi und Pl'ethi (Leibwache Davids) zurückzuführen sein.

eben seines Weges die Schweizergasse hinauf, und seine Herren machten ihm Korona.

„Vielleicht will Herr Radlinger gehen? Doch soll er fürher beim katholischen Apotheker ein Antidotum wider den Schlaf nehmen." Obwohl er lachte, flogen seine Worte hart wie funkensprühende Hämmer.

„Wahrhaftig, die legen keine Ehre ein droben in ihrer Pfarre!" fuhr er lachend fort. „Auf einen Schänder, der immerhin noch Geist hatte, folgt ein Säusler, der nicht einmal drei Wort ohne Niederschrift herfürbringt . . . Das ist mehr als traurig, das ist schandvoll. Es ist höchste Zeit, daß die geschändete Hauptkanzel wieder echtes teutsches Gotteswort vernehme, wie damals, als Twenger, den Melanchthon liebte, über den wahren und falschen geistlichen Stand sprach. Es liegt unter der Empore der Stadtpfarrkirche mein Vater und Anna Steer, meine Mutter, begraben. Ihr Staub ist vermehrt durch solche Kapuzinaden eines Hohlkopfs. Das dritte Jahr, von dem der Kaiser sprach, zu verkürzen, *stehet bei mir*."

Diese Rede Händels wurde, wie alles, was er sprach, bald durch die ganze Stadt erzählt, und auch in Garsten wurde sie wissend, und zwar durch Lindner. Händel rede nie nur umb zu reden, sprach dieser, und wenn er sage, das dritte Jahr, nach dessen Ablauf Steyr sollte ganz evangelisch sein, werde er abkürzen, so halte er totsicher Wort.

„Und wenn er sagt — er will den Staub seiner Mutter durch Eure — Verzeihung, reverenda paternitas! — Kapuzinaden nicht fürder schänden lassen, können wir gewiß sein, an heiligem Fronleichnam läuten auch von der Pfarre keine katholischen Glocken mehr."

Karl erbleichte bei diesen Worten und wußte nichts zu sagen als: „Händel hat einen schlechten Geschmack, er hat ihn sich an dem Gebrülle seiner Prediger verdorben." Er sprach diesen Tag fast keine Silbe mehr, so arbeitete in ihm die verletzte Predigerhoffart. Seine Untergebenen hatten böse Stunden. Doch auch ein anderer nicht also unedler Kummer meldete sich bei ihm und wurde immer stärker. Die Bangnis vor den nächsten Taten Händels, die Furcht, daß des Abtes Heller Voraussage sich erfüllen möchte und für Steyr und Garsten die letzte Stund bald würde geschlagen haben . . .

Was ließ sich wider das Unheil tun? Wer war stark genug, es aufzuhalten? Wider Willen kam dem eitlen und kleinlichen Mann jetzt, in der Bedrängnis, der Gedanke an Albertus, den starken Gottesstreiter. Der hat doch etwan guet gepredigt. Schändete zwar zuviel, aber auf groben Klotz mueß grober Keil her . . . Albertus, wenn er jetzt da wär! Wenn er doch nur bald kämb! Und früh und spät schaute der Abtvikar unruhig von seinem Schlafzimmer nach der Eisenstraße hinüber, die tot und verlassen lag, im Schnee begraben. Es war gegen Ende Februar, es konnte noch Wochen so fortgehen. Karl spähte aus dem Fenster und verzagte, den Albert vor Lätare wiederzusehen. Er wollte einen Boten nach Admont schicken, aber es fand sich niemand, der in dem grausen Wind und Schnee sein Leben aufs Spiel setzen mochte.

Die Eisenstraße lag im Schnee begraben, und niemand wagte sich durch die verwehten Lande, als Passauer [1]) und der blasse Tod. Da kam auf einem lahmen Schimmel ein Mönch, der vor Kälte und Müdigkeit die Zügel kaum halten konnte, über die Neubrücke geritten und ritt steyraus und Garsten zu und dort zum Kloster. Der Pförtner sah aus dem Fenster und schrie hellauf: „Wunder, Herr Albertus ist wiederkommen."

Er war es. Man mußte ihn aus dem Sattel heben, und auf zwei Brüder gestützt, ging er mühsam in die Klausur. Auf den Steigen, den verschneiten, wohin nur die Passauer und der bleiche Tod sich wagen, ist er sieben Tage unterwegs; nicht ließ er sich von den frommen Brüdern in Admont, die ihn liebgewonnen hatten, halten; sein Herz begehrte nach Steyr, er ahnte, in wie großer Gefahr die Seelen jetzt dort schwebten, ihm gingen Händels düstere Pläne vor, und des Abtes Wilhelm flehentliche Bitten klangen ihm nachts ans Ohr. So stieg er zu Pferd, ohne den Diener, der sich vorm Tod in der Schneewüste fürchtete, und ritt aus; und irrte sieben Tage durchs Land und gelangte nach unaussäglichen Mühen, zehnmal am Tod vorbeireitend, zum Kloster heim, aus dem ihn der Obere aus Neid hinausgetrieben hatte. Aber sein grader Sinn gedachte hieran nicht mehr. Als die Brüder den Erschöpften in seine Zelle gebracht hatten, baten sie ihn zu ruhen und holten die Kohlenpfanne und wärmten ihm das Bett, aber er verbat sich alle ihre Dienste und sobald er sich ein weniges erholt hatte und die Glieder ihm wieder gehorchten, stand er auf und ging den Abtvikar zu grüßen. Der hatte schon von seinem Kommen gehört und schritt ihm bis in das zweite Prälatenzimmer entgegen und sprach zu ihm freundlich:

„Benedicite, es freut mich, daß du schon komben bist." Dem Ordensbrauch folgend, ließ sich Albertus auf seine vom Ritt und von der Kälte schmerzenden Knie nieder, und der Abtvikar segnete ihn. „Herr," sprach dann Albertus, „das Geld ist hier, 150 Dukaten, 4 Prozente." Er zog einen Beutel aus dem Busen und bot ihn dem Vikar. Die Spitzen von zween seiner Finger waren weiß gefroren; und wie sah der ganze Mann aus! Hohläugig, fahl, völlig alt, die entsetzlichen Leiden der Fahrt schauten ihm aus dem todbleichen Gesicht. Den Obern packte Reue, die aber beim Anblick der goldenen Füchse zerrann.

„Es ist guet, daß du kommen bist," wiederholte er. „Es trieb dich wohl das Heimweh in diesem Wetter, da ich dich mit nichten erwartete, zurück?" Da lächelte Albertus. Heimweh! Nach Garsten! Nach dem bitteren Orte seiner Leiden und Verdemütigungen. „Nein, Herr, ich habe nicht Heimweh gehabt," sprach er ruhig mit einem ganz leisen Spott im Ton. „Ich bin in Eurem Kloster ja nur Hospitant. Ich habe mir aber gedacht, in Steyr werde man mich in den Fasten nötig haben, und darum bin ich geritten."

„Das ist mir umb unsertwillen lieb und umb deinetwillen leid, maßen du große Gefahr und Plag unterwegs ausgestanden," sprach Karl in so

[1]) Die gefürchteten passauischen Kriegsvölker, tollkühne Söldner, die, 1609 angeworben, 1611 wieder entlassen wurden, aber noch jahrelang als Marodeure Oberösterreich beunruhigten.

gütigem Ton, als ihm möglich war. „Bring ihm ein halbes Glas Glühwein!“ rief er dem Frater, der in der Stube aufwartete, zu. Und überlegte, ob er soll oder nicht, dem Albert sagen, wie die Sachen in Steyr liegen, und beschließt, ja, er müsse es tun, denn jetzt muß Albert unverzüglich arbeiten, und Zeit zu versäumen ist keine, soll nicht alles verloren sein.

„Es ist mir lieb, Albert, daß du an Steyr denkest. Nun mueß ich dir auch sagen, es ist unterweils allerhand fürgefallen, was mir großen Schmerz und Sorgen macht. Es sieht gar nicht schön in Steyr aus. — Setz dich! Tut dir das Stehen nichts? —

Meine Predigten, die ich hielt und für den Frieden warb im wahren Geiste Christi unseres Herrn, waren leider umsonst. Händel ist ein anderer, als wir glaubten. Er ist ein überaus böser Mann, der unsere Bescheidenheit nit achtet, sundern verspott, und die Hand, welche wir ihm im Geiste Jesu Christi, der ein Geist der Liebe und Mildigkeit ist, darreichten — zurückgestoßen hat. Er will nicht den Frieden, er will den Kampf bis zur Vernichtung. So müssen denn auch wir — proh dolor! — zu den Waffen greifen und sehen, was wir ausrichten. Ich bin nit so geschaffen, daß ich wettern und zetern könne, dazu ist mein Gemüt aus zu subtilem Stoffe gemacht. Aber du kannst es. Da es nun so schlecht in Steyr steht, und wir dem Kampf nit abkomben, so sollt du auf der Pfarrkanzel wieder predigen, statt meiner; scharf immerhin, aber nit brutal und rumorisch, verstehst du? — Er will uns die Pfarrkirche nehmen, das mueßt du hindern; gedenke, wie unser toter Vater dich lieb hatte, und wie fest er auf dich baute, und tue, was du kannst, daß Steyr der Ketzerei nit ganz in den Rachen fällt. Ich erwarte es von dir. Diesen Sonntag fängst du mit einem neuen Zyklo an, wider Ketzerei und Ketzer. Aber trink doch diesen Wein, den ich dir holen ließ.“ Albertus trank, Fröste und Hitze schüttelten ihn, bei Ternberg da hatten die Wölfe umb ihn geheult ...

Das geht ihm jetzt für, und läßt sein Blut gerinnen. Doch er ermannte sich und sprach, schwarze Schwärme vor den bremenden Augen: „Ich will tun, was ich kann und Eurem Befehle nachleben. Wenn ich nicht krank bin, will ich diesen Sonntag wieder predigen, und Gott möge es segnen.“

„Wie meinst du, krank?“ faltete der Abtvikar die Stirn. Ah! .. Fängt der an, sich prezios zu machen? „Ich habe nie Zeit, krank zu sein ...“

(Fortsetzung folgt.)

Florenz zur Zeit Dantes.

Von

Robert Davidsohn (Florenz)[1].

Es ist kein geringes Wagnis, in eng umschränktem Rahmen ein Bild von Florenz um das Jahr 1300 entwerfen, mit kurzen Worten die Vorstellung dieser Stadt erwecken zu wollen, die von den poetischen Träumen der Wenigen und der schlauen Regsamkeit der Vielen belebt war, deren Straßen vom Lärm gewerblicher Arbeit widerhallten, die von stolzen Kämpfen für die Unabhängigkeit und zugleich von niederen politischen Intrigen, vom Haß der Personen, Parteien und sozialen Klassen fieberhaft erregt war, eine Vision dieses blumengeschmückten, kränzeumwundenen, vom Himmel Toskanas überwölbten Höllenkreises heraufzubeschwören, den die hohe Gestalt des Dichters durchschritt. Für die meisten war auf seiner Stirn das Mal des Genius unsichtbar; wohl war der Alighieri der belobte Verfasser einiger Liebeslieder im „süßen, neuen Stil", aber wer machte damals nicht Verse in dieser wohllautenden, noch nicht ermatteten, noch nicht durch langen literarischen Gebrauch abgenützten Sprache! Er war bekannt als ein Mann von scharfem Geist, der indes als etwas hochmütig und als schwer zugänglich galt; man wußte von ihm, er gehöre der Faktion der Cerchieschi an, doch niemandem erschien er als ein Riese unter den Pygmäen, und für die Zeitgenossen hatte er nicht entfernt die Bedeutung der Parteihäupter des Tages, eines Vieri de' Cerchi oder eines Corso Donati, den Mitbürgern war er vielmehr eine der zahlreichen Persönlichkeiten zweiten Ranges, die in den endlosen bürgerlichen Streitigkeiten eine Rolle spielten. Für die Späteren bilden alle anderen nur den Chorus jener Tragödie, zu der sich das politische Leben und das Exil Dantes gestaltete, alle Blicke lenken sich auf seine edle und überragende Persönlichkeit, doch der Historiker muß die Vergangenheit sehen

[1] Der hier in der Übersetzung veröffentlichte Vortrag wurde am 18. April 1912 auf Einladung der Società Dantesca Italiana in dem Dantesaal über der Kirche Or San Michele in Florenz gehalten. Was in ihm über das politische Dasein des Alighieri in Kürze angedeutet ist, wird vom Verfasser näher im dritten Bande der „Geschichte von Florenz" ausgeführt, der mit dem Untertitel „Die letzten Kämpfe gegen die Reichsgewalt" soeben im Verlage in der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienen ist.

und darstellen, wie sie in ihrer Wirklichkeit war, auf die Gefahr hin, manche romantische Illusion zu zerstören!

Und eine starke Enttäuschung würde jeder empfinden, der für einige Stunden den Schauplatz jener Tragödie zu betreten, Florenz zu durchwandern vermöchte, wie es an der Wende des Dugento zum Trecento war. Die Stadt, wie sie Dante von seiner frühen Jugend an bis zu dem Tage erblickte, an dem er sie mit siebenunddreißig Jahren für immer verließ, war in einer beständigen Umformung begriffen, in einer fortwährenden Krisis der Zerstörung und des Wiederaufbaues. Die ersten Erinnerungen des Dichters mußten sie ihm voll von Ruinen zeigen, mit zerstörten Häusern und Türmen, mit ganzen Quartieren, die, von der Parteiwut vernichtet, in Trümmern lagen. Als in seinen Kindheitsjahren die Guelfen aus der Verbannung zurückkehrten, fanden sie ihre Wohnstätten vom Boden getilgt, und sie begannen sie neu zu erbauen, während die betürmten Palazzi ihrer ins Exil gedrängten ghibellinischen Feinde der Spitzhacke zum Opfer fielen. In kurzer Zeit genügten die Bauten der siegreichen Guelfen nicht mehr dem Bedürfnisse von Familien, deren Reichtum sich mit außerordentlicher Schnelligkeit vergrößerte, und dieselbe Rastlosigkeit, die man in dem schnellen Wechsel der Trachten, der Daseinsgewohnheiten wie der Gesetze beklagte, gab auch der Stadt selbst ihr Gepräge. In den engen Straßen, an kleinen Plätzen, gegenüber bescheidenen, von Grabstätten umgebenen Kirchen, entstanden die Paläste der neuen Reichen, die dem Dichter den Eindruck eines sardanapalischen Luxus machten, die uns hingegen als düstere, festungsartige Bauten erscheinen, weil sie in der Tat oft genug zur Verteidigung von Leben und Habe ihrer Bewohner dienen mußten. Und neue Ruinen kamen zu denen hinzu, die Zeugnis früherer Kämpfe gaben. Sie bildeten eine strenge Mahnung an die Grandi, keinen Popolanen zu verwunden, zu mißhandeln, zu beleidigen. Die 1293 geschaffenen „Ordnungen der Gerechtigkeit", die Magna Charta der Florentiner Demokratie, schrieben die Verurteilung jedes Magnaten, der sich eines derartigen Exzesses schuldig machte, zu ungeheueren Geldstrafen vor, und wenn er diese nicht zahlte, verhängten sie über ihn die Todesstrafe nebst der Zerstörung seiner Häuser. Das Terrain, auf dem sich jetzt die Loggia de' Lanzi erhebt, und das von der Piazza della Signoria ausgefüllt wird, war noch von den Mauerresten der Türme und Wohngebäude der Uberti bedeckt, die vordem als das mächtigste Gibellinengeschlecht galten, und die jetzt im Exil irrten. Im Jahre 1299 war dort der Grundstein zum Priorenpalast gelegt worden, und auf den Gerüsten erteilte Arnolfo di Cambio Scharen von Maurern, Gruppen von Steinmetzen seine Befehle. Noch war der Palast nicht beendet, doch versammelten sich bereits in ihm die Räte der Stadt, als er drei Jahre später zum Schauplatz der Verurteilung Dantes wurde.

Von Gerüsten umgeben, wie der Priorenpalast, war auch der alte Dom, der Vorgänger der strahlenden Santa Maria del Fiore. Seit 1296 arbeitete man an der Erweiterung der Kathedrale Santa Reparata, oder wie das Volk sie nannte „Santa Liperata". Noch erhob sich der alte Glockenturm auf der Seite, die jener Stelle entgegengesetzt war, an der Giotto alsbald

seinen Campanile aus leuchtendem Marmor errichtete; noch diente das düstere und strenge Innere für lange Zeit dem Kultus, noch wurde das Meßopfer an dem Altar im hohen Chor dargebracht, zu dem man auf zwei Treppen emporstieg, noch verlor sich der Blick im Dunkel der unter diesem Altar gelegenen Krypta, die Sarkophage der Florentiner Bischöfe, zweier Päpste und das Grabmal des unglücklichen rebellischen Konrad, des Sohnes Kaiser Heinrichs IV., barg. Gegenüber war das „schöne San Giovanni" Dantes, ebenfalls in einer Umbildung begriffen. Im Jahre 1293 hatte man beschlossen, den düsteren Achteckbau aus Langobardenzeit mit einem heiteren Marmorgewand zu umkleiden, doch diese Inkrustation war wohl am Ende des Jahrhunderts noch nicht vollendet, denn man arbeitete damals gut, aber langsam, oder vielleicht arbeitete man gut, weil man langsam arbeitete. Im Innern wurde die Kuppel des Battistero durch „Brücken" verdeckt, von denen aus man die Mosaiken herstellte. Wenig später (1301) beschloß man, Künstler aus Venedig zur Vollendung dieses Werkes zu berufen. In der Tat war die Kunst des Mosaik drei Dezennien zuvor den Florentinern noch so wenig vertraut, daß in einem uns erhaltenen lateinischen Vertrage der Domkanoniker mit den Konsuln der den Bau des Battistero verwaltenden Wollenzunft von diesen Arbeiten als einem „opus ad Moisem" die Rede war. Man hielt das Mosaik für eine Kunst, die der Gesetzgeber des jüdischen Volkes erfunden habe, oder das mit ihm in irgendeinem geheimnisvollen Zusammenhang stände!

Die großartige Dominikanerkirche Santa Maria Novella, die in ihrer gegenwärtigen Form 1283 begründet ist, war noch im Bau, und Santa Croce, der glanzvolle Tempel der Bettler von Assisi, war kaum begonnen. Der erste Stein war am 3. Mai 1295 eingesegnet worden, doch als der große Arnolfo etwa 1310 starb, war das Werk noch weit von seiner Fertigstellung entfernt. Und im Werden waren auch die Mauern der Stadt. Deren erster, von Dante besungener Ring römischen Ursprunges hatte bis zu den Zeiten Friedrich Barbarossas genügt, aber um sich gegen einen etwaigen Angriff kaiserlicher Truppen zu schützen, hatte Florenz sich damals mit erweitertem Mauerkreis umgürtet. Nach einem Jahrhundert überaus schnellen Wachstums genügte auch dieser nicht mehr, denn vor ihm hatte sich ein neues Florenz von Borghi, von Einzelhäusern, von Klöstern und Werkstätten gebildet. Wollte sich die Kommune vor einem Feindesangriff schützen, so war die Errichtung eines dritten Cerchio unerläßlich, und im Jahre 1284 war das große Werk begonnen worden, das zu seiner Vollendung nicht weniger als eines halben Jahrhunderts bedurfte, da es eine Ausdehnung von 8½ Kilometer erhielt, und viele Tore nebst den ausgedehnten Antiporte sowie 73 hoch über die Zinnen emporragende Türme zu errichten waren.

Nicht umsonst bildeten die „Magistri lapidum et lignaminum", die Maurer-, Steinmetz- und Zimmermeister, eine der zwölf Oberzünfte von Florenz. Souverän herrschten sie über die Stadt, die großenteils aus Ruinen von ihnen demolierter Häuser und aus Bauten bestand, die neu unter ihren Händen emporwuchsen.

Die Bürgerschaft hatte starke Gründe, sich ernsthaft auf eine Verteidigung ihrer Unabhängigkeit vorzubereiten. Die auswärtige Politik eines Staates steht jederzeit in enger Beziehung zu den inneren Verhältnissen, und wer die Geschichte der mittelalterlichen italienischen Munizipien beobachtet, wird in jeder der tausend Fluktuationen ihrer äußeren Politik die Wirkung bürgerlicher Kämpfe erkennen. Seit dem Tage, an dem die „Ordinamenti di Giustizia" entstanden, und noch mehr seit jenem, an dem ihr kühner Schöpfer Giano della Bella den Weg ins Exil nehmen mußte, waren alle Schichten der Bevölkerung in fortdauernder tiefer Erregung, die bei weitem den Paroxismus der Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen überbot. Nicht als ob dieser furchtbare Streit mit all seinem wilden Haß verschwunden oder vermindert gewesen wäre: nur war neben ihm ein anderer Gegensatz sozialen Charakters herangewachsen, der sich mit nicht geringerer Leidenschaftlichkeit geltend machte.

Bis in die letzten Zeiten hielt man die „Ordnungen der Gerechtigkeit" für ein Gesetz, das lediglich gegen die Feudalherren gerichtet gewesen sei. In Wahrheit waren sie mehr, und deshalb sind sie von weit größerem Interesse für moderne Zeiten, als wenn es sich nur um einen Kampf wider den Feudalismus gehandelt hätte. Dieser besaß längst nicht mehr seine ehemalige ungebrochene Macht, obwohl er keineswegs völlig vernichtet oder entkräftet war. Zum Teil hatte ihn die Gewalt der Waffen niedergezwungen, wenn das Bürgerheer mit seinen schwerfälligen Manganen ausgezogen war, um diese oder jene Burg zu zerstören, von der aus adlige Herren die zum Meere oder nach einer benachbarten Stadt führenden Straßen bedrohten, zum anderen und größeren Teile aber war er durch eine neue und geheimnisvolle Macht besiegt worden, die sich während des 13. Jahrhunderts mit wunderbarer Schnelligkeit entwickelt hatte: durch den Kapitalismus. Die Feudalherren mußten sich in jeder ihrer häufigen finanziellen Nöte, mußten sich stets, wenn sie Geld brauchten, das sie niemals hatten, an den Kaufmann oder Bankier wenden, mit dem sie in Verbindung standen, sei es, daß es sich um eine ihrer zahlreichen Fehden, oder um eine Reise zum Hof des Kaisers, sei es, daß es sich um die Ausstattung einer Tochter, um die Ritterweihe eines Sohnes, um einen Prozeß oder um einen scheinbar günstigen Ankauf zur Erweiterung ihres Landbesitzes handelte. Sie fanden immer freundliches Entgegenkommen und offene Börsen, es genügte, daß sie ein notarielles Versprechen späterer Zahlung erteilten. Der Bankier war ein gehorsamer Sohn der Kirche, und die Kirche verbot, Zinsen zu nehmen; in dem notariellen Akt findet sich deshalb gemäß dem biblischen „Mutuum detis nihil inde sperantes" nie eine Andeutung der sündigen Zinsen. Nur schrieb man statt achtzig, die gegeben waren, hundert, und wenn die hundert nicht zum vereinbarten Termin gezahlt wurden, stand auf solcher Versäumnis eine Konventionalstrafe, durch die sich die Schuldsumme auf zweihundert erhöhte. In dieser Art wuchsen die Verpflichtungen der Feudalherren mit erschreckender Schnelligkeit. Wenn es kein Mittel der Fristverlängerung mehr gab, mußten die Edlen Felder, Weinberge oder gar Schlösser nebst den daran haftenden Jurisdiktionsrechten abtreten, und binnen

kurzem wurden die Bankiers Eigentümer eines großen Teiles des ländlichen Grundbesitzes, um so mehr, als Bischöfe, Äbte, Klöster nicht weniger verschuldet waren als Grafen und Barone. Dieser Besitz diente den Kaufleuten als sicherste Kreditgarantie bei ihren Operationen mit der römischen Kurie, mit den Königen von Frankreich und auf den Messen der Champagne, die während langer Zeit den Mittelpunkt mittelalterlicher internationaler Handelsbeziehungen bildeten. Das Volk blickte voll Abneigung auf die neuen Reichen, die in ihrem Übermut, in ihrer Lebensführung die Feudalherren und die Angehörigen des städtischen Patriziates nachahmten. Gleich ihnen ließen sie sich von Königen oder Fürsten, oft genug von solchen, die ihnen verschuldet waren, die Ritterwürde erteilen, und in vielen Fällen verschwägerten sie sich mit der Aristokratie. So richteten sich die demokratischen „Ordinamenti" zugleich gegen die alte und gegen die neue herrschende Klasse, gegen die Übermächtigen der Geburt wie gegen die des Geldes. Alle Familien, von denen ein Mitglied die Ritterwürde erworben hatte, wurden zu Magnatengeschlechtern erklärt und unter das strenge Ausnahmegesetz gestellt. Kein Angehöriger dieser Häuser durfte einem der Volksräte angehören, noch die Priorenwürde bekleiden oder zum Konsulat der Zünfte gewählt werden. Von 73 städtischen Familien, die als Granden gekennzeichnet wurden, können wir 33 der neuen Welt des Kapitalismus zuweisen. Der Mittelstand wollte in solcher Art neben dem Landadel das alte, schon dekadente, aber immer noch einflußreiche Patriziat wie die neuen Machthaber niederbeugen, die aus dem Kaufmannsgewölbe emporgestiegen waren. Es war ein „ôte-toi, que je my mette", und das Ziel wurde erreicht. Während Geschlechter von vormals großem Namen und neue Reiche, die sich mit der Ritterwürde geschmückt hatten, zur Machtlosigkeit hinabsanken, entstammten die Mediei, die Albizzi, Pitti, Strozzi, Corsini, Peruzzi, Capponi der sozialen Klasse, die vermittels der „Ordnungen der Gerechtigkeit" zur Höhe geführt wurden. Es entstand eine neue Oligarchie, die sich ebenfalls wechselweis bekämpfte, und die sich von der älteren nur durch eine mehr demokratische Färbung unterschied.

Nach der Flucht des Tribunen Giano della Bella hatten die Granden einen Sturmlauf gegen das von ihm geschaffene Gesetz versucht. Der wildeste und genialste ihrer Führer war Corso de' Donati, der vielleicht ein Catilina geworden wäre, wenn das Florenz des Dugento die gewaltigen Proportionen des antiken Rom gehabt hätte. Sicherlich fehlte ihm, um ein Catilina zu sein, weder der Mut noch der verbrecherische Wille. Seine Persönlichkeit blendete das Volk und bildete ein Schreckgespenst für den guten Bürger; er war schön und besaß ein ansehnliches Maß von Kultur; der alte Fra Guittone von Arezzo richtete eine Dichtung an ihn, einer der berühmtesten Ärzte der Zeit widmete ihm eine seiner Schriften; durch seinen Geist wie durch vollständige Skrupellosigkeit war er ein Vorläufer der nahen Renaissance. Seine erste Ehe hatte ihn mit den Cerchi, seinen Nachbarn im Stadtsechstel San Piero, verschwägert, die reiche und schlaue Kaufleute waren. Diese Familie

betrieb Bankgeschäfte großen Stiles in der Stadt, an der Kurie und in Frankreich, sie war zum Magnatengeschlecht erklärt worden, aber als am San Romolotage, am 6. Juli 1295, die Granden Straßen und Plätze besetzt hatten, um gegen das Volk zu kämpfen, waren die Cerchi, die bisher zu den entschiedensten Gegnern der neuen Gesetze gezählt hatten, ferngeblieben. Es war geschehen, weil die Vorsichtigen, besser unterrichtet als alle anderen, Kenntnis davon hatten, daß man nicht auf die Unterstützung des damaligen Reichsvikars Jean de Chalon zählen könne, der gemäß geheimer Abmachungen den Magnaten von Arezzo aus zu Hilfe ziehen sollte. Die Granden hatten sich dennoch gegen den Popolo behauptet, aber da sie auf keinen endgültigen Sieg hoffen konnten, begnügten sie sich schließlich mit einigen mehr scheinbaren als wirklichen Milderungen der „Ordinamenti". Seit diesem Tage waren die Cerchi den Grandi Guelfissimi und vor allem ihrem Führer Corso Donati verhaßt, doch eben deshalb stiegen sie in der Gunst des Volkes. Während der nächsten sechs Jahre, die erfüllt von Wechselfällen und tragischen Ereignissen waren, bildete das Ringen zwischen Donati und Cerchi, zwischen Donateschi und Cerchieschi den hauptsächlichen Inhalt des Florentiner politischen Lebens. Es wäre ein jämmerlicher Streit von Personen und Familien gewesen, hätte sich hinter den Konflikten des Ehrgeizes und des Interesses nicht ein tiefer Gegensatz der Tendenzen und Ideen verborgen, hätte es sich nicht um Aufrechterhaltung oder um den Sturz der Volksherrschaft, um Verteidigung oder Preisgabe der Freiheit und Unabhängigkeit der Vaterstadt gehandelt. Nach mannigfachem Wechsel des Erfolges war es dem Donati gelungen, den maßgebenden Einfluß zu erringen; der Podestà der ersten Jahreshälfte 1299 Messer Monfiorito da Coderta von Treviso war seine und seiner Parteigenossen Kreatur, „er machte", wie der Chronist Dino Compagni sagt, „aus Recht Unrecht und aus Unrecht Recht, wie es ihnen beliebte". So war er auch das gefügige Werkzeug des Corso in einem skandalösen Prozeß gegen dessen Schwiegermutter. Der Donati hatte in zweiter Ehe eine vaterlose Erbin aus dem Hause Ubaldini geheiratet. Die Ubaldini waren ein Gibellinengeschlecht, aber den Ritter aus dem Stadtsechstel San Piero, der kein erhebliches Vermögen besaß, lockte der Reichtum des Mädchens; dessen Mutter hatte die Ehe begünstigt, doch bald sollte sie es bereuen, denn sofort begannen die Streitigkeiten. Die Verwandten hatten die Heirat hindern wollen, und es war ihnen gelungen, von der päpstlichen Kurie auf Grund einer Verwandtschaft zwischen den Brautleuten ein Verbot zu erlangen. Messer Corso kümmerte sich wenig darum, ließ die Ehe durch einen ihm ergebenen Priester einsegnen, erklärte, er habe von dem päpstlichen Einspruch zu spät Kenntnis erlangt, und die Kirche mußte, wie der Papst alsbald erklärte, um schweren Anstoß zu vermeiden, nachgeben und geschehenen Dingen ihre Zustimmung erteilen. Die junge Tessa war Wachs in den Händen des gewalttätigen Gatten, während Madonna Giovanna Ubaldini, ihre Mutter, den Ansprüchen des Schwiegersohnes, der sich ihres ganzen Vermögens zu bemächtigen suchte, nach Möglichkeit widerstand. Corso verklagte sie daraufhin bei dem Podestà Monfiorito, der die arme Monna Giovanna innerhalb zweier Tage mit nicht weniger als zweiundvierzig gericht-

lichen Vorladungen bedrängte und sie wegen Diebstahls verurteilen ließ, weil sie aus dem Hause des Donati einen Kasten, gefüllt mit Urkunden, fortgeschafft hatte, vermittels derer sie ihre Rechte und die ihrer Tochter beweisen wollte. Oft hatten in den mittelalterlichen Munizipien vulgäre Familienzwiste die wichtigsten politischen Folgen. Die Gegner des Corso erhoben sich zugunsten der mißhandelten Witwe Ubaldini, der allgemeine Unwille gegen den parteiischen und korrupten Podestà kam zu machtvollem Ausbruch, Monfiorito wurde wegen Mißbrauches seines Amtes unter Anklage gestellt, wurde eingekerkert, und gegen Corso, als den eigentlichen Anstifter, erging eine Verurteilung zu schwerer Geldstrafe. Er wollte sie nicht zahlen und floh, während der Bann über ihn verhängt wurde. Im Exil fand er die wohlwollende Unterstützung des Papstes Bonifaz VIII., der ihn zuerst zum Podestà von Orvieto wählen ließ und ihn dann zum Rektor des der Kirche gehörigen, zwischen Toskana und Umbrien belegenen Gebietes von Massa Trabaria ernannte.

Die Verurteilung und das Exil des Donati machte die Cerchi und ihre Partei zu Herren des Stadtstaates. Aber wenn Corso hatte entfliehen müssen, so waren die guelfischen Granden, erfüllt von heimlichem Groll und Rachegelüst, geblieben, und bald boten die Verhältnisse ihnen ein mächtiges Bündnis dar, das mächtigste, das sie sich wünschen konnten. Papst Bonifaz VIII. hatte ihnen bereits seine Gunst erwiesen, indem er seine Flüche gegen den verbannten Giano della Bella schleuderte, indem er Corso Indulgenz gewährte, der durch seine Verheiratung den Einhaltsbefehl der Kirche verhöhnt hatte, indem er ihm zu einer hohen Stellung verhalf, und den zum Podestà machte, der als Verderber der heimischen Podestägewalt aus der Vaterstadt vertrieben war. In der Umgebung des Bonifaz spielten Florentiner Bankiers eine bedeutende Rolle; die Spini hatten schon zur Zeit, in der der Gaetani noch Kardinal war, seine Bankgeschäfte besorgt; gemeinsam mit den Mozzi und den Pistoieser Chiarenti waren sie jetzt die päpstlichen Kammerkaufleute, die offiziellen Bankiers der Kurie. Die Spini und die Mozzi waren Magnaten; Simone Gherardi degli Spini war am römischen Hof eine höchst einflußreiche Persönlichkeit, und sein Verwandter Ruggeri, oder Geri degli Spini, der Chef des Hauses in Florenz, gehörte zu den eifervollsten guelfischen Granden der Arnostadt.

Die Gestalt Bonifaz' VIII., eine der merkwürdigsten der gesamten Kirchengeschichte, beherrscht die Florentiner Ereignisse dieser Jahre. Die Schmeichler pontifikaler Gewalt haben den Gaetani in vergangenen Zeiten und noch in den unseren einen großen Papst genannt, aber die Großen unter den Nachfolgern des Apostels hatten dieses gemein, daß sie für die Kirche lebten, und daß sie aufrichtig von deren Lehren durchdrungen waren. Er hingegen tat alles, um seine Familie zu erhöhen, und einen der Grundzüge seines Wesens bildete die Skepsis. Unmöglich kann man die Zeugenaussagen beiseite schieben, die in dem durch seinen zweiten Nachfolger Clemens V., den ersten avignonesischen Papst, auf Betreiben Philipps des Schönen von Frankreich gegen sein Andenken eingeleiteten Prozeß beschworen wurden. Viele erklärten unter ihrem Eide,

daß sie ihn das Fortleben der Seele nach dem Tode und andere fundamentale Lehren der Religion, deren Oberhaupt er war, hatten leugnen hören. Wir mögen nicht von den unreinen Dingen sprechen, die über das Privatleben des kraftvollen Greises mitgeteilt wurden, aber es ist unmöglich, wie man dies versucht hat, all jene Zeugen als erkaufte Meineidige zu brandmarken. Es ist unmöglich, weil die gleichen Anklagen schon erhoben waren, als Bonifaz noch auf dem Gipfel der Macht stand; es ist unmöglich, weil man auf seinen Nachfolger ein allzu düsteres Licht durch die Behauptung werfen würde, dieser habe eine lange Reihe falscher Zeugen wider seinen toten Vorgänger zugelassen, woran überdies nicht zu denken ist, da Clemens nichts dringender wünschte, als das Andenken des Verstorbenen zu retten. Die am stärksten hervortretende Eigenschaft des Bonifaz war der Egoismus, jener Egoismus, der sich zur Familienliebe und Familieneitelkeit erweitert. Er wollte seine Neffen und Großneffen mit Einkünften, Würden, Grafschaften, Ländereien bereichern, und hatte den Ehrgeiz, für einen von ihnen ein Königreich zu schaffen. Dieses Königreich sollte Toskana sein und Florenz dessen Hauptstadt. Nicht umsonst läßt ihn Dante in der Hölle mit Ungeduld von Nikolaus III. erwarten, von jenem Papst Orsini, der, wie der Dichter mit einer Anspielung auf dessen Familiennamen sagt, gierig war, die „Orsatti", die jungen Wölflein, seine Nepoten, zu begünstigen, wie Bonifaz bestrebt war, die Angehörigen des Hauses Gaetani zu fördern. Psychologisch könnte die Gestalt eines Papstes unerklärbar scheinen, der die wichtigsten Dogmen der christlichen Religion ablehnte, zugleich aber im Namen der von ihm regierten Kirche, in bezug auf die eigene Würde und Person, die ungemessensten Ansprüche erhob. Benedetto Gaetani hatte jedoch, wie damals die Mehrzahl aller Mächtigen der geistlichen Welt, seine Karriere der Ausübung des kanonischen Rechtes zu danken, das er mit großem Scharfsinn, mit unleugbarer Gelehrsamkeit beherrschte. Aus ihm zog er kühlen Sinnes die letzten formellen Folgerungen; er nahm dieses Recht als etwas Gegebenes, als einen Machtfaktor hin, ohne darüber zu grübeln, daß dessen künstliches Lehrgebäude nur bestehen könne, wenn es auf der Grundlage bedingungsloſen Glaubens, unerschütterter Geltung der Dogmen ruhe. Er benutzte rücksichtslos die tatsächliche Gewalt seiner überragenden Stellung, er gab sich den Antrieben eines ungezügelten Temperamentes hin, und voll Stolz verschmähte er jene Maske der Seele, die man Heuchelei nennt. Auch muß hinzugefügt werden, daß in dieser Zeit die aus dem Averroismus stammenden rationalistischen Lehren unter den Gebildeten derart allgemein verbreitet waren, daß er es in keiner Art für erforderlich hielt, seine Gesinnungen zu verbergen.

Zu Beginn des Jahres 1300 hatte Bonifaz in einer Audienz den Gesandten des Deutschen Königs Albrecht von Österreich seinen Wunsch kundgegeben, ihr Herr möge ihm Toskana abtreten, wie Albrechts Vater, Rudolf von Habsburg, Nikolaus III. die Romagna überlassen hatte. Sein Wunsch war freilich eine Forderung, und er drückte sie in seiner heftigen, zornigen Art aus, indem er gegen den von ihm noch nicht bestätigten Herrscher Be-

schimpfungen schleuderte. Jedermann an der Kurie wußte, daß seine Absicht dahin ging, die Krone Toskanas einem der Gaetani zu geben, und es ist sehr begreiflich, daß dieser Plan in Florenz die größeste Erregung hervorrief. Florenz als Sitz eines Königs von Papstes Gnaden, Toskana als Lehn der Kirche wären nicht mehr Toskana und nicht mehr Florenz gewesen. Die Väter hatten ihre Unabhängigkeit wider das Reich verteidigt, und als sie gezwungen wurden, dem Kaiser Friedrich II. Fidelität zu schwören, hatten sie zu fühlen bekommen, wie bitter die Unterwerfung sei. Die Cerchi zögerten nicht, die Verteidigung der städtischen Selbständigkeit vorzubereiten, und da sie wußten, daß die Partei der guelfischen Granden durchaus geneigt war, des Papstes Absichten zu unterstützen, um mit Hilfe der Kirche das Volk niederzuwerfen, um die „Ordinamenti" zu beseitigen, erschien es ihnen als erste Notwendigkeit, alle Elemente von der Stadtregierung, vom Priorat auszuschließen, betreffs derer man in irgendeiner Art den Verdacht hegen konnte, daß sie Einflüssen von jener Seite zugänglich seien. Die „Ordnungen der Gerechtigkeit" bestimmten, daß die neuen Prioren von den ausscheidenden gemeinsam mit den „Capitudini", d. h. den sämtlichen Konsuln und Rektoren der Oberzünfte, sowie unter Hinzuziehung einer Anzahl von Vertrauensmännern aus der Bürgerschaft erwählt werden sollten. Durch Zahl und Art dieser Vertrauensmänner ließ sich natürlich ein entscheidender Einfluß auf die Wahl der künftigen Stadtregenten ausüben, und es scheint, daß seit der ersten Erneuerung des Kollegiums, die auf jene Audienz, auf die Kundgebung der Absichten des Bonifaz folgte, daß seit der Wahl am 14. Februar 1300 illegale Mittel angewandt wurden, um die ausschließliche Zusammensetzung der Priorenbehörde aus Anhängern der Cerchi, aus Männern zu bewirken, die geneigt waren, die Autonomie von Florenz zu verteidigen und dem Papst Widerstand zu leisten. Viele Prioren der folgenden Zeit wurden nach dem Sturz der Partei unter der Anklage der „Baratteria", des Betruges oder der Fälschung, unter welchem Begriff man auch die gesetzwidrige Beeinflussung des Wahlergebnisses zu verstehen hat, zum Tode verurteilt, und zu diesen zählte Dante Alighieri. Die Anklage bezog sich großenteils auf die Priorenwahl und darauf, daß für die Abstimmung Geld gegeben wie genommen sei. Es wäre absurd zu glauben, daß der erhabene Dichter sich persönlich durch solche Machenschaften befleckt habe, aber es wäre nicht minder absurd, wollte man bestreiten, daß die in allen Sätteln gerechten, mit allen Künsten vertrauten Kaufleute des Hauses Cerchi Mittel der Korruption angewandt hätten, wollte man es bestreiten, nur weil Dante in den Reihen ihrer Partei kämpfte. Umtriebe solcher Art wurden von allen ins Werk gesetzt, und die Tatsache der unlauteren Wahlbeeinflussung kann von den Anklägern und Richtern nicht einfach erfunden sein. Dante wurde summarisch als Parteigänger der Cerchi verurteilt und mußte für eine Schuld büßen, die ihm nicht persönlich zur Last fiel. Aber daß die Ernennung der Prioren und der zu ihrer Wahl Hinzugezogenen in gesetzwidriger Art beeinflußt wurde, stellt der Wortlaut der Verurteilungen außer Zweifel, und es ist seltsam, daß dieser bedeutsame Punkt bisher den Forschern entgangen ist. Der Wille der Cerchi

zielte dahin, die Selbständigkeit ihrer Stadt und damit freilich auch die eigene Machtstellung um jeden Preis zu verteidigen. Die Späteren werden, weit davon entfernt, sich darüber zu wundern, ihnen in höherem Maße die Schwäche und die Zögerungen zum Tadel anrechnen, die später dem ersten Enthusiasmus der Abwehr folgten.

Die Prioren, die man als Sachwalter der Cerchi zu betrachten hat, ordneten eine Gesandtschaft nach Rom ab, die neben ihrem offiziellen Mandat ein wichtigeres, geheimes hatten. Es bestand darin, in aller Stille eine Ermittlung darüber zu veranstalten, welche von den Florentinern am päpstlichen Hof die Hände bei den Intrigen im Spiele hätten, die darauf abzielten, ihre Vaterstadt dem Papst zu unterwerfen. Mitglied der Gesandtschaft war der berühmte Jurist Lapo Saltarelli, den Dante in der Göttlichen Komödie wegen seines Luxus, seiner Verschwendung tadelt, der Bruder jenes Simone, der nachmals als Erzbischof von Pisa einen Namen gewann und durch Ludwig den Bayern zum Tode verurteilt wurde. Sicherlich war es Lapo, der in Rom die Schuldbeweise gegen drei verräterische Mitbürger, Simone Gherardi degli Spini, den Kaufmann Noffo Quintavalle und den Notar Ser Cambio da Sesto sammelte. Nach der Rückkehr der Gesandten wurden die drei vom „Bannerträger der Gerechtigkeit", dem Lapo Saltarelli zur Seite stand, angeklagt; sie wurden zu hohen Geldstrafen und für den Fall der Nichtzahlung dazu verurteilt, daß ihnen die Zunge ausgeschnitten werden solle. Bonifaz betrachtete nicht ohne Grund diese Sentenz als zugleich wider seine eigene Person gerichtet und geriet in den heftigsten Zorn. Er verlangte ihre Aufhebung, zitierte den Gonfaloniere di Giustizia, Lapo sowie einen dritten, der für die Anklage eingetreten war, vor den apostolischen Stuhl und beauftragte den Bischof von Florenz nebst dem Inquisitor, in seinem Namen vor den Rat zu treten, um die Stadt mit dem Interdikt, ihre Kaufleute mit Beschlagnahme ihrer Waren in allen Ländern der Christenheit zu bedrohen. Die Regierenden ließen sich nicht einschüchtern, aber die allgemeine Erregung führte zu einem wilden Ausbruch des Hasses zwischen den Anhängern des Papstes, den guelfischen Granden, und den Cerchieschi. Der Calendimaggio war ein Tag des Festes. Mit Liedern, mit Tänzen und den Klängen der Musikinstrumente grüßte man den Frühling, bewillkommnete man den Monat der Sonne, der Blumen, der Liebe. Die Zeiten waren ernst, aber die Jugend wollte, in dem sie auch vor den Zeiten des Lorenzo erfüllenden Bewußtsein, daß „di domani non c'è certezza", die Stunden des Frohsinns genießen. Am Abend des 1. Mai 1300 war der Platz vor der Vallombrosanerkirche Santa Trinita der Schauplatz anmutiger, von edlen jungen Mädchen getanzter Reigen. Unter den Zuschauern befand sich eine Gesellschaft von dreißig der Cerchi und ihrer Parteigänger; eine andere Gruppe von Jünglingen der feindlichen Häuser Donati, Pazzi, Tosinghi begann Streit mit ihnen. Man hatte beiderseits soviel Selbstbeherrschung, um Tanz und Gesang nicht zu stören, aber bei der Heimkehr von Piazza Santa Trinita stießen die beiden Scharen aufeinander, es floß Blut, und der Tumult wurde allgemein. Die Donateschi, die den Zusammenprall herausgefordert, glaubten zweifellos, die

Unruhen benützen zu können, um sich der Herrschaft zu bemächtigen, doch ihr Vorhaben mißlang.

Die guelfischen Granden hielten, um über die Mittel zur Erreichung ihres Zweckes zu beraten, eine Versammlung in derselben Kirche Santa Trinita. Sie zogen einige Parteiführer des Popolo in ihre Verschwörung hinein, darunter den lauten und prahlerischen Schlächter Dino Pecora, den Dino Compagni uns geschildert hat. Ihr Plan ging dahin, eine Revolte anzuzetteln, durch die des Papstes Pläne gefördert werden sollten, und sie bereiteten sie vor, indem sie in ihren Häusern und Türmen Bewaffnete versammelten, die sich einzeln und vorsichtig in die Stadt einschlichen. Die Cerchieschi taten indes das gleiche, und auch die Kommune rüstete sich zur Verteidigung, so daß die Donateschi den Bürgerkampf nicht zu beginnen wagten. Den Prioren fehlte der Mut, die Verschworenen zu bestrafen, weil diese in vollem Einvernehmen mit den Kapitanen der übermächtigen Parte Guelfa gehandelt hatten; sie glaubten im Gegenteil, gewiß im Einverständnis mit den Cerchi, einen Beweis ihrer tadellosen Unparteilichkeit geben zu sollen, indem sie Angehörige beider feindlichen Faktionen ins Zwangsdomizil schickten. Man weiß, daß Guido Cavalcanti, der Dichter und Freund Dantes, zu den Konfinierten von der Partei der Cerchi gehörte. Aus der Fieberregion von Sarzana sandte er an eine geliebte Frau seine Ballatetta nach Florenz, in der er ihr einen letzten Abschiedsgruß zurief: „Perch' i' non spero di tornar giammai." Dennoch kehrte er zurück, aber nur um in der Heimat ein Grab neben der alten Santa Reparata zu finden.

Bonifaz hoffte, inmitten all dieser Konflikte die Gegner zu versöhnen, und wollte versuchen, ob er sein Ziel auf friedlichem Wege erreichen könne. Zu solchem Zweck sandte er einen Legaten in der Person des Kardinalbischofs Matteo von Acquasparta, Generals des Franziskanerordens, an den Arno. Aber man begriff allzu gut, daß er komme, um die Cerchi niederzuzwingen, ihre Gegner zu begünstigen und jede Art von Machinationen ins Werk zu setzen, durch die Florenz unter die päpstliche Herrschaft gebeugt werden könne.

So gespannt, so voll von Gefahren war die Lage, als Dante zum Prior gewählt wurde, als er mit den Genossen sein Amt am 15. Juni 1300 antrat. Die erste Handlung des Kollegiums, dem er angehörte, war eine Bezeigung des Widerstandes gegen den Papst und gegen die Mission des Legaten. Durch notariellen Akt übernahmen die neuen Prioren vom Kämmerer der Kommune die noch nicht vollstreckte Straffsentenz wider die drei von Bonifaz beschützten Mitbürger. Es ist peinlich, den Dichter in Beziehung zu einem so grausamen Urteil wie diesem zu sehen, das auf Ausschneiden der Zunge lautete, doch wir müssen an die Zeiten denken, und die poetische Fiktion gewisser furchtbarer Höllenstrafen im Inferno der Göttlichen Komödie wird klarer verständlich, wenn wir uns diese Episode aus dem politischen Leben ihres Dichters vergegenwärtigen.

In einem Briefe, von dem uns Leonardo Aretino in seiner Biographie des Alighieri ein Bruchstück übermittelt, leitet Dante alle üblen Schicksale seines

Lebens von den kurzen Wochen seines Priorates her. Sicherlich würde der Haß wider ihn nicht ein so tödlicher gewesen sein, wäre er, obwohl Parteigänger der Cerchi, mehr im Schatten geblieben, hätte er nie das Priorenamt bekleidet; aber die allgemeine Annahme, der Abbruch der Beziehungen zwischen dem Kardinal und der Kommune sei erfolgt, während Dante zu den Prioren gehörte, und dies habe den Ausgangspunkt seines Unglücks gebildet, ist eine irrige. Die von Matteo zur Ausübung seines Amtes als Friedensstifter geforderte Vollmacht wurde ihm, wenn auch mit mannigfachen Einschränkungen, bewilligt. Die Erregung der Popolaner gegen den Kardinal führte indes während Dantes Priorat zu einem Attentat gegen den Kirchenfürsten. Als dieser eines Tages in seiner Residenz, dem Bischofspalast, am Fenster stand, schoß ein Fanatiker vom Volk aus einer Armbrust einen Pfeil wider ihn ab, doch ohne ihn zu verwunden. Der Kardinal wechselte sein Quartier und nahm im Palast der Mozzi, jenseits des Arno Wohnung, da er sich dort für sicherer hielt. Die Prioren suchten ihn zu begütigen, indem sie ihm durch eine Deputation einen Silberbecher, gefüllt mit zweitausend Goldflorenen schickten, welche Summe einem modernen Münzwert von vierundzwanzigtausend Lire entspricht. Dino Compagni, der dieser Deputation angehörte, hat mit wundervoller Kürze die Szene geschildert, wie der habgierige Kardinal mit den blitzenden Fiorini liebäugelte und sie dennoch aus Furcht vor dem Papst nicht anzunehmen wagte. „Er antwortete", sagt Dino, „die Gabe sei ihm wert; er blickte immer wieder auf die Goldstücke, und dann wollte er sie nicht." Ein neuer Allarm erfüllte während Dantes Priorat die Stadt an der Vigilie des Johannisfestes. Die feierliche Darbringung der Kerzen am Altar des Täufers, des himmlischen Protektors von Florenz, wurde durch einen brutalen Angriff der Granden gegen die Handwerker gestört; aus dem Vorgange entwickelten sich keine Straßenkämpfe, aber er bildete ein weiteres Sympton des herrschenden wechselseitigen Hasses. Der Kardinal war machtlos, ihn zu dämpfen, machtlos, weil er nicht den Frieden herbeizuführen wünschte, sondern lediglich den Widerstand gegen die Pläne seines Herrn zu brechen suchte. Der Konflikt mit ihm entspann sich über die Frage der „kirchlichen Libertät", unter welchem Begriff man nicht nur die Exemtion der Priester und Mönche von allen bürgerlichen Gesetzen und städtischen Lasten, sondern auch die Pflicht verstand, vermittels des weltlichen Armes jedes Urteil der Inquisition oder anderer kirchlicher Behörden zu vollstrecken. Der Legat forderte die Aufhebung der Sentenzen gegen die Florentiner an der Kurie, zugleich aber die Bestrafung des Lapo Saltarelli und ihrer andern Ankläger, die vom Inquisitor für schuldig erklärt waren, weil es diesem als Ketzerei erschien, gegen Günstlinge des Papstes ein Strafverfahren einzuleiten, während die Stadtbehörden sich natürlich weigerten, ein Urteil gegen die Verteidiger städtischer Unabhängigkeit anzuerkennen und zu vollziehen. Der Papst verlangte vom Legaten, er solle die Prioren, den Podestà und den Volkskapitan festnehmen lassen, weil sie seinen Befehlen nicht gehorchten, aber trotz dieser gewalttätigen und unausführbaren Anordnungen gelang es dem Regierungskollegium, zu dem Dante gehörte, den offenen Bruch zu vermeiden. Der Legat blieb noch sechs Wochen über

dessen Amtsablauf hinaus in Florenz und verließ erst dann die Stadt, gegen die er den Fluch der Kirche schleuderte.

In den zwei Monaten jenes Priorates war jedoch ein anderes Ereignis eingetreten, das den Papst und seine Parteigänger erbitterte: der Abschluß eines Bündnisses zwischen Florenz und Bologna, das der Regierungspartei, der Partei der Unabhängigkeit, eine starke Stütze gewährte. Die Bolognesen waren indes nur dann wertvolle Verbündete, wenn Pistoia, die Herrin und Wächterin der Apenninenpässe, unter dem Einfluß von Florenz stand. Pistoia war ein Herd schreckensreicher Parteikämpfe zwischen den Faktionen der „Schwarzen" und der „Weißen", die ihren Ursprung von einer Spaltung der mächtigen Familie Cancellieri genommen hatten. Erschöpft vom Bürgerkriege, hatte sich die Stadt für fünf Jahre Florenz unterworfen, und diese Periode ging jetzt zu Ende; die Cerchieschi, die sich auf die Weißen stützten, suchten den Unterwerfungsvertrag zu verlängern, während die Schwarzen, mit den guelfischen Granden von Florenz verbündet, dieser Verlängerung entgegenwirkten, eben um die Cerchifaktion zu schwächen. Aus dieser Lage der Dinge ergaben sich die Maßnahmen, um die Pistoieser Schwarzen zum Vorteil ihrer Gegner zu entkräften, während der Kommune Florenz die Hegemonie über die kleinere Nachbarkommune mit der ausdrücklichen Verpflichtung übertragen war, volle Gleichberechtigung der Parteien bei der Ämterbesetzung wie in der Verwaltung und Rechtspflege walten zu lassen. Diese Zusage wurde gebrochen, die Regierung Pistoias wurde mit äußerster Parteilichkeit zugunsten der zu den Cerchi neigenden Weißen geführt. Seit dieser Zeit, seit dem Frühjahr 1300, identifizierten sich die Faktionen von Pistoia und Florenz, erst von da ab kann man die Donateschi und die guelfischen Granden Schwarze, die Cerchieschi Weiße nennen. Im Mai 1301 ging Andrea de' Gherardini, Kapitan von Pistoia im Namen der Florentiner, um den Widerstand der Pistoieser Schwarzen völlig zu brechen, mit Massenverurteilungen gegen sie vor und zwang sie, die Stadt zu verlassen, wobei er sich auch auf die Gibellinen stützte, denen sich seit dieser Zeit die Weißen immer mehr annäherten. Dem Andrea de' Gherardini gab man in Florenz den Beinamen „Caccia-Guelfi", wodurch die Mißbilligung zum Ausdruck kam, die viele gegen ein Verfahren hegten, das von der Cerchifaktion angeordnet war, und das auch die Billigung der Minorität innerhalb der Partei sowie ihres Führers Dante gefunden haben muß, denn in einem Fall von so grundlegender Wichtigkeit, bei einem Eingreifen, das so starke Gefahren in sich barg, konnten die Weißen ihr rücksichtsloses Handeln nur dann wagen, wenn sie *eines* Willens, wenn sie nicht in sich selbst gespalten waren. Man weiß, daß acht Monate später der Gherardini wegen der Pistoieser Vorgänge des Todes schuldig gesprochen wurde, und daß auch die Sentenz gegen Dante sich mit auf die Verjagung der Schwarzen aus Pistoia stützte. Im Verlauf von sieben Monaten hatte der „Caccia-Guelfi" dort nicht weniger als 295 Personen, darunter zwei Frauen, zum Galgen, zur Enthauptung, zum Scheiterhaufen oder zur Zerfleischung mittels glühender Eisenzangen verurteilen lassen. Die Weißen waren, wie man sieht, hinsichtlich

der Grausamkeit Lehrmeister ihrer Gegner, in denen sie freilich, als deren Stunde gekommen war, die würdigsten Schüler fanden.

Sie kam schnell genug. Die Weißen, anfänglich voll von Energie, ermatteten gegenüber den sich auftürmenden Schwierigkeiten. Statt die offen gegen den Papst gerichtete Politik fortzusetzen, für die Dante eingetreten war, statt sich auf einen kühnen und entscheidenden Kampf vorzubereiten, schickten sie Gesandte an Bonifaz, der sein Spiel mit ihnen trieb. Er gewährte eine zeitweilige Aufhebung des Interdiktes, aber in denselben Tagen setzte er Karl von Valois, den Bruder Philipps des Schönen von Frankreich, gegen Florenz in Bewegung. Seit langer Zeit stand er mit ihm in Verhandlung, um ihn dem kriegsuntüchtigen Karl II. von Neapel gegen König Friedrich von Sizilien an die Seite zu stellen, aber jetzt gab er seinem Zuge über die Alpen Florenz zum nächsten Zielpunkt. Der Prinz ging an die Kurie, wurde dort zum „Friedensstifter" von Toskana ernannt, und die Florentiner Weißen, statt ihre Heimat gegen seine schwachen Kräfte an französischen Rittern und an Kontingenten toskanischer Städte in Verteidigungszustand zu setzen, statt ihm an geeigneten Stellen den Weg zu verlegen, verhandelten mit ihm und glaubten seinen Worten.

Als sich der Valois, von der Zusammenkunft mit dem Papste kommend, den Grenzen Toskanas näherte, sehen wir Dante sich zum letzten Male erheben, um in dem demokratischen Rate der Hundert das Wort zu ergreifen. Der Notar, für den das Ratsmitglied Alighieri nicht mehr galt als die neunundneunzig anderen, hat uns nicht einmal eine trockene Inhaltsangabe seiner Worte überliefert, und sich damit begnügt, die nackte Tatsache zu verzeichnen, daß Dante eine Rede zugunsten der verschiedenen, von den Prioren an den Rat gelangten Vorlagen hielt. Dennoch vermögen wir aus dieser dürftigen Angabe einen bisher von den Dante-Forschern nicht beachteten Vorgang zu rekonstruieren, der nicht ohne Bedeutung ist, denn er stellt einen Akt der Güte und Gerechtigkeit dar, mit dem der Dichter vom politischen Schauplatz seines Florenz verschwindet.

Cante de' Gabrielli von Gubbio, der in kurzem zum Pontius Pilatus des Alighieri werden sollte, war bereits im zweiten Halbjahr 1298 Podestà von Florenz gewesen. Als solcher hatte er ein Bluturteil gegen einen Nachbarssohn Dantes aus dem Popolo San Martino del Vescovo verkündet, dessen Vater wahrscheinlich ein persönlicher Freund des Dichters war, und jedenfalls sehr bald sein Unglücksgefährte wurde. Dieser Mann namens Gherardino Diodati war Kämmerer der Kommune, dann viermal Prior der Stadt gewesen, und nach der Verurteilung des Sohnes, zu einer Zeit, in der die Weißen wieder die Macht errungen hatten, gelangte er von neuem zur höchsten bürgerlichen Würde. Diese Tatsachen und seine späteren Schicksale überzeugen uns, daß Gherardino dem 1298 allmächtigen Corso Donati und dem Mann seines Vertrauens, Cante de' Gabrielli, als politische Persönlichkeit verhaßt war, daß sie im Sohne den Vater treffen wollten. Cante verurteilte diesen Sohn, Neri, am 8. November 1298 dazu, durch die Straßen der Stadt

nach der Richtstätte geschleift und dort enthauptet zu werden. Die Anklage, auf Grund deren der Spruch erging, behauptete: Neri habe seinen Vetter in einen Hinterhalt außerhalb der Porta degli Spadai in der Gegend der heutigen Via Cavour gelockt, habe ihn in einen Graben gestürzt, ihn mit Dolchstichen getötet und dann der Schlüssel beraubt, die sein Opfer bei sich trug, um vermittels ihrer dessen Laden zu öffnen und auszuplündern. Dem Verurteilten war es gelungen zu entfliehen, die öffentliche Stimme erklärte ihn für völlig unschuldig, sogar die Brüder des Getöteten, die, anfangs an die Bezichtigung glaubend, in ihm den Mörder gesehen hatten, versöhnten sich mit Neri.

Drei Jahre nach der Urteilsfällung sprach Dante im Rat zugunsten des Vorschlages, ihn nachträglich freizusprechen, und wahrscheinlich hatte er selbst zu denen gehört, durch die das Priorenkollegium zu seinem Antrage bestimmt wurde. Neri sollte, ohne die Schandmitra auf dem Haupte, zum Johannisaltar im Battistero geführt und dort freigelassen werden, welche symbolische Handlung die Aufhebung des wider ihn ergangenen Spruches ausdrückte. Nach einer Rede des Richters Albizzo Corbinelli und nach der Dantes beschloß der Rat mit 73 gegen 7 Stimmen in ihrem Sinne. Der Vorgang hat seine Bedeutung auch deshalb, weil dies der einzig uns bekannte persönliche Zusammenstoß zwischen dem Dichter und Cante de' Gabrielli war, dessen Urteil durch diese Entscheidung als falsch, als willkürlich gekennzeichnet wurde. Mit heißen Worten mag Dante den parteiischen Podestà gebrandmarkt haben, der wenige Wochen später infolge der großen Umwälzung zurückkehren sollte, um Florenz im Namen der Schwarzen zu regieren. Gherardino Diodati wurde alsbald gemeinsam mit dem Alighieri zum Scheiterhaufen verurteilt, und seine Söhne, unter ihnen der soeben von einem Todesspruch befreite Neri, wurden nachmals in die wider den Vater gefällte Sentenz mit einbegriffen. Dante hat dem Gabrielli nicht einen Platz in der Hölle angewiesen, dessen er doch so durchaus würdig gewesen wäre, vielleicht weil es ihm widerstrebte, den Anschein einer persönlichen Rache zu erwecken. Der Vorgang aber, den wir erzählen, mag den Grimm des Cante wider den Dichter verschärft und die Katastrophe seines Lebens beschleunigt haben, die mit dem Einzuge des französischen Prinzen in Florenz ihren Anfang nahm.

Kaum war dieser angebliche Friedensstifter am Allerheiligentage 1301 in der Stadt angelangt, als er duldete, daß Corso Donati, gierig nach Rache und Beute, in die Tore einbrach. Die Schwarzen begrüßten ihn jubelnd, die Stadt war voll Brand und Blut, Corso jagte die Prioren aus ihrem Amt und öffnete die Gefängnisse, um die Reihen seiner Anhänger durch die befreiten Verbrecher zu verstärken. Nach all diesen Greueltaten ließen sich die Weißen noch durch den Anschein einer Friedensstiftung einlullen, aber fünf Monate nach dem Einzuge des Valois wurden sie unter dem Vorwande einer Verschwörung wider ihn aus der Stadt getrieben. Schon zuvor hatten indes die politischen Prozesse gegen Andrea de' Gherardini, dann gegen Dante und andere Prioren der letzten beiden Jahre ihren Anfang genommen. Die neuen Herren der Stadt verurteilten den Alighieri und dessen Schicksalsgenossen erst zu Geldbußen, die die Höhe ihres Vermögens

überstiegen, dann, da sie nicht zu zahlen vermochten, zum Feuertode. Die Geschichte von der Gesandtschaft Dantes an den Papst zu jener Zeit, in der das Strafverfahren wider ihn eingeleitet wurde, ist eine Erfindung; gleich anderen, die sich vom Tode durch Henkershand oder auf flammendem Holzstoß bedroht wußten, war der Dichter entflohen. Obwohl er nicht zu den Granden gehörte, erging das Urteil wider ihn auch auf Grund der „Ordnungen der Gerechtigkeiten", und dies, weil er der erwähnten Gesetzwidrigkeiten bei der Ernennung der Prioren mit angeklagt war, welche Materie durch das Gesetz des Giano della Bella geregelt wurde. Die drakonische Bestimmung der Ordinamenti ging dahin, daß die Gebäude der auf Grund ihrer Strafbestimmungen Verurteilten „funditus et radicitus", von Grund und Wurzel aus, zu demolieren seien, und dieses Schicksal traf sein bescheidenes vom Vater ererbtes Haus wie seine geringen ländlichen Besitzungen, so daß man den Bau, von dem bis vor kurzem behauptet wurde, der Dichter sei in ihm geboren, nicht als „Dantehaus" bezeichnen kann, wie ihm denn in der Tat dieser unberechtigte Name jetzt genommen ist. Nur steht das bisher so bezeichnete Gebäude allerdings auf dem Terrain der einst den Alighieri gehörigen Häuser, vielleicht selbst an der Stätte, wo Dante das Licht der Welt erblickte, doch dann müßte es nach der Zerstörung des Jahres 1302 neu entstanden sein.

Im Herzen des in die Verbannung ziehenden Dichters glühte eine leidenschaftliche und sehnsüchtige Liebe zu seiner Stadt, die, wie sich Enttäuschung zu Enttäuschungen gesellte, einen immer stärkeren Beisatz von Bitterkeit annahm, und im Laufe der Jahre sich in Haß wandelte, in Haß, wie ihn der Liebende gegen die Geliebte empfindet, von der er sich verraten fühlt. Seine Liebe wie sein Haß tönen aus jeder der Terzinen wider, in denen er von Florenz spricht. In den Zeiten, in denen Heinrich VII. von Deutschland her nach Italien zog, in denselben Jahren, in denen in seinem Geist die Gesänge des „Purgatorio" reiften, verirrte sich dieser aus Liebe geborene Grimm zu dem Wunsche, seine Vaterstadt durch die Waffen des fremden Herrschers vernichtet zu sehen, weil sie nicht zugunsten der kaiserlichen Ansprüche jene Unabhängigkeit preisgeben wollte, die er zuvor selbst mit Einsetzung seiner Existenz wider die Absichten des Papstes Bonifaz verteidigt hatte. Und diese Krisis in der Seele des aus der Vaterstadt Ausgeschlossenen ist vielleicht tragischer als alle Verfolgungen des Schicksals und der Menschen, als alle Pein seines umherirrenden Daseins.

Zur Zeit, in der Dante für immer seine schöne Heimat verließ, strahlte mit drohendem Glanz jener Komet vom Himmel, der vier Jahrhunderte später der Halleysche benannt wurde und den wir verkleinert und abgeschwächt in unseren Tagen wiederkehren sahen. Aber dem Vertriebenen leuchtete eine andere, hellere Vision, die der Unsterblichkeit, einer Unsterblichkeit, gewoben aus göttlicher Dichtung und menschlichem Leiden!

Graf Aehrenthal.

Fragmente zu seiner Beurteilung.

Von

Franz Zweybrück (Wien).

Im letzten Herbste war dem Grafen Aehrenthal ein hartes Ringen, ein heftiger Kampf um die Aufrechterhaltung seiner Politik auferlegt worden. Durch die Entscheidung der Krone ward ihm der Sieg, allein er sah sich trotzdem einer gewichtigen Gegnerschaft in Österreich, einer lauten Opposition gegenüber. Seine Stellung erschien von einer gefährlichen Brandung umgeben. Da meldeten sich die unheimlichen Zeichen einer zerstörenden Krankheit mit einem Male in deutlicher Form. Selbst die Kunde von einem gebieterischen Ausspruch der Ärzte, die eine völlige Loslösung von seiner aufreibenden Tätigkeit als unvermeidlich erachtet hatten, erfuhr noch eine politische Auslegung: der Minister, so hieß es im gegnerischen Lager, wird somit anscheinend der gebotenen Rücksicht auf seine erschütterte Gesundheit Folge leisten, damit er nicht schließlich vor der Übermacht seiner Gegner zurückzuweichen brauche. Doch die Ärzte hatten leider nur zu gut die furchtbare Krankheit eingeschätzt. Der Minister brach nach wenigen Tagen verzweifelter Gegenwehr zusammen. Angesichts des Sterbelagers verstummte mit einem Male das Kampfgeschrei. Um den Scheidenden waltete jetzt eine Stille, in der sich Achtung, Mitgefühl, vielleicht auch Bestürzung ausdrückten. Und als der Graf vollendet hatte, hob eine Totenklage in der Hauptstadt und im Lande an, die einmütig seinen Hintritt als den schwersten Verlust für das Reich betrauerte. Gefühl und Urteil sahen in dem Verstorbenen eine Verkörperung des Staatsbewußtseins, wie es sich in solch reiner, scharf umrissener Form seit langem nicht mehr ausgeprägt hatte. Er war d e r Staatsmann Österreich-Ungarns gewesen. Der Rückblick auf seine nur wenige Jahre umspannende Tätigkeit läßt erkennen, welche Ziele und Leistungen, welche Fähigkeiten solche Geltung geschaffen haben.

Er stammte aus einer böhmischen Familie, die seit den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zum hohen Adel des Landes mitgezählt wurde. Die Lexas waren zu Ende des 18. Jahrhunderts ein Prager Geschlecht, dessen Namen in die Landestafel eingetragen war[1]). Johann Baptist Lexa

[1]) Die Familie kann bis zu einem Oberstburggrafen, das ist Verwalter Lexa hinauf verfolgt werden. Er wird in dem zu Blowitz bei Pilsen ausgestellten Taufschein des Josef Anton Lexa vom 8. Februar 1733 als Vater genannt.

ist wegen seines freigebigen patriotischen Wirkens in den Kriegsnöten um die Wende des Jahrhunderts in den Ritterstand erhoben worden. Sein Sohn erreichte eine der höchsten Stellen in der Landesverwaltung und durch sie den Freiherrnstand. Er ist der Großvater des Ministers gewesen. Dieser, Alois Lexa, Freiherr v. Aehrenthal, wurde auf dem Familiengute Groß-Skal am 27. September 1854 geboren. Der Vater widmete seine Haupttätigkeit der Bewirtschaftung seiner Güter. Er galt als eine der besonnensten, verläßlichsten Stützen des verfassungstreuen Großgrundbesitzes in Böhmen, der länger als ein Menschenalter die eigentliche Führung der deutsch-böhmischen Angelegenheiten in den Händen hatte. Frühzeitig ist er erblindet (auch der Minister hat in den letzten Zeiten seine geschwächte Sehkraft schonen müssen). Die Mutter, Maria Felicia, stammte aus der gräflichen Familie Thun-Hohenstein. Ihr Einfluß scheint bei der Erziehung der freiherrlichen Kinder der maßgebende gewesen zu sein. Die ganze Familie zollte der ausgezeichneten Dame höchste Verehrung. Der Minister hat bis zu ihrem, erst im vorigen Jahre erfolgten Hinscheiden stets in innigstem Verkehr mit ihr gestanden. In Prag erledigte der Jüngling die Gymnasialstudien, dann zog er auf ein paar Semester nach Bonn. Der Abschluß der akademischen Studien erfolgte wiederum in Prag, dann wurde der junge Adelige sofort in den diplomatischen Dienst aufgenommen. Wir sehen ihn am Ende der siebziger Jahre als Attaché unter dem österreichisch-ungarischen Botschafter, dem General Freiherrn v. Langenau zu St. Petersburg. Dort verbleibt er auch, als an Stelle dieses Diplomaten der frühere Gesandte in Kopenhagen, Graf Gustav Kalnoky, von dem Grafen Andrassy nach der Newastadt beordert wird. Das innige Verhältnis, das sich nun zwischen diesem hochstehenden Manne und seinem Legationssekretär herausbildete, ist wohl entscheidend für den Entwicklungsgang Aehrenthals geworden. Ende 1881 wurde Kalnoky an Stelle des frühzeitig verstorbenen Freiherrn v. Haymerle als Minister des Äußeren nach Wien berufen. Wenige Monate später mußte ihm Aehrenthal nachfolgen. Der neue Minister betraute ihn mit Agenden in seiner Präsidialkanzlei, und diese Wiener Jahre sind die eigentliche Schule für den jungen Diplomaten geworden. Er ward in ein umfangreiches Wirkensgebiet hineingestellt und hatte sich an den Arbeiten sämtlicher Ministerialsektionen zu beteiligen. Besondere Aufmerksamkeit widmete er damals dem Studium der verwickelten Rechtsverhältnisse im nahen Orient. Jede einzelne Frage, namentlich die vielfachen Verästelungen im dortigen Kirchenwesen, verlangte ihre gründliche Berücksichtigung. Seinen Chef mußte er wiederholt auf dessen Reisen begleiten, so nach Varzin zu einem Besuche bei Bismarck und nach Skjernevice zur Dreikaiserzusammenkunft. 1888 ward Aehrenthal vom Minister als Botschaftsrat nach Petersburg gesandt, wo er in kritischen Tagen an der Seite des Botschafters Grafen Wolkenstein die Politik der Monarchie zu vertreten hatte. 1894 wiederum ins Auswärtige Amt zurückberufen, sah er auf Jahre schwierigster Arbeit, aber auch namhafter Erfolge zurück. Als Graf Kalnoky 1895 infolge eines Konfliktes mit dem ungarischen Ministerpräsidenten von seinem Amte zurücktrat, schied mit ihm auch Aehrenthal aus

dem Ministerpalais am Ballhausplatz. Zum ersten Male ward ihm jetzt eine selbständige amtliche Stellung zuteil. Er übernahm den Gesandtenposten in Bukarest, der noch vor der Ernennung des Grafen Goluchowski zum Nachfolger Kalnokys zur Erledigung gelangt war.

Die deutlichste Anerkennung für die Geltung, die sich Aehrenthal auf dem Bukarester Posten erworben, drückte sich durch die im Februar 1898 erfolgte Ernennung zum Botschafter am St. Petersburger Hofe aus. Von diesem Zeitpunkte an tritt seine Persönlichkeit in den Vordergrund der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns. Er beginnt hier als einer der kommenden Männer zu gelten. Für Rußland und den dortigen Botschafterposten bewies er die trefflichste Eignung; hatte er doch schon in seinen Anfängen die dortigen höfischen, diplomatischen und politischen Verhältnisse, ebenso die großen Fragen kennen gelernt, die das gewaltige Zarenreich bewegten. Noch in seinen letzten Jahren pflegte er gerne auf die gründlichen Studien hinzuweisen, mit denen er die Eigenart der nordischen Großmacht umfaßt hatte. So entwickelte er dann auch in den sieben Jahren seiner Petersburger Botschaftsleitung eine fruchtbare Tätigkeit. Sicherlich entsprach es dem Programme seines jetzigen Chefs, des Grafen Goluchowski, daß er auf eine gegenständliche Annäherung zwischen der Balkanpolitik seiner Monarchie und der Rußlands hinarbeitete. Durch die Entente von 1897 erschienen die Möglichkeiten für ein gemeinsames Vorgehen der beiden Mächte festgestellt. Jetzt verlangten die mazedonischen Unruhen das Bekunden einer tatkräftigen Haltung, die sowohl der Türkei wie den kleinen Balkanstaaten das Einverständnis Österreich-Ungarns und Rußlands und den festen Willen der beiden Mächte deutlich vor Augen führte. Es galt, Ruhe zu schaffen, autoritativen Schutz für die bestehenden Verhältnisse, andererseits deutlichste Bürgschaften für die Durchführung der Verwaltungsreformen in Mazedonien. 1902 verweilte der russische Minister des Äußeren, Graf Lambsdorf, in Wien, und im Oktober 1903 folgte Zar Nikolaus einer Jagdeinladung Kaiser Franz Josefs nach Mürzsteg in Obersteyer, die zu vertraulicher Erörterung eine zwanglose Gelegenheit darbieten sollte. Schon 1896 hatte der damalige Botschafter Österreich-Ungarns, Prinz Franz Liechtenstein, zu einer solchen Einladung geraten, die mit ihrem intimen Charakter endlich wieder einmal über offiziellen Verkehr und sorgfältig abgemessene Höflichkeiten hinausführen sollte. Im Mürzsteger Jagdschlosse kamen denn auch jene Vereinbarungen zustande, die für eine Zeitlang das allerseits respektierte Programm der gesamten Balkanpolitik darstellten. Es entsprach den zwei leitenden Gedanken der beiden Mächte: Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Besitz- und Machtverhältnisse und rasche Verwirklichung der verheißenen Reformen für Mazedonien. Damit sah Rußland seine Stellung und seinen Einfluß im nahen Orient hinreichend gesichert, um den vollen Machtaufwand seinen Plänen im fernen Osten zu widmen, und Österreich-Ungarn die bereits seit den achtziger Jahren beobachtete Haltung anerkannt, die die Bewahrung des Statusquo in der Türkei und in den kleinen Balkanstaaten und andererseits die Niederhaltung revolutionärer Erscheinungen bezweckte. Das Einvernehmen mit Rußland ermöglichte auch

der Politik des Grafen Goluchowski, den kleinen Balkanstaaten gegenüber die Überlegenheit der österreichisch-ungarischen Großmacht bezüglich aller handelspolitischen und Eisenbahnfragen zu kraftvollem Ausdruck zu bringen. Die Welt wußte das Deutsche Reich und schließlich auch Italien in Übereinstimmung mit den beiden Regierungen, die sich in Mürzsteg zu einem gemeinsamen Programm für den Balkan geeinigt hatten.

Die Ernennung Aehrenthals, die nach dem Rücktritt des Grafen Goluchowski am 22. Oktober 1906 erfolgte, war bereits längere Zeit in Sicht gewesen. Der neue Minister ward mit zahlreichen Äußerungen der Sympathie und Achtung begrüßt. Werktätige Freunde hatten in Berlin für ihn um vertrauensvolles Entgegenkommen geworben, und ein schmeichelhafter Artikel, den die St. Petersburger Zeitung dem scheidenden Botschafter gewidmet, bewies den guten Eindruck, den der nunmehrige Nachfolger des Grafen Goluchowski an der Newa hinterlassen. In Österreich-Ungarn selbst war Aehrenthal als kundiger Diplomat, der über eine umfassende Kenntnis der gesamten Weltpolitik verfügte, bekannt. Er zählte damals zu jenen politischen Persönlichkeiten Böhmens, die zum Kreise des Thronfolgers, Erzherzog Franz Ferdinand, gerechnet wurden. Mit besonderer Genugtuung wurde sein Amtsantritt in Deutschösterreich begrüßt, denn hier hatte der Name Aehrenthal vom Vater her und durch den älteren Bruder des Ministers, der im österreichischen Abgeordnetenhause zu den Führern des verfassungstreuen Grundbesitzes zählte, den besten Klang.

Vor allem jedoch galt der neue Minister als der Schüler und Freund des Grafen Gustav Kalnoky und als entschlossener Vertreter jener auswärtigen Politik Österreich-Ungarns, die dieser während seiner vierzehnjährigen Amtsführung mit rühmlichem Erfolge vertreten hatte. Und tatsächlich muß eine Charakteristik des nun dahingeschiedenen österreichischen Staatsmannes von dem Wirken und den Anschauungen Kalnokys ihren Ausgang nehmen. Ohne dieses Vorbild, ohne diesen Lehrmeister wären Aehrenthals Entwicklung und sein Auftreten in den Jahren der Reife nicht leicht zu verstehen. Durch ihn war der junge Diplomat zu der sicheren Überzeugung von einer erneuten Großmachtstellung der Monarchie erzogen worden. In der Seele Kalnokys, dieses schweigsamsten aller österreichischen Diplomaten, hatte sich in festen Zügen eine moderne Auffassung Österreich-Ungarns herausgebildet, die ihn bei seinen wichtigen Entschließungen, ebenso wie bei den geringfügigsten Maßnahmen seiner Kanzleiführung bestimmte. Ursprünglich ein trefflicher und eifriger Reiteroffizier, war Kalnoky während der Amtsführung Buol-Schauensteins ein fleißiger Legationssekretär geworden. Kurze Zeit nach dem Tode Felix Schwarzenbergs war der Sproß des in Mähren begüterten ungarischen Adelsgeschlechtes in den diplomatischen Dienst getreten. Damals stand die auswärtige Politik Österreichs auf einer gewissen Höhe ihrer Erfolge. Kalnokys fernere Beamtenlaufbahn bot ihm aber nur das schlimme Bild eines verhängnisvollen Niederganges und schwerer Enttäuschungen. Der Krimkrieg schuf Österreich den Haß Rußlands und das Mißtrauen, ja die Geringschätzung der Westmächte. In den Abschluß der Pariser Friedensverhandlungen

schmetterte wie eine Zukunftsfanfare die feindselige Erklärung Cavours hinein. Solferino entschied den Verlust einer vierhundertjährigen Machtstellung in Italien, und auf den böhmischen Schlachtfeldern ward ein stolzes Traumbild zunichte gemacht, das, trotz der militärischen und diplomatischen Siege Friedrichs des Großen, seit Maria Theresia und Josef von der Dynastie und ihren Räten mit zäher und heißer Liebe festgehalten worden war. Und gleichzeitig mußte die Theresianische und Josefinische Staatsordnung und Verwaltung eine entscheidende Umbildung erfahren: Die ungarischen Postulate von 1848 gelangten jetzt zu dauernder Verwirklichung. Der alte Staat erschien in zwei Hälften gegliedert, deren organischer Zusammenhang stets wiederkehrenden Lockerungsversuchen ausgesetzt war. An eine zielbewußte Politik, wie sie in der alten Wiener Staatskanzlei betrieben worden, war nicht mehr zu denken. Mühselig begann sich das Donaureich aus den Krisen der sechziger Jahre wiederum herauszuarbeiten. In diesen harten Zeiten wuchs Kalnoky heran. Mit nüchternem Wahrheitssinn umfaßte er die jähe Umgestaltung, die das europäische Staatssystem erfahren. Er hielt die noch immer höchst ansehnlichen Reste der einstigen überlegenen Machtstellung des Habsburgerreiches zu Rate und rechnete mit der jetzigen Leistungsfähigkeit, mit den Möglichkeiten neuer Kombinationen. Als er durch das persönliche Vertrauen des Kaisers nach dem plötzlichen Dahinscheiden des Ministers von Haymerle an die erste Beamtenstelle der Monarchie berufen worden, fand er bereits stattliche Ansätze vor, die eine Wiedererstarkung Österreich-Ungarns in Aussicht stellten. Der kühn und scharf ausblickenden Staatskunst Andrassys war es gelungen, zu dem jungen Deutschen Reich ein vertrauensvolles Verhältnis zu begründen, durch das der magyarische Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten noch fester gestützt wurde. Andrassy war ferner mit feinem Verständnis auf den Wunsch Bismarcks, das in seiner Haltung schwankende Italien heranzuziehen, eingegangen, und durch die Monarchenzusammenkunft zu Reichstadt hatte er sich die Anwartschaft auf das Okkupationsrecht für Bosnien und die Herzegowina gesichert, das später der Berliner Kongreß trotz manchen Widerstandes, der selbst auf Bismarck Eindruck machte, bestätigen mußte. Damit hatte Österreich-Ungarn sich eine feste, wenn auch umstrittene Stellung am Balkan geschaffen, die freilich das Verhältnis zu dem russischen Nachbar keineswegs freundlicher gestalten konnte. Die gemeinsame Sorge vor feindseligen Absichten der slawischen Vormacht hatte dann das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn veranlaßt, sich noch inniger und vertragsmäßiger zusammenzuschließen. Deutschland mußte im Westen, Österreich-Ungarn im Osten scharfe Wacht wegen der neugewonnenen Territorien halten. So fand Kalnoky als jüngsten und wichtigsten Besitzstand der Monarchie das Bündnis mit Deutschland vor. Die Aussicht auf eine sachlichere Verständigung Italiens mit den Alliierten erschien der Verwirklichung nahe. Doch verzichtete weder das Reichskanzleramt noch der Berliner Hof auf die Möglichkeit, sich mit Rußland auseinanderzusetzen, und man mochte in Wien eine zögernde Haltung der deutschen Politik richtig einschätzen, wenn die russische Balkanpolitik und namentlich ihr Auftreten in Bulgarien Österreich-Ungarn zu entschiedener Ab-

wehr nötigte. Dem neuen Minister stand also manch wertvolle Errungenschaft jungen Datums zu Gebote, und ihm sollte sein Staat es verdanken, daß durch ein kluges und vorsichtiges Wirtschaften mit diesem Pfunde von Jahr zu Jahr seine Geltung im europäischen Konzert wiederum emporwuchs. Die nüchterne Gründlichkeit Kalnokys ließ ihn die gesamte politische Lage stets sicher erfassen. Er vermied jede Machtäußerung, die nicht unbedingt geboten war. Er wußte sich rasch den Ruf eines sicheren diplomatischen Geschäftsmannes zu erwerben, auf dessen Wort man fest bauen konnte. Mit rückhaltloser Offenheit erfuhren die Vertreter einer jeden Macht von ihm, welche Haltung die k. und k. Regierung einzunehmen gedenke. Er wachte mit strenger Ehrenhaftigkeit über die genaue Erfüllung der Verpflichtungen, die Österreich-Ungarn eingegangen, er zeigte aber auch die erforderliche Entschlossenheit, die Leistungen zu beanspruchen, die ihm zugesagt worden. Er entsprach der hohen Auffassung, die sein kaiserlicher Herr bezüglich der Bündnispflichtigen der Monarchie hegte, durch tadellos korrekte Haltung, und Bismarck wußte gleich nach der ersten Begegnung mit dem neuen Minister von ihm zu rühmen, daß er in den zwei Stunden, die ihnen zur Verfügung gestanden, mehr Geschäfte abgemacht habe, als mit seinem „Freunde" Andrassy in ebensoviel Tagen. Aber Kalnoky ist dem großen deutschen Staatsmanne wohl niemals warm nahe gekommen. Zwei Männer, geleitet von hartem Realismus, standen hier einander gegenüber, die alle Möglichkeiten erwogen und das feste vertrauensvolle Bündnis ihrer Staaten als Gebote der Notwendigkeit und als Bürgschaft der eigenen Stärke erkannt hatten. Doch ward es wohl dem österreichischen Aristokraten und Offizier nicht möglich, angesichts seines deutschen Kollegen den Schöpfer der preußisch-italienischen Allianz von 1866, den Sieger in dem Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zu vergessen, und Bismarck hat durch zahlreiche Bemerkungen, mochten sie auch noch so vorsichtig abgetönt sein, bis in seine letzte Zeit bekannt, daß er niemals einer gewissen Unsicherheit gegenüber Österreich-Ungarn, das er dem jungen Deutschen Reich als Verbündeten zugesellt, ledig geworden sei. Wie ein Restgefühl, das von einer folgenschweren politischen Operation herrührte, muteten solche peinliche Zwangsvorstellungen an. Bismarck hat weit über das Bündnis mit Österreich hinausgerechnet, und Kalnoky hat sich der Erkenntnis dieser Tatsache keineswegs verschlossen. Er erkannte den honorigen Willen Bismarcks an, eine russische Balkanpolitik, die Österreich-Ungarns Machtstellung gefährdete, zu verhindern, er hat aber im Herbste 1887 von seinem Aufenthalte in Friedrichsruh den Eindruck mitgenommen, daß zwischen Deutschland und Rußland wiederum ein besonderer Zusammenhang geschaffen worden sei. Er ahnte oder wußte sogar schon den Abschluß des bekannten Rückversicherungsvertrages. Er selbst hatte es jederzeit als eine Hauptaufgabe seines Amtes betrachtet, ein möglichst gutes, ja vertrauliches Verhältnis zu Rußland herauszubilden. Einen Höhepunkt dieser Bemühungen bezeichnete die Dreikaiserzusammenkunft in Skiernevice. Seine Rußland freundliche Politik war sogar in einer dem Kaiser eingereichten Denkschrift von seinem Vorgänger Andrassy angegriffen worden, und Kalnoky hatte sich zu einer ausführlichen Beantwortung

veranlaßt gesehen, die unter anderem mit dem Hinweis auf die Reichstädter Monarchenbesprechung von 1876 eine glückliche Erwiderung vorbringen konnte. Allein das gewalttätige Vorgehen Rußlands gegenüber Bulgarien und die gönnerhafte Hand, die russische Agenten über alle Verschwörerpraktiken am Balkan hielten, überzeugten Kalnoky von der unbedingten Notwendigkeit, gegen einen Vorstoß der Petersburger Politik die umfassendsten Schutzvorkehrungen zu treffen. Angesichts der zögernden Vorsicht der deutschen Politik gegenüber Rußland erachtete Kalnoky eine noch stärkere Bürgschaft für einen ausreichenden Schutz seiner Balkanpolitik als geboten. Und so kam es in demselben Jahre, da Bismarck den bis zum Jahre 1896 geheim gebliebenen Rückversicherungsvertrag abschloß, zu jenem Einvernehmen zwischen Österreich, Italien und England, das die Möglichkeit einer russischen Aktion auf dem Balkan und gegen Konstantinopel vorsah. Wußte sich also die Bismarcksche Politik einen intimeren Zusammenhang mit dem Petersburger Hofe zu bewahren, so gelang es andererseits dem wachsamen Walten Kalnokys, neben dem deutschen Bündnis auch anderweitige, zu seiner Sicherung ausreichende Beziehungen zu begründen. So war es ihm also gelungen, seinem Staate mit seinen 800000 trefflich ausgebildeten Soldaten, die während der Okkupation ihre guten Qualitäten bewiesen hatten, eine ausgezeichnete Stellung in der Weltpolitik zu erobern, wie sie Österreich-Ungarn seit einem Menschenalter nicht innegehabt. Österreich-Ungarn stand als eine Macht von unbedingt friedlichen Tendenzen da, die gewillt war, den gegenwärtigen allgemeinen Besitzstand zu erhalten, mit deren Stimme und Einfluß aber von allen Seiten gerechnet werden mußte, eine Macht wertvoll für ihren Verbündeten und für ihre Freunde, umworben von allen, eine Macht, die die Selbständigkeit ihrer Haltung sich sorgsam zu wahren verstand. Österreich-Ungarns jetzige Großmachtstellung mochte Kenner seiner Geschichte an jenes merkwürdige Programm Wallensteins erinnern, das er dem Minister Ferdinands II., Harrach, bei jener wichtigen Zusammenkunft zu Bruck entwickelt hatte: Die kaiserliche Macht, so meinte der General, brauche nicht an die Notwendigkeit einer kriegerischen Unternehmung zu denken, sie solle nur mit einer stattlichen Armee kriegsbereit im Reiche stehen, dies würde genügen, um Glanz und Reputation des Kaisers unanfechtbar zu machen.

Diese Auffassung mußte ausführlich geschildert werden, denn in ihr wurzelt die staatsmännische Persönlichkeit Aehrenthals. Während der Amtsführung seines unmittelbaren Vorgängers Goluchowski mochte er bei aller persönlichen Hochachtung einen gewissen Rückgang des Ansehens der auswärtigen Geltung der Monarchie, eine Periode unselbständigen und zögernden Gebarens feststellen. Rußland hatte sich nun offen zum Alliierten Frankreichs erklärt; andererseits hatte der nun bekannt gewordene Rückversicherungsvertrag seine Abmachungen mit dem Deutschen Reiche offenbart. Den deutschen Bemühungen war es wohl in erster Linie zu verdanken, daß über Berlin jene bereits erwähnte Verständigung ermöglicht wurde, die zwischen Lambsdorf und Goluchowski vorbereitet und zu Mürzsteg ihr reales Ergebnis erhielt. Aehrenthal fand die mazedonische Reformaktion mit ihren Zivilagenten und Gendarmerie-

kommanden vor, Vorkehrungen, die beschwichtigen und jeden Anlaß für den Vorstoß irgendeiner aktionslustigen Macht verhüten sollten. Wie lange sich solch ein Verwaltungsnotbehelf der Diplomatie bewähren würde, war ungewiß. Der neue Minister des Auswärtigen traf auf diesem Gebiete schwüle Ruhe am Balkan an, unruhige Stimmungen in den Balkanstaaten, eine dumpfe, verhaltene Opposition in der Türkei. Man gewärtigte, daß nach den furchtbaren Enttäuschungen, die über Rußland im fernen Osten hereingebrochen, die Politik der St. Petersburger Regierung sich erneut einer slawischen Großmachtspolitik zuwenden werde, um hier wenigstens das alte Ansehen durch irgendwelche Erfolge wiederherzustellen. Bei den Friedensverhandlungen von Portsmouth hatte England hilfreich Vermittlungsdienste geleistet, vielleicht vereinigten sich jetzt diese beiden Mächte zu einer gemeinsamen Politik am Balkan. Das mazedonische Komitee in London entwickelte eine ungewöhnlich laute Tätigkeit, und im englischen Unterhause beantworteten die Minister mit sichtlicher Bereitwilligkeit und bedeutsamer Miene Interpellationen über die traurige Lage in Mazedonien. Die Balkanfragen stellten augenscheinlich für die englische Politik ein willkommenes Operationsfeld dar. Von hier aus wie über St. Petersburg konnte auf Österreich-Ungarn eingewirkt werden.

Aehrenthals erstes Auftreten in den Delegationen gestaltete sich recht günstig. Deutsche und Magyaren, auf welche beide Nationen einst auch Kalnoky die auswärtige Politik Österreich-Ungarns gestützt sehen wollte, brachten ihm offenkundige Sympathien entgegen. Mit den leitenden Kreisen des deutsch-österreichischen Parteilebens stand er schon lange in vertrautem Verkehr. Jetzt erwies er sich auch als eifriger Förderer jener ungarischen Koalition, die nach der Ex-Lex-Episode ein leidliches Verhältnis mit der Krone begründet hatte. In dieser Hinsicht ist er, der Nachfahre, weit über Kalnokys Standpunkt hinausgegangen. Selbstverständlich mußte er auf den üblichen Einwand des Tschechenführers Kramař gegen den Wert des Dreibundes gefaßt sein, und er beantwortete diese konventionelle Gepflogenheit des slawischen Enthusiasten mit dem entsprechenden nüchternen Hinweis auf den bewährten Nutzen des Bündnisses. Auf ein heikles Gebiet führte den neuen Minister eine polnische Interpellation über das Vorgehen der preußischen Regierung in ihren polnischen Gebietsteilen. Sein Vorgänger Goluchowski war wohl niemals einer gewissen Zaghaftigkeit bezüglich seines Polentums ledig geworden, das ihn dem Petersburger Hof etwa verdächtig erscheinen lassen konnte, und dankbar hat er sicherlich von dem Mittleramte, zu dem Deutschland gerne bereit war, Gebrauch gemacht. Aehrenthal, dem deutschen Minister des Äußeren gegenüber traten die österreichischen Polen mit einer Mahnung hervor, deren Beachtung sie von ihm erwarten durften. Ihre Führer machten ihn wiederholt auf die Besorgnis aufmerksam, daß es ihnen daheim die Wählerschaften schließlich verwehren würden, für das Budget einer auswärtigen Politik zu stimmen, die auf der Freundschaft mit einem zur grausamsten Verfolgung allen Polentums entschlossenen Staate gegründet sei. Aehrenthal hat wiederholt in vertraulichem Verkehr und durch Mittel publizistischer Art in Berlin auf die Schwierigkeiten hinweisen lassen, die der Bündnispolitik durch Maß-

regeln wie etwa das Enteignungsgesetz erwachsen müßten. In der Öffentlichkeit der Delegationssitzungen entgegnete er, daß er es für eine gefährliche Methode halte, die innere Politik eines anderen Staates in die Debatte zu ziehen. Was die Stellung der Regierung zu dieser Frage anbelange, so müsse an dem Grundsatze festgehalten werden, daß es nicht wünschenswert sei, hier die Angelegenheiten einer fremden Macht zur Diskussion zu bringen. Als ein Jahr später Dr. Kramar die preußische Polenpolitik abermals zur Sprache brachte und Aehrenthal höhnisch Mangel an Energie vorhielt, bekam dieser Russenenthusiast von dem Minister die scharf zugespitzte Antwort, daß eine solche Energie deplaciert gewesen wäre und auch nicht zum Ziele geführt hätte; er spare sich diese Energie bis zu dem Augenblicke, wo von irgendeiner anderen Seite ein Versuch gemacht werden sollte, „sich in unsere Angelegenheiten einzumischen". Selbstverständlich waren auch die österreichischen Polen von der Unangreifbarkeit des Bündnisses mit Deutschland überzeugt. Aehrenthal hatte es schon zu Beginn seiner Übersicht gleichsam als die Grundlage der auswärtigen Politik Österreichs hingestellt und das glückliche Wort der „Kontinuität" gewählt, um seiner Überzeugung von dem kostbaren Werte dieses langjährigen Verhältnisses die charakteristische Färbung zu verleihen. Die Auffassung, daß das Bündnis die denkbar günstigste, ja die selbstverständliche Wehr- und Friedensbürgschaft darstelle, hat Aehrenthal seit seinen diplomatischen Anfängen stets geleitet. Um so empfindlicher wirkten später auf ihn Maßnahmen und Äußerungen der verbündeten Seite, die nach seinen Eindrücken dieses feste Einverständnis verletzen oder in seiner öffentlichen Geltung beeinträchtigen konnten. Für den vertrauten Freund gibt es eine andere Skala der Beurteilung wie für Fernerstehende, die man gleichmütig abzuschätzen gewohnt ist. Herzliche und vertrauensvolle Worte hatte Aehrenthal für den zweiten Verbündeten, für Italien. Auch dieser Macht gegenüber hat er seine loyale Freundschaft während der Jahre seines ministeriellen Wirkens treu bewahrt. Sicherlich war er sich hier aller Möglichkeiten der italienischen Verhältnisse und Volksinstinkte bewußt, und seine korrekte, bündnistreue Haltung ist gleichzeitig auch das gute Ergebnis gewissenhafter Rechnung gewesen.

Für das Mürzsteger Programm und seine Erfolge wählte Aehrenthal bei diesem seinem ersten Delegationsberichte Worte freundlicher Würdigung, die freilich auch einen leisen Zweifel an dem Werte der erzielten Vorteile erraten ließen. Doch empfahl er noch ein Jahr später, in der nächsten Delegation, den Mächten, diese Vereinbarungen nicht zu verlassen, sondern sie weiter auszugestalten. Gleichzeitig trat er um die Wende von 1907 mit seinem Projekt der Sandschakbahn hervor, das, ein langjähriges Postulat der österreichisch-ungarischen Handelspolitik, den Anschluß der bosnischen Eisenbahnlinien an die türkischen via Mitrowitza verwirklichen sollte. „Aehrenthal fasse die Stellung Österreichs lebendig auf", so frohlockte der Delegierte Bärnreither über diese Initiative. Die Aktion des Ministers wurde aber nicht als eine rein wirtschaftliche, sondern als ein politischer Vorstoß behandelt und in diesem Sinne von der Auslandspresse, namentlich von der russischen und der

südslawischen, kritisiert. Ja, der bereits erwähnte tschechische Russenfreund Dr. Kramař verlangte noch in der Delegation eine Erklärung, daß das Einverständnis der Monarchie mit Rußland und den übrigen Mächten bezüglich der mazedonischen Reformen nicht durch die Sandschakbahn erschüttert werde. Auch Aehrenthal ließ gegen eine tendenziöse Beurteilung des Sandschakbahnplanes protestieren. „Die wirtschaftliche Entwicklung der Monarchie zwinge sie", so hieß es im Fremdenblatte, „zu dem Werke. Die Aktion Österreich-Ungarns habe mit Politik absolut nichts zu schaffen, die Legung eines Schienenstranges von Uvac nach Mitrowitza könne mit der Entente mit Rußland und dem Mürzsteger Programme nichts zu tun haben." Bald darauf wurde dem Eisenbahnplane Österreich-Ungarns ein zweiter an die Seite oder vielmehr entgegengestellt: das Programm der Donau-Adriabahn.

Und in diesen Balkanangelegenheiten war, wie bereits erwähnt, England an der Seite Rußlands zu finden. Gegenüber der türkenfreundlichen Haltung des Deutschen Reiches, gegenüber Österreich-Ungarn, das das Mürzsteger Programm als die noch immer brauchbarste Auskunftsmethode empfahl, erhoben jetzt nach längerer Pause die britischen Minister im Parlament wiederholt scharfe Anklagen wegen des unzuverlässigen Verhaltens der türkischen Regierung. Die Stimmung der leitenden Kreise jenseits des Kanals deutete augenscheinlich darauf hin, daß eine neue Aktion im europäischen Südosten vorbereitet werden sollte. Bedeutungsvoll für diese Anzeichen waren die Vermutungen über den Verlauf des Besuches, den König Eduard dem Kaiser Franz Josef in Ischl Mitte August des vorhergehenden Jahres (1907) abgestattet hatte. Die Abrüstungsfrage beschäftigte damals alle politischen Konjunkturen. Wiederholt waren bedeutsame Äußerungen in England wie in Deutschland über den Fortgang der Flottenbauten gefallen. War eine Verständigung hier zu gewärtigen, oder standen schon zwei feindliche Mächte sich gegenüber und schauten einander in die Augen? An die bereits seit Monaten umfassend angekündigte Zusammenkunft des Königs Eduard mit dem greisen Herrscher Österreich-Ungarns scheinen sich nun bedeutsame Erwartungen geknüpft zu haben. Aus dem dichten Nebelkreis, der heute noch die Geschehnisse des Ischler Besuches umhüllt, aus den zahlreichen Verlautbarungen jener Tage ist namentlich eine, die sich auf den Ischler Besuch des Königs Eduard bezieht, hier zu erwähnen. Ihr Inhalt ist von maßgebender Seite in Abrede gestellt worden; allein, auch als Legende genommen, gibt sie den politischen Stimmungen jener Tage charakteristischen Ausdruck. Kaiser Franz Josef, so hieß es, habe einen geäußerten Wunsch seines königlichen Gastes, der, begleitet von dem Staatssekretär Sir Charles Hardinge, im Salzkammergut eingetroffen war, nicht erfüllen können. Den Dreibund zu lockern und Österreich-Ungarn von Deutschland abzurücken, erwies sich als unmöglich. Man schloß nun auf die Absicht des Königs, den standhaften Verbündeten des Deutschen Reiches zu einer Einwirkung auf Kaiser Wilhelm bezüglich der Flottenbaureduktion zu bestimmen. Doch auch hierin ist der Besuch erfolglos geblieben. Von Ischl begab sich König Eduard zu einem Kuraufenthalte nach Marienbad, wo er in den ersten Tagen nach seinem Eintreffen eine Zu-

sammenkunft mit dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau hatte. Einer zukünftigen Geschichtschreibung wird es vorbehalten sein, die Bedeutung der Ischler Vorgänge in ihrem vollen Werte einzuschätzen und der Feuerprobe, die die Bündnisauffassung des Kaisers Franz Josef und seines Ministers damals durchgemacht, gerecht zu werden. Denn König Eduard hatte wahrlich seinem verehrten Gastfreunde nicht geringe Gegenleistungen zu bieten. Er konnte ihm nicht bloß in seinem Namen, sondern in dem Rußlands, das er seit Portsmouth sich eng verbunden wußte, die lockendsten Perspektiven auf dem Balkan weisen. Als diese nun ihre Wirkung verfehlten, machten sich die Folgen nur zu bald fühlbar. Österreich-Ungarn, der Verbündete des Deutschen Reiches, sollte die Übermacht des englischen Einflusses zu spüren bekommen. Nach einer längeren Pause tauchte im englischen Parlament mit einem Male die Balkanfrage wieder auf. Das Sandschakbahnprojekt Aehrenthals erfuhr im Oberhause und Unterhause eine unzweideutige Kritik. Wenn Aehrenthal nachdrücklich die zu bauende Verbindungslinie als eine handelspolitische Aktion hingestellt hatte, die mit der mazedonischen Frage keine Berührung aufwies, so betonten die ministeriellen Redner an der Themse mit gutgespielter Besorgnis die politische Tragweite dieses Unternehmens.

„Die Eisenbahnen am Balkan," so meinte Lord Fitzmaurice im Oberhause, „betrachten wir als handeltreibende Nation nicht nur ohne Besorgnis, sondern sogar mit wohlwollender Neutralität. Nach dem Berliner Vertrage hat Österreich-Ungarn das besondere Recht, in Sandschak Wege zu bauen und Garnisonen zu halten. Andererseits müssen wir aber sagen, daß es, wenn eine Anzahl von Mächten mit einem gemeinsamen Gegner unterhandelt, immer unglücklich ist, wenn eine dieser Mächte bei dem Gegner den Eindruck hervorruft, es habe sich etwas ereignet, was diese Macht von der anderen trennt. Obwohl ich die österreichisch-ungarische Regierung von jeder derartigen Absicht absolut und vollständig freispreche, ist es doch unzweifelhaft Tatsache, daß die Pforte zu dem Schlusse kommen konnte, daß, weil Österreich-Ungarn von dem Rechte, die Eisenbahnen zu überwachen, Gebrauch macht, zwischen dieser Macht und den anderen Signatarmächten des Berliner Vertrages eine ernste Meinungsverschiedenheit besteht."

Sir Edward Grey sprach im Unterhause noch deutlicher: „Daß dieser Augenblick zur Förderung eines umfassenden (!) Eisenbahnplanes gewählt wurde, der die Zustimmung des Sultans erfordere, müsse sicherlich die Befürchtung erwecken, daß eine der Mächte innerhalb des Konzertes ihre Aufmerksamkeit ihren eigenen Interessen zuwende, wozu sie ein Recht habe, aber auf Kosten der mazedonischen Reformen." In auffallender Übereinstimmung mit diesen Äußerungen stand der Artikel eines mit der Regierung in intimer Fühlung stehenden Petersburger Blattes. „Es fragt sich," hieß es da, „ob die mazedonischen Reformen gegenwärtig fortgeschritten sind, und ob das Separatabkommen Österreich-Ungarns wegen der Eisenbahnfrage die Verwirklichung der Reformen nicht in ungünstigem Sinne beeinflußt habe." Die nächsten Maßnahmen der englischen und russischen Politik erscheinen nun offenkundig gegen Österreich-Ungarn gerichtet. Beide Mächte machen neuerliche Vorschläge zur mazedonischen Reformaktion, gleichsam als ob die bisherige von Rußland und Österreich-Ungarn ins Werk gesetzte nicht ausgereicht hätte, und der gewählte Zeitpunkt läßt erkennen, daß man dartun wollte, das Mürzsteger

Programm habe tatsächlich durch das österreichisch-ungarische Sandschakbahnprojekt eine Abschwächung erfahren. Gleichzeitig mit der Mandatsverlängerung der mazedonischen Reformorgane wurden (März 1908) den Vertretern Frankreichs, Englands, Deutschlands und Italiens in der Finanzkommission mit Bezug auf die allgemeine Beaufsichtigung des Reformganges alle jene Rechte zugestanden, welche bisher nur die russischen und österreichisch-ungarischen Agenten besessen. Damit erschien das Mürzsteger Programm erweitert, also verändert. Ein gemeinschaftliches Vorgehen Rußlands und Österreichs hörte auf, und an seine Stelle trat äußerlich eine gemeinsame Aktion der Mächte, in Wirklichkeit aber eine gemeinsame Aktion Rußlands und Englands. Andererseits wurde Aehrenthals Ankündigung des Bahnbaues das bereits erwähnte Projekt einer Donau-Adria-Bahn entgegengesetzt. Durch eine solche Transversalbahn wurden die handelspolitischen Wünsche der kleinen Balkanstaaten einer Verwirklichung zugeführt, die gegen Österreich-Ungarn gerichtet war, indem die Linie sorgfältig jeden Fuß breit eines Gebietes, das nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages in der Machtsphäre Österreich-Ungarns lag (also Sandschak Novibazar oder Montenegro) meiden und in einem Hafen Albaniens, San Giovanne die Medua, ihren Abschluß finden sollte. Diesen doppelten Gegenzug Englands, das gerne Rußland in den Vordergrund rückte, mußte Aehrenthal mit guter Miene hinnehmen. Seine Preßorgane begrüßten die neuen Reformvorschläge, und auch das Adriabahnprojekt ward von ihnen in seiner Berechtigung anerkannt. Tatsächlich mußte aber der Minister bei jedem unternommenen Schritte jetzt die feindliche Hand Englands gewahren. Und nun brachte der Frühsommer die Herrscherzusammenkunft zu Reval, der auch Sir Charles Hardinge und Iswolsky beiwohnten. Die Petersburger Telegraphenagentur erwähnte in ihrer feierlichen Würdigung des Tages ausdrücklich die gemeinsame Haltung der beiden Mächte bezüglich des Reformwerkes. „Man hofft," so hieß es da, „daß diese Übereinstimmung als Grundlage für die allgemeine Entente dienen werde." Österreich-Ungarn schien also ausgeschaltet und in die Reihe der übrigen, fernerstehenden Mächte zurückversetzt. Wenigstens sah sich Aehrenthal veranlaßt, gegen eine solche in der Publizistik des Auslandes auftauchende Auffassung Stellung zu nehmen. Gelegentlich eines Vergleiches zwischen Mürzsteg und Reval schrieb das „Fremdenblatt":

„Unsere Stellung auf dem Balkan, die das Resultat einer jahrhundertelang geschlossenen Entwicklung ist, kann nicht beliebig ersetzt oder übertragen werden. Eben diese Stellung verpflichtet uns aber — und es ist dies eine Verpflichtung, der wir uns nicht entziehen werden — zur unbefangensten Auffassung der Reformvorschläge, die wohl demnächst als das Resultat der Revaler Verhandlungen der Prüfung der Mächte unterbreitet werden dürften."

Dazu sollte es nicht kommen. Drei Wochen nach dieser Äußerung Aehrenthals vollzog sich in der Türkei als Ergebnis mazedonischer Militäraufstände der durchgreifende Sieg des revolutionären jungtürkischen Aktionskomitees. Die Verfassung von 1876 wurde wiederhergestellt, ein neues Regierungs- und Verwaltungssystem verkündigt. Die offizielle Türkei erklärte

es nun als ihre Aufgabe, selbst überall das ins Werk zu setzen, was die Mächte bisher in Mazedonien versucht hatten. Angesichts dieser vollständigen Umgestaltung der Verhältnisse mußten jetzt alle jene mühseligen diplomatischen Behelfe wegfallen, da ja auch die Nationalitäten, deren traurige Bedrückung die Aufmerksamkeit und das Einschreiten der Mächte motiviert, sich an dem großen Werke der Neubegründung des türkischen Reiches beteiligen sollten. Weder Mürzsteg noch Reval konnte weiter in Betracht kommen. Was die englische Politik mit Benutzung der russischen Stellung am Balkan unternommen hatte, das mit Deutschland verbündete Österreich-Ungarn seinen Machteinfluß fühlen zu lassen, war mit einem Male zunichte geworden.

Die neue Situation, die durch den Sieg der Jungtürken geschaffen worden, stellte jedoch Aehrenthal vor die Notwendigkeit wichtiger Entschlüsse. Die Wahlen für das türkische Parlament wurden ins Werk gesetzt, und die einzuberufende Volksvertretung sollte alle zum türkischen Reiche gehörigen Länder umfassen. Mit unruhiger Aufmerksamkeit verfolgte man in den kleinen Balkanstaaten, denen der Berliner Vertrag die ganze oder wenigstens eine bedingte Unabhängigkeit geschenkt, das Werk und die Erklärungen der neuen Regierung. Noch hatte man keine Vorstellung von den Absichten der jetzigen leitenden Kreise bezüglich der nationalen Fragen. Noch war nicht der krisenhafte Zustand der ersten Wochen überwunden, und die Versuchung lag nahe, der Umwälzung, die sich vollzogen, irgendeinen Vorteil abzugewinnen. Und ferner: Würde sich nicht die jungtürkische Herrschaft berufen oder gedrängt fühlen, im Zeichen eines großtürkischen Programms auch alte Ansprüche geltend zu machen? Aus dem Berliner Vertrag und der seitherigen Weiterentwicklung der Balkanverhältnisse hatte sich manch unbestimmtes, unfertiges, staatsrechtliches Verhältnis ergeben, das jetzt zu folgenschwerer Erörterung gelangen konnte. War jetzt nicht die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß angesichts der Wahlausschreibungen auch jener beiden Provinzen gedacht wurde, die durch den Berliner Vertrag in die Machtsphäre Österreich-Ungarns gelangt waren, und die sich die Monarchie zuerst durch umfassende kriegerische Operationen und dann durch lange Jahre zivilisatorischer Arbeit als nicht mehr angefochtener Besitz gesichert hatte? Konnte nicht eine unternehmende Propaganda die Wahlagitation auch über die bosnischen Grenzen hinüberspielen? In Augenblicken mancher krisenhaften Bewegung am Balkan war bereits zu Wien erwogen worden, ob nicht schon die feierliche Besitzerklärung des Okkupationsgebietes geboten wäre. Noch in seinen letzten Botschafterzeiten, so wird erzählt, hat Aehrenthal mit russischen Diplomaten, namentlich mit Iswolsky, diesen Gegenstand erörtert. Jetzt wünschten auch der russische Kollege, nachdem die Revaler Kombination unversehens gegenstandslos geworden war, und England, das wohl angesichts der neuen Verhältnisse am Goldenen Horn eine vorsichtige schweigsame Haltung beobachtete, eine vertrauliche Aussprache mit Aehrenthal. Iswolsky glaubte infolge der Revolution die Möglichkeit gegeben, die Eröffnung der Dardanellen zu erreichen. Für dieses wichtige Postulat russischer Orientpolitik durfte er manches Opfer bringen. Auf dem mährischen Schlosse des Nachfolgers Aehrenthals im

Petersburger Botschafterposten, bei dem Grafen Berchtold zu Buchlau, fanden sich wenige Wochen, nachdem sich der Umschwung in Konstantinopel vollzogen, die beiden Minister zusammen. Auch die Buchlauer Konferenz hat zu einer Unzahl legendärer Schilderungen und geheimnisvoll herumgetragener Anekdoten Anlaß geboten. Als unzweifelhaft erscheint heute festgestellt, daß Aehrenthal, nachdem er bereits im vorhergehenden Jahre zu Wien Iswolsky von der gleichen Absicht unterrichtet, jetzt seinen russischen Kollegen von dem Entschlusse Österreich-Ungarns, bezüglich Bosniens und der Herzegowina die Besitzerklärung zu vollziehen, Mitteilung machte, und daß Iswolsky dies zustimmend zur Kenntnis genommen, daß ferner der russische Minister die Dardanellenfrage zur Sprache gebracht und Aehrenthal geneigt gefunden hat, auf den Wunsch Rußlands einzugehen. Zu diesen beiden Tatsachen gesellte sich noch die durch Publikationen allerjüngster Zeit erhärtete Annahme, daß über Iswolsky in zweierlei Hinsicht Unerwartetes hereingebrochen sei: die sofortige Erklärung der Annexion durch Österreich-Ungarn und andererseits der ablehnende Bescheid Englands wegen der Dardanellen. Er hat dann im Frühherbste seine ganze diplomatische Macht aufgeboten, um den schweren Rechenfehler wiederum gutzumachen. Aehrenthal hatte sich also der abermaligen Zustimmung Rußlands, mit dem vor zweiunddreißig Jahren zu Reichstadt die Besetzung Bosniens und der Herzegowina vereinbart worden, versichert. Auch in einem der Verträge der achtziger Jahre, die Kalnoky mit der Petersburger Regierung abgeschlossen, hatte man an der Newa zustimmend von der ins Werk zu setzenden völligen Besitznahme der okkupierten Provinzen Kenntnis genommen. Die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens und die Annahme des Königstitels durch den Fürsten Ferdinand beschleunigte den Entschluß Österreich-Ungarns. Die hauptsächlichen Daten des Annexionsvollzuges, der so bedrohliche Formen annehmen sollte, sind hinlänglich bekannt. Das Rotbuch der österreichisch-ungarischen Regierung, die Sitzungsberichte des deutschen Reichstages, des englischen Parlaments, der Duma, der Belgrader Skupschtina und endlich der Pester Delegationen sind noch nicht aus der Erinnerung aufmerksamer Zeitgenossen geschwunden. Hier sei nur hervorgehoben, was zur Charakteristik Aehrenthals wesentlich beitragen kann. Der Minister mußte als nächste Folge der Annexionserklärung eine nervöse Krise in Serbien, eine begehrliche Äußerung Montenegros gewärtigen, ebenso wie einen Protest seitens der Türkei, die ohne irgendeine vorhergehende Verhandlung von der Räumung des Sandschak Novibazar wie von der nunmehrigen völligen Loslösung der okkupierten Länder verständigt worden war. Aehrenthal hatte jede Erörterung als gefährlich für den Vollzug des staatsrechtlichen Aktes erachtet, der ihm dringend notwendig erschien. Tatsächlich waren bald heftige Kundgebungen der südslawischen Presse und entsprechende Äußerungen aus Belgrad und Cetinje bekannt geworden. In Konstantinopel mochten die leitenden Männer in der Annexion vor allem eine Gefahr für ihre junge Autorität erblicken, sie waren sich innerlich ja bewußt, daß Österreich-Ungarn nunmehr nur verkündete, was seit dreißig Jahren bereits als feststehende Tatsache angesehen worden. Sie hatten aber von Österreich-Ungarn, dem engen Freunde des

Deutschen Reiches, diesen Schritt nicht jetzt erwartet, da das Ansehen des neuen Regimentes noch umstritten war, und die ersten Äußerungen Kiamil Paschas, die im Rotbuch publiziert sind, führen zur Annahme, daß man vielleicht in Konstantinopel bereits erwogen hatte, mit der völligen Zession der beiden okkupierten Provinzen einen finanziellen Vorteil zu erreichen. Aehrenthal erklärte aber grundsätzlich jeden Schritt für ausgeschlossen, der den Anschein der Erwerbung eines neuen Rechtes erwecken konnte. Er wollte durch die Annexionserklärung nur die letzte Formalität für ein längst bestehendes Recht vollzogen wissen. Damit ist der Leitgedanke für seine Haltung in jenen bewegten Monaten gegeben, und er vertritt ihn mit harter Entschlossenheit. Er weist die bereitwilligen Versuche Kiamils zurück und meint mit der Räumung des Sandschak Novibazar der jungtürkischen Regierung einen genügenden Beweis der freundschaftlichen Gesinnung seiner Monarchie erbracht zu haben. Er lehnt mit dem Ausdrucke vornehmer Überlegenheit jede begehrliche Zumutung Serbiens und Montenegros ab. Er antwortet auf den Konferenzvorschlag mit der bestimmten Erklärung, daß diese von ihm willkommen geheißene Versammlung bezüglich der Annexion nichts anderes vorzunehmen hätte, als die Zurkenntnisnahme der vollzogenen Tatsache. Diese Auffassung ist es, die der Gesamtaktion Aehrenthals ihren so kräftig ausgeprägten einheitlichen Charakter verleiht. Der Minister beobachtete bei den vielgestaltigen Verhandlungen mit Sorgfalt alle Höflichkeitsgebote des diplomatischen Verkehrs. Er zeigt seine dialektische Geschicklichkeit bei dem Bestreben, seinen Gegnern die von ihm gewünschte Einkehr leicht und unbemerkt zu gestalten. Doch bei allen friedfertigen entgegenkommenden Wendungen durchklingt jede seiner Äußerungen die unbeugsame Entschlossenheit, seine Sache durchzuführen. Im Spätherbste kam der Konferenzplan auf, nachdem die russische und englische Regierung in ihren Vertretungskörpern ihre Bedenken gegen die Annexion in scharfen Worten, die weit hinaus eilen sollten, ausgesprochen hatten. „Die Tatsache, daß Österreich jetzt die Absicht kundtut, Bosnien und die Herzegowina zu Eigentum zu übernehmen," sagte gleich in den ersten Tagen Sir Edward Grey, „ist keine so sehr große und materielle Änderung, aber die Art, in welcher sie herbeigeführt worden, ist, um das Mindeste davon zu sagen, regelwidrig und unerwartet." Der Ursprung des Konferenzplanes wurde nach Konstantinopel verlegt. Die vergewaltigte Türkei sollte Klage beim europäischen Areopag erheben. Iswolsky hatte diese Möglichkeit, sich für die argen Enttäuschungen, die er eben erfahren, schadlos zu halten, mit Feuereifer aufgegriffen. Aehrenthal erklärte seine gute Bereitwilligkeit für das Zustandekommen der Konferenz, nur meinte er, daß Vorverhandlungen geboten seien, damit Absicht und Programm genau festgestellt werden könnten.

„Selbstverständlich," hieß es in seiner Instruktion für die Botschafter, „hätten jedoch die Ausdehnung der Souveränitätsrechte Se. Majestät auf Bosnien und die Herzegowina sowie die Räumung des Sandschak nicht mehr den Gegenstand einer Diskussion zu bilden." Mit der Miene unbefangenen Wohlwollens erteilte der Minister in demselben Aktenstücke Ratschläge für die Konferenz. „Der Meinungsaustausch zwischen den Kabinetten müsse auf das Wesen der wichtigsten Punkte des Programms ausgedehnt werden und würde auf diese Weise hoffentlich

zur Vereinbarung gewisser Formeln führen, dazu bestimmt, die Diskussion in genau umschriebenen Grenzen zu halten. So würde zum Beispiel die russische Regierung gewiß geneigt sein, die Diskussion über Bosnien und die Herzegowina so zu begrenzen, daß die Tatsache der Annexion nicht in Frage gestellt werde. Eine solche Haltung der kaiserlichen Regierung erscheint dem österreichisch-ungarischen Kabinette um so weniger zweifelhaft, als die Eventualität der Annexion in mehreren früheren, zwischen den beiden Reichen getroffenen Abmachungen vorgesehen war."

Mit wortkarger Bestimmtheit wies Aehrenthal die Protestnoten Serbiens und Montenegros ab. Die Note, die der serbische Gesandte in Wien überreichen wollte, ließ er sich von Herrn Simitsch vorlesen und erteilte hierauf den Bescheid, daß dieser Protest in Ermangelung eines Rechtstitels von ihm nicht entgegengenommen werde. Noch beobachtete er dem königlichen Nachbarreiche gegenüber eine freundlich mahnende Haltung. Auf diese Protestnote Montenegros erwiderte der Minister, daß Österreich-Ungarn ihm nicht das Recht zugestehe, auf diplomatischem Wege zur Annexion Stellung zu nehmen.

Auf der ganzen Linie schien die selbstbewußte unzugängliche Art, mit der die Annexion vertreten wurde, eine wachsende Erregung zu bewirken. England und Rußland betrieben das Zustandekommen der Konferenz als das einzige und richtigste Mittel, den durch Österreich-Ungarn bedrohten Frieden zu bewahren. Ihre Feindseligkeiten gegen die Aktion des Donaureiches wurden nicht bloß durch Einwände gegen die Annexion, sondern vielleicht noch stärker durch die Einstellung eines Programmpunktes offenkundig, der die Frage einer Entschädigung für Serbien und Montenegro behandeln sollte. Hier leistete das Deutsche Reich der Aehrenthalschen Politik den ersten wichtigen Dienst durch die bündige Antwort, die Iswolsky Ende Oktober während seines Berliner Aufenthaltes erhielt. „Die deutsche Regierung", so mußte er vernehmen, „hätte gegen eine Konferenz keine grundsätzlichen Einwendungen. Jedoch halte sie an dem Standpunkte fest, daß sie Vorschlägen nicht zustimmen könne, gegen welche Österreich-Ungarn Einwendungen erhebe." Trotzdem setzte der russische Minister seine nachhaltigen Bemühungen um die Ermöglichung der Konferenz eifrigst fort, und er versäumte selbstverständlich nicht, auf die erhitzte Stimmung in Serbien und Montenegro hinzuweisen. Dort gab es Tag für Tag Demonstrationen und laut betriebene Vorkehrungen für eine Mobilisierung, begleitet von blutrünstigen Kriegsrufen der Presse. Am empfindlichsten machte sich jedoch der Wiener Regierung der Widerstand der Pforte fühlbar. Nachdem Aehrenthal den Vorschlag, als finanzielle Entschädigung einen Teil der türkischen Staatsschulden zu übernehmen, mit dem kühlen Hinweis abgelehnt hatte, daß davon in dem Berliner Vertrage nichts vorgesehen sei, organisierte das jungtürkische Komitee einen Boykott aller österreichisch-ungarischen Einfuhr, gegen den alle diplomatischen Mittel versagten. Schwere Verluste bedrohten den Handel der Monarchie. Eine gefährlich verwundbare Stelle war nun gefunden, von der aus die bisher unanfechtbare Stellung ins Wanken gebracht werden konnte. Erkannte Österreich-Ungarn den türkischen Anspruch auf eine finanzielle Leistung an, die einem Kaufe und neuerlichem Besitzerwerb gleichkam, dann erlangten alle

staatsrechtlichen Einwendungen, die seine Gegner bereithielten, überzeugende Kraft. Alle Bemühungen, die leitenden türkischen Kreise zu bestimmen, gegen den Boykott energisch vorzugehen, erwiesen sich als vergeblich. Die Politik Aehrenthals war also in eine bedrohliche Enge geraten. In dieser Situation kam dem Minister eine Anregung, die sich ihm als brauchbare Formel zur Beilegung des Konfliktes mit der Pforte darstellte, eine Anregung, deren Herkunft außerdem den Schluß zuließ, daß maßgebende türkische Kreise ihrem Ursprunge nicht ganz ferne gestanden oder sich mindestens mit ihr befreundet hatten. Die Anregung ging von Berlin aus und nahm ihren Weg zu Aehrenthal über Persönlichkeiten der Bankwelt. Indem er die Brauchbarkeit der ihm hier vorgeschlagenen Formel sofort erkannte und die Idee einer Ablösungssumme von zweieinhalb Millionen türkischen Pfunden für die türkischen Staatsdomänen in Bosnien alsbald zur Grundlage seiner Ausgleichsverhandlungen mit der Türkei machte, übte er — ein Wort Treitschkes zu gebrauchen — „die dem Staatsmanne unentbehrliche Kunst, Gedanken anderer zu benutzen", und er erzielte damit einen vollen Erfolg.

Die Verständigung mit der Türkei bedeutete für Österreich-Ungarn nicht bloß die Beseitigung einer schweren wirtschaftlichen Gefahr, sie erwies sich ihm auch als ein bedeutsamer Vorteil bezüglich der Gestaltung eines Konferenzprogrammes. Wenn Rußland und England auf die Pforte als hauptbeteiligte Anregerin der Konferenz hingewiesen hatten, so sahen sich die beiden Mächte jetzt dieses Anhaltes beraubt, und es blieben eigentlich nur Serbien und Montenegro übrig, die sich weiterhin in pathetischen Versicherungen ergingen, daß sie sich nur der Konferenz und ihrem gebietenden Spruche bezüglich ihrer Forderungen fügen würden. Allerdings, in Belgrad wurde es mit jedem Tage lärmender. Die kriegerischen Vorbereitungen wurden in alle Welt hinaus verkündet. Schon Ende Oktober war der serbische Kronprinz in Begleitung des Ministerpräsidenten Pasitsch in Petersburg erschienen, und die dortige Telegraphenagentur hatte verkündigt, der Prinz könne von der Newa die Ansicht mitnehmen, daß die russischen Regierungskreise Serbien mit voller Sympathie gegenüberstünden und bereit wären, Serbien moralische Unterstützung zu gewähren. Gleichzeitig wurde in dieser Auslassung aber vor einem unvorsichtigen und unüberlegten Schritte gewarnt. Iswolsky gab am 25. Dezember in der Duma zu, daß auf Rußlands Initiative der Punkt über Vergünstigungen für Serbien und Montenegro übernommen worden sei. In derselben Rede hatte Iswolsky auch mitgeteilt, daß die jüngste Annäherung Rußlands und Italiens „die natürliche Folge gemeinsamer Interessen beider Länder an der Wahrung des territorialen Statusquo auf dem Balkan und der politischen und ökonomischen Unabhängigkeit der Balkanstaaten sei". Bezüglich der serbischen Forderungen hatte Aehrenthal nach ihrem Bekanntwerden sofort überallhin erklären lassen, daß dem kleinen Königreiche wirtschaftliche Vorteile gerne zugestanden würden, daß er aber jeden territorialen Anspruch unbedingt zurückweise. Allein in Belgrad dachte man nicht daran, sich mit handelspolitischen Zugeständnissen zu begnügen. Die Gebietsentschädigung wurde das Schlagwort der Stup-

schtina und der Presse, das drohende Postulat für die eifrig besorgten Kabinette von Petersburg und London. Als das Abkommen Österreich-Ungarns mit der Türkei bekannt wurde, hieß es in Belgrad, daß Serbien keine Veranlassung habe, jetzt seinen nationalen Standpunkt abzuändern. Die Türkei möge mit Österreich-Ungarn eine Verständigung suchen, sie bedürfe aber der Gutheißung der Großmächte auf der Konferenz. Nach der Haltung des neuen serbischen Ministeriums, nach seinen offiziellen und halboffiziellen Kundgebungen erwartete man in Belgrad ein Zurückweichen der benachbarten Monarchie, im anderen Falle müsse ein kriegerischer Vorstoß das Eingreifen von Serbiens mächtigen Freunden zur Folge haben. Der Ausbruch eines Krieges mit mehreren Fronten ward das Schreckbild der europäischen Presse, namentlich der russischen, englischen und italienischen. Überall kam Österreich-Ungarn und sein waghalsiger Minister schlecht weg. Das Freundlichste, was die Wiener Regierung zu hören bekam, lief auf den Rat hinaus, sich dem Gebote einer Konferenz zu fügen, wenn auch unliebsame und einschränkende Beschlüsse als ihr Ergebnis gewärtigt werden müßten. Ein Widerstand, das heißt das Beharren bei der bisher beobachteten unzugänglichen Auffassung, bedeute ein Wagnis, für das der greise Kaiser Franz Josef sich hoffentlich nicht entscheiden werde. Zu denken gab die Haltung Italiens. Österreich-Ungarn und sein Minister konnten zwar keine offen feindselige Kundgebung der offiziellen Faktoren feststellen, wenn auch zu Konstantinopel Italiens Vertreter ähnlich wie in Algeciras mit den Westmächten in Fühlung stand; sprachen aber die Brandartikel der englischen und russischen Presse die Wahrheit, dann drohte eine Weltkrise, die von der irredentistischen Agitation freudigst als die Gelegenheit begrüßt wurde, dem verhaßten Erbfeinde nun die geknechteten italienischen Gebietsteile zu entreißen. Würde das offizielle Italien, das dem Dreibunde angehörte, eine ausreichende Kraft beweisen, um dem Ansturm des chauvinistischen Kriegsgeschreies standzuhalten? Dazu kam noch, daß Montenegro dieses Mal nicht allein durch Rußland, sondern auch von dem durch die Verschwägerung der Dynastien nahe gerückten Italien seine Forderungen vertreten ließ und eine bereitwillige Fürsprache fand.

So sah die erregte Stimmung zu Beginn des Jahres 1909 Österreich-Ungarn einer dreifachen kriegslustigen Front gegenüber, und das Auftreten englischer Publizisten, die auch die Geschäfte politischer Agenten besorgten, ließ gewahren, daß die Diplomaten an der Themse bei der Herausbildung der krisenhaften Lage nicht unbeteiligt gewesen. Die gelungene Verständigung mit der Türkei machte erst recht offenbar, daß nicht in Konstantinopel, sondern in Petersburg und London der Nährboden für jene Konferenzidee, an die sich die Erwartung einer österreichischen Niederlage knüpfte, zu suchen sei. Die Sachlage drängte zu Entscheidungen. Die serbischen Rüstungen hatten bereits umfassende militärische Maßregeln seitens Österreich-Ungarns zur Folge gehabt. Tag und Nacht arbeitete die Wiener Generalstabskanzlei für die Mobilisierung. Waren auch diese gebotenen Vorbereitungen in aller Stille und ohne jede publizistische Verlautbarung bewerkstelligt worden, so drang doch die Kunde von ihnen nach außen. Sie schürte noch die serbische Pro-

paganda in Belgrad, wo man an eine derartig mutige Beharrlichkeit der Wiener Regierung angesichts der Großmächte, die die Konferenz verlangten, nicht geglaubt hatte. Auch das Ministerium Milovanovic wurde bis zu heftigen Äußerungen in der Skupschtina und in seiner Presse gedrängt. Österreich-Ungarn durfte nicht mehr, wenn es seine Autorität am Balkan nicht in Frage stellen wollte, über die serbischen Truppenkonzentrierungen und Kundgebungen hinwegsehen. Am 5. März ließ der Minister eine entsprechende Anfrage in Belgrad stellen. Es waren ernste Tage, die Aehrenthal damals durchmachte. Sie fanden ihn entschlossen und gefaßt. Seiner Umgebung machte er den Eindruck eines Mannes, der die ganze Kraft seiner Seele, seine volle Energie bereit hält. Er sprach von der Lage als vorsichtiger, nüchterner Rechner. Er glaubte nicht an einen feindseligen Umschwung in Italien. Er mochte auch annehmen, daß der russische Hof das Land schwerlich bereits wieder genügend erholt glauben könnte, um jetzt eine Entscheidung auf dem Balkan herbeizuführen. Doch hier hieß es, die Sachlage bis zu ihren äußersten Möglichkeiten erwägen und auf jede gefaßt sein. Aehrenthal hat die Gefahr einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Italien und Rußland gewiß mit in seine Rechnung gezogen. Doch jetzt mußte, wenn das seit Jahrzehnten allmählich wieder erworbene Ansehen des Reiches nicht arg beeinträchtigt werden sollte, die Annexion durchgehalten werden. Sie war seit mehr als einem Menschenalter das Ziel österreichisch-ungarischer Politik gewesen. Sie war der Inbegriff der Machtstellung des Reiches am Balkan geworden. Wich man jetzt zurück, dann gab man für unabsehbare Zeit die Position auf, die Andrassy und Kalnoky allmählich errungen. Dann hatten sich Bündnisse und Verträge, Zugeständnisse und Verzichte, dann hatten sich kostbare Opfer an militärischem Aufwand und Blut, an zivilisatorischer Arbeit als nutzlos und falsch aufgewendet erwiesen. Hier galt der vollste Einsatz für geboten. Hier mußte aller Besitz, aller Kredit, über den Österreich-Ungarn verfügen konnte, aufgewandt werden. Es war das Ergebnis der auswärtigen Politik zu ziehen, wie sie sich nach dem Berliner Vertrage und dem Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses oder, wenn man noch weiter zurückgreift, seit jenem Augenblicke entwickelt hatte, da der Rücktritt Beusts sich vollzogen.

Die Antwort Serbiens auf die österreichisch-ungarische Note vom 5. März brachte keineswegs eine Klärung und Besserung der Beziehungen. Sie verwies wiederum auf die Konferenz. In denselben Tagen erklärten sich auch Rußland und England für die Auffassung, daß die Verständigung zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei mit Genugtuung zu begrüßen sei, aber die Notwendigkeit einer Konferenz bezüglich der Annexion und der anderen mit ihr zusammenhängenden Fragen nicht beseitigt habe. Die Belgrader Skupschtina bewilligte jetzt weitere Millionen für Heeresausrüstungen, und die dortige Presse verlangte die weitere Ablehnung aller weiteren österreichischen Schritte. Traf also aus Serbien statt der erwähnten Antwort nicht eine neuerliche in Wien ein, so sah sich die Monarchie gezwungen, wie Aehrenthal in Berufung auf das bekannte

Clausewitzsche Wort sich ausdrückte, ihre Politik in Gestalt eines Krieges fortzusetzen. In diesem kriegerischen Zeitpunkte sollte sich wieder einmal das Bündnis zwischen dem Deutschen Reich und Österreich-Ungarn voll bewähren. Jetzt sah sich Deutschland berufen, durch eine energische Stellungnahme die Festigkeit des Bündnisses klar darzulegen, wie dies Österreich-Ungarn zu Algeciras und Ischl getan hatte. Auch jetzt genügte ein solcher ernster Hinweis, um Verwicklungen von unberechenbarer Folge zu verhüten. Die bekannte Erklärung des deutschen Botschafters in St. Petersburg tat sofort ihre Wirkung. Angesichts der unerschütterlichen Haltung Aehrenthals, dessen Rechnung sich jetzt als zutreffend erwiesen, und der offenkundigen Stellungnahme der deutschen Regierung entschlossen sich Rußland und England, in Serbien abzuwinken. In Paris, wo Aehrenthal treffliche Beziehungen unterhielt, mochte man ohnehin mit Besorgnis gesehen haben, wie weit sich schon die beiden Alliierten vorgewagt. Das Spiel mußte fallen gelassen werden. Die Rückzugslinie zu decken, übernahm jetzt England. Sein Botschafter verhandelte über die Fassung der an Österreich-Ungarn abzugebenden Erklärung Serbiens. Nur Satz für Satz vermochte Aehrenthal durchzusetzen, was ihm und für die Würde seines Staates unbedingt notwendig erschien. Seine ganze Persönlichkeit drückt sich in einer Depesche aus, die zwei Tage nach der den Frieden verbürgenden Erklärung Rußlands der Minister an die Londoner Regierung abzusenden sich genötigt sah. Aehrenthal hatte bezüglich des zu vereinbarenden Textes manches Zugeständnis gemacht, sah sich aber jetzt zu der Äußerung genötigt:

„Da diese Tertierung das mindeste darstellt, was ich verlangen mußte, damit die Umkehr der serbischen Politik deutlich zum Ausdruck komme, habe ich diese beantragten Modifikationen (was das erste Alinea anbelangt) entschieden ablehnen müssen." Und weiter meint er, „daß es in dem Augenblicke, wo die erfreuliche Zustimmung Herrn Iswolskys zu der Aufhebung des Artikels XXV des Berliner Vertrages vorliege, wohl nur eines bestimmten Rates der von England geführten Mächte in Belgrad bedürfe, um den Frieden zu sichern."

Gleichzeitig mit dieser Depesche vollzog sich eine Verständigung mit der italienischen Regierung. Österreich-Ungarn bot dem befreundeten appennischen Königreiche ein Zugeständnis, indem es zugunsten des „verwandten" Montenegro auf das der Monarchie im Berliner Vertrag eingeräumte Recht der Seepolizei im Hafen von Antivari verzichtete. Dem Freunde sollte es mit dieser Errungenschaft leichter gemacht werden, die öffentliche Stimmung zu beruhigen. Damit fand die Annexionskrise, die nahezu ein halbes Jahr gewährt, ihren Abschluß.

Aehrenthal hatte durchzuführen vermocht, was er angesichts der türkischen Revolution und der Berufung eines türkischen Parlamentes für unabwendbar notwendig erachtet hatte. Die Anerkennung seines kaiserlichen Herrn, die sich in seiner Erhebung in den Grafenstand ausdrückte, das rückhaltlose Lob, das ihm in den beiden Staaten der Monarchie gezollt wurde — Stefan Tisza war in dieser Hinsicht der Wortführer Ungarns —, zeigten die Bedeutung des Erfolges für das Inland. Das auswärtige Amt des Ministers schien endlich einmal ein Gebiet darzustellen, das von keiner der vielen verwickelten

Fragen beunruhigt wurde, die dem übrigen politischen Leben das Gepräge so arger Unsicherheit verliehen. Dieser Minister kannte sämtliche intimen Schwierigkeiten der inneren Verhältnisse. Man zollte ihm das volle Vertrauen, daß er nach außen hin ihnen allen Rechnung tragen würde. Man war überzeugt, daß er wie einst Kalnoky von der Sehnsucht erfüllt war, sämtliche Kräfte der Monarchie in Anspruch nehmen zu können, daß er auf demselben hohen Standpunkte hielt, von dem aus die einzelnen Tendenzen der nationalen Kämpfe unbefangen beurteilt werden konnten. Wie Kalnoky, rechnete er innerhalb Österreichs in erster Linie mit den Deutschen, in Ungarn mit den Magyaren. Doch zeigte er sich mit den Auffassungen und Zielen der übrigen Stämme wohl vertraut. Er wußte die Bedeutung der Tschechen, dieses begabtesten und wirtschaftlich entwickeltsten Volke der Nordslawen, richtig zu würdigen und galt bis in seine allerletzten Tage als ein zum endlichen Abschluß drängender Förderer der Prager Ausgleichsverhandlungen. Mit ernstem Bedauern sah er in Ungarn die abermals auftauchenden Gefahren, die trotz der eben perfekt gewordenen Erneuerung des Ausgleichsvertrages das Verhältnis zwischen den beiden Reichshälften und die gemeinsame Armeeverwaltung bedrohten. Er hielt sich an die klaren Linien, die seit der Neugestaltung der Monarchie von 1867 ihrer weiteren politischen und wirtschaftlichen Entwicklung vorgezeichnet schienen, und gewährte dem von der gleichen Auffassung erfüllten Ministerpräsidenten Khuen-Hedervary nachdrücklich Unterstützung. Gekünstelten Kombinationen, für die ihn einflußreiche Politiker und Parteiführer gewinnen wollten, widerstrebte sein Wesen. „Er arbeite mit einfachen Mitteln", pflegte er zu sagen, „und möchte nicht als eine komplizierte Natur genommen sein." Gleich Kalnoky ließ er sich von dem starken Bewußtsein der neuen Großmachtstellung der Monarchie leiten, wie sie die Entwicklungen seit 1866 gezeitigt hatten. Auch er wußte sich als Vertreter eines Reichs, für dessen Haltung im europäischen Staatensystem ein treffliches großes Heer bereit stand, eines Reichs, das mit den Bürgschaften wertvollster Bündnisse rechnen konnte, das mit den schwer lastenden Traditionen seiner Vergangenheit abgeschlossen hatte, nun aber zielbewußt in eine gute Zukunft schauen durfte, das die politische Gegenwart ohne jede wehmütige Empfindlichkeit anerkannte, aber seinen jetzigen neugefaßten Besitzstand nachdrücklich wahren wollte. Wie Kalnoky wachte er über die Entschlußfreiheit Österreich-Ungarns. Es hat wohl manchen Augenblick gegeben, in dem der leitende Staatsmann diese seine Auffassung den Vertretern der Mächte gegenüber, mochten sie Österreich-Ungarn nahe oder ferne stehen, in scharfen Formen zum Ausdruck brachte. „Il n'est pas facile, ce monsieur d'Aehrenthal", soll einmal der englische Botschafter Goschen ausgerufen haben.

Schon als Gesandter und Botschafter hatte dieser arbeitsame Diplomat feststellen können, welchen wichtigen Einschlag der auswärtigen Politik die wirtschaftlichen Fragen der Monarchie geben. Namentlich ihre Bedeutung für die gesamte Balkanpolitik beschäftigte ihn unaufhörlich. Auf sie blieb sein Augenmerk nach der Annexionskrise gerichtet. Der harte Kampf zwischen den agrarischen und industriellen Tendenzen machte sich durch

die empfindlichsten Schwierigkeiten für die Beziehungen zu Rumänien und Serbien geltend. Sein Vorgänger, Graf Goluchowski, hatte die Überlegenheit Österreich-Ungarns gegenüber diesen kleineren Nachbarn durch ein gefestigtes Verhältnis zu Rußland sichern wollen und namentlich in Belgrad gerne die Sprache eines strammen Autoritätsbewußtseins führen lassen. Aehrenthal aber war von der Notwendigkeit überzeugt, diesen Staaten etwas bieten zu können, um sie für einen engeren Anschluß zu gewinnen. Als ein bitteres Hemmnis beklagte er die so hochgespannten Forderungen der Agrarier in den beiden Reichshälften, die wichtige Erfolge hier verwehrten. Hat er doch mit ansehen müssen, wie tatsächlich der wirtschaftliche Verkehr Serbiens jetzt teilweise seine Richtung veränderte und Österreich möglichst zu meiden bestrebt war, was noch vor einem Jahrzehnt für unmöglich gegolten hatte. Einer sanguinischen Überschätzung der nun durchgeführten Annexion, wie sie sich in politischen Kundgebungen und innerhalb der österreichisch-ungarischen Presse äußerte, zeigte er sich gänzlich abgeneigt. Er hörte nicht auf, vor Renommistereien, vor einem allzu großen Sicherheitsbewußtsein zu warnen. So berief er sich während der Delegationsverhandlungen von 1910 mahnend auf das Wort Guizots, daß man jeden Tag wiederum neu anfangen müsse und ein jeder Erfolg stets unvollständig und ungewiß sei. Er war ein zu wachsamer Beurteiler aller politischen Dinge, als daß er den Überschwang leidenschaftlicher Volksstimmung unterschätzt hätte. Er, der den dreisten Kriegsrufen der Belgrader Heißsporne so scharf gegenübergetreten, war jetzt bemüht, ruhigere Beziehungen zu den eben zurechtgewiesenen Nachbarn herbeizuführen. Damit dürfte auch die auffallend schweigsame Zurückhaltung des Wiener auswärtigen Amtes in dem bekannten Prozesse zu erklären sein, in den der ausgezeichnete und allgemein verehrte Publizist Dr. Friedjung verwickelt wurde. Ein Friedjungscher Artikel war bei den bekannten guten Beziehungen des Verfassers zum Minister als eine wichtige Kundgebung aufgenommen worden. Als nun die Mitglieder der kroatisch-serbischen Koalition, die sich darin hochverräterischer Verbindungen mit der Belgrader Regierung beschuldigt sahen, die Ehrenbeleidigungsklage anstrengten, mag sich Aehrenthal verpflichtet geglaubt haben, lieber sich selbst den Vorwurf rasch vergessender Rücksichtslosigkeit zuzuziehen, als seine augenblicklich politische Kombination zu benachteiligen.

In der eben erwähnten Delegationssitzung (13. Oktober 1910) hatte Aehrenthal gemeint, daß die Annexionskrise vor aller Welt den realen Wert, den die Bündnisse Österreich-Ungarns besäßen, erwiesen habe, und diese weiterhin als die unverrückbare Grundlage seiner auswärtigen Politik bezeichnet. Er hat als ein schon vom Tode gezeichneter Mann noch in der Weihnachtswoche des vorigen Jahres, während der letzten Delegationen, von Seite eines ultramontanen Führers den Vorwurf anhören müssen, daß das Verhältnis zum Deutschen Reiche augenblicklich von Unstimmigkeiten bedroht sei. Die Angriffe, unternommen von einem Parlamentarier, dem der Ruf der Vorsicht und Mäßigung einst die Erhebung auf den Präsidentenstuhl des österreichischen Abgeordnetenhauses ermöglicht hatte, erfuhren in Wien und Budapest und vor allem in Berlin eine sofortige Zurückweisung. Tatsächlich

hat Aehrenthal das Bündnis mit dem Deutschen Reiche seit seinen Anfängen als die große Voraussetzung der gesamten auswärtigen Politik seines Staates angesehen. Er schien jeden Augenblick bereit, einer Gefährdung des Bündnisses durch Stimmungen des Wirtschaftslebens energisch abzuwehren. Etwa um die Zeit, da in Wien vom Grafen Posadowsky die Verhandlungen wegen Erneuerung des deutschen Handelsvertrages mit Österreich-Ungarn geführt wurden, hatten gewichtige Stimmen aus den österreichischen Industriebezirken auf den rücksichtslosen und von den diplomatischen Organen nachdrücklich geförderten Konkurrenzkampf der deutschen Fabriken in der Levante und am Balkan hingewiesen. Das weitaus stärkste und älteste Absatzgebiet Österreich-Ungarns werde, so hieß es, der Monarchie durch den treuen Alliierten entfremdet, und das könnte auch seine Rückwirkung auf die volkstümliche Geltung des Bündnisses haben. Aehrenthal, damals noch Botschafter in Petersburg, verschloß sich keineswegs diesen Erscheinungen, aber er glaubte vor einer anspruchsvollen Beeinflussung der auswärtigen Politik der Monarchie durch Handelsinteressen entschieden warnen zu müssen. Viel zu wichtig sei das Bündnis mit dem Deutschen Reiche, als daß es durch solche Bedenken erschüttert werden könnte. Niemals hat er diese Linie verlassen. Als im vergangenen Sommer mit der Episode Agadir die Marokkofrage neuerdings aktuell wurde und das Deutsche Reich vor ernsten Entscheidungen stand, wußte man in Berlin, daß auf Österreich-Ungarn gerechnet werden könne. Darüber hat in der Wilhelmstraße niemals ein Zweifel bestanden. So weit wagte sich jene klerikale Opposition auch nicht vor. Sie glaubte aber mit einer bösen Anspielung auf die schweigsame und kühle Haltung, die in Österreich-Ungarn während des Sommers beobachtet worden war, dem mißliebig gewordenen Minister einen empfindlichen Streich spielen zu können. In der Tat war die Zurückhaltung, die in Wien wie in Budapest bezüglich Agadirs geübt wurde, innerhalb der deutschen Presse zum Anlaß erregter Erörterungen, pessimistischer Vermutungen geworden. Man wies darauf hin, daß die der Regierung zunächst stehenden Wiener Blätter über eine hereingebrochene Beunruhigung geklagt hatten und der ungarische Ministerpräsident eine Interpellation im Budapester Reichstag mit kalten farblosen Worten beantwortet hatte.

Als ausreichende Erklärung für die karge Rolle, die sich in jenen Monaten das Wiener auswärtige Amt auferlegte, dient wohl ein Hinweis auf die augenblickliche Gruppierung der Mächte. Wäre damals Österreich-Ungarn mit irgendeiner volltönenden Erklärung an die Seite seines Verbündeten getreten, dann hätte man in Wien auch gewärtigen müssen, daß mit der gleichen Deutlichkeit Rußland für seinen französischen Alliierten das Wort ergriffen hätte, und damit würden die Verhandlungen einen weit schärferen und dringenderen Ton angenommen haben. Dazu kam noch, daß gelegentlich Agadirs nochmals von deutscher Seite erklärt wurde, das Reich habe in Marokko nur handelspolitische Ziele im Auge. Für dieses Gebiet bestand keinerlei Verpflichtung zwischen den beiden Verbündeten. War doch auch, wie man jetzt vernimmt, in Potsdam eine Anfrage Rußlands bezüglich gewisser wirtschaftlicher Fragen deutscherseits mit der beruhigenden Erklärung

beantwortet worden, daß die Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns mit dem Bündnisse nichts zu tun habe.

Doch jene unternehmende Opposition, die sich um die letzte Jahreswende gegen Aehrenthal richtete, hatte das Verhältnis zum Deutschen Reiche nur als brauchbares Mittel für ihre Zwecke vorgeschoben. Die Volkstümlichkeit des angeblich bedrohten Bündnisses sollte mithelfen, gegen den gehaßten Minister Stimmung zu machen, der den Fortbestand des Bundesverhältnisses zu Italien hartnäckig zu vertreten wagte. Und auch an zahlreichen anderen Stimmen in Innerösterreich fehlte es nicht, die unmutig darüber klagten, welchen Langmut die Monarchie, die soeben eine ernste Kraftprobe rühmlich bestanden, gegenüber den Provokationen des welschen Nachbarn zeige. Seine militärischen Vorkehrungen in Oberitalien, seine Flottenrüstungen hätten Österreich-Ungarn zu kostspieligen Gegenmaßregeln in Südtirol und Istrien genötigt.

Herrliches Hochgefühl mag einem leitenden Staatsmann beschieden sein, wenn er in seinem wagenden Entschluß, seinem Handeln den Willen und die Kraft seines Volkes, seines Staates verkörpert sehen darf; allein die Geschichte erzählt, wie er gar oft solch höchsten Augenblick mit Tagen vollgültig bezahlen muß, an denen er sich mit seinem besseren Wissen, mit seinem ferne Möglichkeiten schärfer messenden Blick einer gegnerischen Strömung gegenüber sieht. Entgegen der Auffassung hoher militärischer Kreise, die zu einer Auseinandersetzung mit Italien drängten, hielt Aehrenthal standhaft an der Überzeugung fest, die er von den italienischen Dingen gewonnen hatte. Der Neigung zu bedenklichen „Extratouren" der italienischen Politik war er sich offenbar bewußt, und während der bosnischen Annexionskrise hatte er mit einem Frontwechsel des bisherigen Verbündeten rechnen müssen. Mit warmen Worten der Anerkennung hatte er damals die alle Möglichkeiten sicher umfassenden Dispositionen des Generalstabschefs Conrad v. Hötzendorf gewürdigt. Doch als die Krise sich ihrem glücklichen Abschlusse zuneigte, hatte er dem von Italien vertretenen Montenegro ein Zugeständnis bewilligt, das man in Rom sich als einen Erfolg anrechnen konnte. Und mit Genugtuung wies er während der Delegationsverhandlung von 1910 auf die Aussprache hin, die er mit seinem italienischen Kollegen gehabt. Im Einverständnis mit Deutschland beobachtete er jetzt während des um Tripolis entbrannten Krieges strenge Neutralität, obwohl es sich hier um einen Angriff auf die Türkei handelte, zu der beide Mächte in den besten Beziehungen standen. Mit voller Überzeugung war dieser österreichische Staatsmann bemüht, Italien an seiner Seite und im Dreibund zu erhalten. Wie einst Andrassy, vermochte er nicht an eine Fortdauer und an einen bestimmten Einfluß der irredentistischen Tendenzen zu glauben. Es mußte die Einsicht auch über die breiteren Volksschichten in Italien kommen, daß in Dingen nationaler Politik wie in denen einer nationalen Geographie nicht allein das sprachliche Moment das entscheidende, das bestimmende sein könne, daß Schlagworte wie Tessin, Malta, Corsica, Savoyen dem italienischen Königreiche verhängnisvolle Gegnerschaften erwecken müßten. (Andrassy hatte zu Crispi von der Unmöglichkeit einer „Politik mit der Grammatik in der Hand" gesprochen.) Aehrenthal

erhoffte von der tripolitanischen Unternehmung, den italienischen Politikern aller Parteien werde sich nun die Erkenntnis aufdrängen, daß die stärksten Interessen des Landes nicht bei den Westmächten, sondern bei ihren bisherigen Verbündeten am sichersten gewahrt seien. Die Nachbarschaft von Ägypten und Tunis werde die nunmehrigen Besitzer von Tripolis von dem Werte des Dreibundes überzeugen. Eine kriegerische Auseinandersetzung andererseits, zu der sich Österreich-Ungarn, wenn auch in berechtigter Abwehr, gezwungen sehen könnte, glaubte Aehrenthal sicherlich mit weittragenden Folgen verknüpft, während sich dabei kein Ausblick auf irgendeinen Gewinn ergeben könne. Dabei verfolgte er mit gründlicher Aufmerksamkeit die Ausdehnung der kriegerischen Aktionen und verhütete durch sein sofortiges bestimmtes Auftreten ihr Übergreifen auf Gebiete, wo — wie in Albanien — die Machtsphäre der Monarchie tangiert worden wäre. Doch gleichzeitig mußte der Minister gewahren, wie der Widerstand gegen seine italienische Politik lauter und gründlicher wurde, und wie schließlich sich ein Gegensatz zwischen seiner Amtsführung und den Forderungen des Generalstabschefs Conrad v. Hötzendorf herausbildete, für den es keine Vermittlung gab. Der Kaiser entschied zu Aehrenthals Gunsten, und der bewährte General mußte von der Leitung des Generalstabs zurücktreten. Der jähe Angriff auf die Aehrenthalsche Politik hatte charakteristische Begleiterscheinungen aufzuweisen. Man gewahrte jetzt das harte Ringen, zu dem sich der Minister genötigt gesehen. Der Staatsmann der Annexionskrise, er, der es jetzt verstanden hatte, ein besseres Verhältnis zu den kleineren Balkanstaaten zu begründen, der auch die Wiederaufnahme guter Beziehungen zu Rußland eingeleitet, wurde auf solcher Höhe der Erfolge von mancher Seite schon als ein Sinkender angesehen. Im Augenblick allerdings gelang es ihm noch, seine Stellungen zu behaupten. Die Delegationen, besonders die ungarische, bezeugten ihm ihr Vertrauen; da ergriff ihn die Krankheit.

So ist er gleichsam aufrecht vom Tode hinweggenommen worden. Die Gewißheit schweren Siechtums nötigte ihn, seinen kaiserlichen Herrn um die Bewilligung seines Rücktrittes zu bitten. Mit schwerem Herzen hat sich Franz Josef von seinem Minister getrennt. Dem Kreise der Familie blieben die letzten Tage vorbehalten. Er gab der Erkenntnis Ausdruck, wie so karg bemessen die Zeit gewesen, die er den Seinen hatte widmen können. Sein Leben, sein Schaffen hatten seinem Staate gehört. Und dieser hohen Auffassung haben auch seine Gegner sich nicht verschließen können. Der Gesamtmonarchie war einer ihrer stärksten, ihrer überzeugtesten Vertreter dahingeschieden.

Auf dem Neckar.

Eine Bootfahrt.

Von

Marie von Bunsen.

(Schluß.)

30. Juli.

Sonnenschein, wasserwarme Luft. Kein Lüftchen rührte sich, die hohen Waldberge spiegelten sich im Fluß. Manchmal kamen alte Steinbrüche zwischen den Laubmassen zum Vorschein, sie waren vernarbt, hatten violettgraue Töne. Vielleicht stammten die Quadern des Otto-Heinrichsbaues, der Karl-Theodorbrücke von dieser Stelle. Gelegentliche Fischerboote, primitive Kähne. Ein wuchtiger Mann hatte sein großes, rundgebogenes Stabnetz im Boot aufgestellt und warf die anderen Netze hinaus. Ein gut stilisierter Umriß.

Neckargemünd baut sich verwegen mit seinen hohen Häusern, seinen Terrassen auf. Der griechische Wein, die Stadt Athen geben eine überraschende, aber nicht unangenehme Note.

Nach Ziegelhausen landete ich bei Stift Neuburg, dort hatte ich mich telephonisch bei der Baronin B. angemeldet. Die ehrwürdigen Klostermauern sind umwachsen, die stattlich altmodischen Gebäude an der Kirche wirkten zeitlos und harmonisch. Über der Mauer blühten wohlriechende Wicken, im Hof stand ein steinerner alter Brunnen unter mächtigen Bäumen. Gänge dehnten sich, mit Kupferstichen und alten Möbeln belebt; ein helles, niedriges Zimmer mit Biedermeiermöbeln, mit Familienbildern. Am Fenster des gegen die Sonne leicht verhängten Raumes die lichtsommerlich gekleidete, anmutige junge Frau. Sie führte mich durch die Räume: da gibt es ein Goethe-Zimmer mit alten Stichen und Bildnissen des Meisters, mit handschriftlichen Schätzen. Der Vetter seines Schwagers Schlosser war Besitzer von Stift Neuburg, dies war damals Mittelpunkt der Romantiker von Heidelberg, und ihre Bilder und Bildnisse schmückten die Räume, in denen sie einst von alter Herrlichkeit schwärmten. Ihr Geist geht noch um. In der bücherumgebenen Bibliothek sitzt der kleine, vielfach zu Schwabing gehörende Freundeskreis abends um die Lampe, als geliebtester Gast Stephan George. Er redet dann schlicht über Schlichtes wie über Großes, immer mit seiner ihm eigenen veranschaulichenden, vertiefenden Kraft. Die Räume

sind feinfühlig eingerichtet, wirken als wären sie immer so gewesen, als herrlichstes Kunstwerk leuchten wie seit Hunderten von Jahren an dieser Stelle frühgotische Fenster im Chor der alten Kapelle. Eine Farbengewalt, eine Leuchtkraft, eine Kühnheit und Sattheit! Violettschieferne und purpurbraune, himmbeerfarbene und indigogrüne Töne, von denen man nachher träumt.

Auf der kühl beschatteten Terrasse des Gasthauses „Zur Stiftsmühle" saß ich dann zu Mittag und fuhr weiter. Hätte der Neckar doch nur viele Windungen, er strebte leider bereits seinem Ende zu.

Der Fährmann gab mir gute Ratschläge, wie ich mich in der gefährlichen Stelle vor der Heidelberger Brücke zu benehmen hätte, hier war neulich die Havarie geschehen. Es begannen die freundlichen, aber nicht immer ganz erfreulichen Lusthäuser; dann sah ich die schönen Linien der alten Brücke, und über dem Dunst der turmgeschmückten Stadt inmitten der weich beschienenen Wälder das Schloß. „Immer in der Mitte", hatte der Ferge gesagt, der Strom rauschte nur so vorbei. Da erklang Musik; auf dem kleinen Pfeilerplätzchen mitten im Strom saßen Musikanten und paukten und bliesen; daneben an Tischen Studenten in roten Stürmern, Gläser in der Hand, sie grüßten wohlwollend, als ich an ihnen vorübergesaust kam. Die schallende Musik mitten im Strom wirkte vergnüglich.

In der Stadt war alles geschmückt, überall war das Weiß und Grün der Saxo-Borussen zu sehen, alle Gasthäuser waren überfüllt. Ich wollte im „Ritter", im ältesten Heidelberger Hause, angesichts des Marktplatzes, der Heiligen-Geistkirche, übernachten. Ausgeschlossen; nahe der Brücke fand ich jedoch ein ruhiges Zimmer.

Heidelberg, 29. Juli.

Am harmonischen, von Platanen bestandenen Karlsplatz besah ich mir das Boisserésche Haus. Zu seiner Vornehmheit paßt die Gestalt des so oft dort ein- und ausgehenden Wirklichen Geheimrats von Goethe. Von hier aus führt der steile Burgweg zum Schloß, an dem mit Goethe verknüpften Thibaultschen Garten vorbei. Ich sah mich nach Kirschbäumen um, hier stehen noch manche aus der Zeit der Liselotte — Bäume, auf denen sie frühmorgens saß und Kirschen und Landbrot verschlang. Die Dunkelheit der Kasemattenwölbung geleitet stimmungsvoll zu dem berühmten, aber nicht zu berühmten Altan. Langsam wanderte ich im Schloßbezirk umher, gedachte seiner Bewohner. Vorhin hatte ich angenehme Stunden im Städtischen Museum verbracht, die Kurfürsten und Kurfürstinnen waren mir gewärtig. Ich sah sie hier vorfahren, durch die steingefaßten Türen gehen, aus den steingefaßten Fenstern winken. Sieht man genau zu, ist doch noch manches vorhanden, was sie täglich sahen, was ihr Fuß, ihre Hand berührten. Im Otto-Heinrichbau, im Englischen Bau hat die Restauration manches verschont, da gibt es noch Stufen und Schwellen, Pfosten, Säulen und Kamine. Und erbittert betrachtet man die nicht wieder gut zu machende Restaurationsvernichtung vom Friedrichbau.

Kurfürst Friedrich der Zweite ist die erste der mir sichtbaren Gestalten. Als achtzehnjähriger Prinz war er der nahe Freund Philipps

des Schönen von Österreich, Genosse seiner Abenteuer, nachher in dessen Tochter Eleonore verliebt. Karl der Fünfte hatte andere Pläne, sie mußte den alten König von Portugal nehmen. Die strengschönen Züge Friedrichs deuten weniger auf seine flotte Lebenslust als auf seine Religiosität. In dieser Hofkapelle nahm er das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Sein Sohn Otto Heinrich wäre wohl vergessen, hätte er nicht den gefälligen Bau errichtet. Er nahm das Leben ernst; kinderlos, verwitwet, wollte er nicht wieder heiraten; sein Geschlecht sei verflucht, seitdem sein Ahnherr dem Märtyrer Hus das Geleit zum Scheiterhaufen gab. Friedrich der Vierte, der Vater des Winterkönigs, begünstigte die Universität, brachte Verfeinerung und Luxus in das Schloß. Nicht immer gefiel dies der Gattin Juliane, der vernünftigen, vortrefflichen Tochter des großen Oraniers. Das sieht man ihrem Bild auch an: feste, etwas hausbackene Züge, eine sichere Beraterin, eine, die das Erbe zusammengehalten hätte. Spanheim, Gelehrter und Diplomat, hat uns ihre Biographie hinterlassen, wir kennen die genauen Einzelheiten ihres Haushaltes. Hier im Schloßhof begrüßte sie die junge Gemahlin ihres Sohnes, Elisabeth Stuart. „Die gegenseitige Freude kann nicht ausgesprochen werden, die Zeichen und Ausdrücke der Ehre und Liebe waren von beiden so vermengt, daß man mit Mühe diesen Empfang ohne Rührung ansehen konnte." So ist auch das Verhältnis zwischen diesen beiden Fürstinnen intim, voller Achtung und Neigung gewesen. Die Legende der anmaßenden, ehrgeizigen Engländerin hat ein zähes Leben. Doch sind wir jetzt in der Lage, uns ein deutliches Bild dieser Frau zu machen, und das Bild ist vollkommen, aber auch vollkommen anders! Jung lernten sich der Pfalzgraf und Lady Elisabeth, Prinzessin von Großbritannien, erste Tochter von Schottland, kennen. Friedrich der Fünfte war hübsch, ritterlich, gewandt, sie ein bezauberndes Geschöpf. Schon oft hatte ein Heidelberger Pfalzgraf eine Tochter königlichen Geblüts gefreit, kein regierendes deutsches Geschlecht war stolzer, sie betrachteten sich als Nachkommen Karls des Großen, sie saßen zur Rechten des Kaisers. Friedrich war dem Stuartkönig hochwillkommen; schon damals, dies ist erst vor kurzem klargelegt worden, erblickte man in diesem protestantischen Prinzen den künftigen König von Böhmen. Es war eine Neigungsheirat; als sie im Silberbrokatgewand, mit der goldenen Krone auf dem lang herabhängenden, von Diamanten durchglitzerten Haar neben dem Kurfürsten kniete, wurde ihr „glückseliges Lächeln" von allen bemerkt. Glänzend wurde sie hier empfangen, gefiel allgemein. Sie genoß das hiesige Leben: jagte, ritt, spielte mit ihrem Schoßhündchen und Äffchen, hatte alljährlich einen Sohn oder eine Tochter, übte sich in sechs Sprachen, war bei aller Lebendigkeit eine religiöse Natur. Trotz ihrer reichlichen Mittel war sie meistens verschuldet, sie konnte niemand abweisen, gab mit vollen Händen, ließ sich auf das gefälligste ausplündern! Die Etikettenfragen bereiteten hier wie in jedem damaligen Hof Schwierigkeiten, denn der König verlangte, daß ihr, wie in gleichen Fällen französischen und spanischen Prinzessinnen, der Vortritt vor ihrem Mann und dessen Verwandten gelassen würde. Flüchtige Schatten eines Sommertages.

Dann kam die Schicksalsfrage; einstimmig boten die böhmischen Stände dem jungen Kurfürsten die Krone an. Lange wurde beratschlagt, die Kurfürstin-Mutter war dagegen, die temperamentvolle, lebhafte Gattin vermutlich eher dafür. Beweisen läßt es sich nicht, die oft wiederholten hämischen Anreizungen gehen auf spätere, übelwollende Quellen zurück. Als einzige Äußerung haben wir einen Brief, den sie in diesen Tagen ihrem abwesenden Gatten schrieb. Gott, der alles lenke, werde auch dieses bestimmt haben; wünsche ihr Gemahl, dem Ruf zu folgen, wäre sie dazu bereit, auch bereit, alles von Gott verhängte Unheil zu tragen, und wenn es sein müßte, würde sie ihren Schmuck, ihre Habseligkeiten verpfänden. Ihr Ruf war immer makellos, dabei bezauberte sie die Männer, hatte die treuesten, ergebensten Freunde. So liefert das Verhältnis zwischen ihr und Lord Craven den Beweis der oft bestrittenen, unerschütterlichen, reinen Freundschaft zwischen Mann und Frau. Sir Henry Wootton, König Jacobs Botschafter in Wien, hat ein noch heute berühmtes Lied auf sie gedichtet, „You meaner Beauties of the night". Herzog Christian von Braunschweig war ihr erklärter Ritter, seinen Helm zierte ihr Handschuh, sein Wahlspruch war „für Gott und für sie". Weder Huldigungen der anderen Männer noch Friedrichs völliges Versagen in der Entscheidungsschlacht trübten ihre Liebe zum Gatten. Nach vieljähriger Ehe schreibt er ihr: „Stern meiner Seele, den ich in vollkommener Weise und bis zum Tode lieben werde. Möge Gott uns einen kleinen Winkel gewähren, in dem wir glücklich zusammen leben können, nach einem größeren Glück verlangt mich nicht." Als die reifen Eheleute nach einer Trennung sich wieder begrüßten, „glich ihre Bewillkommnung einer Extase".

Hier hat die junge Kurfürstin Elisabeth die schönsten Jahre verlebt. Dieses steinerne Tor heißt noch heute Elisabethpforte, aus ihrem „englischen Bau" kommend, ritt sie wohl oft hier heraus, kostbar gekleidet, schlank und rassig, lebensfroh lächelnd.

Nicht nur die neue Krone, auch das angestammte alte Land ging verloren. Erst nach langen Kriegsschrecknissen folgte ihr ältester Sohn. Karl Lutz hatte die Energie der Mutter, hatte äußerlich den schönen Stuarttyp ererbt, war jedoch im Gegensatz zu den Stuartkönigen ein gewissenhafter, sparsamer, vortrefflicher Regent. Er ist sehr interessant. Gründlich gebildet, ernstdenkend, aufgeklärt. Ein ritterlicher Brausekopf, dieser Fürst, der in Verzweiflung über die Pfalzverwüstung dem Turenne eine Forderung schickte, mit seinem Degen sein Land erlösen wollte. Dabei gemütlich „Hurtig und recht possierlich", schreibt Liselotte, „immer von gutem Humor". In seinem Eheleben allerdings von absolutistischer Willkür. Seine Frau war schön, aber unausstehlich; ihre Hofdame, die Louise von Degenfeld, hatte, nach den Bildnissen zu urteilen, sanfte, regelmäßige Züge, sie war wohlunterrichtet und, wie ihr Kurfürst, eine Liebhaberin der schönen Literatur. Sie hielt den Werbungen stand. In einem Loblied auf sie heißt es: „Nur durch die Kirche kommt man in mein Schlafgemach." Allerdings hatte sie auch einen ehrenstrengen Bruder; er wollte mit seinem Blut ihr Todesurteil unterschreiben, wenn der neue Kurfürst sich nicht öffentlich mit ihr vermähle. Es ging dann

recht unerbaulich hier im Schlosse zu, die Kurfürstin wollte nicht weichen, mußte jedoch ihre Prachtgemächer der Nebenbuhlerin räumen, im unteren Stock ein altes Zimmer beziehen. Kein Wunder, daß Liselotte gern, all diesem entgehend, bei ihrer Tante, der hochbedeutenden Kurfürstin Sophie von Hannover viele Jahre verlebte.

Auch um Liselotte hatte sich eine dichte Legende gebildet, diese Legende ist so unhistorisch, so chauvinistisch, daß man im Ausland uns daraufhin der patriotischen Geschichtsfälschung zeiht. Von den Lobrednern der Liselotte wird Dankbarkeit mit Wertschätzung verwechselt. Jeder, der gern und gut eine interessante Umwelt beschrieb, hat uns bereichert, wir sind auf alle Zeiten seine Schuldner. Hätte der Schreibersklave des Cäsar, die Kammerzofe der Katharina von Medicis, die Schwägerin des Menschikoff auch nur mit einer annähernd flotten, wenn auch sonst noch so minderwertigen Feder täglich ihre Umgebung geschildert, sie würden zu den beliebtesten Gestalten der Weltgeschichte gehören. Liselotte hatte ein heiteres Temperament, einen derben, aber frischen Humor, hatte vom Vater geistige Toleranz, eine gewisse Großzügigkeit, ein Gefühl für Herrscherpflicht geerbt. Das namenlose Unglück, das sie schuldlos über ihre Heimat brachte, hat auch dieser aus Staatsgründen verheirateten deutschen Prinzessinnengestalt Pathos verliehen. Mit fanatischer Anhänglichkeit hing sie an ihren Kindheitserinnerungen, an der heimatlichen Scholle. Diesen sympathischen Zug teilt sie mit jedem Lappländer und Kaffer. Wenn man sie jedoch, und dies geschieht fast überall, als edle, deutsche Frau hinstellt, möchte ich nicht für eine solche gelten. Gewiß war sie anständig; bei ihrer Häßlichkeit, bei dem geringen Wert, den sie erotischen Freuden zuerkannte, wurde dies ihr überaus erleichtert. Sie war kraß hochmütig, lächerlich adelsstolz; was sie vor allem den Franzosen nicht vergeben konnte, war die Lockerung der Kastengesetze. Fast unbewußt hegte sie eine schwärmerische Neigung für den König; als ihre ewigen unpassenden Späßchen ihm nicht mehr gefielen, als er in den Bann der vornehmen, geistvollen Maintenon geriet, vereinigte sich bei ihr die verwundete Eifersucht der Frau mit dem verächtlichen Haß auf die niedriger Geborene. Gelegentlich mußte sie, ihres äußeren Vorteils willen, sich vor der Marquise demütigen, diese kannte die Schmähbriefe der „Madame", hat sich nicht gerächt, steht als die weit edlere der beiden da. Was jedoch nicht ausschließt, daß wir ausnahmslos die Liselotte vorziehen; wir sind eben ungerecht, alles gouvernantenmäßige, sei es auch ethisch erhaben, ist uns weniger lieb als drastischer, sorgloser Humor. Seitdem der König nicht mehr Gefallen an seiner Schwägerin fand, alterte sie rasch, vorüber war die genußvolle Heiterkeit, mit der sie zu Anfang in vollen Zügen, mit Begeisterung, das französische Hofleben genoß. Die Welt erschien ihr hohl und morsch. Sie verschloß sich mißmutig in ihr Zimmer, schrieb Tag für Tag giftertüllte, komische Briefe, dachte sehnsuchtsvoll an ihre verlorene Jugend. Trotzdem hat sie nie, auch als sie unabhängig war, nach Deutschland zurückgewollt; den vielgelästerten Hof zu verlassen, wäre ihr Verbannung gewesen. Mehr als Worte hat sie niemals für ihre oft darbenden Verwandten erübrigt; nahten sie sich ihr mit

Anliegen, so klagte sie beweglich über ihre Armut und hatte doch reichliche Mittel. In ihren Taten war sie nichts weniger als gefühlvoll, war sie eine harte, geizige Frau. Auch hatte sie keineswegs deutschnationale Sympathien, sie spricht offen aus, nur in einem Punkt seien ihre Landsleute den Franzosen über, in der Reinhaltung des Stammbaums. Allerdings bevorzugte sie auch deutsche Speisen; im Bereich der raffiniertesten Küche Europas beschimpfte sie diese, verlangte sehnsüchtig nach Braunbier und Blutwurst. Allerdings schwelgte sie, von den geistvollsten, witzigsten Menschen der Welt umgeben, in jener plumpen, platten Indezenz, welcher in diesem Tiefstand deutscher Kultur bei uns auch an den Höfen gefiel. Ihrer welschen Umgebung warf sie alle Laster vor, nie versuchte sie die strengen, sittenreinen, vornehm denkenden Elemente der dortigen Kreise an sich zu ziehen, die waren ihr zu ernst, wohl auch zu verfeinert. Trotzalledem möchte keiner von uns sie missen, wir lächeln dankbar, wird der Name der Liselotte erwähnt.

Ich wandere umher. Friedrich der Böse oder der Siegreiche lebte in diesem alten Teil. Welches war sein Schlafgemach, es ging wohl nach dem Graben? Ein junger Gemmingen Hornberg diente hier am Hof als Edelknappe. Einmal erzählte ihm sein Herr verstört, nachts erschiene ihm der Geist seines Vaters, rassle mit Ketten, klage mit beweglichen Tönen, er fände im Grab keine Ruhe. In der nächsten Nacht wachte Hans der Recke von Gemmingen, sah das Gespenst, packte es und warf es aus dem Fenster. Am andern Morgen fand man dort einen toten Mönch. Die Brüder des betreffenden Klosters versuchten nämlich seit längerer Zeit, bisher vergeblich, den Pfalzgrafen zur Hergabe eines Waldes zu bewegen.

Die Linden dieser Terrasse hat Liselottes Bruder Karl Lutz gepflanzt, hier bekam er gewiß Wutanfälle über seine Gattin, hier tröstete er sich mit ihrer schönen Louise, die mit den andern Hoffräulein im „Frauenzimmerbau" wohnten. Fast nichts ist so gut erhalten, wurde so von Freund und Feind verschont, als gerade das Große Faß. Auf dessen Plattform feierte Karl Lutz mit einem Festmahl den Besuch der Vettern, die Erbverbrüderung mit der Linie Neuburg. Als die Stimmung immer heiterer wurde und die Vettern immer liebenswürdiger zueinander, ertönte plötzlich aus dem Innern des heimlich entleerten Fasses, unter ihren Füßen, Pauken-, Fidel- und Flötenklang! Die Neuburger beerbten die Simmernsche Linie, bei dem Karl Philipp, dem letzten in Heidelberg hofhaltenden Pfalzgraf, war der Reisende Pöllnitz hier zu Gast. Unter dem Vorantritt der Trompeter begab sich der Hof hinauf, das Trinken begann. In seiner Verzweiflung versteckte Pöllnitz sich schließlich hinter dem Faß, verbaute sich mit einigen Brettern, er wurde entdeckt und mußte bis zur Bewußtlosigkeit weiter trinken. Er war ein feingebildeter Weltmann, ihm war so etwas gräßlich.

Vom alten Schloßgarten, den der kunstliebende, prachtliebende Winterkönig anlegen ließ, ist doch noch einiges geblieben. Wie beglückend wäre es, wenn, anstatt altehrwürdige Statuen durch neue Fälschungen zu ersetzen, die Verwaltung allmählich, mit feinfühliger Vorsicht die strengschöne Anlage wieder durchschimmern ließ. Ohne Bäume zu vernichten, ohne den jetzt schon historisch

gewordenen Parkcharakter, seinen eigenen Liebreiz, anzutasten. Nur durch die Wiederherstellung einiger alten Wege, durch die Freilegung der malerischen Nischen, Grotten und Wasserwerke. Hier wären mit geringen Mitteln wunderbare, vergessene Schönheiten zurückzurufen. Die Erkenntnis wird ja kommen, vielleicht dauert es an maßgebender Stelle noch lange.

Inzwischen kann nicht wieder Gutzumachendes geschehen. Schwerlich werde ich das schlicht ehrwürdige Rathaus wiedersehen. Es ist nicht sehr alt, das haben die Kriegsverwüstungen verhindert, aber es hat manches erlebt. Die Stätte ist die historische, vor dem ursprünglichen Gebäude haben 1572 die Kalvinisten den Silvanus wegen arianisch unitarischer Irrlehren hingerichtet. Obwohl er seine Häresie widerrief, sich zum wahren Glauben bekannte; am Tag vor Heiligabend, angesichts seiner zwei jungen Söhne! Hier durchbohrte der letzte von Hirschhorn den letzten von Handschuchsheim, lud die Verwünschung der Mutter auf sein Haupt. Und wenn man dabei ist, wird man vielleicht auch die heilige Geistkirche „würdig erneuern". Sie hat noch ungewöhnlich viel Stimmung, ich betrachte sie wehmütig, auch ihr droht Böses, kostspielige wissenschaftlich gediegene Vernichtung. Wie malerisch, wie anheimelnd nisten sich noch die Buden an den alten Wänden; eine erfreuliche Belebung des Straßenbildes, den Behörden gewiß schon lange ein Greuel. Bei Liselotte stand die Kirche im schlechten Andenken, wie lang, wie dröhnend hatten ihr die Predigten erklungen, wie sauer wurde es ihr, in ihrem reich vergoldeten Kirchenstuhl zu sitzen. Da war sie denn, „okkupiert, die Gänge und Referenzen zu sehen, so die, so zum heiligen Abendmahl gingen, täten".

Oben auf den Galerien lagen unübersehbare Bücherhaufen aufgestapelt, die weltberühmte Palatina. Leo Allari, der Skriptor des Vatikans, betrachtete sie mit schimmernden Augen. Der Herzog Max von Bayern hatte nach der Eroberung sie seinem Herrn, dem Heiligen Vater, überlassen. Allari war beglückt, im übrigen ging es ihm unerträglich. Kein Haus, kein Wirt wollte den „Räuber" aufnehmen, er packte mit seinem Diener Tag und Nacht, aber kein Schreiber, kein Kaufmann lieferte die nötigen Materialien, noch die erbetene Hilfe. Schließlich erhielt er das gebrauchte von der Militärintendantur. Die meisten Einbände wurden zurückgelassen, sie hätten allein dreizehn Frachtwagen gefüllt. Dabei waren die Einbände der Heidelberger Pfalzgrafen, besonders die für Otto Heinrich angefertigten, weit und breit berühmt; noch heute gehören sie zu den Erlesensten ihrer Art. Unter militärischer Bedeckung setzte sich der Zug von fünfzig Wagen in Bewegung. Rom dankte begeistert für die „Brustwehren des allein wahren Glaubens, die Herrschaft teuflicher Bosheit hätte jetzt ein Ende". „Dem Herrn der Heerscharen" wurden Preislieder gesungen, „Roms unsterbliche Stimme wird die Triumphe des Bayernherzogs und seiner Freigebigkeit verkünden". Dabei blieb es, wissenschaftlich fast unbenutzt moderten die Schätze in der priesterlichen Obhut. Von 3522 seltenen Handschriften wurden noch nicht 900 später, im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, zurückerlangt. Während vieler Jahrhunderte — zur Zeit der Reformation war die Neckarstadt ja bereits eine alte Universität — wurden alljährlich die Privilegien der Rupertina von dieser Kanzel durch den Stadt-

schreiber verlesen. Gräßliches erlitt der Bau während der Melacschen Verwüstung; die Einwohner wurden hineingepfercht, Frauen geschändet, Gräber geplündert. Dann später, in ruhigeren Zeiten, wurde sie zu einem Zankapfel, Anlaß eines weite Ringe ziehenden Streites. Der Kirchenraum wurde in zwei Teile geteilt, Katholiken wie Protestanten sollten gleichzeitig hier leben. Dem päpstlichen Karl Philipp ging das gegen den Strich. Er wollte die Scheidewand niederreißen lassen, kein Heidelberger gab sich dazu her, Maurer aus Tirol wurden geholt. Der Widerstand war ihm so unangenehm, daß, da man nicht nachgab, er seine Residenz nach Mannheim verlegte. Vor diesen Kirchentüren trafen sich die Scharen der „Römischen" und der „Ketzer". Mit frommen Schauern haben sie sich betrachtet, Gott gedankt, daß sie nicht so wie die anderen wären. Was hat der liebe Gott zu diesem Dank gesagt? Im „Ritter" hatte der Erbauer, der reiche hugenottische Fabrikherr Valier, an der Fassade die Überbrückung politischer Gegensätze symbolisieren wollen. Die steinernen Büsten der Merowinger Könige erinnerten, so wollte er es, an die Zeit, da Frankreich und die Pfalz ein einziges Reich gebildet hatten. Die folgende Hauptstraße hat ihren ausgesprochenen Charakter. Eng, altmodisch, in jedem Jahr von neuer, sorglos und doch wichtigtuenden Jugend angefüllt. Dies Haus hat die Schicksalswendung des jungen Goethe erlebt. Er kam hierher, wohnte bei der Demoiselle Delf, während er den Weimarer Freund erwartete, um sich mit ihm über das verflossene Glück seiner Liebe zu Lilli auszusprechen. Man wollte ihn nach Mannheim fesseln, ein Fräulein von W. hatte ihm gefallen. Da, um Mitternacht, kam eine Stafette vom Freund, er solle gleich mit ihm nach Weimar. Seine Wirtin beschwor ihn, davon abzulassen, er wußte selber wohl nicht, weshalb es ihn so übermächtig bezwang. Er ließ sich Post bestellen, der Wagen hielt vor der Tür, es knallte der Postillon, Goethe riß sich los und fuhr nach Weimar. Nachdenklich hat die alte Exzellenz gewiß oft sich das Haus betrachtet.

An der nördlichen Wand der efeubekleideten Petrikirche erinnert ein Grabdenkmal an eine junge Frau. Sie war sehr gelehrt und sehr sympathisch, die Ferrareserin Olympia Morata. Die folgende Kirche ist mit der Raugräfin, der Luise von Degenfeld, verknüpft. Sie war Lutheranerin, hatte hier ihren eigenen Stand, begab sich, von Leibtrabanten umgeben, zum Gottesdienst. „Die Hofleute flattierten ihr gewaltig." Diese Providenzkirche ist ein schlichter guter Barockbau, einfach gegliedert, als Schmuck charakteristische Köpfe an den Fenstern. Ein ebenso befriedigender Typus war auch jene von Karl Ludwig in Mannheim erbaute Kirche; er widmete sie der Eintracht, oben prangten drei Kreuze, Symbole der drei den Gekreuzigten verehrenden Religionen — des reformierten, lutherischen und katholischen Glaubens. An diese heute unbeachteten Kirchentypen könnte harmonisch und zweckmäßig angeknüpft werden.

Es erscholl festliche Musik, alles eilte nach der Brücke, um die Auffahrt der Saxo-Borussen zu sehen. Die berittenen Musikanten erreichten soeben das andere Ufer, es folgten alle Droschken der Stadt. Die knochigen Gäule waren mit grün-weißen Schabracken und Wedeln verziert. Den ehrwürdigen Zylinder der Kutscher schmückte eine weißgrüne Binde. In jeder Droschke

saßen Alte und Junge in ihren weißen Stürmern. Zur selben Zeit fuhr pfeilschnell ein schlankes Boot unter der Brücke. Das Boot war tadellos gebaut, die sechs Ruderer tadellos in weiß gekleidet. Das war wirkliche Eleganz. Die Wagen dort oben erinnerten doch ein klein wenig an eine Bauernhochzeit. Auch Deutsche halten sich über die korsofahrende goldne Jugend Italiens oder Spaniens auf. Das sei doch nur was für Greise und Damen, ein rechtlich empfindender junger Mann müsse ein so zahmes Vergnügen stumpfsinnig finden. Werden die „Aktiven" sich noch lange an diesen Fahrten ergötzen? Werden nicht die Korps bald in einen toten Flußarm geraten, wenn sie die frischeren männlicheren Vergnügen beiseite lassen? Vor kurzem besah ich mir das Jubiläumssportfest der Berliner Universität. Von all den Teilnehmern, sehnigen, sauber und gefällig angezogenen Gestalten, gehörte nur einer in die Kreise der weißen Stürmer. Unser Kronprinz, ein geschmackvoller, energischer junger Mann, fühlte sich im Korps nicht wohl; wenn sein Ältester so weit ist, wird entweder die betreffende Vereinigung kräftiger und gesünder leben, oder sie wird für den Thronerben nicht mehr in Frage kommen. Die Macht der alten Institution beruht im Zusammenhang; alle, die man befragt, sagen: ihren Söhnen wollten sie, trotz aller Nachteile, die Mitgift dieser Freundschaften gewähren. In Oxford und Cambridge, in Harvard und Yale wird weder gekneipt noch im Wagen gefahren, noch das Gesicht zerschlitzt, und doch ist der Zusammenhang unerhört stark. Man lasse sich über das amerikanische Commemoration Day erzählen, über die vollen Jahrgänge verflossener Zeiten, über die vielen Alten, die Tag und Nacht reisten, um zugegen zu sein. Der Zauber der alten Neckaruniversität wird auch Neuerungen überleben. Er ist überaus stark. Abends war ich in der Schloßwirtschaft unter den Bäumen im Konzert. Es ist die Stelle, wo einstmals die Buchengänge sich kreuzten, die Winterkönigin in ihren Schatten musizierte. Als ich beim Sternenschein herunterkam, erklang überall Gesang. Hinge dieser mit starkem Trinken zusammen, müßten Belgien, das einstige Norwegen, England unendlich sangesfroher sein als Neapel oder Sevilla. Nur in diesen Städten habe ich, nächtlich in den Gassen gehend, mich an so vielem Gesang erfreut.

Ich hatte förmliche Sehnsucht nach Schwetzingen, nach dem schönsten Garten Deutschlands. Es gibt noch viele gut geplante, mit herrlichen alten Alleen, von Statuen und Brunnen poetisch belebt. Aber dieser ist, irre ich mich nicht, der einzige noch in Deutschland erhaltene herrschaftliche Rabattengarten, der einzige Parkgarten mit genügendem und geschmackvollem Blumenschmuck.

Seit meinem letzten Besuch war ich in Aranjuez gewesen; die Ähnlichkeit ist augenfällig, hier wie dort, in flacher, sorgsam angebauter Gegend ein stilles Städtchen, alte Gasthöfe, unscheinbare, aber nette Häuschen. Dann das große vernachlässigte alte Schloß, Barock mit älteren Teilen, viele Blumen, ein tiefer Hain.

Als seine legitime Gattin die Louise von Degenfeld einmal tätlich bedrohte, brachte der Kurfürst sie hierher, hat oft und gern hier mit ihr geweilt. Wie es hieß, ließ er die Landstraße nach Heidelberg schnurstracks an-

legen, um rascher zur Geliebten zu gelangen. Unter Melac wurde dies Schloß weniger als anders verwüstet und die Simmernschen Herzöge Karl Philipp und Karl Theodor schmückten es aus, schufen den Park.

Gern ließ ich mich im Schloß umherführen, hier wird nicht unnötig erneuert, das wenige Hinzugekommene — naiv schlechte Stoffe des neunzehnten Jahrhunderts — betrügen nicht, verwirren nicht das Bild. Merkwürdig sind die vielen Jagdbilder, etwas Komplizierteres, Phantastischeres als dieser Hofritus läßt sich nicht denken. Bei Fackelschein fährt Karl Philipp bei Speier auf dem Rhein. Die reich geschmückten Barken haben wunderliche Formen, mit Petarden wird auf die schwimmenden Hirsche geschossen. Bei einer Saujagd werden die Säue vor Schlitten gespannt und vorbei getrieben, im Prachtzelt steht der Fürst, schießt ihnen die Kugel durch den Kopf. Im alten Mannheimer Schloß treibt man die Säue auf und in das Gebäude, die Tiere stürzen sich vom Dach hinunter und aus den Fenstern dem Schuß entgegen. Immer das kostbar ausstaffierte Gefolge, Kavaliere und Damen und Trabanten.

Staunenswert ist hier die Fülle guter alter Möbel, sie sind willkürlich auf die 248 Zimmer verteilt, es ließen sich ganze Fluchten in bester Kaiserzeit, im vorzüglichen Biedermeier einrichten, auch gibt es flotte Rokokozimmer, auch Chippendaleartiger Zopf, auch noch alte Gemächer mit schweren eichenen Möbeln. Es gibt noch die ursprünglichen seidenen Wandbezüge in den Zimmern des Karl Philipp, noch die auf Leinwand gespannten, technisch vorzüglichen Tapeten jener Zeit, dann die ersten, japanisierenden, unverwüstlichen aus Papier. Dieses Boudoir ist unberührt echt, Parkett, Stuckaturen, seidenbehangene Möbel, Kronleuchter und Spiegel, ja selbst die Vorhangsstangen. Hier ist Karl Theodors Schreibschrank, altmodisch verschnörkelte Schriftzüge bezeichnen die verschiedenen Schubladen. Dort in den Geheimfächern lagen wohl die Briefe seiner vielen Freundinnen verwahrt. Oder hatte der absolute Fürst der damaligen Zeit diese Rücksichten nicht nötig?

Hier gehen die alten Fensterrahmen auf einen Hof des ältesten Teils; ummooste Barockfenster, zerkrümelnde Wände, zwischen den Fugen des steinernen Pflasters sprießen weiße Orakelblumen, mattblaue Wegwartblüten. Aus den Wohnräumen führen Gänge in die Gartenflügel. Mit Blumen angefüllte Räume wechselten damals mit festlichen Sälen. Da gibt es Stuckaturen, zierlich verwegene Laternen, von bronzenen Ranken umsponnen, es gibt die dazu passenden Wandleuchter, das große Frankenthaler, heute unsäglich wertvolle Porzellanservice, aus dem Karl Theodor speiste. Vielleicht waren es diese Räume, in denen der junge Mozart den Herrschaften in Schwetzingen vorspielte.

Eine Flügelseite geht auf die Wildnis. Hier in nächster Nähe des Schlosses wurden Hirsche und Rehe hereingetrieben, Sereniſſimus schoß aus den Fenstern. In der anstoßenden Galerie wurden symmetrisch die Geweihe aufgehängt, ein jedes, mit einem weinroten Ornament umgeben, der Raumdekoration eingefügt. Wie unbekümmert, wie massenhaft werden heut die Geweihe irgendwie angebracht! In jedem Mai kommt das badische Großherzogspaar und speist in diesem kunstvollen Gartenflügel, freut sich an dem Duft der uralten Fliederbüsche und Fliederhecken.

Auch das sonst nicht zugängliche Theater wurde mir gezeigt; vollkommen intakt, gibt es ein überaus anschauliches Bild. Die Rückwand des Bühnenhauses öffnete sich auf ansteigende Rampen; mit dem herrlichen Hintergrund des Parkes nahten sich hier die Festzüge, ritten mit wehenden Federhüten die Reiter herauf. Da sind noch die alten Garderoben, die Namen der Schauspieler und Schauspielerinnen, Karikaturen, Verschen sind eingeritzt, da sind die Kleiderhaken, die alten Spinde. Man glaubt Casanovasche Episoden zu sehen, es huschen die Geliebten des Karl Theodor vorbei. Hier auf diesen Bühnenbrettern standen sie, reich geschmückt, sangen und deklamierten und tanzten; hier dieser verschwiegene Gang führte zu der Loge des Gebieters. Die Loge ist nicht groß, er saß allein, überschaute den siebenhundert Menschen fassenden Raum, seinen unsinnig großen Hof.

Nun ging es in der warmen Sommerluft in dem ihm vor allem verdankten Park. Die Rabatten blühten in üppiger Fülle, den Augenblick beherrschten violetter, lila und rosa Lerchensporn, goldgelbe Rudbeckiasterne, orangene Feuerlilien, weißer und tiefrosa Phlox. Es gab noch viel anderes Beglückendes, der zartweiße Hauch des Schleierkrautes, goldgelbe Skolzien (eine vornehme Blume), Zinnien in ihren raffinierten Farben. Dazwischen standen, wie es sich zu einem Rabattenbeet gehört, die abgeblühten Sträucher, gaben einen ruhigen grünen Hintergrund. So Türkenbund, Pfingstrosen, Akeleien; auch die kommenden Blüten ließen sich ahnen, da standen die Büsche der blausternigen Herbstastern, lieblicher Schmuck des Oktobers. Wie oft, wenn ich Gartenbesitzern die reichen, dankbaren Freuden eines Rabattengartens schildere, sagen sie: „Ach ja, im Country Life und Studio haben wir so etwas gesehen, aber das würde gewiß bei uns nicht fortkommen, auf jeden Fall läßt sich unser Gärtner auf so etwas nicht ein.“ Und dann erwidere ich immer: „Wendet es dran, schickt ihn nach Schwetzingen; der Rabattengarten ist ja gar nicht englisch, er ist nur der Garten einer jeden guten Zeit.“ Ein paar kleine Entgleisungen muß man seufzend hier verzeihen. Pelargonien sind zu banal für so schöne Beete, die runden Georginenbeete sind beklagenswert, einige der guten alten Vasen sind im „Schmücke-dein-Heim“-Stil bronziert. Aber dies sind Geringfügigkeiten, das Wundervolle überwiegt. Da ziehen sich die tiefgrünen Kastanienalleen in die Weite, sie werfen violettblaue Schatten, in der violetten Dämmerung leben griechische Götter und Göttinnen, sie stehen da still, aber mit erregten Gesten. In der Sonne funkeln die aufschnellenden Strahlen der steinernen Brunnen; von den Lindenalleen eingerahmt ziehen sich leuchtfarbige Streifen auf das beschattete lange Barockschloß, es sind die Blumenrabatten. Es gibt begrünte Gattergänge mit virtuos geschmiedeten wasserspeienden Vögeln; als letzte Schöpfung das Badehaus in klassizistischem Louis-Seize. Die Moschee fällt ja aus dem Rahmen, aber sie hat Rührendes erlebt, Ernstes, das die verschwenderische Laune des Fürsten nicht ahnen konnte. Anno Siebzig kamen gefangene Turkos nach Schwetzingen; als sie unvermutet vor der Moschee standen, fielen sie nieder, küßten die Schwelle, dankten Allah für die ihnen in der Fremde erwiesene Gnade. Ein junger, hoffnungslos dahinsiechender Gefangener wurde durch die Krankenschwester noch einmal hingeführt, in tiefer

Ergriffenheit betete er dort an der ihm heiligen Stätte. Wenige Tage darauf war er tot; er liegt in Schwetzingen begraben.

Immer wieder kommt ein neues reizvolles Bild. Hier hüten graufteinerne Löwen den Eingang zu geheimnisvollen Alleen, hier ruhen Sphynxe, um eine ringelt sich eine Natter, verschwindet dann im wehenden Gras.

Im „Hirsch" aß ich zu Mittag, vor den Fenstern blühten Kübelpflanzen. Ein Granatbaum hatte einen alten gewundenen Stamm, er trug damals wie heute die korallenen Blumen, während die Prachtkarossen Karl Theodors vorbeirollten, er hat den glänzenden Hof, sowohl die rosige Gräfin Heydeck, wie Dalberg, den Gönner Schillers, oft hier gesehen.

Montag, 1. August.

Der letzte Tag. Gestern hat es geregnet, heute ballte sich weicher Dunst, gelegentlich kam die Sonne hindurch.

Als ich fortfuhr, hob sich das Heidelberger Schloß als blasser Schatten aus dem Waldnebel. Stattlich wirkte die ruhige Masse des alten rundbetürmten Marstalls, etwas betrübend die Buntscheckigkeit des neuen Villenviertels.

Die Berge bleiben zurück, ich war in der Ebene. Bäume, Getreidehocken am Ufer, gelegentliches Schilf. Auf die Deiche, Wehre und Strömungen muß geachtet werden; ich frage einen Fischer, an welches Ufer ich mich zu halten habe. „Immer an diesem entlang, das ist der Schiffahrtsweg." Nicht lange darauf kommt ein Dorf mit großen Mühlen; auf der mir angewiesenen Seite sehe ich vor mir einen schmalen Wellenstreifen, aber gegenüber bei den Mühlen ist gewiß ein Wehr, auch waren die Angaben des Fischers ganz bestimmt. Ich fahre drauflos; der Wellenstreifen ist tatsächlich ein kleines Wehr, es ist zu spät, von Anhalten, von Wenden ist keine Rede. Werde ich im nächsten Augenblick hinuntersausen? Nein, glücklicherweise sitze ich an der scharfen Kante fest, aber die „Formosa" kippt bald nach rechts, bald nach links. Ich stemme mich gegen den Bootshaken, der Kiel setzt sich so ziemlich, scheint dem dahinrauschenden Wasser stand zu halten. Das kann sich jeden Augenblick ändern, dann schieße ich das Wehr hinunter, dann kentert, dann überschlägt sich das Boot, es kann gar nicht anders. Soll ich ins Wasser, soll ich versuchen, das Boot loszureißen, zurückzuschleppen? Das Wasser ist nicht allzutief, aber sehr reißend; es würde mir nie gelingen. Am anderen Ufer des durch einen Inseldamm geteilten, breiten Stromes sehe ich einen steinschichtenden Mann. Ich rufe und winke, nach einiger Zeit bemerkt er mich, steht staunend still, faltet die Arme und betrachtet die Lage. Ich rufe, versuche ihn durch Gesten zu bewegen, mit dem nahgelegenen Kahn herzukommen, wo nicht, vom Dorf jemand zu holen. Wie eine Säule steht er da in den Anblick versunken. Es vergehen zehn Minuten, eine Viertelstunde. Die „Formosa" sitzt noch fest, aber im unaufhörlich vorbeirauschenden Wasser wippt sie von einer zur anderen Seite. Es ist hart; jetzt schüttelt der alte Mann nachdenklich den Kopf und beginnt wieder seine Steine zu schichten. Es ist exasperierend, und nirgends ein anderer Mensch zu sehen. Ich rufe und winke noch immer, er schichtet bedächtig seine Steine. Da sehe ich eine kräftige Männergestalt die Böschung

herumtreiben. Überaus vertrauenerweckend, wie rasch er den Kahn löst, wie rüstig er sich in die Riemen wirft, mit ihm ein halbwüchsiger Knabe. Da kommen sie an, es ist ein erfreulicher Anblick. Der Knabe geht mit hochgestreiften Hosen ins Wasser, ich steige in den schweren Kahn, sorgfältig wird allmählich die „Formosa" zurückgezogen. Sie zeigen mir, daß ich um den Inseldamm herum müsse, dann aber wieder auf dieses Ufer, denn auf dem anderen wäre ja, wie ich vorausgesehen hatte, das gefährliche Mühlenwehr. Wir trennen uns befriedigt, als Freunde, ich schickte noch eine Bestellung an den wenig aufgeweckten Mummelgreis. Sie achten drauf, daß ich gut durch die scharfe Strömung der Deichöffnung und wieder zurück in das richtige Fahrwasser gerate. Von nun an ging es glatt, eine gelegentliche Strömung beschleunigte nur aufmunternd das Tempo.

Es kam Edingen. Auf der Mannheimer Landstraße, unter einem großen Nußbaum — oft waren solche am Wege zu sehen — ließ der sterbende Karl Lutz halten. Erfrischt atmete er auf, erfreute sich am Duft der sommerlichen Flur; dann nahte sich das Ende, es überkam ihn ein Schlag, raubte ihm Bewußtsein und Sprache. Seine drei Töchter, die Raugräfinnen, alle Hofleute, Offiziere und Mannschaften knieten nieder, der Hofgeistliche sprach ein Gebet, sie beteten es nach. Als der Pastor zum zweitenmal Gott bat, Seine Liebden, wenn ihm Genesung nicht werden sollte, zu sich zu nehmen, atmete Karl Ludwig zum letztenmal.

Ein altes Dorf; an den Terrassengärten der Mauern blühten Sonnenblumen und Phlox. Erstaunt betrachtete ich eine vorzügliche Eisenbahnbrücke aus steinernen Bögen, dabei würde hier in der Einsamkeit das übliche Monstrum gar nicht so schaden. Dem herrlichen Landschaftsbild von Heidelberg geht es mit seiner Eisenbahnbrücke lange nicht so gut, und damals in der Einsamkeit vor Wimpfen wie hier in der abgelegenen Strecke finden sich diese neuen erfreulichen Bauten. Dies leuchtet nicht so recht ein.

Ladenburgs Türme ragten empor; hier auf der Ebene fand die feierliche Einholung der blutjungen Winterkönigin statt. Prinzen und Edelleute erwarteten sie in reichen Zelten. Auch der nächste Ort, Seckenheim, hat einen vertrauten Klang; hier gewann Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz die Schlacht gegen die Badener Markgrafen, den Metzer Bischof, den Württemberger Grafen. Jenem Hans dem Kecken von Gemmingen, der das Mönchgespenst zum Fenster hinausgeworfen hatte, gelang es, den Württemberger gefangen zu nehmen. Das folgende Mahl auf dem Heidelberger Schloß ist bekannt; ein alter Holzschnitt veranschaulicht, wie der Kurfürst, als die hohen Herren das Fehlen des Brotes unangenehm empfinden, an das Fenster tretend auf die verwüstete Gegend weist. Auf diesem Bankett erkundigte sich der Graf von Württemberg nach dem Namen des Ritters, der ihm so zugesetzt hatte, dem er sich schließlich ergab. Ein Ritter stand auf und verbeugte sich, der junge Hans sagte kein Wort, ging hinaus und kehrte mit den erbeuteten Handschuhen und Faustkolben zurück. Still entfernte sich der andere.

Seckenheim besitzt ein ansprechendes Schlößchen; hart am Strom steht der verzopfte Pavillon, der von Wassermauern geschützte Park.

Weiter. Noch immer erhebt sich in blaßgrauer Farbe die Odenwaldkette, und schon sehe ich die geschwungenen Türme von Mannheim. Überraschend gut ist die Anfahrt in diese große gedeihliche Industriestadt. Hier hätte man schauerliche Fabrikvororte erwartet, statt dessen Baumreihen, ruhige Häusermassen, am Ufer ziegelbeladene Kähne. An der Brücke ist ein Bootverleihungsgeschäft, ich lande dort, übergebe die „Formosa", meine Neckarfahrt ist leider beendet.

Zuerst wirkte Mannheim wie zweitklassiges Berlin. Aber je weiter ich vorging, je mehr ich mich dem Schloß näherte, desto besser wurde das Bild. Beneidenswert ist das ehemalige Kaufhaus, jetzt Rathaus, mit seinen Laubengängen. Es bildet den Mittelpunkt der Ladengegend, die besten Geschäfte haben sich unter dem Bogen eingemietet. Dieses alte weit verbreitete, malerischste aller Straßenmotive bewährt sich also auch heute. Hier wurde das Frankentaler Porzellan, diese kurfürstliche Passion, verkauft. Zu mäßigen Preisen erstand man damals diese kleinen Gruppen, die den Beweis von den Geschmacksmöglichkeiten Deutschlands auf das glänzendste lieferten. Jetzt werden sie mit vielen Tausendmarkscheinen bezahlt.

Ich gedachte des Stadtplanes unter Karl Philipp, dann des späteren von Karl Theodor nach der französischen Zerstörung. Beide sind streng symmetrisch, beide gut. Als Brennpunkt das Riesenschloß, dann die edle Linie der Festung mit den ausbuchtenden Bastionen. Einige wichtig gestaltete Plätze, als Abschluß die Tore. Augenblicklich wendet sich eine architektonische Strömung gegen rechtwinklige Straßenzüge. Zu allen Zeiten wurden planmäßig angelegte Städte, einfach und logisch, rechtwinkelig orientiert. So im klassischen Altertum, so im mittelalterlichen Italien oder Deutschland. Die malerische Willkür anderer alten Städte war immer unbeabsichtigt, oder das Ergebnis der Lage, wäre nun und nimmermehr erwünscht erschienen. Neulich hörte ich im Zug zwei Architekten über eine große, neue Stadtanlage im westlichen Deutschland sprechen. Da würde jeder Straßenlauf gekrümmt, jeder Winkel verliefe anders, der Ästhetik zuliebe. Möge diese unwahre Spielerei vereinzelt bleiben.

An dem einen Platz, gegenüber vom großen, der Justitia und der Pietas gewidmeten Barockbau, steht ein altmodisches Mansardeneckhaus. Es gehörte dem Buchhändler Schwan, er hat in diesem Haus auf das freundschaftlichste den flüchtigen Schiller aufgenommen. „An Schwan", schrieb dieser, „habe ich mich am meisten attachiert . . . ihm allein habe ich meine ‚Millerin' vorgelesen, bei ihm auch sonst gute Bekanntschaften gemacht." Hier und bei Dalberg speiste er öfters, traf dort „die ausgesuchteste Gesellschaft". „Die Schwanin" macht ihm „angenehme Stunden, denn ich bekenne gern, daß mir das schöne Geschlecht von seiten des Umganges gar nicht zuwider ist". Margarete Schwan war jung und schön, mit ausdrucksvollen Augen, sie war geistig angeregt, fein gebildet. Kein Wunder, daß Schiller sich in sie verliebte; in diesem Haus hat er ihr seine Verse, mit steigendem Pathos, vorgetragen. Als er um sie anhielt, verweigerte sie ihm der Vater. Gleichzeitig — das menschliche Herz ist groß und vieler Ausstrahlungen fähig — entbrannte er für Charlotte von Kalb, für diese erfahrene

Weltdame mit dem leidenschaftlichen Schwung. Er sah sie oft, verdankte ihr gesellschaftlichen Schliff, dessen er bedurfte, Begeisterung, Erweiterung seines Horizontes. Sowohl die Königin wie die Eboli im „Don Carlos" haben etwas von dieser komplizierten Natur. Die unter einer unglücklichen Ehe leidende Frau und der Dichter liebten sich, rangen miteinander. Zum Bedauern ihrer letzten Biographin versagte sich Charlotte tugendhaft ihrem Dichter und verlor ihn.

Schillers Wohnhaus stand noch bis vor kurzem am anderen alten Platz; von seinen Fenstern sah er auf den originellen Barockbrunnen, der ihm wahrscheinlich weniger als uns gefiel. Es steht noch sein Theater. Jetzt, da der Weimarer Bau, in dem Goethe noch saß, niedergerissen wurde, auch das Burgtheater, und das in Meiningen verbrannte, ist dieses hier das bemerkenswerteste Theater Deutschlands, das einzige, das noch erzählt. Charlotte von Kalb und Schiller verlebten hier den ersten Abend ihrer Bekanntschaft; nach der ersten Trennung haben sie sich hier wiedergesehen. Ein zweckmäßiger, einfacher Bau, wenig verändert. Am einen Teil entdeckte ich noch die alten Türen, die alten Griffe und Klinken. Sie erlebten den Abend, an dem gespannt die Menge sich zu einem aufregenden und verruchten Stück, „Die Räuber", drängten.

Nicht weit von diesem Drama der Empörung liegt das Bretzenfeiner Palais, es gehörte der Fürstenmaitresse, der Gräfin Heydeck. Nah daran ist die Jesuitenkirche, und in dieser symbolischen Gegend hat der von Idealen trunkene Theologe Karl Sand den Kotzebue ermordet. Ein nüchterner, witziger Weltmann, ein Literat, dessen selbstlos hingebender Förderung des theatralischen Lebens in Reval man noch lange dankbar gedachte, ein Mann fleißigster Lebensordnung, der geliebte Vater von dreizehn Kindern. Dieser erschien dem Schwärmer Sand als bösartigstes Werkzeug der Tyrannei. Auf dem Wartburgfest hatten Karl Sand und seine sechshundert Genossen Choräle gesungen. Jetzt kam er ruhig und gefaßt nach Mannheim, erdolchte den russischen Staatsrat. Das Haus ist erneuert, die gegenüberliegenden haben es erlebt. Der blasse Jüngling stürzte heraus, rief: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland und alle Deutschen, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben." Er kniete nieder, betete: „Ich danke Dir Gott für diesen Sieg," stieß sich den Dolch in die linke Brust, wurde dann, schwer verletzt, der Polizei übergeben.

Ich erging mich im nahen Schloßpark; wenn auch von der ehemaligen, schöneren Anlage wenig verblieb, hat man es im Schatten alter Bäume immer gut. Der eine Pfad führt hart am Ufer entlang. Hier hat der bestrickendste aller preußischen Prinzen, Louis Ferdinand, ekstatisches Glück genossen. Nach der Belagerung von Mainz fuhr er, verwundet, in dem Glanz seines jungen Ruhmes zu Schiff nach Mannheim. Am Ufer wartete eine dicht gedrängte Menge; da wartete auch die heißgeliebte schöne Frau von Contades. Seiner Schwester Luise sagte er, es sei der seligste Augenblick seines Lebens gewesen.

Im Park steht eine schlanke, weißmarmorne Gestalt; es stellt die Großherzogin Stephanie, geborene Beauharnais, dar. Alte Leute haben mir

noch von ihr erzählt; nur Gutes, sie war geachtet und beliebt, eine geistig hochstehende Frau. Rahel schrieb, sie sei der „einzige metaphysische Kopf", den sie unter Frauen kennen gelernt habe, „unter allen Umständen zum Denken aufgelegt und fähig". Schwer genug hat sie sich in Baden ihre Stellung erobert; man lese nur in den (als Manuskript gedruckten) Briefen ihrer Schwägerin, der Kaiserin Elisabeth von Rußland, mit welcher haßerfüllten Verachtung die badische Familie dem Eindringling entgegenstand. Erst als Witwe gewann sie auch diese Herzen. Sie zog nach Mannheim, hat hier im Schloß über ihr Unglück, ihre toten Kinder, gegrübelt! . . .

Dicht am Bretzenheimer Palais verließ ich den Park. Hier begegnete ich einem blondrosigen, weißgekleideten Bürgermädchen, das mich sofort an die Bilder der Gräfin Josepha Heydeck gemahnte. Freundlich, mollig, blühend; ihr wird es vermutlich weniger sensationell im Leben wie dieser ihrer Mannheimer Standesgenossin ergehen. Sie wird schwerlich ein Palais bewohnen, kein Reichsgraf von Oberndorf wird die Erziehung ihrer mit einem regierenden Souverän erzeugten Kinder leiten, ihr Sohn wird sich keine Prinzessin von Öttingen zur Gattin erwählen. Karl Theodor gab sich später in München bloß mit vornehmen Damen ab, in Mannheim war er weniger wählerisch, so machte er die Bäckerstochter Huber zur Gräfin Bergstein; aber nur Josepha Heydeck hat ihn dauernd gefesselt.

Riesengroß, in warmem Grau, mit rötlichem Stein, dehnt sich sein Schloß. Eine gute Architektur, einfach, als Schmuck nur frische, groteske Köpfe, nur einige schön geschwungene steinerne Ranken. Die Restauration ist milde vorgegangen, das Schloß ist eigentlich nur instand gesetzt. Wie in Schwetzingen, herrlicher Marmor, oft gibt es noch das alte Parkett, auch hier vorzügliche französische Kaiserzeit-Möbel. Im Schloß der Stephanie Beauharnais liegt dieses ja auch nah.

Dieser großmächtige Saal stammt vom liebenswürdigen, bigott katholischen Karl Philipp. (Jener, der wegen der Heiligen-Geist-Kirchen-Angelegenheit Heidelberg verließ.) Hier tanzte er „viel besser als ein einziger von seinen Hofleuten". Er war nicht schön, mit seiner langen, gewölbten Nase, seiner vorstehenden Unterlippe, desto anmutiger seine zwei Gemahlinnen, die Prinzessinnen Radziwill und Lubomirska. Vor dem Ballfest gab es oft „Fuchsprellen". Unter dem Rheinerker des Schlosses wurden im eingehegten Raum Füchse von den Kavalieren in die Luft geworfen, bis die armen Bestien „nicht mehr Atem kriegen können und bei dieser Übung endlich platzen". Die bürgerlichen Stadtschönheiten stellten sich im Ballsaal hinter die Stühle und Bänke des Adels auf, durften zuschauen. „Unter diesen Frauenzimmern befinden sich gemeiniglich die Herzblätter der Hofkavaliere." Der letzten Zeit des Karl Theodor entstammt ein reizvoller Kamin, eine durchbrochene Messingkugel, unten von Schlangen umwunden. Er wird von außen geheizt, soll sehr praktisch sein, ein erlesenes Stück. Organist der Hofkapelle war der Abt Vogler, Virtuose, Verfasser von Programmusik, ein Vorläufer von Liszt. Hier spielte auch Mozart, hoffte vergebens angestellt zu werden. Seine Mutter hatte ihn nach Mannheim begleitet, hier hat er heiß geliebt, vor

allem die ältere, schönere Schwester der später von ihm heimgeführten Constanze. In dieser Schloßkapelle erhielt Karl Theodor die Berufung auf den bayrischen Thron. Er seufzte: „die schönen Tage sind jetzt vorüber". Überaus komisch und pathetisch wirkt der triefende Byzantinismus eines Kupferstiches zur Feier seiner fünfzigjährigen Regierung. Karl Theodor war in München, ließ sich durch die Kurfürstin vertreten. Das Blatt: „Denkmal fürstlicher Seelengröße und bürgerlicher Treue" schildert eine Episode dieser Festlichkeit in Wort und Bild . . . „Die Stadt, ein flammender Dankaltar vor dem Thron . . . Elisabeth Augusta, die Fürstin mit den hellen und durchdringenden Blicken der Weisheit . . . Unerschüttert die Treue der Bürger von Mannheim, vor den Nationen Europas ihr höchster Ruhm, ein Lohn aller Zeiten. Jeder Bürger schwur Ergebenheit, Treue, Blut und Leben der angebeteten Regentin zu." (Die angebetete Regentin war sittenlos, reich und geizig.) Die Bürger stehen an der großen Schloßtreppe, unwiderstehlich der Ausdruck himmelnder Devotion in den Zügen dieser die würdig aussehende ältere Dame umstehenden Mannheimer Männer. Wenige Monate darauf nahten sich die Truppen der französischen Revolution.

Immer kommen wir auf Karl Theodors Spuren, überall hängen seine Bilder. Doch ist es nicht ganz leicht, ihn zu fassen. Äußerlich war er etwas schwer gebaut, aber stattlich, hatte eine kurze Oberlippe, eine Hakennase. Nicht nur gründete er Akademien, er war tüchtig gebildet, viel gereist, ein Menschenkenner. Er las eifrig in den Klassikern, war den Wissenschaften, den Künstlern aufrichtig ergeben, wie auch den Frauen und den Freuden der Tafel. Er hat außerordentlich viel für sein Land getan, durch die korrupte Regierungswirtschaft ihm auch überaus geschadet. Als er Mannheim verließ, waren die Bürger verzweifelt, beliebt war er jedoch nicht. Es darf ihm niemals vergessen werden, daß er unser erstes Nationaltheater schuf, durch seine antiken Sammlungen wichtige ästhetische Anregungen gewährte. Dabei gehörte an seinem Hof der Lehrer der Edelknaben zu der Rangklasse der Heiducken und Lakeien, und während der Leibkutscher dreihundert Gulden erhielt, mußte sich der Professor philosophiae mit zweihundert begnügen. Einer der Hebel unseres großartigen geistigen Aufschwungs, wurde an seiner Tafel noch wie im plumpen Mittelalter über die Späße der Hofnarren gelacht, und im Jahre 1784 verbot sein landesherrliches Reskript alle „weltlichen" Heilmittel gegen den Biß toller Hunde und verwies auf die Wunderkraft des heiligen Hubertus.

Mannheim, der Abschluß, umfaßt manche Eigenheiten dieser soeben durchwanderten Gegend. Fürstenwillkür und Fürstenverdienst, freiheitliches Wüten und kräftiger Fortschritt, Kriegsjammer, anwachsender Wohlstand, eine sich läuternde Kultur.

In einer alten Schilderung heißt es: „Der Neckarfluß stürzt sich bei Mannheim in den Rhein." Der Ausdruck ist etwas heftig, ich stand auf der Brücke, sah auf das abendliche Schimmern der Fläche. Ruhig und kraftvoll beendete der Schwabenstrom seinen Lauf.

August Strindberg.

Von

Rudolf Holzer.

Eines der herrlichsten Naturschauspiele ist, einen wilden, klippenzerrissenen Dolomitenstock an klarem, stillen Sommerabend in Dämmerung, Nacht und Finsternis langsam, feierlich versinken zu sehen. Erst hebt sich noch jeder kalkweiße Sägezahn des Kammes prall und plastisch vom goldenen Sonnenuntergangsfirmament; tief und deutlich, schärfer als am Tage, treten Gestalt und Gliederung des mächtigen Felsenwalles in Erscheinung, dann verblassen die reflektierten Lichter; Farben sterben; Formen zerfließen; Schleier wallen auf; das Greifbare wird gespenstig. Die Majestät am Tag ist nachts ein riesenhafter, toter Titanenkatafalk.

Phantasie oder Symbol — das Schauspiel mahnt an Strindbergs Leben und Sterben.

Wir nehmen uns heraus, den Zeitgenossen die Ewigkeitswerte zu- oder abzusprechen. Das ist ein wenig unvorsichtig, vielleicht auch anmaßend; frühere Jahrhunderte hatten darin mehr Pietät oder mehr Geschmack. Unsere gern mit sich einige Zeit will auch bereits über das Konto „August Strindberg" die Bilanz ziehen. Das ist nicht einfach; handelt es sich doch um eine Erscheinung, deren ganzes Leben die Tat, der Gedanke und die Seele kommender, werdender Zeiten war! Tat, Gedanke und Seele einer hypothetischen Zukunft.

Gewiß ist, daß, als August Strindberg gestorben war, die Menschheit ein wundervolles, hohes Zeichen innerer Würde gab. Des Dichters Nation schloß sich einig um ihren großen Toten, und sein Geist, der ob seines Wesens mehr Feinde und Gegner haben *mußte*, solang er wirkte, ward willig anerkannt und gefeiert als der der Nation im geistigen Porträte Europas.

Ein Blick über die Fülle und die Verschiedenartigkeit der Werke Strindbergs verrät sofort, daß er Schweden *mehr* war als bloß sein Dichter; es hängt mit Strindbergs Auffassung vom Wesen und Zweck der Kunst und Künstler zusammen, daß seine Vorwürfe und Stoffe, Milieus und Äußerlichkeiten, Menschen und Geschehnisse durchaus schwedisch sind und nicht im Goethischen Sinne aus dem ewigen Kreise des Alls stammen. Im Stofflichen und Gegenständlichen ist August Strindberg nationaler als Ibsen, der uns

Deutschen als der konzentrierteste dichterische Ausdruck des Nordens erscheint. Strindbergs Nationalismus ist eben durchaus nicht auf den ersten Blick erkennbar. Im Gegenteil. Da er im Geiste des universellsten Weltbürgertums dachte, mit den forschenden Sinnen der germanischen Faustnatur in die Tiefen zielte, die Technik der jungen Franzosen annahm, erscheint er zunächst nicht als der Ausdruck einer bestimmten Völkerfamilie. Grelle, bizarre Eigenheiten, Gipfel und Kanten seiner Persönlichkeit bezeichnen wir als spezifisch Strindbergisch. Sie muten uns zwar fremd und exotisch an, weil aber, an einem Ausnahme- und Zukunftsmenschen beobachtet, sind wir nicht imstande und auch nicht geneigt, darin physiologische oder biologische Züge nationaler und sozialer Art zu erkennen. Aus diesem Grunde mutet dem konservativen, idealistischen deutschen Geiste der Dichter der „Beichte eines Toren" halb als Gaukler, halb als Kranker an.

Menschlich allzu menschlich, immer ohne Maske und Faltenwurf, mit weit offener Seele, daß jeder tief in sein Innerstes blicken konnte, durch das Leben stürmend, war August Strindberg zunächst nicht die Persönlichkeit, die den zur Anbetung und Bewunderung neigenden Deutschen bezwingen konnte. Die am Leben leiden, unter ihrer Zeit keuchen, in ihren Nerven das Werdende und Kommende an hunderttausend Schwingungen und in kranker Sehnsucht fühlten, das waren Strindbergs erste Versteher und Wegbereiter.

August Strindberg hat zwei Begriffe dichterisch variiert: den Haß der Liebe und das Glück der Qual. Als Hasser aus Liebe wurde er der glühende Kämpfer gegen die Emanzipation, *nicht*, wie das oberflächliche Urteil glaubt, gegen die Frau. Maniakalisch scheint sein „Weiberhaß", sein Wüten gegen die Emanzipation. Es war ein Kampf, den er in dreimaliger Ehe sozusagen auch praktisch zu fühlen bekam, und den er mit dem ganzen Einsatze seiner physischen Lebenskraft führte. Sein Drang zum Weibe offenbart alles eher als Haß; ein unstillbarer Hunger nach Liebe, kranke Sehnsucht nach Verständnis, führten ihn — in Empfindungsdingen unentwegter Idealist — immer wieder zur Frau zurück. Er suchte in der Frau die Liebe. Es war der einzige Erkenntnispunkt, worin dieser scharfe Intellekt immer wieder irrte, daß er den *Inhalt* seiner Liebeswünsche verwechselte mit den *Gefäßen*, in die er sie goß. Es sind blutende Wunden, wenn er im „Buche der Liebe" die Frau einmal wie folgt beschreibt: „Wenn sich der Mann verheiratet, vermehrt sich seine Arbeit, die er keinem andern übertragen kann. Seine Frau dagegen schafft sich sofort eine Magd an, die ihren Dienst tut; bekommt sie Kinder, verschafft sie sich noch eine Amme. Sie selber sitzt beschäftigungslos da und sucht die Zeit mit unnützen Kleinigkeiten zu töten."

Strindberg wurde zum heftigsten Ankläger der Ehe, weil sie ihm als Quelle von Enttäuschungen erschien. Sie ward ihm das Glück der Qual. Im Drama „Totentanz" hat es seinen großartigsten, schauerlichsten und — hier spürt man dies wohl deutlich — seinen Ausdruck für die Ewigkeit gefunden. Nicht nur das Weib ist in der Ehe zu einem Raubtiere geworden, auch der Mann, der einst voll Begabung war, ist zum bösen Dämon entartet. Festgeschmiedet durch materielle Ketten, durch die Gewohnheit, führen

diese zwei Menschen die fürchterlichste Ehe, die Strindberg überhaupt geschildert hat. Im „Totentanz" erreicht Strindberg, der Dramatiker, wohl seine Höhe. Als Dichter und als Denker. Hier feiert das Glück der Qual eine Orgie, die das Herz zerreißt. Und die Impulse dieses Hasses? Enttäuschter Idealismus, herzwunder Optimismus. Er, der satanisch mit einer Wucht des Hohnes, wie er einzig ist in der Weltliteratur, gegen Familie und Ehe losstürmte, war erfüllt von der alten Sehnsucht nach der Hausfrau, der Heimmutter überkommener patriarchalischer Ordnung. Innerhalb einer solchen Gesellschaftsordnung billigt er der Frau auch volle Gleichberechtigung, volle moralische Anerkennung zu, erst, wenn sie sich aus diesem Bann begibt, verfolgt er sie als eine Entartete, als eine Feindin. Strindbergs „Weiberhaß" ist übrigens eine durchaus sekundäre Erscheinung, eine Angelegenheit des Temperamentes und seiner Sexualität. Die Gespenster, die durch seine Jugend schlichen, die grauenvollen Katastrophen der Mannesjahre, die Halluzinationen des Alternden, *sie* sind die Wesenheit Strindbergs. Sie haben alle die nämlichen zwei Ursprungsquellen, aus denen sich Mensch und Dichter erklären. *Sie* allein schließen August Strindbergs kompliziertes Seelenleben in sich. *Gott* und das *Weib*, oder *Religion* und *Sexualität* sind diese zwei Elemente, die den Komplex, der für ein Menschenleben August Strindberg hieß, zum Bersten und überspannt, ausfüllten.

Beide kennzeichnen ihn als Übergangserscheinung. Sein Gotteskampf war ein schwerblütiges, dunkles, fluchbeladenes Ahnenvermächtnis; ein freigeborener Denker unserer Zeit wird nicht so schwächlich, so knechtisch, aber auch nicht so verzückt, so voll latenter tiefer Poesie in die Knie brechen, wie Strindberg. Wie ein echtes Genie hat er die „Schwäche", nicht modisch freigeistig zu sein. Unmodisch und völlig frei vom artistischen Herrentum eines Nietzsche ist auch seine Sexualität. Sie ist die Basis eines kommenden Sittengesetzes, ist ein Ausbrechen aus vermoderten Ketten überlebter Gesellschaftsformen. Ehestürmer, Familienbrecher ist er als Bringer einer, die Menschen wieder zu Freiheit und Glück führenden Sittlichkeit. Als Mord und Verderbnis enthüllt er mit der Konsequenz der antiken Tragiker die Familie und die Ehe von heute an verrotteten Männern, an zu Bestien entarteten Weibern. Ob die Menschheit ihn als Befreier anerkennen wird, es liegt im Schoße der Entwicklung. Die Wege zu einer seelischen Befreiung und einer sittlichen Ordnung, die unseren schweren, ringenden sozialen Verhältnissen entspricht, hat er ohne Zweifel aufgeschlossen. Vergebens hat Strindberg gewiß nicht „gedient". Vergleicht man sein Lebenswerk mit jenem Ibsens, so ergibt sich, daß zwar der in sich beruhende größte Dramatiker unseres Zeitalters eine historische Feststellung moderner Psychologie, modernen Gesellschaftslebens hinterlassen hat. Zukunftskeime aber sind nirgends zu gewahren. Bei Strindberg weist jedes Werk in die kommenden Tage, überall Menschen, in denen es kocht und brandet, überall Geist in hellem Aufruhr, überall ein Drängen, Suchen nach neuem Ankergrund. Wie von den Dramen das Gipfelwerk „Totentanz", erschließt der Roman „Am offenen Meere", beide inbrünstige und edelste Glaubensbekenntnisse Strindbergs, eindringlich und lichtvoll, dieses Dichters

Gedanken- und Begriffewerkstatt. „Am offenen Meere" knüpft an das Strindbergsche Lebensintermezzo als Telegrapheneleve auf irgendeiner schwedischen Schäre an. Ein Dr. Axel Borg, der in die Einsamkeit des Meeres hinauszieht und an seiner Lebenstheorie unter den Parias und Halbgebildeten der Insel zugrunde geht, steht im Mittelpunkte des Buches. Abgesehen davon, daß Dr. Borg ein Selbstporträt Strindbergs ist, verkörpert er auch das Strindbergsche Ideal des intellektuellen Mannes. In diesem Buche ist der ganze Komplex der Strindbergschen Denkweite; da überdies das dichterische Temperament eine bei Strindberg nicht allzu häufige Objektivität walten ließ, erschließt sich eine ganz reine, klare Übersicht. Hier gelangt des Dichters Weltanschauung zu reinster Formulierung, zuerst die christlich-pantheistische Enge der Jugend, dann der Aufschwung zu rationalistischer, naturwissenschaftlicher Betrachtung. Als Nebenkatastrophe — der Kampf des Adelsmenschen mit bösen oder dummen Herdenindividuen. Strindberg stellt also den differenzierten, bedeutenden Forscher Dr. Borg in die harte, primitive Inselenge, in die seelische und soziale Umgebung einer beschränkten Kammerrätin, ihrer hysterischen Tochter, eines intriganten Predigers, eines halbidiotischen jungen Menschen, einer abergläubischen Inselbevölkerung. Wie die Halbgebildeten, die triebhaften Schiffer und Fischer, der geistige Höhenmensch zueinander gestimmt und gestellt sind, bilden einen prachtvoll abgetönten Ausdruck der persönlichen Anschauung Strindbergs über die Stellung zwischen Mensch zum Menschen, zwischen Geistesfreiheit, Gehirndumpfheit und Nervenknechtschaft. Hierzu kommt als feinster Zug des Buches, daß in diesem Dr. Borg Strindbergs eigene hinreißende, glänzende wissenschaftliche Phantasie, sein dämonisches, sensitives Naturgefühl, seine ekstatische Mystik durch ihn selbst dichterische Schilderung erfahren.

. . . August Strindberg wollte nicht bloß Dichter sein. Das hinderte nicht, daß er, nachdem er sein Vaterland verlassen, von der großen Literaturbewegung der achtziger Jahre des verwichenen Jahrhunderts in Berlin aufs Schild erhoben wurde und der einzige große, originale Werte schaffende Dichter des Naturalismus wurde. Wo es ihm seine Lebensaufgabe erlaubt, ist er sogar ein Poet, voll der feinsten Seelenregungen, der zartesten Töne. Für denjenigen, der zu glauben vermag, der glauben will, erschließt Strindberg ein Christentum der Seelenfreiheit. Strindberg ist, in den Alterswerken mindestens, nicht ohne seelische Perspektive der Versöhnung. Er zerrte die Menschheit nicht ohne Zweck in ihre tiefste Niedrigkeit; die Müdigkeit der alten Götter und Göttersatzungen galt es zu zeigen; er bricht die Menschen, um neue aus ihnen zu machen. Auch darin ist er von der Größe der alten Tragiker, ein wahrer, großer Dichter.

Sein Lebenswerk ist schier unübersehbar; wie ein zerklüftetes Gebirge. Um in Strindbergs Abgründe zu gelangen, halten die Zergliederungen der Werke nicht stand. Eins ergibt sich aus allem: Dichter im ästhetischen Sinne war Strindberg nicht. Er ist anzusehen und zu verstehen wie ein Monument — als Totalität. Nicht ein Werk, auch nicht die Werke machen sein Wesen aus, sein Leben allein rundet sich zur Verkörperung des

Genius des endenden 19. Jahrhunderts. Wenn einst die Zukünftigen die Seele, die Menschlichkeit und die Nerven unserer Tage betrachten werden, schlagen sie sicherlich das Lebensbuch August Strindbergs auf. Von der Kindheit bis zum Tode bietet er den typischen Ausdruck eines Dichters, Denkers und Erkenners unserer Zeit. Von der Wiege bis zum Grabe ist er: der typische moderne Mensch in einem dunklen Drange, aber durchaus nicht in Goetheſcher Harmonie seines Weges bewußt. Als ein Sucher, sehnsüchtig Suchender ging er durchs Leben. Von früher Kindheit an sucht er Gott, die Erleuchtung, das Wissen, den Frieden, den Glauben. Und stand am Ende wie am Anfang mit leerem Herzen. Er verbrannte sich selbst, um nur endlich innerlich erwärmt zu werden. Er war im Grunde genommen einer von den ewig in der Menschheitsgeschichte wiederkehrenden tragischen Erscheinungen, mögen sie Tantalus, Ahasver, Paulus oder Heinrich v. Kleist heißen. Geboren zum Leiden.

Aus dem Lose eines modernen Promethiden quoll bei Strindberg selbstverständlich und ohne den pedantischen Neoquietismus eines Tolstoi die Auffassung der Kunst als eines dienenden Elements der menschlichen Kultur. L'art pour l'art kannte er natürlich nicht; er verachtete sogar die Form. Sie war ihm lediglich Zweck; Spielerei mit einem bloßen Requisit, Instrument hätte einem Strindberg Verachtung abgenötigt. Ob Mensch, ob Begriff, nach Strindbergscher Auffassung haben sie die Pflicht, zu dienen. Er war Rationalist.

Mit deutlicher Absicht nennt er sich den „Sohn einer Magd". Er ist einer, der von unten kam und zuerst bei den Nachkommen der Schiffer und Fischer vom See Genezareth Anhänger suchte und — nicht fand. Darum nach kurzen demokratischen Anwandlungen — Aristokrat des Geistes; natürlich auch nur vorübergehend.

Die Familie wurde des Kindes erste Tragödie. Als Strindberg am 21. Januar 1849 geboren wurde, war über den Vater, den Spediteur Oskar Strindberg, der mit Eleonora Ulrike, einem armen Mädchen, verheiratet war, eine wirtschaftliche Krisis hereingebrochen. Wenn nicht gerade Armut, so doch Beschränkung und Sorge, zudem „Übervölkerung, Kindstaufe, Begräbnis, mitunter zwei Taufen, ohne Begräbnis dazwischen", herrschten im Elternhause. Eine Wohnung in einer unfreundlichen Mietskaserne, beaufsichtigt und beeinflußt von ungebildeten, abergläubischen Frauenzimmern und Mägden, eine Mutter, die mit der Unterklasse sympathisiert, das waren die Elemente seiner Kindheit. „Familie, du bist das Heim aller sozialen Laster, eine Versorgungsanstalt aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienvaters und die Hölle der Kinder." Frühzeitig stellte sich eine unheimliche Sensitivität ein, schlechte pädagogische Maßnahmen steigerten sie zur Selbstquälerei, die von nun ab Strindberg durchs Leben begleitete. Mit reif werdendem Verstande wurde er ihrer zwar durch Selbstkritik Herr. Kritik und Zweifel lieferten sich aber abwechselnd in seiner Seele Schlachten, woran der körperliche Mensch, etwa um das fünfzigste Lebensjahr herum, an den Rand des klaren Verstandes gebracht wurde.

Die Schule mußte diesem Knaben zur zweiten Leidensstation werden. „Die erste Schulzeit ist als eine Lehrzeit für die Hölle zu betrachten . . . Lehrer sind nur vorhanden, um zu quälen, nicht, um zu strafen. Das Leben war eine Strafanstalt für Verbrechen, die man begangen hatte, ehe man geboren war, und daher ging das Kind permanent mit einem bösen Gewissen umher." Hier sind schon die vielfältigen Motive der ganz eigenartigen neuropathischen Strindbergschen Tragik, die er auch als Dichter ausdrückte, niedergelegt: eine Art fatalistischer Erbsünde, eine neurasthenische Belastung mit Angst vor dem Namenlosen. Und endlich der riesenhafte schwarze Schatten, wie er im Mysterium „Ostern" über die Bühne schwebt, die wirklich furchtbare, erschreckende Vorstellung des Strindbergschen Gottesbegriffes. Mit seinem Gott lag Strindberg von der Kindheit bis zum Grabe in aufreibendem Kampfe. Von der Mutter her pietistisch veranlagt, glaubte und zweifelte, zweifelte und glaubte er abwechselnd in allen Formen des menschlichen Denkens, bald rationalistisch, bald romantisch und pantheistisch.

Einer trüben Kindheit folgte eine irritierte Jugend; seiner Natur von höchster Reizbarkeit war ein überempfindliches Nervensystem gegeben worden. Die „furchtbaren Glocken von St. Clara" begleiteten seine ersten Gedanken und Wahrnehmungen. Glocken klingen aus allen Schriften Strindbergs: zum Leben, zum Sterben. Alle seine vielseitigen Versuche, seine ungeheure Kraft in positive Tätigkeit umzusetzen, wodurch er mitten von seinem Studium weg Schauspieler, Lehrer, Arzt, Dramaturg und endlich Schriftsteller wurde, sind nur scheinbare Sprünge und Widersprüche und ergaben sich mit Notwendigkeit aus seiner Natur. Sich selbst getreu blieb er im Beharren auf dem Boden unbedingter schonungsloser Tatsächlichkeit. Seine Lebensverhältnisse brachten es mit sich, daß ihn die Not des Lebens, noch ehe seine Studien abgeschlossen waren, hinwegführte vom Ästhetentum. Als Journalist sah er wieder nur der unbedingten Tatsächlichkeit des Lebens ins Auge und ward daran zum Positivisten. Freilich ein Positivist ganz eigener Art, erfüllt von, wie sein Biograph Hermann Eßwein[1]) sagt, „Fanatismus der Intellektualität" und einem künstlerisch induzierten, leidenschaftlichen Rationalismus.

Ein Strindberg erlebt keine Helene, kein Gretchen. Die positivistisch-intellektuellen und naturforscherischen Seiten des Dichters sind genau so real wie die pietistische Schwärmerei seiner Jugend, wie seine spätere Inferno-Mystik. Er schöpfte und schöpfte aus ewigen Wissensquellen und reproduzierte sie rastlos. Seine Fruchtbarkeit warf immer wieder Stoffe empor, die im Grunde genommen aber nichts anderes als seine subjektive Innerlichkeit waren. Es ändern sich nur fortwährend seine geistigen Gesichtspunkte. Er absorbierte nicht Persönlichkeiten, sondern Ideen, historische Begriffe. Er kämpfte für die Gleichheit der Besitzlosen gegen die Ungleichheit, kehrte sich dann fast heftig von der Unterklasse, als der der Unwissenden, Rohen, Tyrannischen, ab. Als Literat bekämpfte er eine Weile Zivilisation und Überkultur, um darauf

[1]) „August Strindberg im Lichte seines Lebens und seiner Werke". München, Georg Müller. — Ebendort auch die große Strindberg-Ausgabe, veranstaltet von Emil Schering.

starrer Geistesaristokrat zu werden; in seinen Erstlingswerken redete er den altmodischen Frauenhuldigungen das Wort und wurde später der typische Gegner des Femininismus.

Der Eindruck großartigen Denkens eines Gehirntitanen ist die primäre Wirkung jedes Strindbergschen Werkes. Welch scharfer Intellekt, welch eherne Logik, wenn auch oft paradox! Und welch unheimliche, bezwingende Treffsicherheit des Gedankens! So groß Strindbergs dichterische Kraft und schöpferische Phantasie sind, sie werden übertroffen von der Macht des Verstandes. Und dieser hungernde, rastlose Verstand wird durch ein feuriges, dämonisches Temperament angetrieben. Und dieses Temperament wird wieder von der Sehnsucht nach Erkenntnis gepeitscht. So schließt sich der Kreis. Wie einer, der sich im Walde verirrt, durch Gestrüpp bricht, rast er durch Historie, Politik, Geologie, Chemie und Sprachen. Medizin, Naturwissenschaft, Philosophie, Theologie, Sozialismus vermengen sich in seinem Geiste zu Phantasmagorien und zeitigten Werke von phosphoreszierender, hinreißender Geistesfülle. Schönheit an sich ist ein Begriff, den man auf Strindbergs Wirken selten anwenden kann. Aber auch die „schönen" Werke Strindbergs sind keine „Dichtungen". Auch darin ist er Arzt, Gelehrter, Forscher, Agitator. Er will wirken, nicht unterhalten, verbessern und nicht täuschen. Er war mehr Erzieher als Dichter. Mit voller Absicht. „Das rote Zimmer", „Die gotischen Zimmer", „Schwarze Fahnen", „Die Beichte eines Toren", „Heiraten", „Der Sohn einer Magd" — alles soziale Zweckschriften.

Er wollte eine Macht in die Welt setzen, die ethisch so stark wie die Kunst und dabei wahr, unbedingt wahr ist. Die Menschheit weiter zu bringen, war für Strindberg Zweck alles Strebens. Zweck hat für ihn nur die agitatorische Schriftstellerei; in höherem Sinn war Strindberg der vornehmste Journalist. Er war allgegenwärtig, schlagfertig, sattelfest, hell; Schaffen und Wirken, Ringen und Bessern, Erkennen und Läutern seine Lebensaufgabe.

Aus den Gegensätzen, den ewig kreisenden, aber auch fortwährend sich erneuernden Widersprüchen von Denken und Empfinden ergab sich Strindbergs vielgestaltetes, chaotisches Wesen. „Folge mir, Wanderer, wenn dich dein Weg mir vorüberführt, und du wirst freier atmen; denn in meiner Welt herrscht die Unordnung, und das bedeutet dann nichts anderes als Freiheit." Seine dämonische Triebkraft riß ihn zu Maßlosigkeit, Zerstörungssucht hin. Er war durchglüht von dem Verlangen, einzudringen in die letzten Gründe, in die schauerlichsten Zweifel des Unbegreiflichen. Er war dämonisch im Suchen nach dem Glauben, im Verzweifeln über das Weib. Der Geist des Niebefriedigten, immer wieder Enttäuschten ist es, der ihn von Werk zu Werke hetzt. Nicht nur er selbst war vom Dämon besessen, er wirkte auch als Dämon, und je älter er wurde, um so unheimlicher, grauenvoller. Ein neuer Swedenborg seiner Nation! Ein Mensch, der sich eine phantastische, wahnwitzige gespenstererfüllte, nekromantische Welt aus den Bausteinen der modernsten Naturwissenschaft aufgebaut hatte. Ein Mensch, der sich von seiner eigenen, großartig und gefährlich geratenen Persönlichkeit erlösen wollte . . .

Schweden trauert um seinen größten Dichter, aber sehen doch auch wir uns um, ob nicht in Strindberg einer der größten Denker der Gegenwart dahingegangen ist? Mit ihm starb ein Streiter des nach dem Hellen drängenden, von Dunkelheiten bedrängten Menschengeistes. Er war sicherlich das größte Temperament, vor allem aber die rücksichtsloseste Energie unserer Tage. Er war die Verkörperung der modernen Differenzierung; nicht zwei seiner Bücher sind einander gleich, fast alle widersprechen einander. Jedes lodert und flammt, jedes war ein Scheiterhaufen, auf dem ein Lebensabschnitt des Dichters verbrannte. So viele Bücher er schrieb, so viele Leben hatte er gelebt. Ein schwedischer Physiolog stellte fest, daß Strindberg auch eine, an Menschen bisher noch nicht beobachtete Wandlung der Physiognomie zeigte.

Es starb in Strindberg ein unheilbarer, heimlicher Idealist, ein betrogener Optimist. Mit ihm starb der hinreißendste Agitator, der gewaltigste Polemiker des modernen Geisteslebens. Er war die Brandfackel einer Übergangsepoche. In ihm ruhte die Tragik, aber auch die Fülle unserer Zeitseele. Strindbergs Entwicklungsgang vom ererbten Christentum über pantheistische, ästhetische Stadien zur Gewissensfreiheit offenbart doch wohl die typische Weltanschauung unserer Zeit. Wenn unsere Leben längst abgelaufen sein werden, wird August Strindberg der Zukunft den Typus und den Genius des endenden 19. Jahrhunderts vorstellen.

Die Briefe Annettens v. Droste-Hülshoff an Elise Rüdiger.

Herausgegeben
von
Kurt Pinthus.

(Schluß.)

XVI.

[Erste Hälfte des Jahres 1845][1].

. . . Sie werden ungezweifelt mitunter auf Ernst und ein wehmüthiges Verständniß treffen, wo Sie es gar nicht erwarteten, und da wird sich denn nach und nach ein Kreis zusammen ziehn. — Ich aber habe mich schon mit so vielen Jahren von meinen Jugendbekannten zurückgezogen, daß ich eigentlich nur leere und unbedeutende Erinnerungen mit ihnen theile, und für die wenigen tieferen an meine Kindheit, Vater und Bruder, ihrer nicht bedarf, da ich ja mitten darin lebe, und täglich mit den Meinigen darüber sprechen kann. Was sollte mich dann noch hinaus treiben, wenn mein Lies fort ist? Lieb, lieb Herz! Ich kann nicht ohne Sie seyn, und ich folge Ihnen auch überall nach, soweit die Umstände es irgend zulassen. Minden ist denn doch nicht aus der Welt, und Niemand wird mir es verargen, wenn ich mir jeden Sommer von hier aus eine kurze Vakanz nehme, um mein Lies aufzusuchen. In acht bis zehn Tagen kann ich ganz gut hin und zurück seyn, und wir haben uns doch gesehn, die Herzen leicht gesprochen, und das vermieden, was der Tod aller engeren Verhältnisse ist, die Unbekanntschaft mit den gegenseitigen Interessen der Gegenwart. Unser Aufenthalt in Abbenburg wird zwar, fürchte ich, nicht viele Nachfolger mehr haben; der Onkel ist sehr leidend, bessert sich zwar ein wenig, aber lange nicht genug, daß wir nicht dem Winter mit Angst entgegensehen sollten. Die Aerzte geben etwas Hoffnung auf Heilung, aber sehr geringe. Im schlimmeren Falle müsse ihn das Uebel (eine Erschlaffung der Verdauungswerkzeuge) im Verlaufe einiger Jahre aufreiben. Für unser

[1] Dieses Bruchstück eines größeren Briefes setzt sich aus zwei Blättern zusammen, vom ersten Blatt fehlt die obere, vom zweiten die untere Hälfte. Dieser Brief muß in der ersten Hälfte des Jahres 1845 geschrieben sein, da der nächste vom 29. Juli 1845 auf verschiedene Punkte vorliegenden Fragments zurückkommt. — Im Jahre 1845 wurde Elise Rüdigers Mann nach dem Tode seines Gönners, des Oberpräsidenten v. Vincke, nach Minden zurückversetzt; von der bevorstehenden Versetzung ist hier die Rede.

Zusammenkommen würde das zwar keinen Unterschied machen, Mama hat außer ihm noch neun lebende Geschwister hier umher, und würde nach wie vor die Sommer hier zubringen (d. h. in Bökendorf, eine sehr kleine halbe Stunde von Abbenburg); aber übrigens würde mir sein Verlust sehr nahe gehn. Sie glauben nicht, was für ein guter freundlicher Onkel er ist, wie lieb er die Seinigen hat, namentlich Mama und mich, die soviel mit ihm zusammen waren, und ich möchte laut weinen, wenn ich sehe, wie er, der fast nichts genießen kann, immer darauf spekulirt, uns kleine Ueberraschungen mit Lieblingsgerichten zu machen und sonst allerley Freuden, die er selbst nicht theilen kann. Krankheit macht sonst die meisten Menschen egoistisch, hier umgekehrt. . . .

[Bruchstück desselben Briefes, auf der anderen Seite:]

Auch einen sehr dringenden Antrag von Berlin habe ich bekommen, vom Huber[1] (Verfasser der Skizzen aus Spanien), um seinem Blatte (den Titel habe ich vergessen[2]), dessen tendenz allerdings mit der meinigen ganz gleichlaufend scheint, bey zu treten. Onkel August meint, Huber sey geneigt, mir, ausnahmsweise, acht Louisd'or p. Bogen zu geben, — das wäre freylich viel Geld! Ich glaube aber noch nicht daran, und habe August auch nicht gefragt, worauf er seine Meinung eigentlich basirt. Dieser August sagt, Hubern sey sehr an meinem Beytritt gelegen, — die Male[3] auch, mit welchen Beyden er darüber geredet hat; so habe ich durch die Letztere antworten lassen: „Huber möge mir selbst schreiben, und genau seine Bedingungen angeben, jedenfalls würde ich mir aber drey Punkte vorbehalten: 1stens zu keinen Beiträgen in bestimmten Zeiträumen genöthigt zu seyn, sondern nur ganz nach meiner Bequemlichkeit, 2tens, mich keinem bestimmten Zwecke oder tendenz[4] anschließen zu müssen, sondern betreffs Form und Inhalt, ganz frei zu stehen, 3tens meine Beyträge sofort einzustellen, sobald das Blatt eine antikatholische, oder mir sonst fatale Richtung nehme. Ich bin neugierig auf die Antwort. — Von hier kann ich Ihnen Nichts erzählen, es passirt eben nichts, und Sie kennen Niemanden. So will ich Ihnen, faute de mieux, meine kleinen Reisebegebenheiten vorführen. Die erste und unbedeutendste würde dennoch meiner armen Mama die Haare zu Berge getrieben haben. Ich habe nämlich das Malheur gehabt, im allerklatrigsten Aufzuge, alten Mantel, ohne Hut, von der Hartmannschen Familie erwischt zu werden, die Mama Hartmann, der Assessor, Tony, und eine Alwine Zurmühlen; Alle mit mir auf der Schnellpost, von Münster bis fast Paderborn, zur Hochzeitsfeyer Dinchens Hartmann mit Mallinkrodt. Ganz lieb wars mir nicht, jedoch mit einiger Philosophie schon zu ertragen, aber Mama darfs nicht wissen, sonst läßt sie mich mein Lebtage nicht wieder allein fort. Die Mutter Hartmann war sehr liebenswürdig, nur gar zu taub, die jungen Mädchen voll Hochzeitsgedanken, lang-

[1] Victor Aimé Huber, der bekannte konservativ-politische Schriftsteller, Sohn von Ludwig Ferdinand und Therese Huber, gest. 1869.

[2] „Janus. Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That". Berlin 1845—1848.

[3] Male Hassenpflug.

[4] Die Tendenz dieser Zeitschrift war allerdings streng konservativ-protestantisch.

weilig und gelangweilt, die Zurmühlen weniger, aber Tony sehr arg, und hat mich förmlich genirt, mit ihrem ewigen Gähnen, war auch ungeduldig und schnippisch mit der Mutter, kurz, hat mir grundschlecht gefallen.

Anfangs war sie blaß, und ich konnte gar nicht begreifen, daß dies die schöne Tony seyn sollte, nachher bekam sie Farbe, und war denn doch wohl hübsch. Unterweges wurden wir alle hungrig, die Hartmanns zogen zwey große Düten mit bonbons hervor und ich eine Schachtel mit Butterbröden. O Schande, Schande über mich! Zwey Stunden vor Paderborn (am Sande) stand Mallinkrodt vor dem Wirthshause, und aus den Fenstern riefen und jubelten allerley Köpfe. Man war meinen Damen entgegengefahren, da gabs dann einen sehr fröhlichen Empfang, und eine keineswegs schmerzliche Trennung. Ich rollte mit meinem Settchen in süßer Einsamkeit weiter, und legte mich quer auf die Sitzbank, aber nur eine halbe Stunde, dann stiegen zwey Männer ein, der Eine ein sehr ruhiges Subjekt, gab sich als Lederfabrikanten aus Paderborn zu erkennen, und ward dann mäuschenstill, der Andere, ein ältlicher Mann, in halb geistlicher — wahrscheinlich Schulmeistertracht, verrieth sich in den ersten Worten als Münsterländer, und stellte sich auf meine Nachfrage als geborener Dülmenser und seit zwanzig Jahren Bewohner von Riedberg heraus. Das gab gleich große Freundschaft, ich kannte die halbe Stadt, Wirthsleute, Krämer, Pastoren, gab ihm von Allem Nachricht, sagte, ich sey auch aus der Gegend von Dülmen, vom Lande her, — kurz that ganz wie eine Schulzenfrau oder dergleichen Gutes, wobey meine toilette mich vortrefflich unterstützte, und Settchen, die den Spaß merkte, mich durch nichts verrieth. Mein altes Männchen wurde vollkommen getäuscht, und gab, als es in Neuhaus ausstieg, mir Grüße an alle Schuster und Schneider mit; ein Erfolg, auf den ich nicht wenig stolz war, und schon überlegte, ob ich nicht am Besten thue, aufs Theater zu gehen, aber — sic transit gloria mundi! — als ich eben vor Hochmut bersten wollte, fing mein Lederfabrikant an, lebendig zu werden: „Mit Erlaubniß, bleiben Sie die Nacht in Paderborn?" — „Nein, ich fahre noch bis Brakel." — „Mit Erlaubniß, Sie wollen wohl nach der Hinnenburg?" — Ich: (sehr verwundert) „nach Hinnenburg? nein, nach Brakel, und morgen weiter." — „Mit Erlaubniß, ich habe doch die Ehre, mit Fräulein von Droste zu sprechen?" (Hier fiel mir vor Verwunderung ein Stück Brutterbrod zum Wagen hinaus) — „Kennen Sie mich?" — „Nein, aber ich habe mir gleich vom ersten Augenblicke an vorgestellt, daß Sie Fräulein Droste sein müßten, denn ich habe . . . (Das Weitere fehlt).

XVII.

Abbenburg 29ten July [18]45.

Erst heute komme ich dazu, Ihren Brief zu beantworten, mein theures, liebes Lies. Ach Gott, welch ein betrübter Brief! Sie müssen wirklich fort![1] Ich hatte dies schon von mehreren Seiten gehört, und konnte also eigentlich

[1] Was im vorigen Brief noch nicht ganz bestimmt war, Rüdigers Versetzung nach Minden, ist in diesem Brief zur Gewißheit geworden. Diese Entfernung von der Freundin mußte Annetten sehr schmerzlich sein.

nicht mehr daran zweifeln, aber Ihre Bestätigung war mir doch wie ein Donnerschlag. Ich will von mir gar nicht reden, Sie wissen Selbst was ich verliere, und wie mir dabey zu Muthe sein muß, also will ich Ihnen das Herz nicht noch schwerer damit machen, aber auch Luischens und Nanny's Leben nehmen Sie den besten (fast den einzigen) Sonnenstrahl mit fort, und auch Rüdigers gerechter Kummer geht mir sehr zu Herzen. Ich weiß, mein Lies, Sie sind jetzt doppelt freundlich mit ihm, jetzt, wo er einer vollen Theilnahme, und auch der Nachsicht mit sehr natürlichen Verstimmungen so sehr bedarf. Werner[1]) schreibt mir übrigens, daß man seine Versetzung allgemein bedaure, und die öffentliche Achtung und Anerkennung sich sehr lebhaft aussspreche. Das ist wohl kein Trost beym Scheiden, aber doch ein erhebendes Gefühl, was, wie mich dünkt, Jedem wohlthun muß, wenn es gleich den Abschied noch schwerer macht. — Sie haben mir nicht geschrieben, lieb Herz, wie lange sie noch bleiben. In Ihrem vorletzten Briefe (wo Sie aber überall noch nichts Gewisses wußten) meinten Sie: „bis im Oktober oder mindestens Ende Septembers." Bleibt es dabey, so habe ich doch noch Hoffnung, Sie zu sehn. Onkel Fritz[2]) spricht davon, sehr früh die Winterquartiere zu beziehn, sogar bei gutem Herbstwetter, und vollends bei schlechtem. So kömmts vielleicht schon im September dazu, obwohl sich noch nichts Bestimmtes sagen läßt, da die Genesung des Onkels bald sehr rasch voran schreitet, bald wieder langsamer, wonach dann die Pläne fürs Stadtleben auch ihre Distanz verändern, da er vor gänzlicher Herstellung nicht aus der Kur desertiren darf.... So will ich denn das Beste hoffen, für den guten Onkel, und auch für mich und mein lieb Lies, und unser nochmaliges Zusammensein vor der längeren Trennung. — Ach Lies, seyn Sie nicht so betrübt! Das ist mir das Härteste von Allem. Glauben Sie mir, es wird sich alles in Minden anders und besser gestalten als Sie denken. Kein Städtchen ist so klein und von Gott verwahrlost, daß man darin nicht Theilnahme und Geistes- oder wenigstens Herzensbildung und natürlichen Sinn für das Schöne finden könnte, wenn man nur aufrichtig sucht, und mein Lies, das so geschickt im Finden ist, und sich an Annchen Junkmanns[3]) frischer kunstloser Natur freuen konnte, sollte in einer Stadt, die wenig kleiner als Münster ist, leer ausgehn? Ich wette, mein Besuch im nächsten Jahre trifft Sie in einem allerliebsten Zirkel, der Ihnen vielleicht das Angenehme, und hoffentlich nicht das vielfach Gespannte und Zerrissene des münsterischen bringt, denn, lieb Herz, diesen durfte man doch nur aus der Ferne betrachten, hinter den Coulissen sah es überall peinlich aus. In der Zwischenzeit schreibe ich Ihnen recht fleißig, und kommen wir zusammen, so gehören wir dann ganz einander an, und können uns länger und ungestörter ausplaudern, als wir bis jetzt je dazu haben kommen können, denn ich bleibe dann wenigstens acht Tage, und in Minden ist Niemand, der Ansprüche auf mich hätte. — In Sigmaringen hätte ich Sie übrigens auch gern gehabt, es liegt so schön auf dem Wege nach Meersburg, und ich

[1]) Annettens Bruder.
[2]) Fritz v. Harthausen.
[3]) Junkmanns Schwester.

hätte so gut jedesmahl bey Ihnen zurückbleiben, und die letzte kleine Tagereise nachher allein machen können, aber die Stelle ist leider längst vergeben. Jenny kann sich gar nicht darüber trösten, und schreibt noch in ihrem letzten Briefe: „Jedermann klagt über Mangel an Anstellungen, und doch haben wir die schöne Stelle in Sig.[maringen], die in unsrer Hand lag, uns entgehen lassen, aber der Fürst ist wahrlich nicht Schuld daran, er hat lange genug gewartet, ehe er einen Andren engagirte." Lieb Lies, wäre Rüdiger damals frey gewesen, er wäre gewiß mit offnen Armen aufgenommen worden, das ist grade der Mann von Erfahrung und gemachtem Rufe wie der Fürst ihn suchte, und schwerlich gefunden hat, aber das ist nun leider zu spät, — nur um wenige Wochen, aber doch zu spät!

den 30ten.

Die Mama ist gestern nach Bökendorf gegangen, und noch nicht zurück, so ist mir denn die Unterhaltung des Onkels allein überlassen. Jetzt aber ruht er gerade, und ich mache ein paar Sieben Meilen Stiefel Schritte zu meinem Lies. — Mein Zimmer ist eine wahre Arche Noah von angefangenen Arbeiten — Handarbeiten — Schreibereyen — dicke Liederpackete, die ich zur Belehrung und Benutzung durchlesen soll, aber man kömmt hier zu gar nichts. Nicht daß es geradezu an Zeit fehlte; Manchen Tag nehmen zwar die zuströmenden Besuche unsrer zahllosen Verwandten hin, aber an den übrigen habe ich täglich mehrere Stunden, ja oft ganze Nachmittage oder Morgen frey. Das hilft mir aber alles nichts, ich muß völlige Ruhe und Sammlung haben, und die wird mir nie, mein Amt ist zu unbestimmt, völlig ohne Regel. Bald werde ich oft, bald selten, bald nur auf Minuten, bald auf Stunden verlangt; zuweilen sitze ich ganze Morgen auf dem Sprunge, stecke bey jedem Geräusch den Kopf zur Thüre hinaus. (NB. der Onkel haßt das Warten, sowie er ruft, muß man auch schon die Treppe hinunter kommen), der erwartete Ruf bleibt aber aus, und die schöne edle Zeit, in der ich wenigstens mehrere Seiten hätte schreiben können, geht durch meine Schuld verloren.

Das ist ein Altjungfernfehler, und nebenbey ein ächtes Rüschhauser Product, ich bin zu ruhig gewöhnt. Denke ich an alle die Hausfrauen, die zwischen Kindern und Schüsselgeklapper in hundert Absätzen fortschreiben, als wäre ihnen nie der Faden gebrochen, so möchte ich mich ohrfeigen, aber es würde doch schwerlich helfen. Handarbeiten und flüchtiges Lesen, mit halbem Verstehen, bleibt doch das Einzige, was ich zwischen Horchen und Warten einschieben kann. Aus diesem Grunde sehne ich mich herzlich nach Hause. Solange Mama nicht hier war, fühlte ich mich höchst nöthig und nützlich, und kein Zeitverlust schien mir ein solcher, jetzt aber, wo ich nur ein Zwischenläufer und faute de mieux bin, lachen mir meine stillen Beschäftigungen in Rüschhaus wie eben so viele verlorene Paradiese, obwohl es sonst hier ganz reizend ist, still und wohnlich, und der gute Onkel sich in Liebe und Sorge für uns erschöpft. Aber die Geistesdürre macht mich ganz confus, oder vielmehr das Zuströmen ungeborner Ideen, die mir im Kopfe summen wie Bienenschwärme, denen man den Korb verklebt hat. Ich weiß nicht, ists Wahrheit oder Einbildung – bloßer Geist des Widerspruchs —, aber ich meine mich

ganz besonders zum produciren aufgelegt und träume à la Tantalus von dicken Bänden voll Erzählungen, Gedichten et cet., die mir alle wie Wasser aus der Feder fließen würden. Ihre Erzählungen liegen denn auch immer auf dem Tische, und es kömmt zuweilen (wenn der Onkel spatzieren reitet) ein klein, klein Stückchen dazu, aber blutwenig, ich bin noch immer an der Ersten[1]). — Was Sie mir von der Lombard[2]) Sorge für die Thabouillot[3]) sagen, freut mich herzlich, und wird derselben hoffentlich Kühnast's[4]) verzweifeltes Rettungsmittel ersparen, wenigstens dürfte die Lomb[ard] diese Alternative nur ahnden, um das Äußerste für sie zu thun, und sollte sie sie selbst ins Haus nehmen, oder mit ihrer eignen Schriftstellerey ernähren helfen. Es ist traurig, daß man eine so vortreffliche Frau nicht lieben kann, aber sie wiegt jede Milde wieder durch eine Härte auf. Junkmann z. B. hat vollkommen Recht, sie zu hassen, sie ist immer lieblos und ungerecht gegen ihn gewesen, und gewiß die Hauptursache seines Unglücks, was ich indessen freylich kaum mehr für ein Unglück halte[5]). Das Misverhältnis zwischen seinem und Thereschens Charakteren hat sich allmählig so schroff heraus gestellt, daß man Gott nicht genug danken kann, daß dies vor der Ehe geschehen ist. Ob ich ihm jetzt schreibe? Oder ob es noch zu früh ist? Mein Brief würde ihn nothwendig in alle alten Verhältnisse zurück zaubern, selbst wenn ich sie ganz mit Stillschweigen überging, was er obendrein mir wohl als Herzlosigkeit anrechnen würde. Wenn er wirklich wieder gesund ist, halte ich ihn für gerettet, und andern, hoffentlich glücklichern Herzensverhältnissen aufbewahrt. Denn Junk[mann] hält sehr fest was er hat, oder zu haben glaubt, ist aber viel zu liebebedürftig, um von nichts zu leben, und ich zweifle nicht, daß schon jetzt ein, nur halbes, Entgegenkommen ihm sehr gefährlich werden könnte. Thereschen war ja selbst die schnelle Nachfolgerinn einer früheren starken Passion (der Muse seiner ersten Gedichtsammlung), die auch jahrelang anhielt, so lange er zu interessiren glaubte, und auf der Stelle wie Rauch zerging, als er sich entschieden ungeliebt erkannte. Ich habe nur den ersten Stoß gefürchtet, und hierbey Ausbruch der Schwindsucht oder Geistlichwerden. Beydes scheint vorüber gegangen, und sind keine Dinge, die hintennach kommen, — wenigstens nicht mehr aus diesem Grunde. Jetzt nur noch eine Anstellung! Mama Schlüter hat ihn noch sehr lieb, wie ich bei meinem letzten Besuche dort, wo sie mich seinetwegen bey Seite nahm, deutlich gesehn, aber sie sieht die Sache auch für unrettbar abgemacht an, bethet und ängstet sich nur für ihn, und

[1]) Diese Stelle bezieht sich auf den Band Erzählungen, den Elise und Annette zusammen verfassen wollten.

[2]) Karoline Lombard war mit Elise und Annette befreundet. Sie übersetzte eine Anzahl Werke aus dem Französischen.

[3]) Mathilde Franzisla v. Tabouillot lebte geschieden von ihrem Mann in dürftigen Verhältnissen und verdiente sich durch literarische Arbeiten ihren Lebensunterhalt.

[4]) Assessor v. Kynast lebte seit kurzer Zeit in Münster. Er betätigte sich auch schriftstellerisch und leistete Annetten später bisweilen Gesellschaft.

[5]) Junkmann hatte lange Jahre um die Hand von Schlüters Tochter Therese geworben, aber es kam immer wieder zu Verstimmungen, so daß Junkmann abgewiesen wurde. Dann aber kam es zur Versöhnung und schließlich zur Heirat.

trägt ihre Liebe wie einen heimlichen Schaden. Auch dem Professor merkt man an, daß er gern von ihm hören und sprechen möchte, wenns nur ohne Gefahr von falschen Hoffnungen geschehen könnte, aber Therese ist hart und kalt wie ein Stein, und die Erinnerung an ihn ihr offenbar gradezu widrig. — Meiner armen Male H.[assenpflug] thun Sie übrigens Unrecht, sie ist durchaus nicht veränderlich, aber manches Andre, was wohl so aussehen kann, z. B. sehr düster und zur Melancholie geneigt, sitzt am liebsten allein, lesend und grübelnd, nimmt aber (auf Zureden ihrer Freunde) von Zeit zu Zeit Anläufe, sich heraus zu reißen, die dann heftig sind, aber nicht anhalten. In solchen Zeiten bekommen dann auch ihre entfernten Freunde Briefe von ihr, oft mehrere hinter einander, und dann wieder jahrelang keine Zeile. Das ist keine Veränderlichkeit, denn sie trägt sogar viele Menschen tief im Herzen, spricht sehr gern und sehnsüchtig von ihnen, und denkt noch mehr an sie, aber zum eigentlichen Umgange ist sie merkwürdig unfähig. Sie hat hierin viel Ähnliches mit Junkmann, voll Liebe und voll Unruhe, nur daß Jenen seine Unruhe mehr hinaus, die ihrige sie in die Einsamkeit treibt, wo sie dann über Gedanken brütet, und weinen möchte vor Lieb und Sehnsucht nach Personen, die sie sich doch nicht entschließen kann, zu besuchen oder eine Feder für sie anzusetzen. Ein seltsamer, höchst anziehender Charakter! Aber nicht wohlthuend. Das Gerücht vom Katholischwerden ist gänzlich grundlos, sie ist schwärmerisch religiös, aber eine scharfe Protestantin.

Von Adelen[1]) hoffe ich jetzt Nachricht zu bekommen; eine Dame in Weimar will mir ihre Adresse in Rom verschaffen, wohin sie schon vorm Jahre der Mertens[2]) nachgezogen ist. Wie es mit ihrem Mangel an Vermögen beschaffen ist, weiß ich jetzt auch; ihr eigentliches Vermögen ist allerdings fast hin, größtentheils schon von der Mutter aufgezehrt, und nachher durch die kostspieligen Reisen nach Carlsbad (zweymal in jedem Jahr) noch vollends herunter gebracht. Der Weimarsche Hof gab jedoch der Mutter eine Pension von 400 Rth, und hat ihr dieselbe gelassen, jedoch Beyden mit der Bedingung, sie im Lande zu verzehren, somit muß Adele, so lange sie in Italien (wohin die Ärzte sie gewiß geschickt haben) bleibt, darauf verzichten, und hängt dort zumeist von der Gnade der Mertens ab. Nun kömmt aber der schlimmste Punkt: Die Mertens soll in Gefahr stehn, fast ihr ganzes Vermögen zu verlieren. Jenseits des Rheines gelten noch die französischen Gesetze; die Mertens hatte Gütergemeinschaft mit ihrem Manne, meinte aber dennoch, da fast Alles von ihr herrührt (Mertens hat nur sechstausend Thaler ins Geschäft gebracht), leicht die lebenslängliche Nutznießung des Ganzen zu erhalten, wenn sie, im Falle des Widerspruchs, den Kindern mit Enterbung drohte. Hierauf aber sind weder die Schwiegersöhne, noch die Vormundschaft der Minorennen eingegangen, sie haben prozedirt, die Sache liegt zum Spruche, und es wird als bestimmt angenommen, daß die Mutter nur Ein

[1]) Adele Schopenhauer.

[2]) Sibylla Mertens, geb. Schaaffhausen, eine begabte, vielseitige Frau, besonders in der Altertumskunde bewandert, war mit Annette in den Jahren 1825—26 in Bonn und Köln in innige, anregende Freundschaft getreten.

Kindstheil, also nur den siebenten Theil von dem, worauf sie gerechnet, erhalten wird. Das ist für sie nicht viel besser als der Bettelstab! Und wenn ich bedenke, daß sie in Rom „Aufsehn durch ihre Ankäufe" gemacht hat, und dieses ihr natürlich nun Alles abgerechnet wird, so wirds mir schwarz vor den Augen. An Vergleiche und halbe Gnaden von ihren Kindern, nachdem sie mit ihnen im Prozesse gelegen, ist nicht zu denken, das leidet ihr Stolz nicht. Und was soll dann aus Adelen werden, wenn, wie meine Weimaranerin meint, man dort vorhat, ihre Pension gänzlich einzuziehen, unter dem Vorwande ihres Außerlandgehens, im Grunde aber, weil diese Verleihung vom Anfange her große Unzufriedenheit erregt, da der Hof nur eine gewisse Anzahl Pensionen giebt, und Andre, für die Verdienste um das Land und entschiedene Dürftigkeit sprachen, sich dadurch beeinträchtigt glaubten, so wolle man diese Gelegenheit ergreifen, um den Fehler wieder gut zu machen. Lieber Gott, was soll dann aus Adelen werden! Unterrichtgeben? Schriftstellern? Und dabey so kränklich; — man hört doch nichts wie Trauriges! Über Ihre Recension machen Sie sich übrigens keine Scrupel; die Cölner Zeitung kömmt gewiß nicht nach Rom, die Mertens hielt sie sogar in Bonn nicht, weil sie von Cöln zu viele fatale Erinnerungen hat, namentlich in den Carnevalblättern zu oft mitgenommen ist. Und extra schreiben wirds der Adele ja Niemand, während man ihr gewiß die guten Recensionen schickt, und sie sich also nur in der Strahlenkrone kennt, — das geht ja immer so! Auch von der Freyligrath[1]) sprach meine Weimaranerin, wie bildschön und anmuthig sie in ihrer Blüthe gewesen, und wie aufgebracht ihre Freunde, daß Freiligrath jetzt jeden soliden Erwerbszweig von sich weise, und Ida'n, sammt ihrem nächstens ankommenden Kinde, den Bettelstab vorbereite . . . Zu etwas Anderm, hiervor graut mir. Was ich dem Janus schicke? Wahrscheinlich nichts. Huber hat, seit meiner Antwort durch Male H[assenpflug] nichts von sich hören lassen, außer einer kurzen aber glänzenden Recension meiner Gedichte im Janus, die mein Onkel August, da sie spät nach Herausgabe derselben, gleichsam hors de saison, kömmt, zwar als einen Beweis nimmt, daß er auf meine Mitarbeiterschaft rechne. Sowie auch der Professor Stahl in Berlin sich höchlich verwundert zeigte (in einem Briefe an Male), daß ich noch keine Antwort erhalten, da Huber auf der Stelle habe schreiben wollen. Indessen heut zu Tage gehen selten Briefe verloren; ich denke, meine Bedingungen sind ihm zu hart gewesen — nicht Geldbedingungen, darin habe ich seine Vorschläge erwartet, aber hinsichtlich der geforderten Tendenz des ganzen Blattes[2]). Sollte sich H[uber] jedoch nochmals regen, so theile ich es Ihnen mit. Indessen hat mich Ihr Brief sehr nachdenklich gemacht. Meine gegenwärtige Stellung ist sehr gut, und ich möchte ungern selbst den Leuten den Stein in die Hand geben, um mich zu werfen, nicht schreiben, oder Bedingungen machen, die ich mit Ehren ausschlagen kann . . . Von Augsburg habe ich vor etwa acht Tagen einen Brief[3]), wie immer — sehr

[1]) Freiligraths Frau, geborene Ida Melos.
[2]) Vergl. hierzu den betreffenden Passus im vorigen Briefe (Nr. XVI), S. 103.
[3]) Damit sind Schückings gemeint.

freundlich, aber ungeheuer flüchtig. Keine Nachfrage nach irgend Jemandem, keine meiner Fragen (die meistens meine schriftstellerischen Interessen betrafen) beantwortet, überhaupt gar keine Theilnahme an meiner Laufbahn mehr, nur einmal flüchtig hingeworfen: „Ihre Pyrenäengedichte[1]) sind schön. Was machen Sie? Sind Sie fleißig?"; um dann gleich weitläufig auf seine eignen Ruhmes- und Erwerbs-Pläne zu kommen. Dreyerley soll in diesem Jahre heraus; ein Roman[2]) und zwey Sammlungen seiner zerstreuten Gedichte und Novellen. Auch dreyerley Plaisirs hatten sie vor, erstlich eine Rheinreise (muß schon vorüber seyn, der Brief war vom 16ten Juny), dann einen Monat Badekur in Ostende (auch wohl schon vorüber), und endlich den nächsten Winter in Paris. (Wie verträgt sich das mit dem Geldbeutel, und vollends mit seinem Amte?) Das Kind[3]) ist ein Wunder der Natur. Von Paulinen weiß er nichts, und scheint sehr bekümmert darum. Nach Einer Person erkundigt er sich denn doch, — nach Adelen, deren Roman „Anna" seine Louise gelesen, und sehr schön gefunden. Voila tout! — Und hiermit ist auch mein Papier zu Ende. Ich schließe so ungern, mein lieb Lies. Schreiben wird doch in Zukunft unser bester Trost seyn müssen, so möchte ich Ihnen schon jetzt immer schreiben. Aber ich habe sechs Tage zu diesem Briefe gebraucht (wir haben heute 2ten August), und bin heute um vier Uhr dazu aufgestanden, da Mama seit vorgestern in Herstelle, und somit mein ganzer Tag in Beschlag genommen ist. Adieu, mein süßes liebstes Herz. — Ach Gott! der Onkel sprach gestern vom November statt September; das wechselt mit seinem Befinden, und er hat gerade eine Arzeney genommen, die ihn sehr angreift. Ich denke, hintennach thut sie gut, und dann kömmt hoffentlich der September wieder auf. Adieu, adieu,

Ihre treue Nette.

XVIII.

Rüschhaus p. 11. November [18]45.

Mein liebes, liebes Herz!

Endlich komme ich zum Schreiben. Daß ich etwas krank und furchtbar apprehensiv gewesen bin, werden Sie schon durch Nanny und Louischen wissen; doch das ist jetzt vorüber, und ich will das gute Papier nicht mit all den Übeln die ich hätte haben können und, Gottlob, nicht gehabt habe, verderben, sondern Ihnen lieber danken, so gut ich kann, aber lange nicht so gut ich möchte, für die Treue, mit der mein altes liebes Lies mir seine Brieftäubchen zuflattern läßt. Altes Ding! Wie sie so brav ist, und wie lieb ich sie habe! Ich will mir auch gar keine neuen Freundinnen wieder anschaffen, außer Nanny und Louischen, mit denen ich von Ihnen phantasieren kann. Das thun wir denn auch dermaßen, daß ich zuweilen meine, die Pferde gingen mit uns durch. Louischen war zweymal hier, und das letzte

[1]) Annettens zu dieser Zeit entstandener Balladenzyklus „Volksglauben in den Pyrenäen", nach ihrem Tode herausgegeben von Levin Schücking in den „Letzten Gaben" (1860).

[2]) „Die Ritterbürtigen".

[3]) Schückings Sohn Lothar, dessen Patin Annette war.

Mal Nanny mit ihr, es ging prächtig, Mama war rayonnante vor Vergnügen, und hat mir diese beyden Damen dringend zum Umgang empfohlen; ist das nicht himmlisch? Nanny gestand mir, daß sie Manchetten vor mir gehabt, aber sie jetzt völlig abgelegt habe. Wir waren seelenvergnügt, ein Kleeblättchen wie an Einem Stiele gewachsen, — Notenblätter, die Elisentrio's zum Besten gaben, daß Ihnen in Minden die Ohren müssen davon geklungen haben. Vor uns mein brauner Tisch, blank von Daguerrotips; drey von Ihnen, eins von Nanny, und zwei von mir (Eins en profil, das andre en face). Beyde Freundinnen stimmten für das Erste, und so schicke ich es Ihnen denn, damit ich an unserem Namensfeste doch auch bey Ihnen bin, wie Sie bey mir! — Ach, Lies, wie wunderlich kömmt es mich an, daß ich mein kleines Geschenk nach Minden adressieren muß! Wo ich nichts kenne, — weder Zimmer noch Aussicht, noch irgend Eine von den Menschenseelen, die Ihnen heute mit mir Glück wünschen! Nanny und Luise brachen beynahe in Thränen aus, als sie Ihre Bilder durch die Lupe ansahn. „Ach Gott, wie ist sie es erst recht! Das sind grade ihre Augen! Und der Mund! — Das ist ganz ihr Gesichtchen! Die lieben Kinder waren nachher eine Weile so roth und still, und mir selbst wurde so sehnsüchtig, daß wir fast ein Trio geweint hätten, aber es war noch ein Bischen falscher Scham zwischen uns, und Keine wollte dem Anstand so ins Auge schlagen. — Sie kommen doch gewiß im Frühling? Darauf steht all mein Hoffen, und muß mir über den langen Winter weghelfen. — Der Schweizerplan ist prächtig! Mama hat noch nichts über die Zeit ihrer Abreise bestimmt, nur daß sie nicht in den ersten Frühlingsmonaten gehn will; so werden die Zeitpunkte schon von selbst ungefähr zusammentreffen, und nichts leichter seyn als unsre Einrichtung der Ihrigen genauer anzupassen. Ich habe indessen bis jetzt noch nichts davon gesagt, weil Mama ungern so lange vorher überlegt und bestimmt. Im März ist's früh genug, und ich bin im Voraus ganz gewiß, daß Mama sich sehr freuen wird. Ich will mich nur schon vorläufig bey Jenny'n erkundigen, ob in der Traube im nächsten Sommer ein Quartier frei ist. Die Traube war nämlich früher ein Gasthof, ist aber seit mehreren Jahren nur ein Privathaus, das sein übriges lokal vermietet, weshalb Sie auch nur Frühstück und Abends Thee dort haben könnten, Ihr Mittagessen aber im Löwen aufsuchen müßten. Ist die Traube besetzt, so können Sie aber auch dort (im Löwen) sehr billig wohnen, da die Lage am See die meisten Leute in's Schiff lockt, und der Löwe deshalb etwas einsam brüllt, obwohl sich's in seiner Höhle recht wohl seyn läßt.

p. 12ten Abends.

Sie sehen, Lies, ich mache es nach Ihrer Vorschrift, — alle Tage etwas, bis der Brief fort muß. Kühnast war vor vier Tagen hier, glänzend vor Freude, mir Ihr Briefchen bringen zu können, und auch die Gedichte der Plönies[1]). Aber lieb Herz, wo haben Sie denn Ihre Augen oder

[1]) Luise v. Plönnies (1803—1872), deren „eklektisch-nachempfundene" „Gedichte" 1844 erschienen sind.

vielmehr Ihren Geschmack? — Die sind ja prächtig! Nicht alle, es ist recht mäßiges, schwächliches Zeug dazwischen, oder vielmehr *darum*, wie eine saure Schale, — Anfang und Ende. Die Einleitung miserabel, die Liebeslieder ordinär, — auch die ersten Balladen noch nicht gradezu ausgezeichnet, aber dann steigt sie auf wie ein Adler, und bleibt das ganze Buch durch (Balladen, Gedichte aus den Niederlanden, vermischte Gedichte) in *Einem* prachtvollen Schwunge, daß Einem schwindelt. Und obwohl ihre Gedichte nicht eigentlich warm sind, so wirkt doch diese grandiose Höhe der Poesie so auf das Gefühl (vielleicht noch mehr auf die Nerven), daß mir mitunter Thränen in die Augen getreten sind. O Lies, Lies! Geben Sie Sich gefangen! *Die* macht eher uns Alle kaputt, als daß wir ihr etwas anhaben könnten! Ihre paar Tröpfchen lauwarmes Wasser verlieren sich ganz in all dem sprudelnden Champagner, und Niemand wird sie ihr nachtragen, außer Solchen, die, wie manche Recensenten, nur Anfang und Ende zu lesen, und dann über die Mitte frisch weg zu scheeren pflegen. (Dies soll keine Spitze seyn, mein Lies hat gewiß Alles gelesen, ist aber aus Liebe zu mir diesesmal total blind). Wo denn die Plönies freylich schlecht wegkömmt; denn so wie der prächtige Strom poverlich anfängt, so verliert er sich auch gegen das Ende wieder im Sande. Mich ärgert nur, daß dies gerade in Zuschriften an andere Dichter geschieht, wo man unwillkührlich genöthigt wird, diese Fehlgeburten mit den Erzeugnissen Jener zu vergleichen, was dann immer betrübt ausfällt, und deren Einigen, noch lebenden, Gelegenheit giebt, die Nase zu rümpfen. Freiligrath und Bettina haben auch noch jeder einen *Extra*delinquenten zum Hudeln (mehr nach der Mitte zu). Das Gedicht „Poesie" nämlich (ein Andenken an Felicia Hemans, aber offenbar Freiligrath's „Was ist Poesie?" grade gegenübergestellt) ist überhaubt weichlich, und nimmt sich neben jenem aus, wie ein Schaf neben einem feurigen Rosse. Und der Versuch über Bettina's „Jugend" zu phantasieren, ist so total mißglückt, — schon das Versmaß so unglücklich abgedroschen, und alle Wendungen und Bilder so höchst ordinär —, daß ich dieses Gedicht für das schwächste der ganzen Sammlung halten möchte; und wahrscheinlich liest da Bettina nur grade dies Eine, und fühlt sich dann höchst beleidigt, daß ein so pauvres Talent es wagt, seine stumpfe Sonde in ihre Gedanken zu senken. Doch das sind Alles Kleinigkeiten, obwohl *diese Art* Flecken für eine Sonne etwas unbegreiflich. Die Plönies kommt mir zuweilen wie eine aus der Extase erwachte Somnambule vor, die noch eben mit aller Völker Zungen geredet hat, und nun mit einem Mahle kaum plattdeutsch kann. Schlimme Momente! Und das Ganze denn doch ein königliches Stück Arbeit, obwohl allerdings nach Freiligrathschen und Herwegschen Mustern. Eigentlich originell ist ihr Talent nicht, aber die schönste, und durchgängig aufs Glücklichste verfeinerte und veredelte Ausbildung eines Freiligrathschen Samenkorns. Ob Freiligrath dies freuen wird? Ich zweifele! — *Ein* Ehepaar weiß ich auch noch, dessen *Freude* geringer sein wird als sein *Erstaunen*, — *Schückings*; sie betrachten die Plönies so gar sehr en bagatelle, und hielten die Ehre, mit ihnen bekannt zu sein, offenbar für ihren grünsten Lorbeerkranz. Und Louise

ist nicht der Art, daß es sie freuen könnte, in Zukunft die Hofdame ihrer eigenen (imaginairen) Hofdame machen zu müssen. — Ihren Auftrag wegen der Cölner[1]) will ich ausrichten, ich habe doch einen Brief vom 2ten Oktober zu beantworten, wo mir Sch. die „neue Wendung seines Schicksals" ankündigt, und sich so hin und her dreht, daß ich denken soll, er habe erst jetzt auf Dumonts Antrag Cottas Dienst verlassen, während dies doch ganz gewiß schon im Frühling der Fall, und sein ganzer Aufenthalt in Bonn blos auf die Bewerbung um Püttmanns Stelle berechnet war. Ob gegenseitige Unzufriedenheit im Spiele war, weiß ich nicht, Sch. ist seiner Stellung aber offenbar völlig überdrüssig gewesen; er ist wieder so eilig, und läßt Louisen seinen Brief beenden, und sie schreibt mit einiger Bitterkeit: „Der Abschied von Augsburg und unsern dortigen Freunden thut uns Beyden schwer leid! Einen so angenehmen Cirkel, eine so herzliche Aufnahme finden wir nicht wieder; Levin sieht das jetzt erst recht ein, ich habe es immer gefühlt, und mit dankbarem Herzen anerkannt." Dann schreibt sie von ihrer schönen großen Wohnung in Cöln, die aber allerdings auch, wie Alles dort, sehr theuer sey. — Junkmannen findet sie höchst liebenswürdig und originell, auch sehr heiter, nach Levins Versicherung viel heiterer als in Münster; und die Lombard, mit der sie verschiedene Landparthien gemacht hat, höchst gebildet und artig. Wegen Paulinens solle ich mich nicht ängstigen (schreibt wieder Schücking), sie sey reichlich mit Geld versehen, obwohl sie alle Welt in Briefen anbettele. Er habe auch noch vierzehn Thaler für sie in Cöln bezahlt, obgleich er wisse, daß sie mindestens 60 Rth. in der Sparkasse stehn habe et cet. Ich fürchte, er steckt selbst in Schulden, denn er spart nirgends. Zuerst die Reisen! Dann sein glänzendes Auftreten in Bonn, wo, wie ich höre, ihn Jedermann für steinreich hält! Und nun wieder der neue Anlauf zum großen Leben im theuren Quartier, wie soll das von 1000 Rth. kommen? D. h. wenn nicht der Frau Vermögen allmählig drein geht. Die 1000 Rth. selbst sind mir noch ein bischen problematisch. Mir schreibt er auch „1000", seiner Tante Padberg aber nur 600. Hat er bey mir aus Prahlerey, oder um meinen Vorwürfen zu entgehn übertrieben? Oder bey der Padberg sich zu klein gemacht, um nicht seine münsterschen Schulden bezahlen, und für Paulinen sorgen zu dürfen? Oder hat er bey mir alles zusammengerechnet, Feuilleton, Rheinisches Jahrbuch, und vielleich noch den muthmaßlichen Ertrag seiner Aufsätze? Möglich sind die 1000 Rth. allerdings, da, wie mir Annchen Junkmann sagt, ein Freund ihres Bruders, Brüggemann, der jetzt die Redaction der Cölner Zeitung übernimmt, dafür „2000" von Dumont erhalten wird. — Könnte Sch. nun nur seine Veränderlichkeit bezwingen, und sich etwas nach der Decke strecken, so wäre er geborgen, aber ich fürchte, Cöln wird ihm noch eher alt wie Augsburg, und mit dem Hin- und Herlaufen und Leben en grand seigneur geht es doch endlich auf seines Papa's Schicksal los. Mama fürchtet das auch.

[1]) Die „Kölnische Zeitung". Schücking war im Herbst 1845 von ihrem Verleger Josef Dumont als Feuilletonredakteur berufen worden.

p. 13ten.

Freiligraths „Leipzigs Todten“ [1]) habe ich gelesen, oder vielmehr Luischen [Delius] hat es mir vorgelesen (NB. die liest ja wunderschön vor!), und ich finde es doch recht schön, und fürchte, es wird Schaden genug anrichten. Craß ists zwar, hinsichtlich der Grundsätze, bis zur Scheußlichkeit, aber sonst weniger schwülstig und mit Ausrufungen überladen als manche seiner früheren Gedichte, und muß auf Gleichdenkende und selbst noch Schwankende einen unseligen Einfluß ausüben, da ich ultraloyale Seele mich nicht enthalten konnte, tief davon ergriffen zu werden, als so entstellend und boshaft ich es auch erkannte. Aber mein Mitleiden mit Freilig[rath] ist rein todt, — mags ihm schlecht gehn! er verdient es nicht besser! — Drexler-Manfred [2]) hat mir jetzt (für mein Eines hergegebenes Gedicht) das Rheinische Taschenbuch geschickt. Allerliebst anzusehn, reizende Stahlstiche, und ein Prachteinband, aber der Inhalt kümmerlich. Eine langweilige tugendhafte Erzählung von Zschokke, ganz wie für den Volkskalender, — als Catastrophe eine Belohnung die keine mehr ist, weil sie schon längst da war, ungefähr als wenn ich Jemandem sein Weihnachtsgeschenk lange vorher gegeben habe, und es mir nun für diesen Tag wieder borge, um es mit auf den Teller zu legen. Dann eine satyrische Märchennovelle von Duller, wo es über andre Schriftsteller und die verschiedenen ärztlichen Methoden hergeht; ohne den Schlüssel durchaus unverständlich und langweilig, mit demselben unerquicklich und ziemlich unbedeutend. Endlich der „Geisterseher,“ Novelle von Julius Eisen, — sentimentales Mittelgut, ohne Leben in Erfindung oder Darstellung, ganz wie die steinalten Kalendergeschichten von Friederike Lohmann und Konsorten, auch keine Geister drein, sondern nur ein überspannter Jüngling, der seine schönen Gefühle in Briefe und Tagebücher niederlegt. Und zuletzt Gedichte (Dichtersalon), — sehr kümmerlich zusammengestoppelt. Freiligrath Eins (ziemlich revolutionair und überaus schwach), Schücking Eins (an seinen Lothar, nicht übel), Duller Eins, dann noch allenfalls das meinige (Mondesaufgang), das kleine emancipierte der Stolterfoth, und ein paar zärtliche von Kinkel und seinem Hannes [3]), damit habe ich Alles einigermaßen Lesenswerthe genannt. — Die übrige Gesellschaft ist, trotz Drexlers Versicherung vom Gegentheil, doch bedeutend unliebsam, besonders ein Graf von Bentheim und ein paar Naturdichter, die auch besser bey ihrer Drechselbank und bey ihrem Backofen blieben! — Doch jetzt fällt mir ein, daß zuletzt noch zwey Erzählungen kommen: „Die Deserteure“ von W. O. Horn (eine matte Nachahmung der berühmten Dorfgeschichten) und „der beschriebene Tannling“ von Adalbert Stifter (so so! frommdeutschthümlich, etwas à la Motte-Fouqué). Im Salon läßt sich auch noch Braun hören, — zwischen den Andern sehr honorig, sonst doch eigentlich nur Mittelgut. Das Taschenbuch muß noch bedeutend an Kräften zunehmen, so ist es nicht lebensfähig. — Von Meersburg haben wir nagelneue Nachrichten durch Werner, der

[1]) Neuere politische und soziale Gedichte (24. August 1845).
[2]) Der Herausgeber des „Rheinischen Taschenbuches“ für 1846.
[3]) Johanna Kinkel.

vorgestern von seiner Reise nach München (wohin er seinen Erstgeborenen brachte) zurückgekehrt ist . . . In meinem Weinberge hat es heuer nur wenige und nur essigsaure Trauben gegeben, — Alles verregnet! Doch elf Ohm Wein gemacht, gleich von der Kelter; den Ohm zu 17 Gulden verkauft, und somit, nach Abzug aller Kosten des Jahres, doch noch gegen 60 Thaler reinen Überschuß. Immerhin noch ein schöner Zins von 400 Rth.! Und zwar in einem völligen Mißjahr. Ein gutes, oder nur leidliches habe ich noch nicht gehabt; das vorige war bekanntlich auch sehr schlecht, aber doch besser, und hat mir 95 Rth. reinen Ertrag gebracht. Wenn das am dürren Holze geschieht, so sind mir wirklich einige sanguinische Hoffnungen auf das grüne wohl zu verzeihen. Zwar habe ich eigentlich nichts davon, da ich, etwas voreilig generös, mich sogleich aller Vortheile begeben, zum Besten der Zwillingsmädchen [1]), denen das kleine Besitzthum dereinst zufallen soll. So sind Verwaltung und Ertrag gänzlich in Jenny's Händen, die letzteren zur Verbesserung und Vergrößerung des Grundstücks verwendet. Eine zwar nur mündliche, aber doch selbstgemachte Anordnung, von der es mir, außer im höchsten Nothfalle, doch etwas sehr schimpfirlich wäre abzugehn. Den einzigen Vortheil für mich könnte mir vielleicht dereinst das Häuschen bringen, wenn eine traurige, aber doch endlich unausbleibliche, Veränderung meiner Lage mich nöthigen sollte, Rüschhaus zu verlassen, wo ich dann jedenfalls zu alt und kränklich seyn würde, um mich zwischen dem jungen Schwarm in Hülshoff heimisch zu fühlen.

p. 14ten.

Heute muß ich diesen Brief schließen, wenn er noch zur rechten Zeit kommen soll. Ich trenne mich ordentlich schwer von ihm, denn Sie sind mir fast wie gegenwärtig, wenn ich so zu Ihnen rede. Ich las neulich von einer Erfindung, die man noch zu vervollkommnen, und zum Besten der Politik auszubeuten hofft, nämlich, durch eine wenig kostbare Vorrichtung von drahtdünnen Röhrchen unter der Erde, den Schall auf großen Wegstrecken so fortzupflanzen, daß man z. B. in Minden nur sprechen, und ein anderer in Münster nur das Ohr anlegen darf. Ich denke mir, diese Einrichtungen würden dann Regale, und man förmlich auf billets, nach vorläufiger Bestellung, zu Unterredungen zugelassen. Ach Gott, Lies, was würden wir da manchen halben Gulden todtschlagen! [2]) Mein Mütterchen ist schon seit drei Tagen in Münster, und übt sich in der Ungeduld, in Erwartung meines Onkels Fritz, der sie zu seinem Empfange hinbestellt, und schon vorgestern hätte ankommen sollen. Ich fürchte mich etwas vor seiner Ankunft, so lieb ich ihn habe; er raucht so unmenschlich. Im Sommer, wo wir zumeist im Freyen waren, gings noch an, aber im geschlossenen Zimmer kann er's zuweilen treiben, daß die Lichter beinahe verlöschen, und man nicht begreift, wie Ein Mensch so viel Qualm auspusten kann. Der Arzt hat es ihm zwar verbothen, aber es ist ihm leidenschaftliches Bedürfniß, und er wird es lieber

[1]) Die Zwillingstöchter Laßbergs.

[2]) Also Telephone noch vor Philipp Reis, dessen Erfindung erst in das Jahr 1860 fällt.

auf das Schlimmste ankommen lassen, als einen Tag die Pfeife entbehren. Hoffentlich kömmt er nicht auf lange nach Rüschhaus. In Hülshoff kann ich mich ab und zu über Seite bringen, da macht's mir nicht so viel. Dort (in Hülshoff) ist alles wohl, und mein Päthchen in der Tat ein niedliches Muckelchen[1]). Denken Sie, es kennt mich schon und reicht mir die Ärmchen entgegen! — NB. Werner hat jetzt in Heidelberg den Liszt[2]) gehört, und wie hat er ihm gefallen? — Miserabel! Er sagt: „Die Kunst übersteige alle Begriffe, wer es nicht gehört, könne sich gar keine Vorstellung davon machen; aber damit sey es auch rein alle, und man dürfe sich nur einbilden, daß statt Eines, drey, oder vier Menschen auf verschiedenen Flügeln spielten, so sey der Zauber total gelößt, und was übrig bleibe ein hartes unharmonisches Getrommel, wo man nur mit Mühe hier und da etwas weniges von Takt und Melodie herausfische. Doch sey es allerdings sehr der Mühe werth, ihn einmal zu hören, zum zweiten male aber würde er lieber Geld zugeben, wenn er nur wegbleiben dürfe." Er setzte hinzu: „Ein wirkliches Conzert auf 3—4 Flügeln, von nur einigermaßen tüchtigen Spielern ausgeführt, würde gewiß ohne Vergleich schöner seyn, und sich doch keine Seele dazu drängen; soviel thue die Einbildung und das Bewußtsein der Schwierigkeit!" Was sagen Sie dazu? Haben Sie nicht auch den Liszt gehört? Ich denke nur, Werner hat zu viel Lieblichkeit erwartet, und übertreibt nun aus Ärger nach der andern Seite. Bey so gänzlichem Mangel an Feinheit und Ausdruck wäre doch dieser kolossale Ruhm unmöglich! — Lieb Lies, ich plage mich wie ein armer Hund mit meinen schlechten Stahlfedern, und habe schon ein ganzes Kästchen durchprobirt, aber alle wollen entweder die Dinte nicht lassen, oder haben immer von Neuem Haare im Schnabel, als wenn ihnen ein Bart nachwüchse. Glückselig wer mit Gänsekielen schreiben kann! Ich kann's nicht, denn ich verstehe sie nicht zu schneiden, und Mama ebensowenig! — Adieu mein theuerstes liebstes Herz; von Mama'n kann ich Ihnen, trotz ihrer Abwesenheit, die zärtlichsten Grüße bringen, die sie mir aufgetragen, sobald sie hörte, daß ich Ihnen schrieb. Sie hat sie wirklich noch lieber als ich es gewußt habe, und bejammert förmlich Ihre Abwesenheit bei jeder Gelegenheit. Es ist aber auch was Betrübtes! Die Zeit vermag zwar viel, aber was sie nicht hat, kann sie doch nicht geben! Ich fühle, daß mit Ihnen mein halbes Herz und alle meinen liebsten Stunden dahin sind. Adieu, Lies, bleiben Sie mir nur recht treu; ich denke täglich an Sie, oft ganze Stunden in Einem Stücke. Wenn ich abends auf meinem Kanapee dusele, dann möchte ich Ihnen dieses, dann Jenes erzählen, und endlich bitterlich weinen, daß Sie nicht da sind. Adieu, Ihre Nette.

[An den Rand geschrieben:]

Denken Sie nicht, daß mir Ihr Aufsatz über Dingelstedt nicht gefällt, weil ich seiner zu erwähnen vergessen, er ist ausgezeichnet geistreich geschrieben, und verräth wahrhaft keine Frauenhand!

---

[1]) Anna Elisabeth Freiin v. Droste, des Freiherrn Werner v. Droste-Hülshoff und seiner Gemahlin, geb. v. Wendt, jüngste Tochter.

[2]) Franz Liszt, der sich in den vierziger Jahren auf seinen großen Konzertreisen befand.

XIX.

Rüschhaus 26ten Januar [18]46.

Mein lieb, lieb Herz!

Haben Sie doch an mich und meinen steinalten Geburtstag gedacht unter all den Reisetroublen und Berliner Reminiscenzen? Ich habe Ihren lieben Brief und das zierliche Leuchterchen erst spät bekommen, sonst hätte ich früher geschrieben, doch habe ich die Zögerung, freylich sehr unfreywillig, selbst veranlaßt. Sie wissen, Lies, ein bischen miserabel bin ich immer; stichts mich hier nicht, so kneipts mich dort, z. B. jetzt seit drey Wochen im Ohr, macht einen Lärm wie drey Puckelosinken [?], und mich nebenbey so dumm, daß man Mauern mit mir einrennen könnte. Wahrhaftig Lies, Sie würden mich nicht wiederkennen, — ein kompleter Wechselbalg! Stocktaub auf Einem Ohre, und hat man mir endlich das Nöthigste eingeschrieen, so begreife ich es noch nicht mahl, weil mir immer wie unter dem Schaffhauser Wasserfalle ist. Aber Sie mein Lies, wie wohl thun Sie mir durch Ihre Briefe! Das ist die rechte, und in diesem Klagenwinter einzige, Abendröthe, die zuweilen in mein Stübchen fällt, das über Tag jetzt gar nicht heimlich, sondern recht düster und grau ist, Abends dagegen, beim Ofengeflacker und Lampenlicht wieder so wohnlich, daß ich meine, Sie könnten nirgends besser sitzen, und auch nirgends lieber. Ach, kommen Sie nur bald, bestes Herz!

p. 30ten.

Vier Tage habe ich pausieren müssen, so widerspänstig war mein Kopf . . .

Gestern war Kühnast hier, — in der Dämmerung, wie immer, denn er kommt erst zwischen Drei und Vier, und bleibt allemal etwa eine Stunde, bis der Weg über die langen Kämpe anfängt bedenklich zu werden. Der arme Schelm! Er ist in heller Verzweiflung! Seine Mittheilungen waren so confus, daß ich anfangs glaubte, ihm raten zu müssen, noch jetzt nach Thorn zu reisen. Endlich zu einer Übersicht gelangt, sah ich ein, daß er sich hierzu die Suppe schon zu arg verkocht hat, aber seinem Bruder kann und muß er noch schreiben, um wenigstens klar in der Sache zu sehn. Liebt seine Kläre ihn wirklich nur halb so sehr wie er sie, dann kann und wird sie ihm Alles um so eher vergeben, da er nur aus einem wunderlichen Ehrgefühl und noch wunderlicherer Delieatesse, — kurz, wie gewöhnlich, nach Grundsätzen verkehrt gehandelt hat. Persönliches Wiedersehn wäre freylich das bey Weitem Wirksamste, aber da er ihr bereits ihren Ring wiedergeschickt, und überhaubt die Auflösung des Verhältnisses völlig angenommen hat, so würde er sich mit der Hinreise doch jetzt zu sehr bloßgeben, und allzu klatrig dastehn, wenn es misglückte. Aber da sein Bruder (den er zwar auch böse gemacht hat, aber als sehr versöhnlich schildert) so sehr für das Festhalten dieser Verbindung war, so denke ich es mir doch als möglich, daß dieser Alles wieder ins Gleis bringen könnte, d. h. wenn sie ihn liebt. Leider läßt sich wenig oder nichts schließen aus den Briefen eines jungen Mädchens, das einem älteren und an Bildung über ihr stehenden Geliebten im schönen Briefstyle nachzueifern strebt. Ich habe aus Kühnasts Reden, so hart und

dunkel sie waren, doch heraus verstanden, daß er jetzt halbwegs fürchtet, ein faute de mieux, ein Wesen, „das sie vom Jungfernfluch erlöst Und sich ans Ehkreuz nageln läßt," gewesen zu seyn, — wenigstens in den Augen der Mutter gewiß, und auch nicht ganz ohne Mitwirkung auf die Braut. Und da es nun mit der Aufrichtung des Kreuzes so gar langsam geht, und vielleicht irgendwo ein andrer Galgen winkt et cet — kurz, eine Schlüter-Junkmannsche Geschichte. — Und freylich, wenn die Gegenpartey nicht gerührt seyn *will*, und vielleicht schon längst nach dem Zaun ausgesehn hat, von dem sie die Gelegenheit brechen könnte, dann ist nichts zu machen; aber das muß der Bruder beurtheilen können, — wenn er ihm nur schreibt! Er war keineswegs geneigt dazu, und hatte wieder ein ganzes Regiment Grundsätze zur Hand. — Ich hoffe aber, seine wirklich sehr große Liebe besiegt diesesmal seine Grundsätze. Geht es schlimm, so wird er viel unglücklicher werden, oder es wenigstens viel länger bleiben, als Junkmann, denn es ist weniger Poesie und gar kein Ehrgeiz dabey im Spiel, sondern reine, persönliche Zuneigung. *Sie* ist grade das Mädchen, was ihn wunderbar rühren und an's Herz treten würde, wenn sie auch im Spinnstübchen säße, wie Fausts Gretchen. Bey Junkmann vielleicht wirkte die Geheimratstochter und vom verehrten Lehrer hochgestellte Schwester doch wohl unbewußt mit. — Sie mögen den Kühnast nicht? Er ist freylich verkehrt genug, und ist gegen mich schon mit allen seinen verdrehten Ansichten losgerückt, aber ich habe ihn dennoch sehr gern, denn er ist ganz kunstlos warm, und von einer Unfähigkeit, nur einen Augenblick unwahr zu seyn, die ihm zwar noch hundertmal in Schaden bringen wird, aber die höchste Achtung verdient. Kann er doch nicht mal verbergen, wie viel schlechter ihn meine Gedichte, als die der Plönies gefallen. Wenn die Rede darauf kommt, und ich ganz offen *meine* Vorzüge und dann auch die *ihrigen* anführe, so sieht er mich bey den Ersten ganz verblüfft und ängstlich an, bey den Letzteren aber wird er lebendig, nickt unaufhörlich mit dem Kopfe, lacht vor Seelenvergnügen, und es fehlte nur ein Haarbreit, daß er ausrief: „Richtig! Richtig! O, kein Vergleich!" Halbe derartige Worte sind ihm auch wohl entwischt. Das ist doch wirklich rührend naiv! Und ich kann sagen, daß ich es immer mit Vergnügen ansehe, denn das Demüthigende in der Sache geht mir nicht grade zu Herzen, und jedenfalls weiß ich es nun längst. Und wenn ich denke, wie furchtbar z. B. die Bornstedt mir oft ins Gesicht geschmeichelt und entzückt gethan hat, um mich dann hinterm Rücken zu zerreißen, — wie wenig wir armes Federvolk überhaubt auf Aufrichtigkeit rechnen dürfen, wie sogar wir selbst, Sie und ich, einem andern Autor gegenüber, glauben, gewisse Floskeln hersagen zu müssen, — so kann ich nur mit einer Art von Vergnügen diesen ungekünstelten Ausbrüchen, die keine Ader von Böswilligkeit, keine Spur von vermindertem Wohlwollen mit sich führen, zuhören. Kurz, ich halte große Stücke auf diese candide Seele, und möchte herzlich wünschen, ich dürfte mir, von irgend einer Seite, bessere Aussichten für sie machen, als ich es, eben ihrer Candeur wegen, kann. — Berühren Sie, in Ihren Briefen an ihn, aber ja Nichts von Allem, was ich über ihn geschrieben; er folgert immer anders wie andere Menschen,

und Sie Selbst würden nicht voraus sagen können, ob er nicht eine Beleidigung, eine Anreizung, die Aufrichtigkeit zu übertreiben, oder Gott weiß was sonst daraus nähme. — Junkmann soll in Bonn sehr vergnügt seyn. Er hat mir kürzlich geschrieben, und ich zögere mit der Antwort, um es weniger auffallend zu machen, wenn ich auf keinen seiner Briefpunkte eingehe. Ich fürchte er kommt, oder er ist bereits in schlechten Händen, ich meine Denen der Demagogen. Der neue Redacteur der Cölner Zeitung, Brüggemann (ein berüchtigter Demagog, unter dem das Blatt bereits eine sehr böse Richtung soll genommen haben)[1]), ist sein intimster Freund; und in seinem Briefe steht: „Schaffen Sie Sich das Vorurtheil aus dem Kopfe, als hätte ich politische Vorurtheile. Ja! politische Einsicht habe ich, und politischen Spott, mehr als man in Westphalen vertragen kann, und die sogenannte katholische Parthey. Aber was kann man dafür, wenn man klüger ist als Andre? Ich habe das durch Leiden, durch Studien, durch ausgebreitete Bekanntschaft mit allen Partheyen mir erworben." Erkennen Sie unsern frommen Junkmann denn wieder? Nehmen Sie dazu, daß ich ihm, seit er fort ist, nicht geschrieben, folglich zu dieser Verwahrung nicht die mindeste Veranlassung gegeben habe. Ich fürchte, das böse Gewissen spricht aus ihm, und er weiß sich bereits als den Verfasser des einen oder anderen anrüchigen Aufsatzes. Für die schlesische katholische Zeitung scheint er schon einmal gar nicht mehr zu passen. Auch sonst deutet Manches darauf hin. Sein Hauptumgang ist (außer Simrocks) im Kinkelschen Hause. (Für einen Stockkatholiken doch nicht grade passend). Sein Briefstyl ziemlich burschikos und impertinent. Ich habe ihm ein Exemplar meiner Gedichte versprochen, und müßte es ihm schicken, denn er habe kein Geld, und es sey mir ein Leichtes, in Deiters Laden zu gehn, (er nimmt also an, ich müsse das Buch kaufen). Auch „eine Perle aus meinem in den Kaisergräbern gefundenen Rosenkranze" verlangt er, und, „wolle ich dem Buche meinen Namen einschreiben, oder ein Brieflein beyfügen, so werde ihm das um so angenehmer seyn, jedoch, mit oder ohne Brief, solle ich ihn nicht zu lange warten lassen." Diese sind zwar die auffallendsten Sätze, und es steht noch allerley dazwischen, wodurch sie getrennt, und deshalb weniger auffallend, aber sonst nicht besonders gemildert werden. — Klagen über Schücking, der ihn an seinem in's Rheinische Jahrbuch aufgenommenen Gedichte Vieles verändert et cet. Mir hat der ganze Brief einen höchst unheimlichen Eindruck gemacht. — Großer Gott!! Daß alle Dichter doch so wandelbar sind! Daß man auf Nichts bey ihnen bauen kann! Keine jahrelange Kenntnis ihres Charakters! — Ich fürchte, und wahrlich mit großer Betrübniß, daß Junkmann, über kurz oder lang, auch zu denen gehören wird, die ich wünschen muß, nicht so genau gekannt zu haben. Für jetzt werde ich ihm noch alles Verlangte schicken, mit Übergehung seiner Briefpunkte von allen Bekannten erzählen, aber mich schon streng hüten, eine Meinung auszusprechen. Das alte Vertrauen ist hin!

[1]) Man erinnere sich, daß dieses Urteil über den liberal gerichteten hochverdienten Leiter der „Kölnischen Zeitung", den Vorgänger Heinrich Kruses, von streng konservativer Seite kommt.

Wer hätte das noch vorm Jahr gedacht! Schückingen muß ich auch jetzt schreiben, ich bin ihm auf zwey Briefe Antwort schuldig. Der letzte hat mich auch nicht eben gefreut, so freundlich er war, für's Erste schickt er mir seine Gedichte, worin er als entschiedener Demagoge auftritt! Völkerfreyheit! Preßfreyheit! — alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neuen Schreyer. Vorn eine Abteilung „Liebesgedichte," eingeleitet durch Eins an seine Luise, worin er ihr als der echten königlichen Isolde, vor derem Schein Alles erbleicht, diesen Abschnitt gleichsam widmet, und dann pêle mêle, was er je an Damen geschrieben. Jedes Gedicht bringt ein paar Groschen mehr. Ich suchte aus Neugierde nach einem an die Bornstedt, konnte es aber nicht errathen, dagegen sind einige mir bekannte ausgelassen. Ich habe meiner Mutter die Gedichte nicht zu lesen gegeben, sie würden sie zu sehr gegen ihn einnehmen. Den Brief aber las ich ihr vor, und es kam eine Stelle darin, die sie furchtbar stieß und par contrecoup auch mich. — Nachdem Sch. mir nämlich die bevorstehende zweyte Niederkunft seiner Louise, und seinen dadurch erweiterten Hausstand annonçirte, sucht er mich zu bereden, mein Vermögen zum mit ihm gemeinschaftlichen Ankaufe eines kleinen Gutes am Rhein zu verwenden, und dort mit ihnen zu leben. — Mama wurde ganz blaß, und sagte sehr scharf: „Glaub mir, daß ist ihm ganz und gar kein Spaß". Und bald nachher: „Wenn er es nicht ausgedacht hat, dann hat's Louise ausgedacht, und er ist doch darauf eingegangen. Was wollten sie mit einem Gute anfangen, das sie nachher wieder verkaufen müßten? Aber Du bist ja sein Mütterchen und Pathin zu seinem Kinde!" — Großer Gott! wärs möglich, daß dieser Mensch, dem ich so viel Gutes gethan habe, schon auf meinen Tod spekulirte, weil er denkt, ich mache es nicht lange mehr! Darüber könnte ich doch noch weinen!

XX.[1])

Rüschhaus, 30ten July 1846.

Mein lieb Herz!

Jetzt müssen Sie doch wohl wieder zu Hause seyn. Ich bin richtig hier geblieben[2]), — im strengsten Incognito, was auch höchst nöthig war, denn

[1]) Dieser Brief ist stark gekürzt.

[2]) Am 1. Juli war Annettens Mutter nach Meersburg abgereist. Annette selbst war nicht zu bewegen, mitzukommen; sie war schwer leidend und konnte insbesondere keine Bewegung vertragen. Dazu kamen aber noch seelische Leiden. Im Frühjahr 1846 war der völlige Bruch mit Schücking erfolgt. Schückings Roman „Die Ritterbürtigen" hatte in tendenziöser Weise allerlei Tatsachen aus dem Leben des westfälischen Adels verwendet, die er zum Teil früher durch Annette erfahren hatte, und dies wurde ihm als Verrat an Annette ausgelegt. Die Dichterin war, wie die vorgehenden Briefe zeigten, schon stark gereizt gegen Schücking; nach der Lektüre der „Ritterbürtigen" stieg ihr Zorn aufs höchste, wie ein Brief vom 13. bis 15. April an Schlüter zeigt. Sie hat seitdem keine Zeile mehr mit Schücking gewechselt und ihn niemals wiedergesehen. Nach dem völligen Verlust des liebsten Freundes und der dauernden Entfernung von ihrer liebsten Freundin Elise fühlte sich Annette gänzlich gealtert und vereinsamt; die zunehmende Kränklichkeit verdüsterte ihre Stimmung, ihre Lebens- und Schaffenskraft war gebrochen.

ich bin schändlich krank geworden. Vorher hatte ich nicht Zeit dazu, aber jetzt habe ich ein ganzes Jahr voll Kummer, Sorge und Ärger nachzahlen müssen. Zudem war mein Homöopath[1]) verreißt, ist erst vor einigen Tagen rückgekehrt, und ich habe mich solange allein durchgebissen, — ganz heimlich, besonders von den Hülshofern, um den Clöderloens, Worlitzens et cet. zu entgehn. Schade, daß der Bönninghausen eine Frau hat, er würde mich sonst gewiß nehmen, wenn nur ein Funken Dankbarkeit und Edelmuth in ihm ist; jetzt aber wird Niemand nehmen und hat genommen als ich, — nämlich vorgestern das erste Pülverchen, und die Beklemmungen haben danach schon so bedeutend nachgelassen, daß ich heute unternehme, Ihnen zu schreiben. Aber Was? — Das mögen die Götter voraus wissen, aber ich nicht. . . . Hier ist der Welt Ende, und ich werde von dem, was weiter als 1000 Schritte von meinem Canapee passiert, nicht mehr gewahr, als die Heroen im Elysium von der Oberwelt. Von meiner lieben Mama habe ich vor einigen Tagen die ersten Zeilen erhalten, nur wenige, aber mir doch ganz beruhigende, da sie glücklich übergekommen und, wie mir scheint, sehr kregel und mit Allem in Meersburg aufgeschickt ist. Doch das ist sie ja immer! Jenny hat nicht nur das Glück, entschieden ihr Lieblingskind zu sein, sondern auch die kleinen Mädchen gehen ihr bey den Hülshofer Enkeln weit, weit vor! Es ist natürlich, sie kann dort miterziehen, und sich an der Entwicklung kleiner Talente freuen, die bei den Hülshofern entweder nicht vorhanden, oder wenigstens ganz außer ihrem Bereiche sind.

. . . Lieb Herz! es lautet schändlich Ihnen gegenüber, aber ich werde wahrlich aufhören müssen zu schreiben, aus Mangel an Stoff. Sie können sich die Tiefe meiner Verschollenheit gar nicht denken! Kein Brief (der von Mama der einzige), kein neues Buch, keine Zeitung, kein Besuch, auch keine mündlichen Nachrichten, da ich die Bückersche nirgends hinschicke. Und was Hülshoff anbelangt, so habe ich Werner noch zuletzt meiner Mutter leise sagen hören: „Man muß ihr mahl ganz ihren Willen lassen — die allertiefste Einsamkeit — das ist eine fixe Idee — da läßt sich nichts dagegen machen, sie wird es schon bald müde werden, und zu uns kommen!“ Da hat er freylich nebenhergeschossen, meine Einsamkeit ist mir täglich lieber; aber Wort gehalten hat er, Hülshoff ist für mich wie gar nicht vorhanden, und leitete ich mir nicht durch Nebenquellen Nachrichten von seinem und der Seinigen Befinden zu, so könnten dort Mirakel geschehen, ohne daß ich es gewahr würde. Vorgestern schickte ich Hermann mit Mama's Brief hin, schrieb auch einige unbefangene Zeilen dazu, und es hat mich sehr gerührt, wie er ihm durchs Fenster entgegen gerufen hat: „Hermann hieher! will

[1]) Annette war eine begeisterte Homöopathin. Schon im Winter 1828/29 war sie durch ihren Hausarzt an den Herrn v. Bönninghausen gewiesen worden, dessen erste Patientin sie war. Bönninghausen, der die Aphorismen des Hippokrates mit den Glossen eines Homöopathen versah, erwähnt in den letzteren auch Annette, die er mit seinen Mitteln wieder gänzlich hergestellt zu haben meint, und deren Tod er auf das Konto einer ganz anderen, neuen Krankheit zu setzen scheint.

meine Schwester kommen? Wann soll ich sie abholen?" Es ist ein gutes Blut! Ach ich werde nicht mehr so gar lange zögern dürfen! Ich werde in den gräulichen Kinderlärm, in den jetzt endlosen Besuchstrain hinein müssen, wenn ich ihn nicht mehr kränken will, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann! Aber jetzt mag ich noch nicht, ich muß erst ganz wieder hergestellt seyn, d. h. bis auf den Punkt, über den ich wohl leider nie mehr hinauskomme. Und es ist noch so schön hier! Wenn die rothe Sonnenkugel in den Eichen steht, denken Sie daran? Ich liege jetzt jeden Nachmittag auf der Harfe, lese eine Menge älterer Bücher — Geschichtswerke — lateinische Klassiker, die sich seit zwanzig Jahren in dem unzugänglichen Schrank über dem Flügel braun und gelb geärgert haben; und es ist mir noch nie so klar geworden, wie die Menschen sich zu allen Zeiten so gleich gewesen sind, und namentlich die Verschiedenheit der Stände schon vor 1800—2000 Jahren ganz dieselben Ansichten und Gesinnungen mit sich geführt hat. Ich bin jetzt eben in dem vertrauten Briefwechsel Cicero's. Welche Moquerie! Welche durchtriebenen Intriguen! Und welche ungemeine Höflichkeit und Feinheit des Takts! Und welches charmante Entgegenkommen und gegenseitige heimliche Verachtung der Geld- und Geburtsaristokratie! Sie dürfen nur das Alleräußerlichste und Nichtsbedeutendste ändern, statt Toga „Frack" — statt Senat „Parlament" — statt Sklaven „Domestiken" setzen, und Sie haben (so weit es den herrschenden Ton anbetrifft) Memoiren aus jeder beliebigen überfeinerten, verderbten Zeit. Man muß sich erst hinein lesen, und allerdings die Kenntniß einer Anzahl kleinerer Beziehungen (gesetzliche und gebräuchliche) zu eigen machen, aber sobald man vollkommen au fait ist, giebt es kaum eine anziehendere Lektüre. — Mag ich nicht mehr lesen, so zeichne ich, d. h. ordentlich, ausgearbeitet, obwohl freylich noch fehlerhaft genug, aber doch mitunter Skizzen, die mir selbst Spaß machen. So gehen die wenigen Stunden, wo ich etwas unternehmen kann, pfeilschnell hin, und in den übrigen muß mir natürlich Ruhe und Alleinseyn doppelt lieb seyn. Sähe ich dieser Lebensweise, die mich so zufrieden macht, wie es bei entschiedenem Übelbefinden irgend möglich ist, Dauer an, so würde ich mir durch Einschreiben in die Leihbibliothek noch eine große Ressource eröffnen, käme vielleicht, wenn die begonnene Besserung so fortschreitet, bald wieder dahin, selbst etwas schreiben zu können, aber — wozu Luftschlösser bauen! Vielleicht ist mein nächster Brief schon von Hülshoff! — Bitte, lieb Lies, theilen Sie niemandem diesen Brief mit, fürs Erste ist es ja ein Geheimniß, daß ich hier bin, und dann auch um meines Bruders willen, der mir sein Haus so freundlich öffnet, und es nicht um mich verdient, daß ich es noch in der Welt umher schreibe, wie ich lieber hier bin .... Wissen Sie wohl, lieb Herz, daß ich bereits viel, viel zu lange geschrieben habe? Das Lies verführt mich immer zu Ausschweifungen; ich will nur ein paar Worte schreiben, aber es wird immer ein langer Brief. Wären Sie hier, da hätte ich es wohlfeiler! Adieu — 1000 Küsse für Sie, und einen schönen Gruß für Rüdiger,

Ihre treue Nette.

XXI.[1])

Meersburg p. 4. Febr[uar] [18]47[2])

Mein lieb lieb Lies!

Ich wage es, einen Brief an Sie anzufangen, — jeden Tag einige Zeilen, da muß es doch endlich Etwas geben. Mein Gott, wie ist doch in Münster die Trennung der Gesellschaft so groß, daß auch nicht Einer Ihrer Bekannten erfahren hat, wie elend krank ich gleich nach meiner Mutter Abreise geworden bin, und daß nur die äußerste Not die allseitige Ueberzeugung, daß ich in diesem Zustande keinem westphälischen Winter entgegengehn dürfe, meine nachträgliche Reise, wie alles Nothwendige, auch möglich gemacht hat. Denn Sie müssen wissen, daß ich Hülshoff in einem Zustande verlassen habe, wo ich keine halbe Stunde außer dem Bette seyn konnte, ohne ohnmächtig zu werden. Doch gieng die Reise leidlich; hier brach aber das Uebel erst recht los. Ich bin mehrere Monate völlig bettlägerig gewesen, und noch immer sehr schwach. Dies ist mein erster Versuch zum Schreiben, doch ich habe bis zu Ihrem anberaumten Geduldstermin noch viele Zeit vor mir — noch fast vier Wochen. — So hoffe ich sogar, etwas weitläufig werden zu können. — Ja, lieb Herz, alle meine schönen Träume von Rüschhauser Einsamkeit, Harfenruhe und Abendroth haben kaum ein paar Tage lang einen schwachen Anlauf zur Realität nehmen können, dann war es vorbey. Die Spannung der letzten Zeit hatte mich aufrecht erhalten, und nun fiel ich zusammen wie ein Taschenmesser . . .[3]) Ach, lieb Lies, da war Rüschhaus gar kein liebes heimliches Winkelchen mehr! Ich sah den ganzen Tag nur die niedrigen Balken meines Schlafzimmers, und außer dreymal im Tage sah keine Seele nach mir, da die Erndte im Gange war, und auch die Köchin viel daran half; sonderlich Nachmittags, wo sich das Gemüse-Aufwärmen und Saure-Milch-Aufsetzen in einer Viertelstunde machen ließ, war von Eins bis Sieben das Haus ringsum verschlossen, ich mutterseelenallein darin, fiebernd und würgend. Bedurfte ich etwas Unvorhergesehenes so mußte ich aus dem Bette klettern und mir selber Rath schaffen, oder, wenn ich gerade im Fieberschweiße lag, geduldig aushalten bis zur Erlösungsstunde. Ich habe dies in meinem Eremitenleben sonst auch schon mitgemacht, aber nicht krank; dann freute mich diese tiefe Einsamkeit, da mir Küche und Keller ja offen standen, und ich im Nothfalle an der steinernen Gartenbank meine Leute sehr leicht anrufen konnte, aber jetzt kam ich mir oft vor wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet. Freylich war dies meine eigne Schuld, ich hätte ja nur Jennychen oder Anna zu Hause behalten können, aber die Leute sahen alle so eilfertig aus, rannten und schnauften so

[1]) Dieser Brief ist gekürzt.

[2]) Annette war, wie sie im vorigen Briefe vordeutet, am 28. August 1846 von Rüschhaus nach Hülshoff übergesiedelt. Da ihr Zustand sich nicht besserte, entschloß sie sich zur Reise nach Meersburg. Dieser Brief schildert ihre Reise über Bonn nach Meersburg, wo sie am 1. Oktober 1846 eintraf. Sie hat die Meersburg nicht wieder verlassen bis zu ihrem Tode am 24. Mai 1848.

[3]) Von hier bis „Sie fragen mich" auszugsweise bei Hüffer, „Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke" (Gotha 1887), S. 318—326.

furchtbar, daß es mir gar nicht einfiel, Jemand dem großen Werke zu entziehen. Lieber gieng ich nach Hülshoff, — nicht ohne Scheu vor Gottes neunfachem Segen[1]) dort. Werner und Lina empfingen mich an der Treppe jubelnd und spottend, daß die Langeweile mich endlich hergetrieben, wurden aber mäuschenstill, als ich so elend aus dem Wagen stieg, und nach einigen Minuten im Wohnzimmer ohnmächtig wurde. Man brachte mich gleich in meine Stube, und ich kann nicht Anders sagen, als daß ich bis zu meiner Abreise die sorgsamste zärtlichste Pflege dort genossen habe; doch ohne Erfolg für meine Gesundheit. Werner riß sich fast die Haare aus dem Kopfe, daß ich keine Arzeney nehmen wollte. Und als die letzte schlimme Krankheitszugabe sich später verloren hatte, und ich nun täglich eine halbe Stunde aufsitzen konnte, kam meine Reise denn zur Sprache. Ich sagte „nach Meersburg!" Werner meinte, „er wolle froh sein, wenn er mich bis Bonn hätte, dort sey auch schon Bergluft und sehr geschickte Aerzte". Der arme Schelm war ganz betrübt, Reisen schien ihm eigentlich unmöglich, und Bleiben noch schlimmer... Doch ich muß mich kürzer fassen. Der Weg bis Bonn wurde mir recht schwer; hätte ich den Heinrich nicht bey mir gehabt, der mich fortwährend im Arme hielt, und überhaubt pflegte wie eine Wartefrau, ich wäre im ersten besten Dorfe liegen geblieben. Er verließ mich mit der Überzeugung, daß ich in Bonn bleiben werde, was auch Pauline[2]), deren Empfang rührend herzlich war, als ausgemacht annahm. Ich blieb fast vierzehn Tage in Bonn. Schückings ließen, zu meiner großen Erleichterung, nichts von sich hören, obgleich fast unmittelbar, nachdem ich angekommen, meine Ankunft und wahrscheinlich längerer Aufenthalt in der (ich glaube gar Cölner) Zeitung stand. Reden hörte ich aber mitunter von ihnen. Sie wird schön gefunden und in jedem Betracht bedeutender als er; beliebt scheinen beyde nicht, sie gelten für kalt, aufgeblasen, und man zuckt sehr bedenklich die Achseln über ihren gewaltigen Aufwand. Als Autoren betrachtet scheint Cottas gegen sie ausgesprochene Ansicht auch am Rheine die allgemeine zu seyn. Mir wurde in Bonn besser oder wenigstens bequemer, die inneren Krämpfe fingen an, sich nach Fieberart auf gewisse Stunden zu beschränken, wo sie freylich um so ärger handthierten, ich gewann aber freye Zeit, wo ich sogar aufstehn und Besuche sehn konnte. Junkmann besuchte mich dreymal. Sie haben Recht, er ist der alte reine Charakter geblieben, aber ich fürchte, er geht bürgerlich zu Grunde. Er hat jeden Gedanken an ein Doctorexamen, und überhaubt eine feste bürgerliche Stellung aufgegeben, und exaltirt sich in der Idee, als freyer Litterat die Hydra des Zeitgeistes zu bekämpfen. Freyer Litterat! Das ist die grade Straße zum Bettelstabe! Wenigstens für ihn, dem Fruchtbarkeit und populäre Schreibweise so gänzlich fehlen, gewiß! Ich machte ihm die beweglichsten Vorstellungen, auch von Schlüters Seite, der mich eigends dazu beauftragt, „doch zuerst, und zwar gleich, ehe er Alles vergessen, sein Examen zu machen, um jedenfalls einen Broderwerb im Hinter-

[1]) Damit sind die neun Kinder ihres Bruders Werner gemeint.

[2]) Die Witwe eines von Annettens Vettern, deren Gast Annette mehrmals in Bonn war.

halte zu haben". Er lachte aber so krampfhaft und wild, daß es mich ordentlich grauste und rief: „Hoho! Brodstudium! Das sind mir die rechten Philister! Da erkenne ich das ächte münsterische Pfahlbürgerthum, wo ihr noch Alle bis über die Ohren darin steckt! Ich bin aber seitdem mit vielen andern Leuten umgegangen, und längst weit darüber weg! Im schlimmsten Falle kann ich ja alle Tage Tapezierer werden." Dann zog er einen Fünf-Thalerschein aus der Tasche, und sagte: „Sehen Sie, das ist alles Geld, was ich noch habe, aber das macht mir nichts!" Und nun gieng das krampfhafte Lachen und Herzählen seines künftigen glorreichen Wirkens, und wie er Alles zu Boden donnern wolle, wieder an. Muß einem da nicht bange bey werden? Ich fürchte, wir erleben noch traurige Dinge an ihm! Es ist nicht möglich, daß ein Körper dieser ewigen Aufgeregtheit, diesem furchtbaren Andrange von Ehrgeiz und Überspannung auf die Dauer widerstehn kann. Ich bat ihn, zu Kinkel zu gehn, die bewußte Charakteristik[1]) im Manuscript zu durchlesen, und falls sie nicht discreter sey als sich überhaubt von der Charakteristik einer noch lebenden Person erwarten läßt, Schücking in meinem Namen um Unterdrückung derselben zu bitten. Er theilte meine Ansicht von dem Widrigen dieser Schaustellung, gieng aber keineswegs zu Kinkel, und antwortete mir jedesmahl ganz ruhig: „Ja! Sieh! Da habe ich nicht an gedacht!" Bis fast vierzehn Tage darüber verflossen, wo er mir dann ebenso ruhig die Nachricht brachte: „Er sey um ein Geringes zu spät gekommen, die Charakteristik komme eben aus der Presse." An Entschuldigen dachte er nicht, war aber übrigens mitunter warm und herzlich wie immer, und nahm sehr bewegt Abschied von mir, als ich den scheinbar tollen Entschluß ausführte, ganz allein die weitere Reise nach Meersburg zu unternehmen. Ich fühlte mich sehr krank, glaubte nicht an Besserung, und wollte bey den Meinigen sterben. Ich machte mich in der letzten Zeit stärker als ich war, um Paulinens Widerstand zu besiegen, die mich nicht begleiten konnte (weil ihr ein junges Mädchen in den Ferien anvertraut war) und mich mit großer Liebe und Sorge entließ. Sie hatte Alles gethan, mir die Reise zu erleichtern, mir alle Karten für Dampfboote und Eisenbahnen sogar für den Omnibus bis Freyburg verschafft (diese Anstalten stehn miteinander in Berechnung) und zugleich ein Empfehlungsschreiben vom Direktor der Cölnischen Dampfschifffahrt, was an sämtliche Wagen- und Schiffsconducteure gerichtet, ihnen jede Rücksicht für mich auf die Seele band. So bin ich übergekommen, fast so bequem wie in meinem Bette (d. h. bis Freyburg). Die Herren Conducteure führten mich immer gleich in den Pavillon, nahmen andern Kanapees ihre Kissen, um es mir bequem zu machen, versorgten mein Gepäck, banden mich den Marqueurs so eng aufs Gewissen, daß fast jede Viertelstunde einer kam nachzusehn, ob ich etwas bedürfe, und wenn wir angekommen waren, ließen sie mein Gepäck gleich an das morgige Dampfboot bringen, und führten mich selbst an den Omnibus. Auf der

[1]) Das von Gottfried Kinkel herausgegebene Jahrbuch „Vom Rhein" sollte einen Aufsatz über „Annette v. Droste-Hülshoff" aus der Feder Schückings enthalten. Nach dem vorhergegangenen Bruch mit Schücking riet man ihr allgemein, die Veröffentlichung dieser Charakteristik zu unterdrücken.

Eisenbahn gieng es ebenso. Ich bekam beyde Mahle einen Waggon für mich allein, und fast bey jeder Station erschien ein Gesicht am Wagenschlage, um zu fragen, ob ich Etwas bedürfe. Und doch hat dies Alles meine Reise nur unbedeutend vertheuert; die Conducteure nahmen Nichts, und meine männlichen Wartfrauen waren am Rheine mit einem Gulden, weiterhin schon mit 30 Kreuzern überglücklich! Sie sehen, lieb Lies, ich bin wie in einem verschlossenen Kästchen gereißt und habe (außer meinen lieben Wartfrauen) kein fremdes Gesicht gesehn, nicht mal in den Gasthöfen, wo ich mir gleich ein eignes Zimmer geben ließ, wenn ich auch nur eine halbe Stunde blieb. So fühlte ich mich in Freyburg so wenig erschöpft, daß statt (wie früher beschlossen) Extrapost zu nehmen, ich mich dem Eilwagen anzuvertrauen beschloß, obwohl er abends abgieng. Meine Empfelungen waren zu Ende, aber mein Glück verließ mich auch hier nicht. Ich hatte bis Mitternacht einen Beywagen ganz für mich allein. — Dann mußte ich freylich in den allgemeinen Rumpelkasten voll schnarrchender Männer und Frauensleute, die brummend und ächzend zusammenrückten, als ich mich einschob. Dann gieng das Schnarrchen wieder an, ich allein war wach bey dieser scheußlichen Bergfahrt, und merkte allein, wie den Pferden die Kniee oft fast einbrachen, und der Wagen wirklich schon anfing rückwärts zu rollen. Mein Vis-à-vis stieß mich unaufhörlich mit den Beinen, und die Köpfe meiner Nachbarn baumelten an mir herum. Doch gottlob, nicht lange! Es war noch stockfinster, als wir mit der Post nach Konstanz zusammentrafen, und siehe da! meine ganze Bagage kugelte und kletterte zum Wagen hinaus, und ich war wieder frey! frey! und machte mir ein schönes Lager aus Kissen und Mantel, auf dem ich es sehr leidlich aushalten konnte, bis nach Stockach, wo ich um Zehn ankam, gleich Extrapost nahm, und in Meersburg die Meinigen noch bey Tische traf. — Sehen Sie, lieb Lies, dies ist mein Reiseroman, einen so ledernen haben Sie wohl Ihr Lebtag nicht gelesen. Hier war große Freude über meine Ankunft, aber auch große Bestürzung über mein Aussehn, ich mußte gleich zu Bette und zwey Aerzte annehmen (Einen aus der Stadt, und den sehr geschickten Brunnenarzt von Überlingen). Da habe ich denn viele Medizin geschluckt, und bin immer elender darnach geworden, zuletzt so nervenschwach, daß mir jedes Wort klang wie eine Posaune, und zuweilen im Stockfinstern mir das Zimmer für einige Sekunden erleuchtet erschien wie vom grellsten Sonnenschein, und ich die kleinsten Gegenstände genau unterscheiden konnte. Ach Lies! ich war schrecklich elend, und wünschte auch gar nicht besser zu werden, nur todt! todt!. Endlich erklärte der Brunnenarzt: „mir tauge keine Medizin, ohne Ausnahme; ich sey in allen innern Theilen völlig gesund, aber meine Nerven in einem Zustande der Überreizung, wie ihm noch nie vorgekommen. Er habe mir Dosen gegeben wie sie für ein eben gebornes Kind paßten, und ich habe die ihnen entsprechenden Zufälle bekommen, als ob er mich mit ganzen Pfunden vergiftet hätte." Er fügte hinzu: „könnte ich an Homöopathie glauben, so wäre dies das Einzige, was ich bey Ihnen anwenden möchte, aber so leben Sie wenigstens homöopathisch. Ich sage jetzt aus voller Überzeugung, daß Ihr natürlicher Widerwillen gegen Gewürze,

Wein et cet. Ihr größtes Glück gewesen ist, und Ihre Hartnäckigkeit, 17 Jahre lang keine Arzney zu nehmen, das Klügste was Sie thun konnten. Ich kann Ihnen nichts verordnen als die möglichste geistige und körperliche Ruhe. Liegen Sie ganz still. Schlafen? — so viel Sie irgend können. Denken? — wo möglich gar nicht, oder nur Angenehmes, was Sie nicht aufregt. So werden Sie Sich allmählig von selbst erholen." Und so ist es auch gekommen, ich bin jetzt eigentlich hergestellt, aber noch ungeheuer schwach und reizbar, kann noch keine drey Seiten nacheinander lesen, und dieser ist mein erster Brief, an dem ich gewiß schon 14 Tage schreibe. Sehn Sie Lies, daß ich doch immer mehr für Sie thue, als für jeden Andern? Aber es ist auch ein miserabler Brief! Ein bloßes Krankheitsbulletin! Ich habe gedacht, „das Lies hat mich lieb, ängstet sich um mich, und für dieses Mahl sind ihr genaue Nachrichten mit zuletzt beruhigendem Schlusse lieber, als die schönsten litteraria." — Übrigens kommen mir dergleichen auch weder zu Ohren noch Gesicht. Lesen darf ich ja noch nicht, habe seit meiner Ankunft (2ten Oktober) mein Zimmer nicht verlassen, und nehme, außer der Salm, durchaus keinen Besuch an. Dennoch habe ich Gesellschaft genug in meiner Spiegeley [1]). Laßberg kommt jeden Nachmittag auf eine Stunde, und Mama und Jenny bringen regelmäßig die Abende bey mir zu. Dann wird aber alles Aufregende im Gespräch vermieden, und ich höre, auf einen großen Lehnsessel an der Schattenseite des Ofens gekauert, ganz behaglich an, was von Tagesbegebenheiten, kleinen Abentheuern auf Spatziergängen et cet. vorgebracht wird. Überhaubt langweile ich mich gar nicht, meine Phantasie arbeitet nur zu sehr, und ich muß aus allen Kräften dagegen ankämpfen. Jede etwas unebene Stelle an der Wand, ja jede Falte im Kissen, bildet sich mir gleich zu, mitunter sehr schönen, Gruppen aus, und jedes zufällig gesprochene etwas ungewöhnliche Wort steht gleich als Titel eines Romans oder einer Novelle vor mir, mit allen Hauptmomenten der Begebenheit. — Sie sehn, wie überreizt ich noch bin. Gott! dürfte ich jetzt schreiben (d. h. dictiren), wie leicht würde es mir werden! Aber wie, bald würde ich auch wieder alle Viere von mir strecken! Meine Spiegeley ist ganz reizend, heizt sich vortrefflich, faßt jeden Sonnenblick auf, und ist, durch den Widerschein des Sees, selbst in den trübsten Tagen immer hell. Dazu vor mir auf dem Tische immer ein paar Töpfe in voller Blüthe aus dem Treibhause, wenn ich aufsehe, der immer lebendige, oft himmlisch beleuchtete See mit seinen Fahrzeugen und die Alpen. Ich spüre auch gar nichts vom Winter, und freue mich deshalb auch gar nicht auf den Frühling mit seinem garstigen Aequinoctium, was mich immer krank macht, um so weniger da ich doch vor dem Eintritt beständiger Sonnenwärme (etwa um das Ende Mays, oder Anfangs Juny) das Zimmer nicht verlassen soll. Lieb Herz, ich habe eben Ihren Brief durchsehn, und will beantworten soweit meine Wissenschaft reicht.

[Hier sind etwa zehn Zeilen des Briefes mit tiefschwarzer moderner Tinte so stark durchgestrichen, daß sich nichts davon entziffern läßt.]

[1]) Annettens Zimmer auf der Meersburg.

. . . Kinkel war (Ende September) wieder gesund und in voller Thätigkeit, seine Johanna aber hätte man steinigen mögen, weil sie den nagelneuen Streit zweyer Frauen aus geachteten und mit halb Bonn verwandten Familien als Novellenstoff verarbeitet hatte. Die Indiscretion des Federviehs ist doch heut zu Tage wahrhaft scheußlich! Meine Charakteristik im Jahrbuche mag auch ein rares Stückchen seyn. Sie können wohl denken, daß ich es nicht gelesen, und wahrlich keine Lust dazu habe. Bädeker hat mir das Buch geschickt, d. h. nach Hülshoff. Werner schickte mir den Brief, behielt aber das versiegelte Paket bis auf weitere Ordre zurück; dort mag es ruhn bis zum jüngsten Tage! Hier ist es Gottlob eine terra incognita, wie überhaubt alles Norddeutsche, was sich nicht durch hervorragendes Talent Bahn brechen kann. Lieb Lies, mein Entschluß, mich von allen litterarischen Bekanntschaften (außer von Ihnen) immer mehr zurückzuziehn, wird immer fester, so wie der, niemals eine Recension oder kritischen Aufsatz zu lesen. Sie sind, bey der jetzigen Parteywuth und den überhand nehmenden persönlichen Antipathien und Sympathien, immer einseitig, partheyisch, und sehr häufig nicht einmal im Einklange mit dem eignen Urtheile des Schreibers, der nur seinem Freunde zu Liebe versucht, ob es ihm gelingen will, irgend einigen dummen Teufeln von Nachbetern Schwarz für Weiß vorzumachen. Das ist doch kläglich! Und doch wird manches sonst gesunde Urtheil dadurch für Augenblicke confus gemacht, obwohl es nicht nachhält, und Jeder doch kauft und liest, was ihn freut, und liegen läßt, was ihm, trotz allen Lobpreisungen, nicht zu Gemüthe will. . . . Sie fragen mich, ob Sie zu einer gewissen Zeitung[1]) zurückkehren sollen? Meine Antwort kömmt so spät, daß Ihr Entschluß gewiß jetzt längst gefaßt und ausgeführt seyn wird, sonst würde ich sagen: „Wenn Sie einen andern Ausweg haben, thun Sie es nicht!" Doch ist nicht gar viel mehr dabey. — Gewisse Spannungen kommen selbst mir jetzt völlig veraltet vor, wie viel mehr einem viel schwächeren Gedächtnisse, dem sie fast antediluvianisch erscheinen werden, doch gibt es ein sehr starkes und sehr feindliches Gedächtnis, das sich vielleicht diese Gelegenheit nicht würde entgehen lassen, sich über Indelicatesse, Taktlosigkeit et cet halbtodt zu wundern. Doch ist Ihnen vielleicht an dem Urtheile zweyer Menschen nicht viel gelegen, und über tête-à-tête hinaus wird die Verwunderung keineswegs reichen. Und nun adieu, mein theures, theures Herz! Sollte ich Ihnen Alles Liebe sagen, was mir Mama und Laßbergs aufgetragen, so müßte ich wenigstens noch eine Seite Raum haben. Sie bleiben der Liebling, obwohl Ihr Mütterchen und Tante Minna auch sehr gefallen haben. Erstere hat man noch bildschön und Beyde sehr liebenswürdig gefunden! Adieu, lieb Lies, — mit immer gleichem Herzen Ihre treue Nette.

Meine schönsten Grüße an Rüdiger. Ich ende diesen Brief am Fastnachtsdienstage, und ich habe doch täglich daran geschrieben; sehn Sie, wie lieb ich Sie habe!

[1]) Hiermit ist wahrscheinlich die „Cölnische Zeitung" gemeint, deren Feuilletonredakteur Schücking war.

XXII.

Meersburg p. 20ten July [18]47.

Mein liebes theures Lies!

Es ist Ihnen beim Anblicke dieser Zeilen wohl zu Muthe, als hörten Sie eine Stimme aus der andern Welt. So schlimm ist es indessen nicht, ich bin lebendig, ich leide wenig, aber schwach, schwach! Jetzt ist es fast ein Jahr, daß ich meine Spiegeley nicht anders verlasse, als um bis zur grünen Bank auf dem Hofe zu schleichen. Mein Gehen ist so gut wie gar Nichts mehr. Schreiben bringt mich nach wenigen Zeilen einer Ohnmacht nahe. Lesen darf ich nur mit großer Vorsicht ab und zu ein kleines Gedichtchen, oder einen kurzen Zeitungsartikel. Im Übrigen ist mein Schlaf, wenn nicht gut, doch zur Nothdurft hinreichend. Apetit ditto, fieberhafte oder schmerzliche Zustände nicht vorhanden, Stimmung heiter, Aussehen ganz erträglich, und endlich der langen Rede kurzer Sinn, daß ich nach der Aussage aller meiner Ärzte (ich bin jetzt schon in den Händen des Dritten) durchaus nicht krank seyn soll, nicht mahl nervenleidend, sondern nur grenzenlos nervenschwach. Und dieser miserable Zustand (sein Anfang liegt in meiner zu frühen Geburt, seine gegenwärtige Steigerung in meinen fünfzig Jahren) soll mehrere Jahre, in denen ich nur vegetiren darf, anhalten, und dann? — Nun dann soll hintennach alles charmant, und mir Gesundheit (soweit die Altersschwäche) Denkfreyheit (soweit die Altersstumpfheit) und sogar die Erlaubniß zu schreiben (soweit die Großmamas-Brille es erlaubt) zu Theil werden. Sind das nicht glänzende Aussichten? Zudem glaube ich nicht mahl daran, nicht mehr als an den Juden-Messias. Aber das glaube ich selbst, daß unter günstigen Umständen (d. h. wenn ich mich behandle wie eine Seifenblase oder ein weiches Ey und kein Unglück von Außen auf mich einstürmt) die Geschichte sich noch lange, lange hinspinnen kann. Doch wie Gott will! Ich bin jede Stunde bereit und meinem Schöpfer sehr dankbar, daß er mir durch das beständige Gefühl der Gefahr eine vollkommene Befreundung mit dem Tode, so wie, durch eben dieses Gefühl, eine doppelt innige und bewußte Freude an allen, auch den kleinsten Lebensfreuden, die mir noch zu Theil werden, gegeben hat. Sie dürfen deshalb nicht meinen, mein liebes liebstes Herz, als ob Ihr Brief und Ihre lieben Geschenke mir weniger Freude gemacht hätten als sonst. Sie haben mich mehr als gefreut, tief gerührt; aber antworten konnte ich nicht, und hatte auch Niemanden, der es statt meiner getan hätte. Jenny litt wieder wochenlang, und mein Mütterchen war durch Sorge um uns Beyde so angegriffen und nervenschwach, daß ich nicht weiß, wen von den beyden armen Seelen ich am unliebsten hätte anstrengen mögen. Und von den Kindern ist, in dieser Art, noch gar Nichts zu haben; es sieht mit ihrem Schreiben noch erbärmlich aus, langsam wie Schnecken, und dann Krähenfüße und vier Wörter auf die Zeile. Jenny läßt sie alle ihre Zeit auf jene Unterrichtsstunden verwenden, zu denen die Gelegenheit vorübergehend, oder auch wegen zu großer Kosten vielleicht in späteren Jahren nicht durchhaltend zu benutzen wäre. So sind sie schon recht hübsch voran im Zeichnen, Klavier, Französischen et cet., und recht schmählich zurück in allen

Nothwendigerem, aber allerdings unter Jenny's eigner Leitung leicht Nachzuholendem. Ach, Lies, es ist recht betrübt, daß wir wirklich bereits genöthigt sind, in allen Dingen Vorbereitungen auf eine Zeit zu treffen, an die wir so ungern denken mögen, aber der gute Laßberg nimmt gar zu sichtlich ab, und alles Körperliche an ihm, — Gesicht, Gehör, Gedächtnis, Muskelkraft, — Alles geht jetzt mit seinen 77 Jahren gleichen Schritt, wo nicht noch etwas vor. Nur sein Geist und seine Heiterkeit haben keine Abnahme erlitten, oder erleiden höchstens eine momentane, wenn er sich, wie man zu sagen pflegt, mahl so recht selbst fühlt[1]). — 7. August. Sie sehn, Lies, wie schlecht es mit meinem Schreiben geht, 2—3 Zeilen im Tage, aber heute muß etwas gewagt und geleistet werden, denn unser Heinrich, von München abgehend und über Meersburg reisend, um Mama auf ihrer Reise zu begleiten, ist schon vor drey Tagen angekommen, und wieder nach drey Tagen (am 10ten) steht mir die harte Stunde der Trennung bevor, — von meiner Mitreise kann keine Rede seyn. Habe ich wirklich noch Jahre zu leben, so müssen wenigstens die nächsten und gefährlichsten in diesem Clima durchvegetirt werden, so sagen wenigstens die Ärzte, und Andre auch, — selbst Mama. Es ist sehr hart, von einer 74jährigen Mutter zu scheiden, vor Allem, wenn man selbst krank ist. Das Wiedersehn ist eine Durchfahrt zwischen Scilla und Charybdis. Mein einziger Trost ist die ziemlich offen liegende Nothwendigkeit, Jennyn eine recht nah stehende Gesellschafterin zu lassen. Sie leidet, obwohl 1½ Jahr älter als ich, doch an denselben Erschütterungen einer körperlichen Veränderung, wird, wie ich, noch Jahre lang mehr oder minder damit zu kämpfen haben, und grade bey ihr macht die Seelenstimmung Alles aus. Ein lieber Besuch, ein freyes Ausströmen ihrer Gefühle macht sie auf der Stelle gesund; das Gegentheil mehr oder minder rückfällig in ihre leidenden Zustände. Jetzt ist sie, Gottlob, ganz wohl; Laßberg auch, nur hinfällig, und überaus gütig gegen mich. — Lieb Lies, wie unterhalten wir aber fortan unsre Verbindung, da ich nicht schreiben kann? Als erste Maaßregel werde ich mein liebes Mütterchen bitten, jede Nachricht von hier Nannyn und Luischen zu kommen zu lassen. Eine directe Correspondenz würde mir noch passender scheinen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie auf diese Weise unendlich weniger erfahren würden, denn Mama wird selbst zu den guten Kindern gehn, und dann erzählt sie recht gern und umständlich, während sie sehr ungern, und weil es ihr so schwer wird, nur kurz schreibt. Daß ich gern mitunter einen Brief von Ihnen, mein altes mir immer gleich theures Herz, sähe, brauche ich nicht zu sagen, aber ein Brief, auf den man vielleicht erst nach einem halben Jahre Antwort erwarten kann, ist ein Opfer. Wollen Sie es mir zuweilen bringen, um unsrer Liebe willen, die doch wohl stärker ist als Krankheit und Tod? Und in die Briefe, die fortan wieder von hier an Mama abgehen, einige versiegelte Zeitungen an Sie einlegen, das werde ich doch hoffentlich immer können, und unsre lieben Münsterkinder besorgen sie Ihnen dann, — wären es auch nur die paar Worte: „Ich lebe noch und habe Sie sehr lieb!"

[1]) Laßberg überlebte Annetten, die am 24. Mai 1848 starb, noch um sieben Jahre, bis 15. März 1855.

Der Dramatiker.

Von

Georg Hirschfeld.

Friedrich Neovius war blaß und blond, ein schüchterner Jüngling noch mit dreißig Jahren. Alles an ihm bestimmte ihn zum Dichter. Nicht nur die hohe Stirn und die stark hervorspringende Nase, die an einen anderen Friedrich erinnerte — er lebte in einer Phantasiewelt, er war ein unverbesserlicher Optimist, und was er anfaßte, verlor die Züge des Wirklichen. Schon seine Kindheit hatte ihn auf den Traumpfad gebracht. In einer süddeutschen Kleinstadt war er aufgewachsen, in einem alten, schattigen Garten, der das Häuschen seiner Eltern umgab. Ein Fluß zog an der Gartenmauer entlang und trug auf seinen braunen Wellen allerhand mit fort, dem ein poetisches Gemüt nachsinnen konnte. Nicht nur Unrat aus den Fabriken am oberen Lauf, sondern auch abgebrochene Weidenzweige, tote Vögel, und einmal, ja an einem rauhen Novembertage war es gewesen, da hatte er auch den Leichnam eines jungen Mädchens an Neovius' Garten vorübergetragen. Bis zur Brücke, wo unter vielen Neugierigen auch der kleine Fritz gestanden, voll entsetzter Erwartung. Schiffer hatten die Tote geborgen. Sie war jung und hübsch und keineswegs entstellt. Es wurde im Orte bald bekannt, um wen es sich handelte. Eine unglückliche Liebesgeschichte. Fritz stand dabei und hörte zu, aber was er hörte, befriedigte ihn nicht. Er verstand es kaum. Er hatte sein Bild von dieser Tragödie schon fertig. Still ging er in seinen Garten zurück. Die Tote wurde zur maurischen Prinzessin, nicht zur pfälzischen Lehrerstochter. Ihr Vater war im Kriege gefallen, ein königliches Opfer grausamer Feinde — die Maßregelung des armen Schulmeisters, der seinem Kinde ein zu freies Leben gestattet hatte, war nichts für Fritz. Er machte eine Ballade auf Ulrike Schwatz, so hieß die Selbstmörderin. Er nannte sie Gülnare und fand das Gedicht sehr schön. Er deklamierte es immer wieder unter einem alten Kastanienbaum.

Friedrich Neovius war ein schwächlicher Knabe. Sein Wesen brauchte keine Spielkameraden. Er blieb allein. Er lernte schwer und kam mit einigem Hängenbleiben durchs Gymnasium. Der Vater, ein höherer Ökonomiebeamter, war beruflich oft abwesend und konnte sich um Fritz nicht kümmern. Die Mutter war eine Romanschriftstellerin. Sie beugte ihren schwarzlockigen Kopf den ganzen Tag über den Schreibtisch. Man konnte beobachten, daß sie sogar beim Essen dichtete. Wenn sie es nicht tat, war sie auf Studien-

gängen — sie hatte den Zusammenhang mit dem eigentlichen Leben verloren. Obwohl Fritz seine poetische Ader sicherlich von der Mutter geerbt hatte, besaß sie nur wenig Interesse für ihn. Sogar ihr Kind störte sie im Schriftstellern. So bekam der arme Junge nichts als notdürftige Pflege in Krankheitstagen und die heillose Unordnung eines literarischen Haushalts.

Aber er setzte sich durch. Er leistete das Notwendige und sog sich in seine Träume fest. Das Elternhaus bedeutete ihm nichts, aber alles der elterliche Garten. Im Winter, unter leuchtender Schneebürde — da konnte Friedrich Märchenschlösser bauen. Im Lenz entfaltete sich sein sehnsüchtiges Herz, im Sommer krönte er die Welt, und im Herbst nahm er die Krone seufzend wieder ab. Fritz war innerlich ein Kind noch, als er vor dem Abiturium stand. Noch hatte er kaum mit einem Mädchen gesprochen und sah jedes Frauenwesen im Schimmer Schillerscher Verse. Als er aber zur Universität gehen sollte, um nach der Familientradition Theologie zu studieren, starben ihm kurz hintereinander Vater und Mutter. Nun stand er allein. Das Haus war öde und leer. Man spürte kaum, daß eine Mutter hier hinausgetragen worden. Der junge Student ging zu seinem Vormund, einem alten Justizrat am Marktplatz, und zimmerte mit seiner Hilfe einen Lebensplan zurecht. Daß er leben mußte, wurde ihm nun erst klar. Er hatte bisher damit gespielt. Aber er wagte jetzt auch zu sagen, daß die Theologie ihm unausstehlich sei. Er könne überhaupt nur einen Beruf ergreifen, der ihn sich selbst überließ. Seinen Garten wolle er am liebsten mitnehmen ... Der alte Justizrat sah sich den bleichen Jüngling aufmerksam an. „Du willst wohl dichten," meinte er spöttisch. Dann kritzelte er mit seinem Rotstift allerlei Zahlen aufs Papier. „Hundert Mark hast du monatlich, wenn du sparsam bist," sagte er schließlich. „Damit kannst du durchkommen. Na, vor Dummheiten ist man ja bei dir sicher?" Er entließ ihn wohlwollend, aber es klang doch etwas Verächtliches durch sein Verhalten, als ob das Mündel ihm für jedes wirkliche Leben verloren galt.

Friedrich Neovius atmete auf, und, eine brennende Sehnsucht im Herzen, zog er in die große Stadt. —

Es war zuviel. Er „grüßte" alles. Das meiste, was er sah, brachte ihn aus der Fassung. Jetzt begriff er sein Leben im elterlichen Garten nicht mehr. Aber so vielfach er es tätig sah — selbst mit zu tun, es irgendwo anzupacken, war er nicht fähig, sogar im ganz Abstrakten, in den Hörsälen der Universität, nicht. Es machte ihn ruhelos. Immer wieder nahm ihn die Begeisterung beim Schopf. Er hätte plötzlich aufspringen mögen, eine Ansprache an die Studenten halten und irgend etwas Großes verkündigen. Aber er bezwang sich. Wenn er kühler wurde, sah er ein, daß er eigentlich gar nichts Bestimmtes zu sagen hatte. Das Bestimmte — darauf kam es an. Das machte die anderen in ihrem geistigen Reichtum so sicher.

„Seid umschlungen, Millionen!" Das Lied des großen Friedrich beherrschte den kleinen, aber es brachte ihm nicht den Rausch, sondern sickerte fiebernd durch sein Alltagsleben. Er genoß und darbte. Er arbeitete nicht, sondern lief immer wieder durch die Museen und Galerien. Anbetung

wurde sein Tagewerk. Er fühlte sich groß als Atom. Eines aber brachte ihm Hoffnung: Das Theater. Hier schien es ihm zuzurufen: Auf dich habe ich gewartet. Wende deine Kraft mir zu. Willst du malen, nach dem du Rembrandt gesehen? Kannst du musizieren, wenn du von Beethoven kommst? Du bist aber kein Schwächling. Du siehst etwas Ganzes und Herrliches vor dir. Wo in aller Welt verwirklicht sich dein Traum so gewaltig wie auf der Bühne, die ein Drama gestaltet? Fritz stand jeden Abend eingezwängt im Parterre des Hoftheaters und lauschte auf Schiller, Shakespeare und Hebbel. Was war doch der Genuß eines reichen Mannes, der sich den teuersten Logenplatz leisten konnte, gegen den in drangvoller Enge, wie ihn Friedrich Neovius hatte? Sein Kleinod war die Studentenkarte, die ihm ermäßigten Eintritt verschaffte. Wenn er drei Stunden bei Shakespeare gestanden, ging er noch lange nicht nach Hause, sondern lief noch einmal drei Stunden in den nächtigen Straßen umher und entwarf eine eigene Tragödie.

Ja, darauf kam es an! — Das mußte ihm gelingen! Dazu war er auf der Welt! Er dachte an Kleist und Robert Guiscard. Aber die Zeiten waren anders geworden. Jetzt hatten sich die Tempel der dramatischen Kunst auf ihre Aufgabe besonnen. Jetzt brauchte man Dichter. Das fühlte er jeden Abend im Stehparterre des Hoftheaters, mit pochendem Herzen zwischen anderen Herzen. Jugend! Begeisterte Jugend, die ihrem heimgegangenen Helden huldigte. Wer rief sie? Die Intendanz des Theaters natürlich, die sich in den Dienst der Kunst stellte. Der Weg war deutlich gewiesen. Wer den rechten Mut hatte, mußte in den Hafen gelangen.

Friedrich Neovius ging allmählich den Weg des Enthusiasten. Seine Liebe gehörte nicht nur den Abenden, an denen er sich die Hände wund klatschte, sondern sie begleitete auch bei Tage den hehren Kunsttempel und alles, was mit ihm zusammenhing. Fritz wurde mit den äußeren Lebensumständen der bewunderten Schauspieler vertraut. Er verfolgte in den Zeitungen ihre kleinen und großen Ereignisse. Empörung ergriff ihn, wenn Hermia von Winter, der großen Tragödin, eine Nebenbuhlerin drohte. Er ließ sich sogar hinreißen, an den Intendanten einen beschwörenden Brief in dieser Angelegenheit zu richten, ohne zu bedenken, daß es der Mächtige war, dem er einst sein Drama einreichen wollte. Aber über Kleinigkeiten mußte man in einem Hoftheater erhaben sein. Ritterlichkeit konnte für den jungen Dichter nur einnehmen.

Dennoch, so schön die Zeit in der großen Stadt war — für Friedrich Neovius wurde sie aufreibend. Mehr Schwierigkeiten als sein schwacher Organismus machte ihm sein Portemonnaie. Der gute, alte Vormund in der Heimat hatte sich verrechnet — nicht hundert, nein neunzig Mark standen Fritz monatlich zur Verfügung.

Damit kam er in der Stadt nicht aus. Das Schlimmste aber war, daß dem erhabenen Rausch ein häßlicher Katzenjammer folgte. Der aufstrebende Dramatiker mußte einsehen, daß nur ein vorhandenes Drama ihm Befriedigung geben konnte. Fritz hatte wenigstens einen Stoff gefunden, einen begeisternden. Ein Gruß an die Heimat sollte es werden, ein vaterländisches Trauerspiel.

Danach dürstete ja das Theater. „Graf August von der Pfalz" wollte er es nennen. Einer der großen Menschheitsstoffe — Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Und den Pfaffen wurde es darin gegeben — die konnten sich freuen. In Versen natürlich, in Versen, wie sie Friedrich Neovius durch die Seele rauschten.

Aber in der Stadt es schaffen? Unmöglich. Fritz nahm Abschied von ihren gleißenden Verlockungen, zuletzt auch vom Hoftheater. Er erkühnte sich, Hermia von Winter ein Gedicht und einen Rosenstrauß zu schicken — leider ohne Dank. Dann zog er aufs Land hinaus. Vor den Bergen machte er Halt. Er wollte die blauen Höhen immer vor sich sehen. Es lockte ihn, zu ihnen hinauf zu singen. Ein kleines, friedliches Dorf gefiel dem Dichter. Bei wortkargen, sauberen Bauersleuten mietete er sich ein. An sein Stübchen grenzte der Kuhstall. Es war zunächst ein schwieriges Hindernis, in Prinzessin Eugenias und Graf Augusts Liebesgespräch hinein das Brüllen der „Gescheckten" zu hören. Auch Schweinegrunzen machte sich bemerkbar. Das schadete der erhabenen Domszene, Graf Augusts Ritterschlag. Aber der alte Apfelbaum vor dem Fenster mit seinen roten, lustigen Früchten versöhnte wieder. Die starke Hochlandsluft ließ Friedrichs Brust vom Staube der Großstadt genesen. Er führte ein hygienisches und dermaßen billiges Leben, daß er nicht nur seine Schulden bezahlen, sondern auch ein bißchen zurücklegen konnte. Er kam zum Arbeiten. Aber nur zögernd, Schritt für Schritt. Er konnte sich von seinen Gedankenkindern nicht trennen. Wenn sie auf dem Papiere standen, sahen sie ihn fremd und reizlos an. Geschrieben mußten sie ja werden. Friedrich bedauerte, daß es kein anderes Mittel gab, Gestalten der Phantasie in den Rahmen eines Dramas treten zu lassen. Warum konnten sie denn nicht aus dem Kerker des Kopfes heraus, so wie sie waren? Schön und vollendet? Aber das war unmöglich. So ließ er sie denn gefangen und führte sie täglich spazieren.

Man konnte Friedrich Neovius zu jeder Jahreszeit über die holprigen Ackerpfade und durch einsame Waldlichtungen wandern sehen, immer mit leuchtenden Augen, immer flüsternd und mit seinem Stock gestikulierend. So dichtete er. Die Bilder der Stadt entschwanden ihm. Er wollte bei seinen Bauern bleiben. Alles Berufliche, was ihn hätte zum großstädtischen Schriftsteller machen können, fehlte Friedrich. Er hatte keinen Ehrgeiz. Das eigentliche ästhetische Streben war seine Sache nicht. Er schuf naiv wie ein Kind. So bekamen seine Geschöpfe alle ein bißchen bleiche, blonde Ähnlichkeit mit ihm selber.

Wie fern er aber auf Burgen und in Domen des sechzehnten Jahrhunderts dichtete, so nahe und gegenwärtig griff ihn das Leben an. Als Stubennachbar der Bäuerin und des Kuhstalls wußte er von den Dingen der Wirklichkeit bald mehr, als seine „erfahrenen" Kollegen in der Stadt.

Eines Abends lernte er im Wirtshaus einen Mann aus der Residenz kennen. Es war ein bärtiger und höchst kultivierter Mann, der seiner angegriffenen Nerven wegen eine Fußtour ins Gebirge machte. Heute kam er nicht mehr weiter und übernachtete in dem Dorf. Friedrich gefiel ihm. Er lud ihn zu einer Flasche Wein ein. Staunend erfuhr der Dichter, daß er

einen berühmten Kollegen vor sich hatte. Der Fremde trug einen Namen der Friedrich lange vertraut war. Nun kamen seltsam schöne Stunden. Friedrich hörte mit allen seinen Nerven zu. Der starke Wein entflammte ihn. Alles tat sich plötzlich wieder vor ihm auf, was er halb vergessen hatte. Er hörte wieder von Theaterpremieren, berühmten und unberühmten Schauspielern. Der Dichter aus der Stadt jonglierte mit hundert Namen. Er hatte eine gewandte Zunge und verstand es, die glänzende Atmosphäre, in der er lebte, dem armen Einsiedler mitzuteilen. Als er um Mitternacht nichts mehr zu erzählen wußte, kam er darauf, Friedrich nach seinem Leben zu befragen. Mit großen Augen hörte er den mühsamen Erklärungen des blassen Sonderlings zu. Es berührte ihn wunderlich. Auch er schien an längst Entschwundenes erinnert zu werden. Sie schieden in Freundschaft voneinander, und Friedrich versprach, sein Drama möglichst bald zu vollenden, das vollendete dem berühmten Freunde in der Stadt zu schicken.

Nun kam ein anderes Tempo über ihn. Der Ruf von draußen war erklungen. Er eilte, ihm zu folgen. Mehrere Jahre hatte er unfruchtbar in dem einsamen Dorfe verbracht. Jetzt, seit der Begegnung mit dem Kollegen, schrieb er sein Drama in wenigen Wochen nieder. Rastlos und nachtwandlerisch. Er wußte nicht, wie es gelang. Endlich war er fertig und entschloß sich, sein geliebtes Manuskript auf die Post zu tragen. Antwort aus der Stadt kam erst nach sieben Wochen. Der berühmte Dichter war zu einer Premiere verreist gewesen. Nun hatte er „Graf Gustav von der Pfalz" gelesen und äußerte viele Bedenken. Aber eine Szene, die im Dom, Graf Augusts Ritterschlag, vielmehr der zweite Teil dieser Szene — das wäre famos. Das hätte Hebbel schreiben können. Friedrich erglühte. Diese eine Äußerung vergoldete ihm alles andere. Der Freund riet zu durchgreifender Umarbeitung. Er hatte auch mehrere Versuche bei Theatern gemacht, unter anderem bei Friedrichs alter Sehnsuchtsstätte, dem Hoftheater. Aber es sei leider gar keine Aussicht für historische und kostspielige Stücke vorhanden. Friedrich las das alles und verstand es nicht. Aber er wurde auch nicht davon erschüttert. Die eine Stelle im Brief, das Lob der einen Szene, vielmehr ihres zweiten Teils, der von Hebbel sein könnte — daran hielt er sich.

Von diesem Trost fristete er weitere drei Jahre. Jetzt hatte er das fertige Drama in seiner Stube, an dem er nichts mehr änderte, obwohl er es versprochen hatte. An einem zauberhaft leuchtenden Herbstabend jedoch überwältigte es ihn. Der Vorwurf seines gefesselten Geschöpfes bäumte sich gegen ihn auf. Er war nun dreißig Jahre alt geworden und hatte nichts für seinen Dichterruhm getan. Alle überholten ihn. Er entzog den Bühnen seine Gabe, er, der eine Szene geschrieben, deren zweiter Teil an Friedrich Hebbel erinnerte. Gegen sich selbst aufgebracht, lief er umher, und als er erschöpft heimkehrte, kündigte er plötzlich seinen erstaunten Wirtsleuten. Er müsse in die Stadt zurück. Noch einmal wolle er das wahre Leben berühren. Der gekränkte Bauer wandte ihm den Rücken.

Als Friedrich Neovius an einem regnerischen Abend wieder vor dem Prachtbau des Hoftheaters stand, Automobile vorfahren und elegante Gestalten

in das warme, hellerleuchtete Innere eilen sah, erfaßte ihn doppelte Sehnsucht. Er mußte dorthin gelangen, wo von je sein Traum gewesen. Am nächsten Vormittag ging er den schweren Weg. Der unscheinbare Seiteneingang, die kahle Steintreppe, die zur Generalintendanz hinaufführte, ernüchterten ihn. Er glaubte nicht, zum Beherrscher der abendlichen Herrlichkeit zu kommen. Das Vorzimmer war von allerlei geräuschvollen Leuten, meist Schauspielern, angefüllt. Ein mürrischer Diener meldete an. Friedrich Neovius mißfielen die Schauspieler im Tageslicht; besonders das Wesen einiger Damen. Sie sahen gar nicht vornehm aus. Etwas vom Bajazzo-Elend lag über ihnen, und sie kicherten über Geschichten, die Friedrich als übel empfand; ein hagerer Mensch mit langer Nase, Komiker zweiten Ranges, erzählte sie. Friedrich saß still in einer Ecke und hielt sein Manuskript fest. Endlich, nach sieben Vorleuten, wurde er gerufen. Er verlor die Fassung und wußte kaum, wie er in das Zimmer des Intendanten gelangte. Ein grauhaariger, kränklicher Herr von Kavalierzuschnitt stand vor ihm. Fritz sollte sagen, was er wünschte, und stammelte etwas von eingereichtem Drama, das er noch einmal persönlich seiner Exzellenz . . . Der Intendant erwiderte: „Werde prüfen lassen. Bitte um Einsendung." Der Dichter entfernte sich unter Verbeugungen. Auf der Treppe fiel ihm erst ein, daß er seine Einsendung schon bei sich hatte.

So ging es nicht . . . Er gab das Hoftheater auf. Die nochmalige Sendung wagte er nicht, denn er fürchtete nichts so wie eine zweite, kränkendere Ablehnung. Tiefe Verstimmung ergriff ihn. Er bereute, in die Stadt zurückgekehrt zu sein. Da aber kam ihm ein Trost, wo er ihn am wenigsten erwartet hatte. Er hatte sich bei einer Witwe ein bescheidenes Zimmer gemietet und wußte eigentlich nichts von den Leuten, bei denen er wohnte. Erst allmählich erfuhr er, daß Frau Besold Weißnäherin war und eine Tochter hatte, die schneidern ging. Das Mädchen war wenig daheim. Sonntags aber hörte Fritz sie in ihrer Stube, die an die seine grenzte. Sie war einer Tätigkeit hingegeben, die er nicht begriff. Sie ging beständig hin und her und redete vor sich hin. Er konnte die Worte nicht immer verstehen, aber es war viel von Verrat und treuer Liebe darin. Während er sich noch seinen Vermutungen hingab, kam Frau Besold in sein Zimmer und brachte ihm Kaffee. Sie hörte die Tochter und lachte verlegen. „Na, man nicht zu laut, Emmy. Das stört ja den Herrn Doktor." Jetzt fragte Friedrich, und er erfuhr, daß Emmy in ihren Mußestunden nichts so gern tat, als für die Liebhaberbühne eines Konfektionsvereins dramatische Rollen zu lernen. Jeden Monat finde eine Vorstellung statt. Frau Besold schilderte eindringlich die Schönheit dieser Theaterabende und das Talent ihrer Tochter. Sie wisse selbst nicht, woher Emmy es habe. Der selige Besold sei Lokomotivführer gewesen. Der habe gar nichts fürs Theater übrig gehabt.

Friedrich hatte ein leises Glücksgefühl. So nahe, Tür an Tür, lebte ein Menschenkind, dessen Streben dem seinen verwandt war. Und eine Frau, ein junges, lebensdurstiges Geschöpf. Eine Muse . . .

Er erzählte Frau Besold, wie sehr auch er sich für das Theater interessiere Da rief sie Emmy, die eben „Leb wohl, Wladimir! Wir werden uns wiedersehen!" gesagt hatte. Sie erschien und erwies sich als ein hübsches, blondes,

etwas zu zartes Mädchen. Sie paßte zu Friedrich Neovius und sah wie seine Schwester aus. Am Nachmittag desselben Tages ging er schon mit ihr spazieren. Der sonst so Schüchterne hatte plötzlich die Scheu verloren — das gemeinsame Thema Theater riß ihn mit. Er fand an Emmy eine teilnahmsvolle Zuhörerin. Bald erzählte er ihr sein ganzes Schicksal. Sie sprach auch von dem, was sie bedrückte, und Fritz hörte heraus, daß Emmy Besold verlobt gewesen, nun allein stehe, aber sie mache sich nichts mehr daraus. Sie habe zu viel Arbeit und suche in der Kunst Erholung. Er solle nur einmal mitkommen in den Konfektionsverein. Sie werde ihn einführen. Ein vorzügliches Trauerspiel „Der Rächer" werde jetzt einstudiert, worin sie die Olga Liezewska, eine Hauptrolle, spiele. Das sei eine russische Revolutionärin. Die männliche Hauptrolle, den Grafen Wladimir, spiele Herr Blumenthal, ein sehr begabter Dilettant. Friedrich konnte sich zwar nicht ganz vorstellen, daß dieses sanfte, blonde Mädchen eine blutdürstige Revolutionärin spielen würde, aber was sie erzählte, fesselte ihn ungemein. Emmy Besold gefiel ihm mehr und mehr. Sie blieben stundenlang beisammen.

Die Mutter sah es gern. Herr Neovius hatte etwas Zuverlässiges. Bald wurde der Verkehr der jungen Leute zur lieben Gewohnheit, und sie galten in der Nachbarschaft als verlobt. Leidenschaftlich waren beide nicht, aber in der Atmosphäre der Großstadt war auch Friedrich ehrgeizig geworden. Er wollte keinesfalls mehr unbekannt bleiben, Emmy nicht ewig schneidern gehen. Sie träumte davon, Schauspielerin zu werden. Ihr Hauptwunsch aber war es, daß ihr geliebter Fritz als Dichter durchdringen möge. Sie hatte ihn auf einen rettenden Gedanken gebracht. „Es ist zwar eine historische Tragödie," sagte sie, „und braucht viel Dekorationen, aber warum versuchst du es nicht mal beim Zentraltheater?" — „Bringen die denn hohe Kunst?" fragte er etwas geringschätzig. — „Sie bringen vor allen Dingen lebende Dichter; das Hoftheater bringt ja bloß tote. Aber Direktor Pelemann vom Zentraltheater, das ist etwas anderes. Denk dir, den kenn ich." — „Du kennst ihn?" Er rief es laut und packte ihre Hand. „Ja," sagte Emmy, ich komme seit zwei Jahren zu Pelemanns und schneidere für die Frau. Der Direktor ist schon ein paarmal durchs Zimmer gegangen und hat mich angesprochen. ‚Da ist ja wieder unser fleißiges, blondes Kind,' hat er gesagt. ‚So eine müßte ich für die Grisetten haben, Antonie.' Antonie ist seine Frau, und die Grisetten sind die neue Operette, die so großen Erfolg hat." — „Operetten gibt er auch?" — „Aber natürlich; Operetten und Schauspiele und Lustspiele, alles mögliche. Jede Woche was Neues. Im Hoftheater geben sie ja immer dasselbe."

Friedrich ging nachdenklich auf und ab. „Was versprichst du dir von Direktor Pelemann für mich?" — „Ach, weißt du, wenn er lebende Dichter fördert, dann muß man doch durch persönliche Bekanntschaft was erreichen. Frau Direktor hat mich gern. Ich riskier es. Ich gebe ihr dein Stück. Wenn es ihr gefällt, gibt sie es sicher ihrem Mann." — „Und dann meinst du — —?" — „Dann mein ich . . ."

Die mutige Emmy riskierte es wirklich. Nach dem dritten Volant, den sie um Frau Pelemanns neue Robe genäht hatte, brachte sie ihren großen

Wunsch hervor. Die Frau Direktor war eine gutherzige, korpulente Dame. Ihr Äußeres erinnerte an die Besitzerin eines gutgehenden Restaurants. Ihre Eltern hatten nach kleinen Anfängen ein blühendes Delikatessengeschäft gehabt. Die vermögende, appetitliche Frau besaß noch ein ungeschwächtes Gefühl für die Leiden kleiner Leute. So faßte sie auch die Geschichte auf, die ihre Schneiderin wirr hervorsprudelte. Das Schicksal von Friedrichs Tragödie nötigte ihr ein bedauerndes Kopfschütteln ab, als ob sie eine Klage über die schlechten Zeiten hörte. Sie überlegte ernstlich, wie zu helfen wäre. Freilich paßte sie dabei scharf auf, daß Emmy in ihrer Begeisterung nichts schief nähte. Frau Pelemann traute sich nicht, den Vorschlag zu machen, auf den die Schneiderin anspielte. Sie kannte die Launen ihres Gatten. Sie kannte den Herrn Direktor überhaupt besser, als viele andere Leute. Aber der Zufall kam Emmy zu Hilfe. Wieder begnadete der Gestrenge die Schneiderstube mit seinem Besuch. Ein Knopf war ihm abgerissen, und das war Herrn Pelemann wichtiger, als alle Kostüme seiner Gattin.

„Antonie, sei so gut," sagte er, in affektierter Jugendlichkeit hereinkommend. Er wirkte daheim wie ein abgeschminkter, alter Komödiant und genierte sich vor der jungen Schneiderin durchaus nicht. „Ah, unsere liebe, kleine Emmy! Emmy Besold, nicht wahr? Ich habe ein fabelhaftes Namengedächtnis." Emmy errötete und fühlte sich sehr geehrt. Jetzt oder nie, dachte sie. Sie erhob sich und war eifrig bereit, Herrn Pelemann den Knopf anzunähen, wobei sie Frau Pelemann einen flehenden Blick zuwarf. Da erbarmte sich die Gute und erzählte ihrem Gatten, was sie von der Schneiderin soeben erfahren habe. Herr Pelemann mußte stillhalten und stellte teilnehmende Fragen. „Was ist es denn? Ich interessiere mich dafür." Er sah in seinen Taschenspiegel. „Vermutlich ein Trauerspiel? Modern?" — „Nein, historisch," hauchte hinter ihm die kleine Schneiderin. — „So, so. Das ist schon schwieriger. Aber es kommt ganz auf das Talent an. Man sehnt sich ja nach neuen dramatischen Talenten. Das Hoftheater hat es abgelehnt?" — „Ja," schluchzte Emmy. — „Nun, Sie brauchen darüber nicht zu weinen, liebes Kind. Das kommt öfters vor — nicht wahr, Antonie? Das Hoftheater nimmt überhaupt nichts." Pelemann wurde erregt und hob seine Stimme, als ob er zu einer Versammlung spräche. „Die Wintersaison ist bei den Leuten ein Winterschlaf. Die moderne Produktion könnte verhungern, wenn ich mich nicht zuweilen . . . . Aber, wie gesagt, liebes Fräulein, es kommt auf das Talent an. Ach bitte, wickeln Sie doch den Faden noch ein paarmal herum. So — bin ich fertig? Danke bestens!"

Pelemann ging zur Tür. Emmy starrte ihm nach. Noch hatte er das entscheidende Wort nicht gesprochen. Da besann sich der Direktor. „Übrigens, Ihr Herr Bräutigam soll mir doch sein Drama gelegentlich schicken. Er soll es mir persönlich bringen — bitte sehr. Es wird mich interessieren, seine Bekanntschaft zu machen." Emmy blieb selig bei ihrer guten, korpulenten Frau und arbeitete heute noch einmal so eifrig. —

Als Friedrich Neovius aus dem Bureau des Zentraltheaters zurückkam, war er in gehobener, aber nachdenklicher Stimmung. Der Direktor sei

äußerst liebenswürdig gewesen, erzählte er Emmy. Er sei dazu gekommen, dem fremden Manne seine ganze Lebensgeschichte zu erzählen. Er habe über seine eigene Beredsamkeit gestaunt. Ein seltsamer Kauz sei übrigens dabei gewesen, ein alter, verkrümmter Mann, der während Friedrichs Erzählung immer vor sich hingenickt habe, als wollte er sagen, so sei das menschliche Leben. Erst zum Schluß habe es sich herausgestellt, daß der aufdringliche Mensch der Kassierer des Theaters sei. In spätestens acht Tagen wollte Direktor Pelemann den „Grafen August von der Pfalz" gelesen haben. Nun heiße es wieder warten und hoffen. —

Aus den acht Tagen wurden acht Wochen. Das war schmerzlich, aber Friedrich und Emmy wurden immer wieder darüber fortgetäuscht. Sie bekamen nämlich von der Frau Direktor Freibilletts zum Zentraltheater und wurden durch die häufigen Besuche nie das Gefühl los, zum ‚Bau' zu gehören. Die entsetzliche Empfindung, die ein Autor in dem bureaukratischen Hoftheater hatte, einfach vor die Tür gesetzt zu sein, erlebte er in Pelemanns Musentempel nicht. Der Besuch war freilich lange nicht so bildend und genußreich. Die Operette herrschte vor. Man konnte ein Zugstück zwei oder dreimal sehen. Dann floh man als Tragödiendichter. Die wöchentliche Schauspielvorstellung, die oft durch Lustspiel oder Schwank ersetzt wurde, war eine Oase. Friedrich und Emmy versäumten sie nie. Bald wußten sie mit den Leiden und Freuden des Personals noch besser Bescheid, als Friedrich einst beim Hoftheater. Emmy kam während dieser Zeit zu einem großen Entschluß. Sie erkannte unter Friedrichs Einfluß, was wirkliche Schauspielkunst war, und gab ihren Traum auf, zur Bühne zu gehen. Ihr Leben gehörte ja dem aufstrebenden Dichter. Nach Friedrichs erstem Erfolge wollten sie heiraten, und dann hatte Emmy vor, ein feines Atelier für Damenmoden zu eröffnen. —

Direktor Pelemann stand vor dem Ereignis der Saison. Die Proben zu dem großen Operettenschlager waren im Gange. Er leitete sie persönlich und arbeitete den ganzen Tag mit den beiden Komponisten und drei Textdichtern. Es war eine schwere Zeit auch für den Pelemannschen Haushalt. Frau Antonie war ihr immer wieder gewachsen. Mit seinen Sorgen kam der Direktor stets zu ihr. Heute erschien er erst um vier Uhr zum Mittagessen. „Es wird, es wird!" flüsterte er. „Die Szimela ist heiser, dann ist sie am Abend sicher famos! Wenn man nur nicht von Nebensächlichkeiten so entsetzlich schikaniert würde! Lächerliche Sachen, die einem die Kraft nehmen!" — „Aber um Gottes willen, Theodor, was ist es denn?" — „Ich muß einen Dramaturgen haben! So geht das nicht länger! Dr. Aron fortzuschicken war eine falsche Sparsamkeit! Jetzt ersticke ich vor Manuskripten! Ich komme kaum durch mein Bureau! Und täglich Mahnbriefe! Fräulein Kleie tut weiter nichts, als solche Briefe beantworten!" — „Das ist immer so im Winter, Theodor." Frau Pelemann sagte es resigniert, als ob sie von irgendeiner Naturplage spräche. „Im Frühjahr gibt sich das wieder." — „O, gedichtet wird immerzu! Und alles schicken die unseligen Dichter mir! Als ob ich ein Millionstel davon aufführen könnte! Mein Rat ist immer der: Mieten Sie mir das Theater ab, mein Herr. Zahlen

Sie mir tausend Mark für den Abend! Aber das tut ja natürlich keiner!" – „Ja, es ist schwer, Theodor." — „Das Allerschlimmste ist, daß ich mit einem Journalisten hineingefallen bin. Der Kerl hat sechs Wochen auf sein Stück warten müssen, und jetzt hat er die Frechheit, mir zu drohen. Er will es im Generalanzeiger zur Sprache bringen, wie die dramaturgischen Zustände des Zentraltheaters sind." — „Ich kann mit meinen schlechten Augen nicht alles lesen," seufzte Frau Pelemann. — „Nein, du kannst es überhaupt nicht, liebes Kind. Wir müssen einen Fachmann haben. Einen jungen, begeisterungsfähigen Menschen. Und jetzt gerade, vor der Premiere der ‚Leutnantsliebe', muß ich ihn engagieren, um einer eventuellen Zeitungsfrechheit die Spitze zu bieten. Denk doch, wie mir das sonst schadet. Es kann direkt eine Verstimmung in die Premiere bringen."

Direktor Pelemann ging auf und ab. „Weißt du denn keinen geeigneten Menschen? Hundert Mark monatlich! Danach reißt man sich heutzutage." Er dachte nach. „Sage mal!" rief er dann plötzlich. „Der Bräutigam von deiner Schneiderin! Der junge — Neovius! Richtig, Neovius! Ich habe ein fabelhaftes Namengedächtnis! Ich glaube, der hätte die Ausdauer und die Begeisterungsfähigkeit! Literarisches Urteil hat er doch sicher auch?"

„Hast du sein Drama schon gelesen? Noch immer nicht? Ach Gott, das arme Fräulein Besold. Die fragt mich immer wieder." — „Ich kann doch während der Proben zur ‚Leutnantsliebe' unmöglich historische Dramen lesen ... Aber das ist ja ganz egal. Ich lasse mir Herrn Neovius kommen." — „Glaubst du denn, daß er die Verantwortung übernehmen wird?" „Aber er braucht ja nur abzulehnen! Stücke, die in Frage kommen, lese ich!"

Als Friedrich einen liebenswürdigen Brief von Direktor Pelemann erhielt, der ihn zum Besuch aufforderte, glaubten er und Emmy, daß die Annahme seines Dramas gesichert sei. Emmy konnte heute nicht zur Arbeit gehen. Sie war zu aufgeregt und begleitete ihren Fritz nach dem Theater. In der bangen Stunde, die er mit dem Direktor verhandelte, wartete sie unten auf ihn. Als er endlich wieder herunterkam, sah sie ihm sofort an, daß das Drama nicht angenommen war. Sie entsetzte sich zuerst, dann aber kam ein Freudenschimmer auf ihr Gesicht, denn sie merkte, daß Friedrich nicht gebrochen war. Hatte ihm Direktor Pelemann so günstige Aussichten für die Zukunft gemacht? –

Er erzählte ihr: Das Stück finde der Direktor höchst talentvoll. Es habe ihn nicht mehr losgelassen. Er habe es trotz der anstrengenden Proben gestern nacht in einem Zuge gelesen. Es stecke noch mehr Zukunft als Gegenwart darin. So habe sich der Direktor fein ausgedrückt. Aber für das Zentraltheater sei es leider ganz ungeeignet. Solche Experimente könne er sich nicht leisten. Presse und Publikum ließen ihn vollständig im Stich.

Emmy staunte. Das waren ja alles fürchterlich traurige Ergebnisse. Und Friedrich machte noch immer einen frischen und gehobenen Eindruck. Er fühlte sich wohl noch mehr als Dichter jetzt, gewiß, aber die Zukunftspläne? Der Erfolg? Die Heirat? — Da verriet er ihr mitleidig den Trost, den er für sie aufgespart hatte. Direktor Pelemann habe ihm einen ganz überraschenden

Antrag gemacht. Er sei von Friedrichs künstlerischer Gewissenhaftigkeit so überzeugt, daß er ihn in seiner nächsten Nähe behalten wolle. Er vertraue ihm das Urteil über die Werke an, die seiner Bühne jährlich eingereicht würden. Friedrich solle für hundert Mark monatlich Dramaturg des Zentraltheaters werden. Auch kleine Regieaufgaben ständen ihm bevor. Das bedeute nicht nur eine gesicherte Zukunft, sondern auch ein großes Stück künstlerischer Entwicklung. Er komme nun praktisch in all das hinein, dem sein Streben theoretisch längst gehöre.

Emmy hatte aufmerksam gelauscht. Ganz schien sie die glückliche Lösung noch nicht erfaßt zu haben. Sie trauerte noch dem Drama nach. „Aber das bleibt mir ja!" rief Friedrich. „Es wird ganz sicher gespielt! Wenn nicht hier, so wo anders!" — „Also du willst wirklich den Posten annehmen?" fragte Emmy beklommen. — „Aber du tust ja gerade so, als ob ich ein Galeerensträfling würde! Mit meinem bißchen Vermögen bin ich bald fertig! Ich will jetzt ehrlich mein Brot verdienen und dabei ein freier Künstler bleiben!" Friedrich wurde gekränkt. Das wollte sie nicht. Sie nickte eifrig. „Jetzt sehe ich es schon in anderem Licht, Fritz. Es störte mich nur, weißt du — du schreibst doch selber so schöne Sachen, und sollst nun immer lesen, was andere schreiben?" — „Darin liegt doch auch etwas Gutes! Ich kenne den Dornenweg des Dramatikers! Wenn es mir jetzt gelingt, einem armen Kollegen auf die Bühne zu helfen!" Nun war Emmy vollständig überzeugt. Arm in Arm gingen sie noch lange die belebte Straße vor dem Zentraltheater auf und ab. Sie fühlten beide einen Stolz, den sie sich nicht eingestanden. Wenn die Leute da wüßten, wer an ihnen vorüberging. Friedrich wurde ein einflußreicher Mann. Ein Mann des Schicksals fast. Das wurde ihnen in den nächsten Tagen von den Zeitungen bestätigt, die eine von Direktor Pelemann versandte Notiz veröffentlichten: „Es ist der Direktion des Zentraltheaters nach langen Bemühungen gelungen, den bekannten Dramatiker Friedrich Neovius als Dramaturgen, Regisseur und literarischen Beirat zu gewinnen. Herr Neovius wird alle eingereichten Werke sorgfältigst prüfen und mit seiner bewährten Erfahrung das Streben Direktor Pelemanns, die moderne dramatische Produktion zu pflegen, unterstützen."

Diese Notiz erschien am Abend der Premiere von „Leutnantsliebe".

* * *

Leicht war das neue Amt nicht. Und dichten, daneben dichten — ach, das war schon gar nicht möglich. Die unzuverlässige Theateratmosphäre, die tyrannischen Launen des Herrn Direktors — Friedrich mußte es ganz auskosten, was ein abhängiger Mann war. Sein Vorgänger hatte ihm vierhundertundfünfundneunzig ungelesene Werke hinterlassen. Zur Aufführung empfehlen konnte er davon fünfundzwanzig, obwohl der neue Dramaturg kein hartes Herz hatte. Aufgeführt wurde eines und fiel durch. Trotzdem wuchs Friedrich Neovius immer mehr in die Interessen des Theaters hinein. Zum Regieführen gelangte er zwar niemals, aber während der Premiere des neuen Operettenschlagers fieberte er ebenso wie der letzte Kulissenschieber, und Emmy, die Damenschneiderin, war froh, wenn ein großer Erfolg kam.

Mahlers achte Symphonie.

Erste Aufführung in Berlin am 17., 18., 19. Mai 1912.

Gustav Mahler, der in der Blüte seines Wirkens dahingeraffte hervorragende Leiter der Wiener Hofoper, hat in seiner größten Komposition, der achten Symphonie, wie seine Meister Wagner und Liszt sich religiöser Probleme bemächtigt und versucht, sie zu lösen oder ihnen doch wenigstens eine neue Illustration zu geben. Das Werk zerfällt, wie unsere klassischen Oratorien, in zwei Teile, die jedoch als selbständige symphonische Sätze keine Unterbrechung erleiden, gibt; Beethovens kühnen Wurf in der „Neunten" zur Norm erhebend, dem Orchester einen gesanglichen Oberbau und behandelt die Instrumente und das ungeheure Aufgebot an Chören und Solisten als einheitlichen musikalischen Organismus.

Nun scheint es kaum zwei Dichtungen zu geben, die dem Wesen der Mahlerschen Musik so entgegengesetzt wären wie die, welche er sich als Text wählte. „Veni creator spiritus", die flehentliche Anrufung des heiligen Geistes mit dem Lob des dreieinigen Gottes, jener Gesang, den die Tradition dem Rhabanus Maurus, Abt zu Fulda im neunten Jahrhundert, zuschreibt, und den die evangelische Gemeinde zu dem pfingstlichen „Komm, heiliger Geist" entwickelt hat, ist der umfassende Ausdruck einer in mystischem Schauen gebildeten, zu streitbarer Kraft gewachsenen geistlichen Gesinnung in typisch hymnischer Form. Dieses Lied dient dem ersten Teil der Symphonie als Unterlage, der zweite stellt die Schlußszene aus Goethes „Faust" dar: Himmelfahrt und Erlösung des siegreichen Erdenkämpfers, die von der überirdischen Lieblichkeit und dem frohen Farbenspiel italienischer Gemälde erfüllte Szene, in der Goethe geweihte Formen des katholischen Kultus zum Gefäß tiefster, letzter Lebenserkenntnis machte.

Außer der allgemeinen mystischen Grundstimmung fehlt ein Zusammenhang zwischen den beiden Dichtungen. Technische Gründe scheinen Mahler zu ihrer Vereinigung bestimmt zu haben. Dem zarten Gebilde der Faustszene glaubte er ein kompaktes Gegengewicht geben zu sollen, und wählte dazu den Hymnus, den er im wesentlichen als einen Verzweiflungsschrei der Menschheit um Liebe, Licht und Frieden umdeutete.

Der erste Teil zeigt nach dem schwungvollen Einsatz zwei Höhepunkte: den Chor Accende lumen sensibus und die Doppelfuge Gloria patri. Die glühende Lava dieser Tonmassen flutet über den Hörer hin, auch in den sanfteren, von den Soli getragenen Stellen fiebert die Unruhe, die vorwärts drängt, die inniges Verweilen und Andacht verschmäht. Das Gebet um Trost und Gnade, die nur der Demütige empfängt, geht unter in dieser Erregung. Keine Teilnahme wird wach, keine Melodie prägt sich dem Ohr ein. Nur die beiden nach dem Auftakt mit ungeheuerer Steigerung einsetzenden dynamischen Accente bleiben wie die Silhouette einer Gebirgskette im Gedächtnis haften.

Der heißen Leidenschaft weicht im zweiten Teil eine zerdehnte, grüblerische Betrachtungsweise. Mahler hat alle Mittel, die seiner Kunst aus ihrer Heimat, dem Theater, überkommen waren, aufgeboten, um das überirdische Reich mit seinen Gestalten zu versinnlichen. Die Musik ist auf Spannung eingestellt, ihr stehen Klang und Rhythmus in hohem Grade zu Gebote. Mit erstaunlicher Technik entwickelt er hier, wie im ersten Satz, aus einigen wenigen, nur rhythmisch wohl unterschiedenen Motiven die kühne Konstruktion des Baues. Aber die Melodie ist ihm versagt und damit die individuelle Charakteristik. Wird indessen ein melodiöser Anstrich erforderlich, so erkennen wir wienerische Tanzweisen, liebenswürdig oder sentimental, Opernreminiszenzen und musikalische Phrasen bedenklichster Art. In dieser Hinsicht ist Mahlers Musik durchaus vegetationslos. Er hat keine Einfälle, er arbeitet mit beschränkten Mitteln, zwingt uns aber mancherorts durch die virtuose Sicherheit der Arbeit Bewunderung ab. Wenn nach dem die Einöde malenden Orchestervorspiel des zweiten Teils der Chor der Anachoreten einsetzt mit scharf pointierter Sprache: „Waldung, sie schwankt heran .... Woge nach Woge spritzt", wenn in die leise verklingenden Stimmen der Flöten und Klarinetten wie ein warmer Hauch die Akkorde des chorus mysticus fallen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" und in anschwellenden Choreinsätzen sich wie in kreisenden Spiralen die Engelschar in den Äther hebt, so gehen Wirkungen aus, wie sie die Programmusik sonst wohl kaum wieder aufzuweisen hat.

Aber die Eindrücke sind nur momentan, wie etwa der Anblick tanzender Menschen. Die enge Verbindung des Rhythmus mit den physischen Eigenschaften des Menschen übt ihre elementare Wirkung aus. Aber die Rhythmik bleibt doch nur eine Eigenschaft, ist nicht die Sache selbst, ist nur das Nerven- und Muskelsystem des Organismus. Wohl mag manchem bei der Entfesselung des Stimmengebrauses ein Schauer befallen, oder man mag bei den subtilen Reizen des zweiten Teiles ein leises Zittern und Erschrecken verspürt haben, über diesen psycho-physiologischen Kreis jedoch gehen die Wirkungen kaum hinaus.

Die Ausmalung der Situation, der starke Reiz des einzelnen Bildes führt zur Überschätzung des Augenblicks und verlangt vom Hörer die äußerste Aufmerksamkeit. Er soll ferner, wie stets bei der allein im Theater heimischen Programmmusik, sich bestimmte Vorgänge, die sonst die Bühne dem Auge zeigt, in der Phantasie vorstellen und an der nur illustrierenden Musik seine Freude haben. Indessen, es ergeht ihm hier wie bei der so beliebten musikalischen Schlachtenerzählung, bei der er nach Billroths geistreichem Wort im Zweifel sein kann, ob es sich um eine wirkliche Schlacht oder ein Manöver handelt: Sind das die Tore des Himmels, die sich öffnen, einen Faust zu empfangen? ist dies die Muttergottes, deren Knie die Büßerinnen wie weiße Wölkchen umschmeicheln? Die Bilder sind verflogen. Wenn unter zartem Tongerieſel und einer aus der Romantik wohl bekannten Melodie eine überirdische Gestalt herniederschwebt, wenn die Englein ihre süße, leichtbewegte Rosenweise singen, und süßlich sich überhöhende Terzenfolgen zum Ausdruck von Liebe und Sehnsucht genügen, dann sind wir in eine hübsche Märchenoperette versetzt, in der es nicht mehr stören kann, daß — einst die holdeste Goethische Gestalt — Una poenitentium (sonst Gretchen genannt) durch das abgerissene Zirpen der Mandoline eingeführt wird und bis in den Schlußchor das charakteristische Motiv aus einem allbekannten lockeren Walzerlied in gemessener Form wiederkehrt.

Vielleicht hätte eine andere, moderne Dichtung zu dieser Musik besser gepaßt als die Perlen, die Mahler aus der Krone geistlicher Poesie brach. Denn was ihn vor allem fesselte, war die rhythmische Bewegung, wie das Auf- und Niederwallen der himmlischen Heerscharen, und diesen Problemen hat er sich mit absoluter Einseitigkeit hingegeben, skrupellos in der Auswahl der Hilfsmittel. Dies Aggregat von Augenblicksbildern bildet kein sich vielfältig beziehendes Ganzes. Das Massenaufgebot der Mitwirkenden steht in keinem Verhältnis zu dem Gehalt des Werkes.

Man bedenke, welcher Reichtum wechselnder Empfindung nötig gewesen wäre, um die weite Strecke zu durchmessen, die sich zwischen den Polen der stärksten Gesamtwirkung von Chor und Orchester und den schwachbegleiteten Soli darbietet, um sie mit lebendiger Kraft zu erfüllen. In seiner Musik hat sich das Schwergewicht verschoben von der Intuition, der Quelle für den schaffenden Künstler, nach der Peripherie, in die Mittel des Ausdrucks. Von ihnen aus findet er keinen Weg zurück ins Erleben. Die Symphonie erscheint nicht so sehr als musikalisches Kunstwerk, denn als Ringen nach ihm, wie es in einem Menschen lebte, dessen Begabung und Nachahmungsvermögen groß genug war, um sich der musikalischen Ausdrucksmittel mit Virtuosität zu bedienen. Das Werk ist frei von eitler Effekthascherei; wir registrieren es als eine ausgeprägte Erscheinung moderner Musik, deren Bedeutung in der rhythmischen Ordnung und in dem starken Stimmungsreiz liegt.

Die Berliner Aufführungen waren in die Mitte des Mai verlegt, als eine Gedächtnisfeier für den Komponisten, der am 18. Mai vorigen Jahres einer Lungenentzündung erlag. Aber was an Pietät bei der nicht eben sehr großen Zahl der hiesigen Verehrer Mahlers vorhanden war, wurde übertönt durch die laute Werbetrommel, die das Publikum zu der „Symphonie der Tausend" wie zu einer Sensation, einem Kuriosum ins Zirkus Schumann rief. Die Akustik des Raumes erwies sich auf den meisten Plätzen als sehr ungünstig. Die Leipziger Chöre (Gewandhauschor, Universitäts-Kirchenchor, Riedelverein) und der Hastungsche Knabenchor (Berlin) stellten ebenso wie das sehr verstärkte Orchester der Berliner Philharmoniker mit leidenschaftlichem Eifer ihr großes Können in den Dienst des Werkes. Von den sieben vorzüglichen Solisten, denen keine dankbare Aufgabe zugefallen war, zeichneten sich Gertrud Förstel (Wien) und Ottilie Metzger (Hamburg) aus. Wenig ergiebig erschien Mahlers Experiment, das Orchester um einige sonst nicht übliche oder seltene Instrumente zu vermehren: Mandoline, Celesta, Klavier, Harmonium, Tamtam, tiefe Glocken, Glockenspiel. Am Schluß der beiden Teile aber prasselten von erhöhtem Versteck plötzlich Trompeten und Posaunen auf die Zuhörer hernieder und rissen sie mit ihrem betäubenden Lärm zu lautem Beifall hin: ein roher Effekt, der die sonstige Benutzung dieses Raumes peinlich in Erinnerung brachte. Der Dirigent der ersten Aufführung, Willem Mengelberg (Amsterdam-Frankfurt) betonte durch strenge Führung und gemäßigte Tempi die Geschlossenheit und Wucht der in dem Werke ruhenden dynamischen Kraft, während Georg Göhler, der die beiden anderen Aufführungen leitete, wohl Mahlers beliebte Vorschriften: flott, fließend, drängend in höherem Grade erfüllte und durch äußerste Schärfe und Lebhaftigkeit dem kolossalen Tonkörper eine faszinierende Elastizität zu geben wußte.

Bruno Hake.

Literarische Rundschau.

Sophie Schwerin.

Sophie Schwerin. Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren. Zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester Amalie v. Romberg (1785 bis 1863). In zwei Bänden. Erster Band: 1785—1815. Neu herausgegeben von Eberhard König. Leipzig, Fritz Eckardt. 1909. — Zweiter Band: 1815 1863. Zum ersten Male herausgegeben von Paul Schreckenbach. Leipzig, Fritz Eckardt. 1911. (Werdandi-Werke. Herausgegeben im Auftrage des Werdandi-Bundes. Erster und zweiter Band.)

Im Augusthefte des Jahres 1908 habe ich in dem Aufsatze: „Aus den Archiven märkischer Edelsitze" darauf hingewiesen, wieviel literarische Schätze in den Schlössern und Landsitzen des preußischen Adels verborgen gehalten gewesen sind und sicher noch gehalten werden. Heute darf ich wieder auf ein schönes Buch aufmerksam machen, das auf Papieren einer edlen Frau aus märtisch-ostpreußischem Geschlecht aufgebaut ist, auf das Lebensbild Sophie Schwerins von Amalie v. Romberg. Der erste Teil des Werkes war schon in den sechziger Jahren erschienen, aber nur als Manuskript gedruckt. Den Geschichtsforschern war er größtenteils bekannt und eine wertvolle Quelle zur Geschichte der französischen Fremdherrschaft und der Befreiungskriege gewesen. Besonders Treitschke hatte daraus für seine deutsche Geschichte geschöpft. Aber auch Bailleu und viele andere haben darin schätzbares Material gefunden. Wer das Buch aus einer der größeren Bibliotheken, in die es gelangt war, entlehnte, der wunderte sich wohl, warum dieses schöne Werk nicht längst allgemein der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Die nunmehrige Veröffentlichung ist etwas spät gekommen. Sind doch die im ersten Teile enthaltenen Tatsachen inzwischen großenteils durch andere Geschichtswerke Gemeingut geworden. Immerhin ist insbesondere der erste Teil des Lebensbildes es in hohem Maße wert, im Zusammenhange genossen zu werden; vielen wird es auch manches Neue bringen, und wohl alle werden von dem edlen Geist und dem tiefen Gemüt, das aus den darin enthaltenen Aufzeichnungen und Briefen spricht, berührt werden.

Es handelt sich in dem Werke um das Leben der Gräfin Sophie Schwerin, geborenen Gräfin Dönhoff, die im Jahre 1785 geboren wurde und im Jahre 1805 den damaligen Rittmeister bei den Gardesdukorps, früheren Leutnant im vielberufenen Regiment Gendarmes, Wilhelm Graf Schwerin heiratete. Ihr Gemahl ist in der Geschichte bekannt als der Siegesbote, den am 10. April 1814 die Nachricht von der Einnahme von Paris nach Berlin brachte, und durch seinen Heldentod an der Spitze seiner Kavalleriebrigade bei Belle-Alliance. Die kinderlose Gattin überlebte ihn noch um 48 Jahre, in steter Trauer um den geliebten Mann, aber in vielseitigem Wirken für ihre Angehörigen und als eine wahre Mutter der Armen, zugleich auch als Romanschriftstellerin tätig. Vornehmlich werden in dem Buche Erinnerungen der Gräfin geboten, die auf ihren und ihres

Mannes sorgfältig geführten Tagebüchern, den Briefen ihrer Geschwister und des Gemahles, zum Teil auch auf den ungemein wichtigen Tagebüchern der Gräfin Lysinka Tauentzien, einer Hofdame der Königin Luise, und sonstigen Papieren beruhen. Amalie v. Romberg, die Bearbeiterin des Lebensbildes — sie hat übrigens auch, als Manuskript gedruckt, das Lebensbild einer anderen Schwester, der unverheiratet gebliebenen Gräfin Cecile Dönhoff, bei Friedrich Frommann in Jena erscheinen lassen, das 1862 eine zweite Auflage erlebte —, hat nur einen ergänzenden Anteil daran gehabt. Das Buch führt uns in die höchsten Gesellschaftskreise hinein und läßt uns in eine Frauenseele von außerordentlicher Anmut, glühender Vaterlandsliebe, tiefer Frömmigkeit und reicher Bildung blicken, die ihren Gemahl über alles liebte und ganz in der Erinnerung an ihn und das mit ihm im engen Verein mit den Schicksalen des Vaterlandes Erlebte lebte, ja vielfach darin geradezu schwelgte; die aber auch nachher die Geschichte des Vaterlandes aufmerksam verfolgte und tief mitempfand. So fühlte sie sich elektrisiert, als der Vereinigte Landtag einberufen wurde. „Gestern," so zeichnet sie am 12. April 1847 auf, „ging ich mit dem Gefühl zu Bett, daß seit dreißig Jahren zum ersten Male wieder etwas Interessantes in der Welt vorging."

Man kann nicht sagen, daß die Neuherausgabe des ersten Teils, so außerordentlich gut gemeint sie ist und mit so viel Liebe sie veranstaltet wurde, befriedigt. Freilich die Ausstattung des Buches ist vortrefflich. Aber es ist manches gebracht worden, was ohne Schaden fehlen könnte, und manches hätte berichtigt und erläutert, mit dem Stande der heutigen Forschung verglichen werden müssen; manches in den Erläuterungen ist falsch und irreführend und verrät den Dilettanten, der mit der neueren Literatur nicht genügend vertraut ist.

Noch dilettantischer muß die Ausgabe des zweiten Bandes genannt werden, der die Witwenjahre Sophie Schwerins umfaßt. Es wäre zweifellos zweckmäßiger gewesen, diesen Teil um mindestens zwei Drittel zu kürzen und zusammen mit dem ersten, auch im Umfange noch verringerten Teil in einem Bande herauszugeben. Denn das, was hier geboten wird, hat doch meistens kein Interesse für weitere Kreise. Vornehmlich die Partien über die Huldigungen in Königsberg und Berlin, den Vereinigten Landtag und die wichtigen Aufzeichnungen über die Vorgänge des Jahres 1848 hätten Berücksichtigung verdient. Die Anmerkungen des Herausgebers des zweiten Bandes zeigen auffallend geringe Sachkenntnis, und auch in der Textwiedergabe erkennt man eine erstaunlich geringe Vertrautheit mit den Dingen. Ebenso ist sein Register gänzlich ungenügend.

Eine echte Preußin, deren deutsche Gefühle durch die Ereignisse des Jahres 1848 schwer beeinträchtigt wurden, so daß sie sich im August 1848 darüber wunderte, daß ihre Schwester „noch am Deutschtum leide" und vom „Hirngespinst der deutschen Einheit" sprach, konnte Sophie Schwerin gegen die Kreuzzeitungsrichtung beißend sarkastisch werden, indem sie beispielsweise einen fanatischen Konservativen fragte, warum nicht lieber statt des Eisernen Kreuzes der österreichische Doppeladler am Kopfe der Kreuzzeitung angebracht würde. Hin und wieder wird unsere Aufmerksamkeit auf etwas gelenkt, über das bisher wenig bekannt geworden ist. So begegnen uns mehrfach die Namen heute gänzlich unbekannter Publizisten, an deren Schriften sich Sophie Schwerin erfreute, wie Zimmermann und Andreas Sommer (S. 210, 223), die doch vielleicht wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden. Auch auf Bülow-Cummerows noch nicht hinreichend erforschte Tätigkeit fällt hin und wieder Licht. Gelegentlich werden einzelne Persönlichkeiten interessant charakterisiert, so Wrangel (S. 276), Eichhorn (S. 270), ganz zu geschweigen der vielen Einzelzüge, die von Friedrich Wilhelm IV. mitgeteilt werden.

Herman v. Petersdorff.

Des Freiherrn v. Plener Reden.

Reden von Ernst Freiherrn v. Plener (1873—1911). Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1911.

Im Aprilheft der „Deutschen Rundschau" 1911 sprach ich in einer Anzeige des ersten Bandes seiner Erinnerungen den Wunsch aus, dieser inhaltreichen Schilderung der Lehr- und Wanderjahre Pleners bald die ebenbürtige Würdigung seiner Schicksale als Stimmführer der Deutschen im österreichischen Parlament, den Bericht über seine Tätigkeit als Minister und Mitglied des Herrenhauses folgen zu sehen. Noch bevor diese Hoffnung sich erfüllte, gab der 18. Oktober 1911 den besten Männern Österreichs Gelegenheit, „Ernst v. Plener, dem österreichischen Patrioten, Redner und Staatsmann zum siebzigsten Geburtstage" eine von einer kernigen, aus Friedjungs Feder stammenden Charakteristik des Gefeierten eingeleitete, fast 1100 Seiten starke Sammlung seiner Reden in Buchform zu stiften. Die monumentale Festgabe wird lebenstreuer als jedes von anderer Hand geformte Bild, treuer als alle in den Ehrenhallen des Reichsrates und der von Plener verwalteten Staatsämtern angebrachten Büsten Mit- und Nachwelt Pleners Art und Gesinnung vor Augen stellen. Von der ersten Kandidatenrede in der Egerer Handelskammer (1873) bis zu den jüngsten Kundgebungen Pleners im Herrenhause gegen eine vorschnelle Einführung des allgemeinen Stimmrechtes in Österreich und über die auswärtigen Beziehungen zu Rußland und dem Deutschen Reich folgen seine Hauptleistungen im Reichsrat und in den Delegationen einander in imponierender Reihe. Arbeiter-, Steuer-, Bankfragen beschäftigen den in Theorie und Praxis der Volkswirtschaft gleicherweise bewanderten Kenner nicht nur der heimischen, sondern der internationalen Finanzen und sozialpolitischen Verhältnisse ausgiebig. Wie heilsam die diplomatische Schulung der Pariser und Londoner Lehrjahre dem Wortführer der „bosnischen Linken" angeschlagen, zeigt die bedeutende Rede über den Berliner Vertrag (1879). In die dem Nicht-Österreicher kaum verständlichen, von späteren Jahrhunderten vielleicht mit byzantinischem Theologengezänk verglichenen Wirren der Sprachenkämpfe tragen Pleners auf tiefen Studien beruhenden Reformvorschläge volles Licht. Die schmucklose Nüchternheit seiner sonstigen Darlegungen ist durchwärmt von der wiederholt ausdrücklich bekannten Überzeugung von der Veredelungsfähigkeit der menschlichen Natur, von der in den gefährlichsten Lagen festgehaltenen Zuversicht auf die gesunde Triebkraft seiner Landsmannschaft, von dem Glauben an die Notwendigkeit einer mählich aufsteigenden Klassenbewegung. So hat ihn der berufenste Geschichtschreiber des Zeitalters Franz Josefs I., Heinrich Friedjung, mit Fug und Recht in der Einleitung „einen der ersten Männer des Vaterlandes" genannt. Österreich kann stolz sein auf diesen Meister parlamentarischen Könnens, der deutsche Stamm darf ihn als einen seiner besten Söhne ansehen, und weit über die Landesgrenzen, weit auch über unsere Tage hinaus werden seine Reden mit seinen ‚Erinnerungen' eine, manches Goldkorn mitführende, lautere Geschichtsquelle bleiben. A. Bettelheim.

Elizabeth Barrett Browning.

Die Literatur über Elizabeth Barrett-Browning ist verhältnismäßig nicht umfangreich. Außer verschiedenen Ausgaben ihrer Briefe, von denen die eine mit biographischen Zusätzen Kenyons versehen im Jahre 1897 in London erschien, besitzen wir, abgesehen von Aufsätzen in Zeitschriften, zwei unbedeutende englische Biographien von Bayne und Ingram, eine französische von Germaine Marie

Merlette, und außerdem noch Ellen Keys bekannten Essay über Robert Browning und Elizabeth Barrett-Browning („Menschen", zwei Charakterstudien. S. Fischer, Berlin) — ein Essay, der von vornherein nicht auf biographische Vollständigkeit angelegt und der, wie das schon in der Bezeichnung zum Ausdruck kommt, mehr eine Charakterstudie als eine ästhetische und literarische Arbeit ist. Ellen Key interessiert sich vorwiegend für die menschliche, beziehungsweise weibliche Individualität Elizabeth Barretts, und es ist ihr in der Hauptsache darum zu tun, einen Einblick in das, allerdings unvergleichlich vertiefte und sublimierte, Liebesleben dieser außerordentlichen Frau zu gewinnen — ein Versuch, bei dem die bekannten Theoreme der schwedischen Schwärmerin nicht selten dogmatisch und störend hervorbrechen, — nicht aber die künstlerische Gesamterscheinung der Dichterin zu erfassen und darzustellen.

An einem solchen Werte fehlt es uns auch heute noch, und das soeben bei Perrin, Paris, erschienene Buch der Frau W. Nicati, „Femme et Poète Elizabeth Browning" wird diese Lücke nur zum Teil auszufüllen vermögen. Es ist ein mit gründlicher Sachkenntnis und hingebender Liebe geschriebener biographischer Versuch, dessen gewandte Form und echt französische Eleganz auf den ersten Blick bestechen. Bei nochmaliger Lektüre freilich stellt sich eine leise Enttäuschung ein, und man wird fast versucht, dem Essay Ellen Keys den Vorzug vor der Darstellung der Frau Nicati zu geben, die wohl Entwicklungen und Situationen ansprechend darzustellen, auch hin und wieder Elizabeth Brownings einzelne Werke geistreich zu analysieren, selten aber in die Tiefe zu dringen und uns die vielfach verschlungenen Notwendigkeiten menschlichen Erlebens und künstlerischen Schaffens der Dichterin einleuchtend zu machen versteht. Man legt schließlich das Buch aus der Hand, mit dem Gefühl, nicht allzu viel Neues erfahren zu haben. Frau Nicati empfindet, so scheint es, zu sehr spezifisch französisch, um einer Individualität von der Art Elizabeth Brownings gerecht werden zu können, die fast das Unfranzösischste war, was man sich überhaupt zu denken vermag. Der mystisch-schwärmerische Zug ihres Wesens, die geheimnisvolle Dunkelheit ihres dichterischen Ausdrucks, das alles sind Eigentümlichkeiten, die gerade in dem Lande der rhetorischen Eleganz und der bis zur Nüchternheit getriebenen Durchsichtigkeit der Sprache keine besondere Gegenliebe finden werden. Wenn die bekannte Formel „Tout ce qui n'est pas clair n'est pas français" in der Tat zutrifft, so dürften Elizabeth Browning ebenso wie ihr Gatte Robert dem Verständnisse gerade französischer Leser jedenfalls sehr viel ferner stehen, als dem deutscher, die scheinbare logische Unklarheiten von instinkt- und gefühlsmäßigen Gesichtspunkten aus aufzulösen gewöhnt sind. Frau Nicati scheint übrigens die sprachlichen Kenntnisse ihrer Landsleute recht gering einzuschätzen, denn sie gibt ihre zahlreichen Zitate aus Elizabeth Brownings Werken fast ausnahmslos in französischer Sprache und hält es nicht einmal für nötig, den Originaltext beizufügen: abgesehen von den noch weiter zu erwähnenden Portugiesischen Sonetten, deren Originale sie bescheiden unter ihre Übertragung setzt. Das sind Kleinigkeiten, gewiß — aber sie sind zu bezeichnend, um hier übergangen zu werden. Durchweg verdienen übrigens die Übersetzungen der Verfasserin insofern Lob, als sie den Geist des Originals ziemlich rein und unverstümmelt wiedergeben. Freilich hat sich Frau Nicati in weiser Selbstbeschränkung die Sache dadurch leicht gemacht, daß sie auf eine Nachbildung der reichen und kunstvollen Formen, in die Elizabeth Browning ihre dichterische Ekstase zu ergießen pflegte, von vornherein völlig verzichtet. Dadurch geht natürlich viel verloren, aber man findet Gelegenheit zu dem von Goethe empfohlenen Experiment, den Gehalt einer Dichtung dadurch zu prüfen, daß man sie ihrer poetischen Form entkleidet und lediglich den Gedanken auf sich wirken läßt. Und wunderbarerweise besteht die Kunst Elizabeth Brownings, deren Wirkung auf der ersten Blick vorwiegend das Ergebnis eines in der Weltliteratur vereinzelt da stehenden Sprach- und Formtalentes zu sein scheint, diese Probe vollkommen

Insbesondere die sehr wörtliche Übertragung der Portugiesischen Sonette, die mit Recht als formale Muster dieser so schwer zu meisternden Kunstgattung gerühmt werden, bleibt hinter der Wirkung des Originals nicht so weit zurück, wie man es erwarten sollte.

Elizabeth Brownings dichterische Produktion ist reich und mannigfaltig gewesen und hat ihr in ihrer engeren Heimat verhältnismäßig schnell einen Kreis von Anhängern und Verehrern geschaffen. Aber wenn wir sie gegenwärtig den größten ihrer Geschlechtes zuzählen und ihr eine fortdauernde Wirkung zusprechen, so denken wir dabei stets in erster Linie an das unvergleichliche Wunder ihrer Portugiesischen Sonette, jener 44 Gedichte, in denen Elizabeth Barrett während ihrer Brautzeit ihre Gefühle ihrem späteren Gatten Browning gegenüber ausdrückt. Sie hatte sie nur diesem zugedacht, der aber fand, daß er „nicht das Recht habe, der Welt die schönsten Sonette vorzuenthalten, die seit Shakespeare geschrieben worden waren", und er gab sie deshalb zuerst als Manuskript für einige Freunde heraus, dann (1850) veröffentlichte er sie unter der von ihm gewählten Verkleidung „Sonnets from the Portuguese", eine Anspielung auf Elizabeths frühere Dichtung „Catharina to Camoéns", das zu Browning Lieblingsgedichten gehörte.

Es ist weniger ein Wunder, daß die Portugiesischen Sonette die Übersetzer verlockt haben, als daß dies gerade in Frankreich der Fall war. Hier sind sie dreimal übersetzt worden, von Léon Morel, Fernand Henry und M. A. Savine: die letztere Übersetzung ist in Prosa, die beiden ersten sind in Versen gehalten; die Henrysche Übertragung, die auch von der Akademie gekrönt ist, genießt mit Recht allgemeine Anerkennung. In Deutschland scheint erst im Laufe der letzten Zeit das Interesse an Elizabeth Brownings Sonetten gestiegen zu sein. Aber dann haben wir in rascher Folge von nur sieben Jahren bereits die vierte Übersetzung. Die erste veröffentlichte Marie Gothein 1903 bei Eugen Diederichs: es ist dies eine ganz vortreffliche Arbeit, die große Treue gegen das Original mit hoher sprachlicher Kultur vereinigt. Dann kam Rainer Maria Rilke mit einer vielbewunderten Übertragung, die in Wirklichkeit aber weit hinter der Gotheinschen zurückbleibt und die dichterische Schönheit des Originals in allerhand geschraubten und erkünstelten Unklarheiten und seltsamen Wortverrenkungen erstickt. Soeben erscheinen nun noch zwei neue Übersetzungen, die eine von Helene Scheu-Riess bei Axel Junker, die andere von Hans Böhm bei George D. W. Callwey in München. Helene Scheu-Riess hält sich ebenso wie Marie Gothein an die Form des Sonetts und zeigt dabei eine erhebliche Gewandtheit und poetischen Takt. Indessen fehlt ihrer Arbeit die ausgeprägte Eigenart, die allein die Wiederholung eines Übertragungsversuches rechtfertigen könnte. Hans Böhm dagegen hat einen durchaus neuen Weg beschritten, und wer, ohne Kenntnis des Originals, seine Übersetzung in die Hand nimmt, wird den Eindruck gewinnen, als spräche hier die elementarste Leidenschaft, die unmittelbarste Empfindung zu uns. Diese Wirkung wird dadurch erreicht, daß Böhm auf den Reim verzichtet und die Sonettform durch den deutschen Blankvers ersetzt hat: denn was die Kunst der Dichterin vermochte, diese Fülle tiefster Erregung in die strenge Form des Sonetts zu fassen, das kann dem Übersetzer nicht gelingen, der nicht gleich groß als Dichter, zumal die deutsche Sprache mit ihren volleren Ausklängen hier im Nachteil gegen die knappere Wortbildung der englischen ist. Mit gutem Bedacht hat Böhm deshalb die Form des Blankverses gewählt, der mit der größeren Freiheit doch auch Würde verbindet. Nur ein Gedicht mag hier als Probe dafür dienen, in wie hohem Maße Böhms Versuch geglückt ist; das 21. Sonett, das von jeher mit Recht als die Krone des ganzen Zyklus gegolten hat:

Sag noch einmal und wieder noch einmal,
Daß du mich liebest, wenn es dir auch dünkt,
So wiederholt, kläng's wie ein „Kuckucksruf".

Du weißt: nie ohne seine Kuckucksweise
Naht sich den Höhn und Weiten, Tal und Wäldern
Der junge Frühling all in seinem Grün.

Und ich, Geliebter, mitten in dem Dunkel
Gegrüßt von ungewisser Geisterstimme,
Ich ruf in dieser Ungewißheit Qual:
„Sprich noch einmal, du liebst!“
Wer fürchtet wohl
Zu viele Sterne? da ein jeder doch
Am Himmel kreisen muß; — wer zu viel Blumen?
Da jede doch das Jahr bekränzen soll.
Sag mir, du liebst mich, liebst mich: läute
Das silberne Noch ein-Mal — und denk allein,
Auch schweigend mich zu lieben in dem Herzen.

Die Übertragungen Böhms halten sich durchweg auf dieser Höhe, wenngleich einige Mißgriffe in rhythmischer wie in stilistischer Hinsicht nicht fehlen. „Er ist es leid, zu lieben“ (Sonett 32) dürfte grammatisch bedenklich sein, und die Verszeile „Wo sonst all die natürlichen Freuden wohnen“ erscheint eher holperig als frei. Aber sonst trägt alles den Stempel hoher Vollendung, und man darf ohne Übertreibung aussprechen, daß mit diesem Buche Hans Böhms, dessen dichterische Qualitäten anderweitig bereits bewiesen sind, der deutschen Literatur ein Wert geschenkt worden ist, das die tiefe Innigkeit, die leuchtende Klarheit des Originals in treuer Nachbildung wiedergibt.

Elizabeth Browning gehört zu den eigenartigsten und anziehendsten Typen des weiblichen Künstlers, die die Literaturgeschichte kennt. Ihre Kunst ist durchaus auf die Einheitlichkeit aller Erscheinungen, auf die großen metaphysischen Zusammenhänge der Dinge gerichtet: es ist eine Weltanschauungskunst, eine Kunst der Ideen, keineswegs im Sinne einer unkünstlerischen Abstraktion, einer Spielerei mit Begriffen, sondern in dem einer umfassenden Vergeistigung und Verklärung des gesamten menschlichen Daseins; und die Kühnheit, mit der die Dichterin in ihrem Epos „Aurora Leigh“ diesen Ansichten auch einen in stilistischer Beziehung bewundernswerten Ausdruck gegeben hat, ist von jeher mit Recht anerkannt worden. Taine, dessen kritischer, kühler Geist sich von jedem gehaltlosen Idealismus abwandte, hat diesem Gedicht das höchste Lob gezollt. Es ist in der Tat eine völlig neue Kunstgattung, die wir hier vor uns haben. Während es bereits zu Elizabeth Brownings Zeit für ein feststehendes Dogma galt, daß die ungebundene Form die einzige sei, die die Mannigfaltigkeit des komplizierten äußeren und inneren Lebens der Neuzeit in sich zu schließen vermöchte — ein Dogma, das in der Gegenwart fast noch unwidersprechlicher geworden sein dürfte — wagte die Dichterin es, zur Darstellung moderner Menschen den Vers zu wählen und auf diese Weise ein Epos zu schaffen, das sich von den Heldengedichten der Vergangenheit nur dadurch unterscheidet, daß die Kämpfe und Ereignisse auf das Gebiet der Seele und des Geistes übertragen sind, und daß es sich weniger um neue Begebenheiten handelt als um neue Ideen. Eine ungeheure Leidenschaft der Erkenntnis, eine außerordentliche Elastizität des Gedankens, eine gesteigerte Sensibilität des Empfindens: das sind die charakteristischen Merkmale dieses epischen Gedichts, das im übrigen auch auf dem Wege der neueren Dichtung zur Psychologie eine sehr bemerkenswerte Etappe darstellt. Die künstlerischen Qualitäten des Werkes hängen auf das engste mit der scharfen Durchleuchtung der menschlichen Psyche zusammen, die Aurora Leigh neben Werke vom Range der Madame Bovary stellt: nur daß es sich hier hauptsächlich um die höheren Seelenregungen, um die eigentlich geistigen Emotionen handelt, die bei den Meistern der französischen Psychologie keine zentrale Rolle zu spielen pflegen.

Elizabeth Browning, deren klassische Bildung tief und gründlich war und für die die Antike einen der wichtigsten Faktoren des inneren Lebens bedeutete, gehört auf der einen Seite durchaus zu den ästhetisch-hellenischen Geistern, wie Shelley, Keats, Swinburne — Geistern, die gerade auf englischem Boden vielleicht infolge

seltsamer Kontrastgesetze zu besonderer Blüte emporzuwachsen scheinen —, auf der anderen aber zu den Repräsentanten eines vergeistigten und verinnerlichten Christentums, das unter Preisgabe des dogmatischen Bestandes die ethische Idee der christlichen Weltanschauung behaupten und vertiefen will. So sucht auch sie, wie es die meisten großen Künstler getan haben, Ibsens drittes Reich — einen Ausgleich zwischen Schönheit und Sittlichkeit, zwischen Eros und Agape. Swinburne ist ein unbedenklicher Heide, in dessen Adern ein dionysisches Leben pulst; Elizabeth Browning wird nicht müde, über dieser Welt, deren ästhetische Pracht auch sie blendet und berauscht, nach einer anderen zu suchen — nach einem Reiche des Friedens, der Liebe, der vollkommenen Harmonie — kurz, nach jener Erfüllung des typisch christlichen Lebens- und Weltideals, wie es allen tiefer gerichteten Seelen von jeher vorgeschwebt hat. Das ist der leitende Gedanke ihrer Metaphysik und Ethik, die im übrigen unklar und widerspruchsvoll genug erscheint: die dichterische Intuition, der lyrische Schwung, das Feuer eines hochgestimmten Enthusiasmus haben bei ihr stets die Klarheit und Sicherheit der intellektuellen Erkenntnis ersetzen müssen.

Aurora Leigh trägt durchaus die eigenen Züge der Dichterin, und das wesentliche Thema der Dichtung ist das Dilemma des künstlerisch schaffenden Weibes zwischen Kunst und Leben. Parallelen zu Grillparzers Sappho einerseits, zu Corinne anderseits drängen sich von selbst auf. Ebenso wie Corinne geht Aurora ihren Weg allein und erreicht ihr Ziel als Dichterin, während sie es als Weib verfehlt. Sie klagt sich in klarer Erkenntnis selbst an:

> Passioned to exalt
> The artist's nature in me at the cost
> Of putting down the woman's, I forgot
> No perfect artist is developed here
> From any imperfect woman. Flower from root,
> Spiritual from natural, grade by grade
> In all our life . . .

Aber eben diese Erkenntnis eröffnet ihr den Ausweg, der Sappho wie Corinne verschlossen war. Sie findet endlich nach langen, langen Jahren ihren Vetter Romney Leigh wieder, mit dem sie einst eine nicht zur Reife gediehene Jugendliebe verband. Nun aber haben beide erkannt, bereut, gebüßt: Aurora hat sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß sie, um Künstlerin zu werden, erst Weib im vollen Sinne des Wortes sein müsse, und Romney, der im Rausche jugendlicher sozialreformatorischer Träume Auroras Genie lediglich als eine Hilfe für sein eigenes Lebenswerk betrachtete, ist sich über die Notwendigkeit einer freien, individuellen Entwicklung auch des liebenden Weibes klar geworden. So klingt das Werk in einer psychologisch tief begründeten Versöhnung aus, in der Gewißheit, daß das dritte Reich, der Ausgleich zwischen Wahrheit und Schönheit, kein Traum ist, und daß Kunst und Leben von einem höheren Gesichtskreis aus in eins verschmelzen.

Diese Erkenntnis hat Elizabeth Browning nicht nur intellektuell erfaßt, sondern ihr ganzes Empfinden ist davon erfüllt gewesen. Die Liebe, die sie mit Robert Browning verband und die in den Portugiesischen Sonetten einen unvergänglichen Ausdruck gefunden hat, gehört zu den herrlichsten und reinsten Phänomenen des menschlichen Seelenlebens. Man steht in tiefer Ergriffenheit vor dem Wunder einer Neigung, die nichts von Haß, von Eifersucht, von Begehrlichkeit weiß, vor dieser „lyric love, half-angel and half-bird", und wenn es bezeichnend ist, daß die Künstlerin den Gipfel ihres Schaffens zugleich mit dem ihrer rein menschlichen, ihrer weiblichen Entwicklung erreicht hat, so fühlt man sich versucht, zu fragen, ob nicht das alte und tiefe Bibelwort von der überwiegenden Größe der Liebe auch auf dem Gebiete des künstlerischen Lebens und Hervorbringens seinen Platz haben sollte.

Herbert Stegemann.

Kunst und Kunstgeschichte.

Aus der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.

Der burgundische Paramentenschatz des Ordens vom Goldenen Vließ. Im Auftrage des k. k. Oberstkämmereramtes herausgegeben von Julius v. Schlosser. Mit 2 Tafeln in Farbendruck, 3 Doppeltafeln und 26 einfachen Tafeln in Lichtdruck. Imper.-Folio in eleganter Mappe. Wien, Anton Schroll und Co. 1912.

In dem ältesten Inventar der Trésorerie des Toisonordens von 1477 befindet sich das Verzeichnis einer sogenannten „chapelle entière". Man verstand darunter im altfranzösischen Sprachgebrauch die Ausstattung für die liturgische Messe: die Altarbehänge und die Priestergewänder. Diese „chapelle", die abwechselnd in Gent, Brügge und Brüssel von dem jeweiligen Ordensschatzmeister aufbewahrt wurde, gelangte schließlich 1797, kurz vor dem Frieden von Campoformio, in die kaiserliche Schatzkammer nach Wien, wo sie sich seitdem einer großen Berühmtheit erfreut. Wie es aber zuweilen zu gehen pflegt — sie ist „viel mehr zitiert und gelobt als sachlich behandelt worden". So ergab sich, um sie, insbesondere der gelehrten Welt, zugänglicher zu machen, das Bedürfnis einer sachgetreuen Publikation, die jetzt, anläßlich der Überführung des Schatzes in die neugeordnete Renaissance-Abteilung des kunsthistorischen Hofmuseums zu Wien, das Licht der Welt erblickte.

Der kunstgeschichtlichen Forschung ist damit ein wesentlicher Dienst erwiesen; denn „der burgundische Paramentenschatz", wie jetzt die „chapelle" des Vließordens genannt wird, ist nicht bloß so ziemlich das Schönste, was jemals auf dem Gebiete der Stickkunst geleistet wurde, er ist eines der wichtigsten Dokumente für die Entwicklung der niederländischen und somit der germanischen Kunst überhaupt. Man hat in einzelnen seiner Teile die Hand Jan van Eycks erkennen wollen. Wenn diese Vermutung auch nicht richtig ist, so gibt sie doch einen Begriff von der Bedeutung der Kunstwerke. Man muß den Künstler oder vielmehr die Künstler, denn mehrere Hände waren daran tätig, unter den ersten Meistern der Eyckepoche suchen. Freilich, ob man je ihre Namen finden wird, ist eine andere Frage. Aber die Namen sind ja schließlich nicht das Wesentliche.

Ein glänzendes Bild der künstlerisch reichen Zeit am Hofe Philipp des Guten von Burgund steht im Anblick dieser Paramente vor uns auf. Eine begnadete Künstlergeneration, gefördert und befeuert durch feinsinnige Mäzene, gibt diesem Hof, der an Glanz und Bildung mit dem italienischen jener Zeit wetteifert, sein Gepräge. Den Höhepunkt jener burgundischen Glanzperiode bildete die Hochzeit Herzog Philipps mit Isabella von Spanien am 10. Januar 1430. An diesem Tage stiftete Philipp den Orden vom Goldenen Vließ (toison d'or). Er und nach ihm sein Sohn waren die ersten Großmeister des Ordens. Im Jahre 1477, nachdem Philipps Sohn, Karl der Kühne, in der Schlacht bei Nancy wider die Eidgenossen gefallen war, kam das Großmeistertum durch Maria, Erbin von Burgund, an ihren Gatten, den nachmaligen Kaiser Maximilian, und somit an das Haus Habsburg. Aus diesem Jahre 1477 ist das erste Verzeichnis erhalten, das über den burgundischen Paramentenschatz Kunde gibt. Es enthält eine genaue Aufzeichnung der einzelnen Stücke und eine nach 1501 hinzugefügte wichtige Randnotiz, die sich auf den Gebrauch der Paramente im Toisonorden bezieht. Auffallend ist nun allerdings, daß die Stücke kein Ordenssignum tragen. Vielleicht sind sie nicht ursprünglich für den Orden bestimmt gewesen. Unter den Privatrechnungen Philipp des Guten findet sich einmal ein Posten von 3750 Livres, der an den Brodeur Thierry du Chastel aus Paris für zwei Antependien ausbezahlt wurde. Der hohe Preis läßt auf bedeutende Arbeiten schließen. Vielleicht sind diese beiden Antependien (Altarbehänge) identisch mit den zum Paramentenschatz gehörigen.

Viele Rätsel und Fragen weben um Ursprung, Zweck und Stil dieses Schatzes. Nur eines ist sicher, daß es sich um sehr bedeutende Kunstwerke handelt. Jetzt, wo durch die Publikation das Studium erleichtert ist, werden wohl bald die Provenienzfragen munter aufwirbeln.

Da sind zunächst die drei Chorkappen oder Mäntel: der Christus-, der Marien- und der Johannesmantel. Im Hauptfeld die sitzende Figur, nach der jeder Mantel den Namen trägt. Von ihr aus in sechsteiligen Feldern, dreireihig auslaufend, Gestalten von Engeln und Heiligen; an den Borten in nischenartigen Feldern Propheten und Apostel. Die Gestalten sind von einem großen Wurf, groß empfunden in Ausdruck, Gebärde und Haltung. In breiten, ruhigen Falten fließen die Gewänder. Das ist der machtvolle Stil der Eycks, der hier auf eine Persönlichkeit wirkt, die es beinahe mit dem berühmten Brüderpaar aufnimmt. Nur technisch, in perspektivischer Hinsicht z. B., ist dieser Meister nicht auf der Höhe der Eycks. Aber der rhythmische Schritt und das Gebärdenspiel der Hände hat, man möchte fast sagen, etwas Faszinierendes. Die beiden Antependien, von deren reichen Bildgruppen besonders die Dreifaltigkeitsdarstellung durch den tiefen Ausdruck der Köpfe und die Schönheit der Komposition fesselt, stammen, wie es scheint, von einer etwas älteren Hand, worauf besonders die wiederum wesentlich unsichere Behandlung der Perspektive schließen läßt. Eine jüngere Generation dagegen vertritt der Meister der Kasula und der beiden Levitenkleider. In ihm kreuzen sich schon jene Stilrichtungen, die wir später durch Bouts, Memling, Hugo van der Goes sich ausbreiten sehen. Die Ansichten der Gelehrten gehen bis jetzt auseinander; doch einigen sich die meisten Stimmen, besonders den Meistern der Antependien und Chorkappen gegenüber, auf eine ältere französische Richtung, für die durch die Erwähnung der Namen Rogier van der Weyden, Beaunepeu, Daret und Campin einige Richtlinien gegeben sind. Dabei bleibt zu erwägen, wie stark niederländische Meister damals unter französischem Einfluß standen.

Auf der Höhe rein künstlerischer Leistung steht auch die Ausführung der Paramente. Paris, Arras, Tournai und Brüssel waren die Hauptzentren der in jener Zeit so hoch entwickelten Webe- und Stickkunst. Auf Brüssel, das damals zur Diözese Lüttich gehörte, deuten die in den Paramenten dargestellten lokalen Diözesanheiligen. Die Paramente sind in dem sogenannten Lasurstich ausgeführt, einer Technik, die nach eben diesen Paramenten die „burgundische" genannt wird. Es interessiert vielleicht, ein paar Worte darüber zu hören. Auf die Leinwand wird zunächst eine Lage paralleler Goldfäden mit Überfangstichen aufgenäht, so daß ein einheitlicher Goldgrund entsteht. Auf diesen werden dann die Bildwerke aufgezeichnet und mit dem sogenannten Webestich gestickt. Die Kunst dieser Stickerei besteht nun darin, in den Schattenpartien die Fäden dicht, im Licht so lose zu legen, daß hier der Goldgrund durchschimmert. Eine Menge feinster Nuancen von Licht und Helldunkeltönen kann dadurch erreicht werden — was freilich eine Einfühlung des Stickers in die Vorzeichnung erfordert, die für sich selbst einer künstlerischen Leistung gleichkommt. Wie viele Jahre mögen die „brodeurs" des Herzogs an diesen wunderbaren Werken gearbeitet haben! Sie schufen damit Leistungen, die nicht hinter der Ölmalerei zurückbleiben. Der Ausdruck in den Händen und Köpfen ist unvergleichlich; der Zusammenklang der Farben, ein der Fliederblüte vergleichbares bläuliches Rosa, ein warmes Rostrot, ein feuriges Karmin- und Feuerrot, aschfarbenes und lichtes Blau, Gelb, leuchtendes Apfel- und tiefes Olivgrün, Lila, Violett und neutrales Graubraun, von einer bezaubernd voll und weich zusammenklingenden, vornehmen Harmonie.

So muß es sowohl die Forschung, für die der burgundische Paramentenschatz noch eine wertvolle Fundgrube werden dürfte, als auch der Liebhaber der Kunst mit aufrichtiger Freude begrüßen, daß das in seiner Art einzigartige Werk durch eine verständnisvoll geleitete und in ihren vortrefflichen Wiedergaben in hohem Maße befriedigende Publikation einem weiteren Kreise, als bisher möglich war, zugänglich gemacht wurde.

Mela Escherich.

βλ. **Leben des Freiherrn Max v. Gagern.** Von Ludwig v. Pastor. Kempten und München, Kösel'sche Buchhandlung. 1912.

In Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" sind die Familien Gagern und Auerswald an der Spitze derjenigen genannt, die 1848—49 in Deutschland den nationalen Liberalismus vertraten. In beiden Fällen, sagt der Fürst, waren drei Brüder vorhanden, in denen je ein General der praktischere Politiker war. Beide wurden infolge der revolutionären Bewegung ermordet, deren Entwicklung jeder von ihnen in seinem Wirkungskreis in gutem, patriotischem Glauben gefördert hatte. Wegwerfender lautet das bekannte Wort über Heinrich v. Gagern, „eine bloße Phrasengießkanne". Die von ihm vertretene Politik, ein konstitutioneller deutscher Bundesstaat unter Preußens Führerschaft, teilte auch sein Bruder Max v. Gagern, ohne daß sich davon unabhängige Gedanken bei ihm nachweisen ließen. Was Pastor veranlaßt hat, dem deutschen Edelmann und Patrioten ein so ausführliches biographisches Denkmal zu setzen, ist der Umstand, daß Max v. Gagern unter dem Eindruck der Kölner Wirren 1843 zur katholischen Kirche übertrat. Trotzdem war es nicht seine Wahl, sondern die Weigerung der preußischen Regierung, ihm den Lehrstuhl für Geschichte an der Bonner Universität anzuvertrauen, die 1855 seine Berufung in österreichische Dienste veranlaßte. Dort hat er keine hervorragende Rolle mehr gespielt, wohl aber mit Gleichgesinnten, wie Ludwig v. Biegeleben, die Politik Bismarcks, die alle seine Ideale vernichtete, aufs heftigste bekämpft. Seine hohe Bildung, seine vielseitigen Erfahrungen, eine seinem Wesen eigene tolerante Gesinnung und der Adel seiner ganzen Persönlichkeit sicherten diesem Achtundvierziger die Achtung von Gesinnungsgenossen und Gegnern. Über die Niederlagen von damals ist Deutschland auf anderen Wegen, als er sie träumte, zum Ziel gelangt. Seinem ehrlichen Wollen gebührt dennoch dankbare Erinnerung.

μβ. **Memoirs and Letters of Sir Robert Morier.** By his daughter Mrs. Rosslyn Wemyss. London, E. Arnold. 1911.

Der Botschafter Morier galt seinerzeit für den fähigsten Kopf der englischen Diplomatie. Keine übliche Diplomatennatur, leidenschaftlich, temperamentvoll, hochgesinnt, sensitiv. Er kannte und liebte Deutschland, schädigte im Foreign Office sich und seine Laufbahn durch diese offenkundige Teilnahme, und doch wurde gerade er von Bismarck auf das rücksichtsloseste verfolgt! Denn er war liberal, war ein Idealist und ein naher Freund des kronprinzlichen Paares. Mit Leib und Seele erstrebte er eine englisch-deutsche Allianz, versuchte mit warmer Anteilnahme den Schwierigkeiten der schleswig-holsteinischen Frage gerecht zu werden. Wie mit vielen anderen bekannten Deutschen war er mit Samwer befreundet. Persönlich bereiste er 1870 Elsaß-Lothringen, verdarb es sich mit seinen Freunden zu Hause, indem er sie anflehte, „ihre Vernunft mit beiden Händen zu ergreifen", männlich „Recht und Unrecht zu unterscheiden, statt aus weicher Rührung es mit den Unterliegenden zu halten". Er hatte ein warmes Freundschaftsbedürfnis, schrieb gern und gut. Seine leichten und doch markigen Briefe haben etwas vom Metall der Bismarckschen Korrespondenz. Der Leser befindet sich in vorzüglicher Gesellschaft: Moriers Kreis bestand aus ernsten, hochgebildeten, vielseitigen Männern und Frauen. Besonders anziehend sind die an seinen Vater gerichteten Blätter. Noch mit 89 Jahren verfolgte dieser mit regstem Anteil alles, was sein Sohn ihm über seinen Freund Dr. Döllinger und die altkatholische Bewegung schrieb. In Wien traf er noch den alten Fürsten Metternich. Während der Revolution, als der Pöbel bewaffnet, mit Blut befleckt, das Regierungsgebäude umstürmte und leidenschaftlich brüllend die Absetzung, den Henkertod des greisen Staatsmannes verlangte, drehte sich ein ängstlicher Erzherzog zu Metternich: „Um Gottes willen, was bedeutet dieser fürchterliche Spektakel?" Der Fürst antwortete mit einem grimmigen und triumphierenden Lächeln: „Monseigneur, c'est ce que messieurs les Républicains appellent la voix de Dieu." Ein psychologisch bemerkenswertes Schriftstück wird hier wohl zum ersten Male veröffentlicht. Es ist die Wiedergabe des Gesprächs zwischen dem Prinzregenten, späteren Kaiser Wilhelm, und dem König von Bayern, gleich nach der 1860 stattgefundenen Begegnung mit Napoleon in Baden-Baden und nach der Zusammenkunft mit den deutschen Fürsten. Diese Notizen wurden vom Prinzregenten persönlich aufgesetzt und abgeschrieben, handeln von seiner Stellung zur Verfassung wie zu seinen königlichen Rechten. Er vergleicht das Regieren mit dem Eindämmen eines Flußlaufes. Nach Beginn des Krieges von 1866 wünscht er, auch im Interesse Österreichs, den Erfolg der preußischen Waffen. „Soll es Österreich wohlergehen, muß es sich auf immer aus Deutschland wie aus Italien zurückziehen." Den deutschen Kronprinzen heißt er in einem intimen Brief „einen der ehrlichsten, rechtschaffensten Menschen, denen ich jemals begegnet bin" . . . „ein hochdenkender Mann, der nur seinen Grundsätzen, seiner Überzeugung gemäß handelt; der so handeln würde, auch wenn er ganz vereinsamt dastände." Die junge Generation wird aus diesem Buch die Beweggründe vieler edler, leidenschaftlicher Mißbilliger der Bismarckischen Politik verstehen lernen. Diese Motive sind vielen heute bereits unverständlich, unfaßbar geworden.

βλ. **The Life of John Henry Cardinal Newman.** By Wilfrid Ward. 2 Vols. London, Longman Green & Co. 1912.

In zwei Bänden von über 1200 Seiten ist der dem Verfasser von den Ordensbrüdern Newmans anvertraute literarische Nachlaß zu einem Lebensbild verwertet worden, das, seiner Vollständigkeit wegen, ein endgültiges bleiben dürfte. Soweit uns bekannt, hat das Werk bei seinem Erscheinen den ungeteilten Beifall der englischen Kritik gefunden. Weder der maßlose Umfang desselben noch die völlig neue Auffassung von Newmans Persönlichkeit, die durch Veröffentlichung seiner Briefe vor allem bedingt ist, hat die in den verschiedensten Lagern vorhandene Sympathie, die Newmans bloßer Name erweckt, zu dämpfen vermocht. Die wenigsten, die sich befriedigt erklären, hatten auch nur die materielle Zeit, Wards merkwürdiges Buch zu lesen. Es behält Überraschungen vor, die, wenn wir nicht völlig irren, so wichtige Beiträge zur Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert liefern, daß Sachkundige sie nicht mehr übergehen werden. Die Beziehungen Newmans zu drei Päpsten und ihren Beratern an der römischen Kurie und anderen hinterlassen den Eindruck, daß niemand in Rom den größten Konvertiten des Zeitalters auch nur annähernd verstand. Diese Tatsache wird durch die Art und Weise nicht abgeschwächt, wie Leo XIII. dazu veranlaßt wurde, dem hinfälligen Greis den Purpur zu verleihen. Die Genugtuung kam zu spät. Sie wog die vierzig Jahre fortwährender Verdächtigungen und systematischer Brachlegungen nicht auf, unter deren Druck die geistige Spannkraft eines höchst ungleich veranlagten, aber auf der Höhe des Schaffens unzweifelhaft vom Genius berührten Denkers versagte. An geeigneter Stelle wird ein berufener Berichterstatter Newmans „Apologia“ mit dem Material zu ergänzen haben, das sein unermüdlicher Biograph zur Verfügung gestellt hat. Hier mußte ein kurzer Hinweis auf die künftige Aufgabe genügen.

La Séparation des Églises et de l'État. Par J. de Narfon. Paris, F. Alcan. S. A.

Diese vortreffliche historische Darstellung der in Frankreich vollzogenen Trennung zwischen Kirche und Staat enthält alle dokumentarischen Belege, die ein unparteiisches Urteil ermöglichen. Es berechtigt durchaus zum Schluß, daß der französische Episkopat, wenn nicht einstimmig, so doch durch das Organ seiner berechtigten Vertreter und in seiner Mehrheit, eine Verständigung mit der Regierung gewollt hat, und dadurch einen großen Teil der ihm zur Verfügung gestellten Summen für die Bestreitung des Kultus gerettet hätte. Der Papst wurde vergeblich an die Tatsache gemahnt, daß er der Kirche in Deutschland mit Konzessionen dem Staat gegenüber entgegengekommen war, die er in Frankreich verwarf. Alle Bemühungen von Geistlichkeit und Laienwelt, Rom von der dringenden Notwendigkeit eines modus vivendi zu überzeugen, blieben vergebens. Die Stimme des Episkopats wurde einfach übergangen! „Der Sturz in den Abgrund“, so überschreibt der ‚Gläubige Katholik‘, dem wir diese Ausführungen verdanken, das Kapitel, worin die päpstlichen Entscheidungen von 1906 aufgezählt sind. Die Folgen der Politik, die zum Schlimmsten drängte, um davon das Heil zu erwarten, haben die katholische Kirche in Frankreich materiell gänzlich verarmt. Zu ihrem Unterhalt ist sie auf die freiwilligen Beiträge der Gläubigen angewiesen. Vom Staat vollständig losgelöst, ist sie in völlige Abhängigkeit von Rom geraten, das ohne jede Kontrolle die Bischöfe ernennt und seine Befehle in bindender Form ergehen läßt. Intellektuelle Ursachen wirken langsam, aber stetig; die Sorgen des täglichen Lebens dagegen drücken mit zwingender Gewalt. Schon heute läßt sich erkennen, daß es der Großmut der Laienwelt schwer ist, die Bürde des Unterhalts für den Klerus zu bestreiten. Seine Reihen lichten sich in den Seminarien; für die Seelsorge reichen seine Kräfte kaum mehr aus. Aber auch die Lage des Staates ist schwierig. Auch er hat Gründe, sie zu modifizieren. Nicht im Sinne der Extremen, die sie herbeiführten, werden sie erfolgen.

Streiflichter. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin v. Leyden. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1911.

Wir brauchen nur den Namen der Lady Blennerhassett zu nennen, und die mit diesem Namen längst vertrauten Leser der „Deutschen Rundschau“ wissen sofort, was sie von vorliegender Sammlung historischer und literarhistorischer Aufsätze zu erwarten haben: einen geistigen Genuß feinster und erlesenster Art. Es sind zehn Gegenstände, über welche sich die geistvolle und kenntnisreiche Schriftstellerin verbreitet: die Belagerung von Paris im Jahre 1590 durch Heinrich IV.; das angebliche Tagebuch Harveys, der 1599 den Grafen Essex nach Irland begleitet haben soll, in Wahrheit die vorzügliche Arbeit einer neueren irischen Schriftstellerin; den Maler Joshua Reynolds; das Tagebuch der Lady Dufferin, der Gemahlin des Vizekönigs von Indien 1884 ff.; die Geschichtsphilosophie von Taine und sein Bild Napoleons; den Politiker Grafen Reinhard; spanische Studien; Marco Minghetti und das Risorgimento; die Malerin und Schriftstellerin Marie Baschkirtseff; endlich Chateaubriand. Es sind „Streiflichter“ insofern, als durch die Aufsätze gewisse geschichtliche Perioden oder gewisse Probleme blitzartig beleuchtet werden; der Titel ist aber für das, was uns geboten wird, sehr bescheiden gewählt. Uns hat vor allem die Studie über Taine interessiert, welche die großen Verdienste dieses vielfach hart angefochtenen Forschers anerkennt und in dem Nachweis gipfelt, daß trotz Napoleons Sturz die innere Rekonstruktion Frankreichs, die großen Institu-

tionen von Konsulat und Kaiserreich, „die Maschinerie des Jahres VIII“ (1799) noch heute bestehen: „der Despotismus der demokratisch-revolutionären Zentralisation hat den Despoten überdauert“, und die Herstellung des provinzialen Lebens, das durch die Departements zerstört wurde, hat seit 1789 niemand in die Hand zu nehmen gewagt; nur die Regierung, nicht der Staatsgedanke hat seitdem in Frankreich gewechselt. Nicht minder lehrreich ist der Aufsatz über Minghetti, der vor allem das Verhältnis des Papsttums zur italienischen Nationalidee beleuchtet; aber jeder Aufsatz ist in seiner Art gleich fesselnd und gediegen, so daß wir schließlich lieber, statt einzelnes hervorzuheben und damit anderes scheinbar zurückzusetzen, das Ganze dem Studium des Lesers angelegentlich empfehlen.

μ. **Racolta Vinciano.** Archivio Storico. Mailand 1911.

Das Jahrbuch der Forschungen über Leonardo da Vinci; rege, unausgesetzt beschäftigt man sich in jedem Land mit der Gestalt des vielleicht begabtesten Menschen, von dem die Weltgeschichte weiß. Die letzten Jahre brachten ja auch bewegende Ereignisse auf diesem Gebiete: die Benennung der Wachsbüste des Kaiser-Friedrich-Museums, den noch unaufgeklärten Raub der Gioconda. Es wird das Projekt eines italienischen Malers Laurenti erwähnt. Nach einer Zeichnung des Leonardo zu einem Dante-Denkmal in Rom konstruiert er ein gewaltig sich zuspitzendes Monument, das einen runden Säulentempel trägt. Nach der Angabe der Zeichnung waren die Stufen gigantisch gedacht (12 m zu 4,50 und 4 m); diese Stufen, meint er, sollten den steilen Aufstieg zum Paradies symbolisieren. Der deutsche Künstler Rudolf Stang hat auf Grund langjähriger Studien des Abendmahls mit besonderer Benutzung des Weimarer Kartons eine sehr gut beurteilte Rekonstruktion vollendet. Sein Wunsch geht da hinaus, sie im Refektorium von S. Maria delle Grazie gegenüber vom traurig verfallenen Original aufzustellen. Mit sympathischen Worten wird der Tod zweier deutscher Kunstforscher, des Cornelius v. Fabriczy und der Olga v. Gerstfeldt erwähnt.

γ. **Bibliographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog.** Herausgegeben von Anton Bettelheim XIV. Band. Berlin, Georg Reimer. 1912.

Das allmählich dem gebildeten Publikum unentbehrlich gewordene Jahrbuch enthält die Toten des Jahres 1909; das Titelbild Theodor Barths, des bekannten Politikers und Publizisten, schmückt den Band. Unter den Artikeln haben wir ferner die über den Thurgauer Pfarrer Dr. Biron, den Begründer der Ferienkolonien, über den württembergischen Ministerpräsidenten v. Mittnacht, dessen Tätigkeit freilich wohl in zu günstigem Licht erscheint, über den Juristen, Theologen und Moralisten Hilty, über den General Röder v. Diersburg, den Byzantinisten Krumbacher, den Schauspieler Sonnenthal, den Historienmaler Hermann Kaulbach, den Professor und Politiker Sepp, den Physiologen Wilhelm Engelmann, den Philosophen Heinze, den badischen Minister Schenkel, den Dichter Detlev v. Liliencron, den Heidelberger Theologen Hausrath, den Diplomaten v. Holstein, den Hofprediger Stöcker, den schon genannten Politiker Barth u. a. Diese kurze Zusammenstellung allein wird genügen, den Reichtum des Inhaltes auch dieses Bandes zu veranschaulichen.

γ. **Staatslexikon.** Vierte Auflage, unveränderter Abdruck der dritten, neu bearbeiteten Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft von Dr. Julius Bachem. Freiburg i. B., Herder. 1911—1912.

Das bekannte katholische Staatslexikon ist seit 1908 zum drittenmal bearbeitet worden, und zwar so, daß sämtliche Artikel gründlich durchgesehen und mit dem jetzigen Stand des Wissens in Einklang gebracht wurden. Der Absatz war so stark, daß Band I—III alsbald in vierter Auflage gedruckt werden mußten und die zwei letzten Bände als dritte und vierte Auflage zu bezeichnen waren. Der Wert des Staatslexikons liegt in folgenden zwei Eigentümlichkeiten. In erster Linie will es ausgesprochenermaßen den streng katholischen Standpunkt zur Geltung bringen, und für den, welcher diesen Standpunkt kennen zu lernen wünscht, ist es geradezu die Quelle an sich. Dann bestehen die Mitarbeiter aus der Elite des katholischen Deutschlands, aus Gelehrten wie aus Parlamentariern und Praktikern. Mit diesen Eigentümlichkeiten ist auch der Charakter des Werkes nach der grundsätzlichen Seite gegeben. Die katholische Auffassung aller Dinge und Probleme wird mit Nachdruck und Festigkeit vertreten: der Sozialismus ist von allen bloß natürlichen gesellschaftlichen Kräften ohne die Hilfe der übernatürlichen Kräfte der Kirche schlechterdings nicht zu überwinden (I, 1351); der allmächtige Staat wird in Vertretung der Rechte des einzelnen, der Familie, der Kirche mit Entschiedenheit bekämpft (IV, 1376 ff.), ihm aber doch die Oberaufsicht über „alle Bildungsanstalten“ zugestanden (IV, 1382); Petrus ist unter Leitung der göttlichen Vorsehung nach Rom gekommen, hat die dortige Kirche gegründet, das Bischofsamt bis an seinen Martertod innegehabt und ein Primat seinen Nachfolgern hinterlassen (III, 1540 ff.). Sieht man von diesem grundsätzlichen Standpunkte ab und räumt man ein, daß bei so vielen Mitarbeitern nicht alle Beiträge gleichwertig sein können, so muß und darf man anerkennen, daß das Staatslexikon eine in hohem Maß ernste und nützliche Arbeit ist, deren Früchte oft eine Förderung des Wissens bedeuten und auch von solchen gebraucht

werden können, die den grundsätzlichen Standpunkt des Werkes nicht teilen.

ρσ. **Magyaren und Sachsen** (1848—1911). Ein politischer Leitfaden für Deutsche. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1912.

Wenn oft darüber Klage geführt werden muß, daß der Deutsche im Auslande zu leicht sein Volkstum aufgibt, so gebührt den Siebenbürger Sachsen in Ungarn das Lob, daß sie mit stolzem und doch bescheidenem Selbstbewußtsein sich ihre deutsche Sprache und Art erhalten haben. Von König Stephan, gest. 1038, ins Land gerufen, erhielten die Deutschen gesetzliche Anerkennung in gleicher Rechtsform wie die Magyaren und Slawen. Die Sachsen, etwa 200000 an Zahl, behaupteten sich als Landstand im selbständigen Siebenbürgen. 1848 kam zum Nachteil der Sachsen ihre Union mit Ungarn zustande. 1867 erstand das neue Ungarn als selbständiger Staat, aber als Nationalitätenstaat mit amtlich veränderter, gesetzlich festgelegter Gleichberechtigung aller im Lande heimatberechtigten Volksstämme. Die Geschichte Ungarns seitdem besteht in dem Bestreben der gleichberechtigten, nicht vorberechtigten magyarischen Nationalität, einen Einheitsstaat ausschließlich mit ihrer Sprache herzustellen, und in dem Verteidigungskampfe der Nationalitäten, zu denen die evangelischen Sachsen in Siebenbürgen und die erst jetzt erwachenden katholischen Bauernschwaben gehören. Die magyarische Politik gegen die Sachsen führte 1882 zu energischem Einspruch seitens hochangesehener reichsdeutscher Männer aus allen Kreisen der Bevölkerung; von den unterzeichneten über siebzig Namen seien ohne Ansehen der Partei Georg v. Bunsen, Gneist, Herman Grimm, Kiepert, Kleinert, Mommsen, Müllenhoff, Pfleiderer, Scherer, Tobler, Treitschke, Eduard Zeller, Theobald Fischer, Felix Dahn, der heutige vortragende Rat im Kultusministerium Köpke, Richard Böckh, Wattenbach, Zupitza, Heinrich Brunner hier ausgewählt; und die Sympathie dieser hochbedeutenden Männer für den Bestand der Sachsen ist bei der heutigen Generation nicht geschwunden, die mit ansehen muß, wie die altehrwürdigen Ortsnamen der Sachsen gewaltsam und unverständig durch magyarische Worte, die niemand kennt, ersetzt werden und die magyarische Sprache in die deutschen Schulen eingedrängt wird. Die vorliegende, ruhig und sachlich gehaltene Schrift will nicht überreden, sondern durch Tatsachen überzeugen. Sie stellt alles gesetzliche Material, das in Betracht kommt, im Wortlaut hin. Sie ist echt ungarisch, König- und kaisertreu, nicht magyarisch abgefaßt. Wem daran liegt, sich über diese Dinge ein eigenes Urteil zu bilden, kann die Schrift nicht anders als willkommen sein.

γ. **Les légions de Varus, Latins et Germains au siècle d'Auguste.** Par Ch. Gailly de Taurines. Paris, Hachette, 1911.

Diese Schrift ist eine breite Ausführung dessen, was uns Tacitus und die anderen römischen und griechischen Historiker über Arminius, die Schlacht im Teutoburger Wald und Germanicus erzählen, ohne irgendwelchen wissenschaftlichen Wert. Wo die eigentlichen Probleme liegen, weiß der Verfasser nicht und kann es uns deshalb auch nicht klar machen. Sein Endergebnis ist: daß „bloß Germanen, welche die römische Zivilisation angenommen hatten, Rom widerstehen konnten"; daß sie ihre eigene Nationalität unbeugsam festgehalten haben und das die eigentliche Wurzel ihrer Kraft war, übersieht Gailly de Taurines völlig. Für die dilettantische Art seiner Schreibweise diene als Beispiel, daß er S. 79 Scheffels Lied über die Teutoburger Schlacht, chanson d'étudiants fort célèbre en Allemagne anführt und meint, sie werde dans certains recueils de littérature comme modèle de chanson betrachtet

γ. **Geschichte Japans.** Von Hisho Saito. Berlin, Ferdinand Dümmler, 1912.

Nachdem wiederholt europäische Gelehrte die Geschichte Japans behandelt hatten, tritt mit diesem Buche erstmals ein japanischer Historiker, Professor an einem höheren kaiserlichen Seminar in Tokio, mit einer deutsch geschriebenen Geschichte seines Landes hervor. Der japanische Botschafter in Berlin, Vicomte S. Chinda, gibt dem Verfasser das Zeugnis mit, daß er in seiner Heimat als gründlicher, mit dem Rüstzeug moderner Wissenschaft arbeitender Historiker bekannt sei; und das Werk, gedrängt, schlicht, überall die Zusammenhänge der japanischen Entwicklung mit der Koreas und Chinas, später auch Europas beachtend und herausstellend, macht in der Tat einen guten Eindruck. Saito hebt u. a. ohne Chauvinismus hervor, daß die chinesische Kultur entscheidend auf Japan gewirkt hat; er behandelt das Eindringen des Buddhismus ganz objektiv, unter Betonung seines ursprünglich rein philosophischen, später erst volkstümlich, aber auch weltlicher werdenden Gepräges, und er entwickelt ebenso objektiv, daß der Übergang zur einheitlichen Monarchie nach der 683-jährigen Zeit des Schattenkaisertums und zur westlichen Kultur 1867 eine Notwendigkeit war, der man sich nicht entziehen konnte. Er tritt aber vom moralischen und patriotischen Gesichtspunkte aus für ein anerkennendes Urteil über das Verhalten des Shogunats in seiner letzten Zeit ein; es war ganz von der Rücksicht auf das Staatsinteresse geleitet, und die Art, wie der letzte Shogun Tokuganda Yoshinobu sein Amt selbst unter Berufung auf die Forderung der Zeit freiwillig niederlegte, hat etwas geradezu Antikes.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alafberg. — Aufstieg. Bekenntnisse zu Gegenwart und Zukunft. Von Friedrich Alafberg. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Albin. — La querelle franco-allemande. Le „coup" d'Agadir. Origines et développement de la crise de 1911. Paris, Félix Alcan. 1912.

Arendt. Oden, Lieder und Balladen. Von Erich Arendt. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Auerbach. — Palästina als Judenland. Von Dr. Elias Auerbach, Haifa. Herausgegeben vom Aktionskomitee der zionistischen Organisation. Berlin, in Kommission beim Jüdischen Verlag. 1912.

Baedeker. — Spanien und Portugal. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 20 Karten, 44 Plänen und 15 Grundrissen. Vierte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1912.

Baumgart. — Die Quelle der Gesundheit. Im Einfamilienhaus für jede Familie eine Stätte reinen Glückes und Wohlbefindens. Von A. Baumgart. Vierte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Beckenhaupt. — Witterung, Erdoberfläche und Leben, ihr Ineinandergreifen und ihre astronomischen Ursprünge und Regulatoren. Von C. Beckenhaupt. Brackwede i. W., Dr. W. Breitenbach. 1912.

Becker. — Vom geistigen Leben und Schaffen Von Carl Becker. Berlin, Hugo Steinitz. 1912.

Berg. — Genezareth. Von Bengt Berg. Stockholm, Albert Bonnier. 1912.

Bergmann. — Amouren. Novellen Von Hjalmar Bergmann Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Bergmann. — Das Testament Sr. Gnaden. Roman. Von Hjalmar Bergmann. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band 73: Zur Kritik des Geniebegriffs. Von Dr. Jacob Cahan. — Band 74: Das Problem der Bewegung in methodischer Bedeutung. Erkenntnis-theoretische Studie. Erster Teil: Die Motive des Problems. Von Dr. Jacob Klatzkin. Bern, Buchdruckerei Scheitlin und Co. 1911. 1912.

Bjelv. — Die silberne Taube. Roman. Von Andrej Bjelv. Einzig autorisierte Übertragung aus dem Russischen von Culley Wiebeck. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Binso. — Prolegomeni ad una psicodinamica. Di C. Binso. Milano, Albrighi, Segati e C. 1912.

Du Bois-Reymond. — Reden von Emil du Bois-Reymond. In zwei Bänden. Zweite, vervollständigte Auflage. Mit einer Gedächtnisrede von Julius Rosenthal. Herausgegeben von Estelle du Bois-Reymond. Erster und zweiter Band. Leipzig, Veit und Co. 1912.

Brenet, Chantavoine, Laloy, Laurencie. L'année musicale. Publiée par M. M. Michel Brenet, J. Chantavoine, L. Laloy, L. de la Laurencie. Paris, Félix Alcan. 1912.

Bruck-Auffenberg. — Die Frau comme il faut. Die vollkommene Frau. Von Natalie Bruck-Auffenberg. Vierte Auflage. Buchschmuck von Paul Telemann. Berlin, J. Gnadenfeld und Co. O. J.

Cartwright. — Isabella d'Este, marquise de Mantoue. 1474—1539. Par Julia Cartwright (Mrs Ady). Traduction et adaptation de l'anglais par Mme Emmanel Schlumberger. Préface de Robert de la Sizeranne. Ouvrage illustré de trente-trois planches hors texte. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.

Cervantes. — Don Quijote de la Mancia. III. Edición y notas de Francisco Rodriguez Marin de la R. A. E. Madrid, „La Lectura". 1912.

Chéradame. — La crise française. Faits, causes, solutions. Par André Chéradame. Paris, Librairie Plon. 1912.

Christensen. — Politik und Massenmoral. Zum Verständnis psychologisch-historischer Grundfragen der modernen Politik. Von Dr. Arthur Christensen. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Cotta. — Gefilde der Seligen. Von Johannes Cotta. Vierte Auflage. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Creuzer. — Die Liebe der Günderode. Friedrich Creuzers Briefe an Caroline von Günderode. Herausgegeben und eingeleitet von Karl Preisedanz. Mit zwei Lichtdruckporträts und zwei Faksimiles. München, R. Piper und Co. 1912.

Curtius. — Kurd von Schloezer. Ein Lebensbild. Von Dr. Paul Curtius. Mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Eisenschmidt. O. J.

Dahlmann. — Die Thomas-Legende und die ältesten historischen Beziehungen des Christentums zum fernen Osten im Lichte der indischen Altertumskunde. Von Joseph Dahlmann, S. J. Freiburg i. Br., Herder. 1912.

Damas. Mémoires du comte Roger de Damas, Russie—Valmy et armée de Condé Naples (1787—1800). Publiés et annotés par Jacques Rambaud. Introduction par Léonce Pingaud. Avec un portrait en couleurs, un portrait en noir et une carte. Paris, Librairie Plon. 1912.

Der fliegende Tod. „Die gelbe Gefahr." Von einem deutschen Offizier. Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Dessoir, Muthesius. — Das Bismarck-Nationaldenkmal. Eine Erörterung des Wettbewerbes von Max Dessoir und Hermann Muthesius. Mit aktenmäßigen Anlagen. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Dibblee. — The laws of supply and demand With special reference to their influence on over-production and unemployment. By George Binney Dibblee. London, Constable and Co. 1912.

Driesmans. — Das Orenda-Problem in der deutschen Arbeitgeber-Frage. Kulturparlament, Akademie der Arbeit, Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und verwandte Institutionen. Von Heinrich Driesmans. Schöneberg, Verlag Deutsches Leben (Rudolf Leichter). 1912.

Dröll. — Sechzig Jahre hessischer Eisenbahnpolitik. 1836—1896. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens. Von Dr. H. Dröll. Leipzig, Duncker und Humblot. 1912.

Duncker. — Bergeholz Söhne. Roman von Dora Duncker. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.

Dupuis. — La direction de la guerre. La liberté d'action des généraux en chef. Par V. Dupuis. Paris, Librairie militaire Chapelot. 1912.

Düring. — Gesammelte Vorträge. Von E. von Düring Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1912.

Edda. Erster Band: Heldendichtung. — Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Eloesser. — Heinrich von Kleists Leben, Werke und Briefe. Von Arthur Eloesser. Leipzig, Der Tempel-Verlag. O. J.

Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, in Verbindung mit Wilhelm Windelband herausgegeben von Arnold Ruge. Erster Band: Logik. Erste und zweite Hälfte. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.

Falkberget. — In der äußersten Finsternis. Eine Erzählung aus dem Bergarbeiterleben. Von Johan Falkberget. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Norwegischen von Theobald Völcker. Leipzig, Georg Merseburger. 1912.

Frank. — Rezensionen über schöne Literatur von Schelling und Caroline in der Neuen Jenaischen Literatur-Zeitung. Von Erich Frank. Vorgelegt von Wilh. Windelband. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Heidelberg, Carl Winter. 1912.

Harlan. — Familienszenen. Vierzehn Geschichten von Weib und Kindern, von Dienstboten und von der Weltseele. Von Walter Harlan. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Hartlieb. — Herbert. Ein Gedicht von Wladimir Freiherr von Hartlieb. Wien, Hugo Heller und Cie. 1912.

Hedin. — Von Pol zu Pol. (Neue Folge.) Vom Nordpol zum Äquator. Von Sven Hedin. Leipzig, F. A. Brockhaus 1912

Heiniehen. — Die Grundgedanken der Freimaurer im Lichte der Philosophie. Von Otto Heinichen. Berlin, Alfred Unger. 1912.

von der Hellen. — Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Register. Von Eduard von der Hellen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Herrings. — Die goldene Gefahr. Nach amerikanischen Dokumenten, Briefen und Depeschen. Von Joseph Herings. Charlottenburg, Vita. O. J.

Hirschfeld. — Der Kampf der weißen und der roten Rose. Roman von Georg Hirschfeld. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.

Hollaender. — Der Eid des Stephan Huller. Von Felix Hollaender. Berlin, Ullstein und Co. 1912.
Inon. — Das Beseligende. Von Inon. Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.
Jahresbericht der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung: Das Jahr 1911. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1912.
Josua. Ein frohes Evangelium aus künftigen Tagen. Nach einem französischen Manuskripte. Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.
Kaser. Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters (1438–1519). Zweiter Band. Deutsche Geschichte zur Zeit Kaiser Maximilians I 1486–1519. Von Kurt Kaser. Bibliothek deutscher Geschichte. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.
Keller. — Der deutsche Neuhumanismus und seine geistesgeschichtlichen Wurzeln. Eine kritische Auseinandersetzung von Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller. Zweite Ausgabe. Jena, Eugen Diederichs. 1912.
Kesser. — Lukas Langkofler. Das Verbrechen der Elise Geitler. Zwei Erzählungen. Von Hermann Kesser. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.
Korkunoff. — Das russische Staatsrecht. Auszüge aus dem allgemeinen Teil Von Prof. N. M. Korkunoff. Übersetzung aus dem Russischen. Berlin, Emil Ebering. 1912
Koser. — Geschichte Friedrichs des Großen. Von Reinhold Koser. Vierte und fünfte, vermehrte Auflage. Erster Band. Mit einer farbigen Karte und vier Schlachtskizzen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.
Lenau. — Nikolaus Lenau. Sämtliche Werke und Briefe. Herausgegeben von Eduard Kahle. Vierter Band. Leipzig, Insel-Verlag 1912.
Literarischer Ratgeber. Herausgegeben durch Ferd. Avenarius vom Dürerbund. München, G. D. W. Callwey. 1912.
Louis. — Le travail dans le monde romain. Par Paul Louis. Avec 41 gravures dans le texte. Histoire universelle du travail, publiée sous la direction de Georges Renard. Paris, Félix Alcan. 1912.
Lucka. — Winland. Novellen und Legenden. Von Emil Lucka. Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag. 1912.
Luedecke. — Der Dialog vom freien Erdenbürger. Von Hugo E. Luedecke. Porto Alegre (Südbrasilien).
Magne. — Ninon de Lenclos. Par Emile Magne. Portraits et documents inédits. Paris, Édition d'art et de littérature. S. A.
Markow. — Die russische und ukrainische Idee in Österreich. Von Dr. Dmitry Markow. Zweite Auflage. Wien, Rosner und Stern. 1912.
Maury. — Nos hommes d'état et l'œuvre de réforme. Par François Maury Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Librairie Félix Alcan. 1912.
Mayne. — Dichtung und Kritik. Eine Rechtfertigung der Literaturwissenschaft. Von Harry Mayne. München, C. H. Beck. 1912.
Meißner. Staat und Religion im Lichte der modernen Ethik. Von Franz Arthur Meißner. Berlin, Selbstverlag. O. J.
Miethe. — Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert. Unter Mitwirkung hervorragender Vertreter der technischen Wissenschaften herausgegeben von A. Miethe. Zweiter Band: Die Verarbeitung der Rohstoffe. Braunschweig, George Westermann. 1912.
Michaëlis. — Jens Himmelreich und andere Erzählungen. Von Karin Michaëlis. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von Hermann Kly. München, Albert Langen. 1912.
Mille. — Marianne-Ueberfee Von Pierre Mille. Mit einem Vorwort von Hanns Heinz Ewers. München, Georg Müller. 1912.
Moersberger. — Pastor Verden. Ein Reiseroman. Von Felicitas Rose Moersberger. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.
Musikergeschichten. Novellenbuch. 8. Band. Karl Söhle, Wilh. Schmidtbonn, R. H. Bartsch, Ernst v. Wolzogen. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.
Niessen-Deiters. Die unordentlich verheiratete Familie. Skizzenbuch von Leonore Niessen-Deiters. Mit Zeichnungen von Hans Deiters. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.
Nordström. — Bürger. Geschichten aus einer Stadt im hohen Norden Von Ludwig Nordström. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig und Stockholm, Albert Bonnier. 1912.
On the teaching of Latin and Greek. Being a series of reports by committees. Recommendations of the classical association. London, John Murray. 1912.
Pannwitz. — Zur Formenkunde der Kirche. Von Rudolf Pannwitz. Mit 8 Tafeln. Erster Band der „Bücher der Kirche" Wittenberg, A. Ziemsen. 1912.
Perger. — System der dramatischen Technik. Von Arnulf Perger. Geänderte Fassung Weimar, Alexander Duncker. 1911.
Petronievicz. — Prinzipien der Metaphysik. Von Branislav Petronievicz. Erster Band. Zweite Abteilung: Die realen Kategorien und die letzten Prinzipien. Mit 43 Figuren im Text. Heidelberg, Carl Winter. 1912.
Pichon. — Fra Angelico. Par Alfred Pichon. Les maitres de l'art. Paris, Librairie Plon. S. A.
Pillet. — Recherches faites en Allemagne sur l'horloger Charles-Guillaume Nauendorff, prétendu fils de Louis XVI et de Marie-Antoinette. Par André Pillet. I. L'acquisition du droit de bourgeoisie à Spandau. Paris, Alphonse Picard et fils. 1912
Plenge. — Die Zukunft in Amerika. Von Professor Johann Plenge. Berlin, Julius Springer. 1912.
Pöhlmann. Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt. Von Professor Dr. Pöhlmann. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. München, C. H. Beck. 1912.
Potapenko. — Vom Schiffbruch der Ehe. Roman. Von J. Potapenko. Aus dem Russischen übersetzt von Frieda Stock. Wien, L. Rosner und C. W. Stern. 1912.
Presber. — Von Ihr und Ihm. Dialoge von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1912.
Prévost. Die junge Mutter. Von Marcel Prévost. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. Von G. Katz. München, Albert Langen. 1912.
Reinsch. — Intellectual and political currents in the far East. By Paul L. Reinsch. Boston, Houghton Mifflin Company. 1911.
Religionsgeschichtliche Volksbücher. IV, 18. Franz von Assisi. Von Dr. Ulrich Peters. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.
Report of the commissioner of education. For the year ended June 30, 1911. Volume I. Washington, Government printing office. 1912.
Reth. — Noch ist die blühende, goldene Zeit. Aus den Wanderjahren eines jungen Kaufmanns. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.
Reventlow. — Von Paul zu Pedro. Amouresken. Von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. O. J.
Rivas. — Duque de Rivas. Romances I. Clásicas Castellanos. Madrid, ediciones de „La Lectura". 1912.
Rousseau. — Jean Jacques Rousseaus Bekenntnisse. Herausgegeben von Otto Fischer. München, Martin Mörike. 1912.
Sammlung englischer und französischer Autoren. Nr. 12. American Humour. Nr. 15. Contes. Par Charles Perrault. Troppau, Buchholz und Diebel. O. J.
Sammlung Göschen. Nr. 365: Deutsche Literaturdenkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts bis Klopstock. II. Prosa. Ausgewählt und erläutert von Dr. Hans Legband. Berlin, G. J. Göschen. 1912.
Sammlung Kösel. Nr. 50: Die deutschen Kolonien. Von Dr. Alois Junker. Kempten, Jos. Kösel. 1912.
Sandt. — Das Lichtmeer. Roman. Von Emil Sandt. Erstes bis drittes Tausend. Charlottenburg, Vita. O. J.
Scharrer-Santen. — Adolf Wilbrandt als Dramatiker. Von Dr. Eduard Scharrer-Santen. München, Hans Sachs Verlag. 1912.
Der Schatzgräber. Herausgegeben vom Dürerbund. Nr. 73. Friedrich der Große. Von ihm und über ihn. — Nr. 74. Schwedische Geschichten. Von Werner von Heidenstam. — Nr. 75. Blackem. Von Björnstjerne Björnson. — Nr. 76. Aus Kindertagen. Von Anna Schieber. — Nr. 77. Kleine Abenteuer. Von Hugo Bartsch. — Nr. 78. Die Gazellenjagd der Araber. Von Max Maria von Weber. München, G. Callwey. O. J.
Schey. — Te Quiero. Von Evelina von Schey. München, R. Piper und Co. 1912.
Schmidt-Gründler. — Eine gesunde Jugend: ein wehrhaftes Volk Ein Vorschlag zur Reform der körperlichen Erziehung unserer Jugend. Von

Dr. med. Ferdinand Schmidt-Gründler. Leipzig, B. G. Teubner 1912.

Schneider. Tierpsychologisches Praktikum in Dialogform. Von Karl Camillo Schneider. Mit 139 Figuren im Text. Leipzig, Veit und Co. 1912.

Scholl. Die irdischen Energieschätze und ihre Verwertung. Akademische Antrittsvorlesung, gehalten am 17. Juni 1911 von Hermann Scholl, a. o. Professor der angewandten Physik an der Universität Leipzig. Mit Anmerkungen und Literaturnachweis. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Schubert. — Staat und Kirche in den arianischen Königreichen und im Reiche Chlodwigs. Mit Exkursen über das älteste Eigenkirchenwesen. Von Hans von Schubert. Historische Bibliothek, Band 26. München, R. Oldenbourg. 1912.

Schulte. — Gegen die Konfessionsschule. Mit besonderer Rücksicht auf Preußen. Von Dr. Johann Friedrich v. Schulte. Erste bis dritte Auflage. Gießen, Emil Roth. 1912.

Schulz. — Tolstoi. Von Friedrich Schulz. Mit zwei Bildbeigaben. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Seidel. Erinnerungen an Heinrich Seidel. Mit ungedruckten Briefen, persönlichen Aufzeichnungen und Mitteilungen aus dem Nachlaß von H. Wolfgang Seidel. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Sevin. — Deutschlands Kulturausgaben. Die Bildungsausgaben im Deutschen Reich, seinen Gliedstaaten, Gemeinden und höheren Kommunalverbänden, ihre zeitliche Entwicklung und räumliche Verteilung. Eine finanzstatistische Untersuchung von Dr. Ludwig Sevin. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1912.

Sittenberger. — Die Wallfahrt nach Kythera. Roman von Hans Sittenberger. Charlottenburg, Vita. O. J.

Siwertz. — Die Alten. Novellen. Von Sigfrid Siwertz. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Leipzig und Stockholm, Albert Bonnier. 1912.

Sophokles. — Ajas. Tragödie des Sophokles. Übersetzt von Ludwig Bellermann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1912.

Soyka. — Die Söhne der Nacht. Ein Zukunfts-Detektivroman. Von Otto Soyka. München, Albert Langen. O. J.

Spemanns goldenes Buch des Theaters. Eine Hauskunde für jedermann. Durchgesehene und ergänzte neue Ausgabe. Herausgegeben unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolph Genée, Max Grube, Dr. Robert Heffen, Dr. Paul Lindau, Viktor Ottmann, Ernst von Possart, Gotthilf Weisstein, Eugen Zabel u. a. Stuttgart, W. Spemann. 1912.

Speyer. — Der Herzog, die Kokotte und der Kellner. Erzählungen. Von Willy Speyer. München, Albert Langen. O. J.

Staatslexikon. — Vierte Auflage. Unveränderte Abdruck der dritten, neubearbeiteten Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem. Erster bis fünfter Band. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1911.

Stavenhagen. Feldbefestigung (einschließlich Kampf um befestigte Feldstellungen). Für Offiziere aller Waffen, des Heeres, der Marine und der Schutztruppen. Von W. Stavenhagen. Zweite, erweiterte und umgearbeitete Auflage. Mit einer Tafel, enthaltend 35 Skizzen. Berlin, Mittler und Sohn. 1912.

Steinitzer. — Der Monistenbund. Eine Erzählung von Heinrich Steinitzer. München, Süddeutsche Monatshefte. 1912.

Stenglin. Arme Sünder. Die Geschichte eines Fürsorgezöglings. Von Felix Freiherr von Stenglin. Charlottenburg, Vita. O. J.

Stenglin. — Im Krug zur Hölle. Erzählung. Von Felix Freiherrn von Stenglin. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Stoessl. — Allerleiraub. Novellen. Von Otto Stoessl. Zweite Auflage. München, Georg Müller. 1911.

Stoessl. — Morgenrot. Roman. Von Otto Stoessl. München, Georg Müller. 1912.

Stolze. — Die Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1870. Von Wilhelm Stolze. München, R. Oldenbourg. 1912.

Stubenberg. — An der Sehnsucht ewgem Wanderstab. Gedichte. Von Mathilde Gräfin Stubenberg. Titelbild von Eugen Frhr. v. Rausonnet. Wien, Carl Fromme. 1912.

Stunden mit Goethe. Herausgegeben von Wilhelm Bode. VIII. Band. Drittes Heft. Berlin. E. S. Mittler und Sohn. 1912.

Sucher. — Les sources du merveilleux chez E. T. A. Hoffmann. Par Paul Sucher. Paris, Félix Alcan. 1912.

Suttner. — Aus der Werkstatt des Pazifismus. Aus der eigenen Werkstatt. Vortragszyklus im Wiener Volksbildungsverein. Von Bertha v. Suttner. Leipzig, Hugo Heller und Co. 1912.

Thamm. — Herbsttage in Konstantinopel und Kleinasien. Von Prof. Dr. Melchior Thamm. Montabaur, Willy Kalb. 1912.

Tribukait. Was ist evangelische Freiheit. Eine Beleuchtung unserer gegenwärtigen kirchlichen Lage. Von Hans Tribukait. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1912.

Turi. Das Buch des Lappen. Erzählung von dem Leben der Lappen. Von Johan Turi. Herausgegeben von Emilie Demant. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1912.

Urkull. — Kaukasische Novellen. Von Baron Woldemar v. Urkull. Groß-Lichterfelde, Edwin Runge. O. J.

Voigt — Die sogenannte Ilmenausche Empörung von 1768. Ein trüber Abschnitt aus Ilmenaus vorgoethischer Zeit. Von Julius Voigt. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Voß. — Der Polyp und andere römische Erzählungen. Von Richard Voß. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Wahlenberg. — Aus der Tiefe rufe ich . . . Roman. Von Anna Wahlenberg. Leipzig, Albert Bonnier. 1912.

Walther. — Geldwert in der Geschichte. Ein methodologischer Versuch. Von Andreas Walther. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1912.

Weigert. — Wie passen wir uns mehr dem Kinde an? Eine Klavier-Vorschule. Ein Ratgeber für den Erstunterricht des Kindes. Von O. Weigert. Leipzig, Breitkopf und Härtel. O. J.

Weill. — La France sous la monarchie constitutionelle (1814–1848). Par Georges Weill. Nouvelle édition revue et corrigée. Bibliothèque d'histoire contemporame. Paris, Félix Alcan. 1912.

Welcker. — Drama und Freimaurerei. Eine freimaurerische Betrachtung über die Dramatik von heute. Von Heinrich Welcker. Berlin, Alfred Unger. 1912.

Weyher. — Was lehren einem Schulmanne Dänemark und Schweden? Schilderung einer Studienreise unter besonderer Berücksichtigung der technischen Unterrichtsfächer. Von Ernst Weyher. Zeichnungen von Alfred Borkert. Breslau, Franz Goerlich. 1912.

Widmann. — Die Patrizierin. Novelle. Von Josef Viktor Widmann. Dritte Auflage. Mit dem Bildnis des Dichters. Bern, A. Francke. 1912.

Wiesbadener Volksbücher. Nr. 148. Helmbrecht. Wernher dem Gärtner nacherzählt von Paul Wüst. Wiesbaden, Verlag des Volksbildungsvereins. 1911.

Windstosser. — Étude sur la „Théologie Germanique", suivie d'une traduction française faite sur les éditions originales de 1516 et 1518. Par Maria Windstosser. Paris, Félix Alcan. S. A.

Witkowski. — Die Entwicklung der deutschen Literatur seit 1830. Von Georg Witkowski. Leipzig, R. Voigtländer. 1912.

Wolff. — Der Dramatiker Herbert Eulenberg. Von Kurt Wolff. Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Bonn, Friedrich Cohen. 1912.

Wundt. — Elemente der Völkerpsychologie. Grundlinien einer psychologischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, Alfred Kröner. 1912.

Zionisten-Kongreß. Stenographisches Protokoll der Verhandlungen des X. Zionisten-Kongresses in Basel vom 9. bis 15. August 1911. Herausgegeben vom zionistischen Aktionskomitee. Berlin, in Kommission beim Jüdischen Verlag. 1911.

Zobeltitz. — Drei Mädchen am Spinnrad. Ein Roman von glücklichen Leuten. Von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Zorr. — Dein Reich komme! Roman aus der Gegenwart. Von Peter Zorr. Frankfurt (Oder), Literarischer Verlag. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

Noch matt und zerschlagen vom totschweren Ritte, machte sich Albert einen der nächsten Tage auf, sich beim Pfarrer zu Steyr für die Sonntagsexhorte anzumelden und zugleich einige sieche Beichtleute zu besuchen. Er hatte auch ein paar Sachen vom Pater Cusmina für die Schwertnerischen erhalten, und am Beichttage sie der Stephana geben wollte er nicht, da sein Beichtstuhl immer von neugierigen Weibern umspäht war, und er überhaupt alles Ungewöhnliche in der Kirche streng vermied.

Tief traurig ward der strenge Mann, als er, vom Pfarrhause herabschreitend, auf den Stadtplatz kam und das letzte Marienbild — das neben Hironymus Hirschs Hause — nimmer sah, dagegen ein funkelnenes Buchgewölbe im lutherischen Schulhaus entdeckte[1] und in einem Fenster desselben die Bibel Luthers, die schön bebilderte Hauspostille und das Trostbuch Andreä Musculi ausgestellt sah. Und wie er sah einen Mann im Magistermantel aus dem Schulhaus nach der Kirche gehen, an dessen Seite eine Frau mit stehendem Kragen und roter Haube zierlich einher schritt, und in dem Manne den Apostaten Kern erkennen mußte — im Weib dessen ihm von Händel ehelich zugesprochene Konkubine Charitas Precher.

Am hellen Tage darf so das Laster durch Steyr schreiten. Ja, es ist wahr, daß Steyr tief heruntergekommen ist. Ja, der Vikar Karl hatte recht, jetzt ist nicht Zeit vor uns, krank zu sein.

Die lutherischen Schulbuben verspotteten den bleichen Mönch, als er über den Platz schritt: „Pfaff! Pfaff!" Er trat in das Haus des Pfefferl, wo ihn ein Diener hinausweisen wollte, aber er ließ ihn reden. Die Wäschverwahrerin des Pfefferl, eine Katholikin, lag krank. Er hörte sie die Beicht; hierauf suchte er noch einen Einleger beim Fleischhauer am Neutor heim. Da er wieder den Pfarrberg emporstieg, um den kurzen Weg nach Steyrdorf durchs Gilgtor zu nehmen, grinste ihn oberhalb der Pfarrstiege, wo bis

[1]) Diese Buchhandlung ist Fiktion. Doch ist durch Professor Dr. Konrad Schiffmann ganz kürzlich nachgewiesen worden, daß Steyr tatsächlich zur Reformationszeit eine Druckerei, wenn auch nur zwei Jahre lang, besessen hat. Ihr Inhaber hieß Simprecht Sorg und scheint ein Wiedertäufer gewesen zu sein.

vor kurzem die Pestpatronin Rosalia mit ihrem Kranz und Kreuze auf einer gehauenen Tafel zu sehen gewesen — eine Wasserfrau mit flatterndem Haar und aufgestelltem vergüldenen Schuppenschwanz höhnisch an. Aus dem Gilgtor tretend, sah er auch etwas Neues: die alte Schrottbrücke war fort! Es lagen dort einige Nachen; da vor drei Tagen ein heftiger Föhn die Kälte und das Eis gebrochen hatte, war die Steyr hochgeschwollen und reißend. Ein Fischerbub führte den Mönch im Nachen über, wegen des großen Gefälls ging es sehr langsam.

Albertus fragte: „Hat das Eis die Brucken weggenommen?" — Der Bursch sprach: „Agsprengt is die Brucken, hats der Herr Stadtrichter selm gschaffen."

„Da hatte er recht, sie war schlecht; es hätte beim hohen Wassergang groß Unglück beschehen können," sprach Albert. „Aber wo ist das Brückenkreuz jetzt?"

„Agsprengt." „Wie, das ehrwürdige Heiligtumb?" — Der Stadtrichter hat so befohlen." Albert versank in Gedanken. Guetes tun vors irdische sterbliche Leben und die Seelen berauben. Ja, das bistu, Händel.

Er verließ die Zille, entlohnte den Burschen und ging den Weichselgarten längs zum Bruderhause hinauf. Der Himmel lastete grau und schwer wie Blei, und wie Brausen der Unterwelt tönt das dumpfe Getümmel der Hämmer und mischt sich mit dem reißenden Wogengang.

Überall schmolz der Schnee und standen Lachen groß wie Seen. Noch fühlte man den Föhn; die Luft war widerlich milde; solche Luft alsogleich nach dem strengsten Winterwetter ist schlecht, sie pflegt manche Seuche zu bringen. An einem Rain blieb Albertus stehen, ein leises Lächeln in seinem ernsten und traurigen Antlitz. Da stand ein Kreuz und eine Maria davor, mit dem Schwerte im Herzen, und der Heiland trug einen Kranz von Rosen, davon zwei gestickte Seidenbänder niederhingen; der Schnee hat etwas von der Farbe verwaschen, aber man sieht genau die feinen Blumen auf der Seide.

Welche Hand hat Unsern Herrn im Elend, ja wahrlich im tiefen Elend, in der Ketzerstadt so zart geschmückt?

Albertus lächelte vor sich hin. Er meint es zu wissen.

Lebhafteren Ganges schritt er dem Bruderhause zu. Kinder liefen ihm entgegen, die — es war Mittagzeit — von der Örtlschule kamen.

Ein Maidl schrie: „Gelobt sei Jesus Christus!" Und alsbald fielen alle mit ihren silbernen Stimmlein ein, wie wenn ein Flug lustiger Lenzvögel in die Höhe flattert: „Gelobt sei Jesus Christus, Hochwürdiger Herr!"

So wüst das Pfaff! Pfaff! der evangelischen Büblein auf dem Stadtplatz, so innig lieb war dieser katholischen Kinder Gruß. Und Albert hat den Schimpf gleichmütig angehört, denn böse Wort ist er gewohnt, nicht bloß von Lutherischen; aber jetzt arbeitet etwas in seinem Gesicht. Lieb seinds, die Kindlein. So offentlich in Steyr war er aber noch nie gegrüßt worden; wer hat's den Kleinen wohl gelehrt?... Er glaubt es zu wissen... Am Bruderhaus, wie freundlich schaut ihn der heilige Joseph an! Auch der ist geschmückt. Ein Brunnen murmelt; eine Frau schöpft Wasser und trägt den Frauenrosenkranz am Gürtel. Der Mönch fühlt Freude im Herzen.

Im Altleutstift tritt er ein; da waren zwei zänkische Männer, die ihm viel Kreuz machten. Der eine schwer krank, und wollten sich nicht versöhnen. Er tritt zu dem einen ein, ihn anzumahnen, und findet den anderen bei ihm sitzen und ihm aus einem Zeddul ein schön Gebet lesen; den Zeddul, erzählt der Kronbet-Flori, hat ihm eine fromme Tochter vom Wieserfeld geben und sagte ihm auch, es sei besser Freundschaft halten mit dem Nazen als einen Haß haben so nahe vom Grab . . . Albertus segnete froh die beiden Alten, an die er so viel Worte, Beschwörungen und heiligen Zorn umsonst verschwendet hatte. Über Nacht ist ein Engel Gottes gekommen und hat aus den Steinen Kinder Gottes gemacht. Wer ist dieser Engel? Albertus, du kennst ihn gar wohl. Es geht ein Licht aus über die arme Stadt, es leuchtet ein Licht in Steyrdorf, und eine Jungfrau trägt es in Händen. Nun ging er rüstig das Gässel zum Wieserfeld hinauf. Das Wirtshaus sah ihm mit blank gleißenden neuen Fenstern entgegen. Aus der Wirtsstube hörte man über die Straße viele Mannen reden, es war Markttag und Ausspeisstunde . . . Durch die flaschenglasenen Fenster sah er viel Köpf von Bauernmännern auf einem Hauf, und um sie den eiligen Schatten eines Mägdleins herumschweben. „Sie hat's gnädig", denkt er; zögert, geht aber doch in die Einfahrt hinein; in der Küche klirren Schüsseln und Töpf.

„Frau Schwertner da?"

Aus der Küch keine Antwort; die Teller schebbern weiter, doch aus dem Gastzimmer hört man eines Mägdeleins Stimme: „Wer is's?" und alsbald kommt die Stephana heraus mit der Kellnerinnenschürze vor und der Geldtasche am Gürtel und tut einen hellen, freudigen Schrei: „Jesus! der Herr Pater!"

„Nein, aber habe ich eine Freud! Mutter!" rief sie hell gegen die Küche. „Komb, schaug, wer da ist."

Nun kam auch die Mutter. Sie grüßte den Pater, tat aber fremd. Die Stephana berührte zart seine hagere Hand mit ihren Kinderlippen, dann sah sie ihm groß ins fahle Krankengesicht und forschte: „Aber bösen Weg hat der Herr Pater gehabt, gel ja, o es war ja soviel schiach die ganze Zeit, is no nit drei Täg aus, daß es aufgehört hat mit Stürmen, und alle habend gmeint, vor Ostern kämb der Pater nit heimb."

„Was Weg, was Stürm," sagte er wegwerfend. „Ein geistlicher Mann soll nit nach dem Weg, sundern dem Ende fragen." Dann lächelt er ein wenig. „Ich bringe dir einen Gruß und noch etwas. Rate, von wemb?"

„Das is aber schwer!" lachte sie hell auf. „Vom Herr Pater Cusmina?"

„Ja."

„Jesges!" schrie da die Mutter, „der Cusmina? Ja, war dann der Herr in Admont?" Und als er bejahte: „Jesges!" schrie sie aufs neu, „das wann i gwußt hat. Nixi derzählst mer, Steffi."

„Habs eh derzählt," lacht das Mädchen. „Hats die Muetter halt vergessen."

„Na! nixi hast derzählt. Herr, wia schaugts denn in Admont aus? Viel Schnee? Habends schon ein Abten? Wer ist es? Und ist — —" ein

düsterer Seufzer hob ihren kräftigen Busen — „der Wirich schon am unsrigen Haus?"

„Tink, tink," klingelte in der Gaststube ein Messer an dem Krug. Stephana eilte hinein, drinnen hörte man sie in fliegender Hast rechnen, und fast alsobald stand sie wieder an der angelehnten Tür, und wie Sterne leuchteten ihre Augen, während sie den Worten des Priesters lauschte, der der Mutter auf deren viele Fragen Antwort stand.

Er ist zumeist im Stifte gewest und weiß nit viel im Markt . . . Schnee liegt viel, sonderbar auf dem Buchstein. Das Haus an der Rinn hat er gesehen, der Hofrichter Wirich ist, wie er glaubt, schon darin.

Über die Stiege graulte der kleine Hansi, das zweitkleinste Bübel der Schwertnerin, und strich um die große Schwester herum. Sie gab ihm ihren Finger, mit dem er spielte. Wohl viel Mannesaugen gleißten aus der Stube nach ihr, wie sie so in der halboffnen Tür stand und das Sonnengold ihr Rücken und Schulter küßte. Ein Gast, der eben wegging, wollt ihr schäkernd die Achsel klopfen, aber blitzschnell wich sie ihm aus. „Is er durt der Wirich, is er glei einzogen, wias uns ausgjagt habend", sagte die Wirtin düster. O, der Wirich, der ihr schönes Haus vom gnädigen Herrn bekam, o, der ist ein Nagel zu ihrem Sarg, der Wirich. „Unser steirischen Hendel hat er kauft und die Zeideln und hat mi no recht übers Ohr ghaut aa. Habt Ihr meine Zeidelstöck gsegen?" fragte sie plötzlich und wurde ganz rot im Gesicht und blickte bös. — „Steffi, die Herren ruefend!" Das Mädchen flog in die Wirtsstube, kam mit einem leeren Krug, den sie am Fäßlein im Vorkeller füllte, und war im Nu wieder an ihrem Lauscherplätzlein, schaffende Martha und frommzarte Maria in ein und derselben Person.

„Bienstöcke, ja, ich hab solche gesehn," erinnerte sich der Pater, schob seine umgehängte Ledertasche nach vorn und kramte darin nach den Andenken, denn er hat nicht übrige Zeit feil. „Vorn beim Haus, sie warend in Stroh eingemacht."

Da fuhr die Frau auf, wie von einer Natter gebissen: „Wia!" kreischte sie. „In Stroh! Also! In Stroh! In Stroh tuat er sie einwintern, meine Zeideln, der Lump, daß Mäus drüber komben, die gehen do aufs Körndl. Steffi!" schrie sie grell, „hörst Steffi! Der Wirich wintert unsere Bein[1]) in Stroh ein."

„Seind ja nimmer unser", sagte das Mädchen leise, beschämt, daß die Mutter vor dem Pater so schrie. Die Frau aber hatte Tränen in den Augen und keuchte: „Meine Zeideln! Was han i mi plagt und die Fluglöcher mit Drahtstiften vermacht in Winter, damit die Mäus nit zubi kinnen, und der Rauba lockt das Unziffer vursätzli an. Was schaugst mi denn an, Steffi, is was nit recht? Die Zeideln warend deines Vaters Freud, gel ja, und jetzt laßt sie der Wirich zugrund gehn. Es kombt schon no die Fäubrut aa dazua", lachte sie jetzt plötzlich voll Schadenfreude auf. „Es komben schon die Zeidelwürm, Jessas, woaßt no Stefferl, wia wir die Zeidelwürm habend ausgeschwafelt. Gel, wia dös grausli war, dös Gfraß."

[1]) Bienen.

„Halt ja war dös grausli", bestätigte das Mägdlein, doch selbst das unhold Wort klingt lieb von ihrem freundlichen Mund.

„Aber aufsabracht haben ma's do. Und jetzt laßt der Wirich die Stöck z'grund gehn. Na, es ist sein Sach", zürnte die Frau. „Aber wia hat er denn die Hendeln unterbracht?"

„Das weiß ich wahrhaftig nicht", sprach der Pater. „Stephana, das schickt Pater Cusmina dir und deinen Geschwistrigen."

Er entnahm vorerst vier Papierbildchen seinem Zöger [1]) und reichte sie ihr: „Es seind vier Geschwistrige, wie?"

„Ja", nickte sie. „Oh, wie schön! Schutzengerl, St. Anna, St. Blasius und das heilig Sakrament. Aba, i kriag keins?" fragte sie. „Bin i leicht in der Straf?"

„Es ist auch eines für dich da." Er fuhr nochmals in den Sack und brachte eine Glaskapsel zum Vorschein, darin ein kleiner Heiliger von Wachs, in Rotseide gekleidet und mit Flittergold gekrönt, sein brennendes Wachsherz opfernd emporhob.

„O je", rief Steffi, „wie schön, das ist vor mich? Das hat er gewiß von die Schwestern in Göß bekomben?" Sie küßte das Bild zart und lächelte hold in sich hinein. „Und hat er nichts dazu gesagt?" fragte sie, nach der Mutter schauend, ob die nicht in die Küche geht, daß sie doch auch mit dem Priester ein Wort allein sprechen könnte.

Der Priester sagte bedeutsam: „Er hat gefragt: Ist die Stephana brav? Was meinstu, hätte ich sagen sollen?"

Das Mädchen schürzte ein wenig die Lippen, zuckte die Schultern und strich über die Härlein des kleinen Kindes, das an ihrer Schürze hing. Die Mutter sagte gereizt: „Halt ja is sie brav, hat das der Pater dem Cusmina nit gsagt? In Steyrdorf sagend es alle Leut, die Herrn, so zu uns komben, wissen es auch guet. Brav is sie schon."

In ihrem scharfen Ton klang ein Aber.

„Brav is sie schon?" — fragte der Pater. „Brav ist ja gut?"

„Aber folgen tut sie nit." Damit ging die Frau in die Küche.

„Wie?" fragte der Mönch; die Hände in den Ärmeln, sah er das Mädchen forschend an. Es zog die dichtgezeichneten Brauen in die Höhe, zuckte aufs neue die Schultern und ging ins Gastzimmer, wo wieder ein Gast zahlen wollte. Der Pater aber schritt der Mutter nach und redete gedämpft in die Küche hinein: „Wie meint Ihr das, Frau, daß sie nit folgt?"

Die Schwertnermutter antwortete vom Herd her halb wirsch, halb traurig: „I moan, Ihr wißt es so. Nixi nit vom Heiraten wills hören. Und jazten hätt si si so schön troffa. Aber sie: Nein." —

„Sie ist noch gar jung", sprach der Pater.

„Achtzehn Jahr, dös is do nit z'bald! Aber i kann reden, was i will. Der Bergschulmaster hätt's so viel gern mögen", raunte sie. „A braver katholischer Ma, hat a feins Ambtl und lauta guats Sachen. Aber Nein und Nein."

[1]) Große Ledertasche.

Albertus verzog in leichtem Spotte den Mund. Der Lindner. Fällt ihm das Märlein ein, wo der Frosch umb die Prinzessin wirbt. „Wenn sie ihn nit will, Frau", sprach er ruhig. „Das laßt sich nit zwingen."

Jetzt kam die Stephana aus der Wirtsstube wieder zurück, mit dem braunen Ledertäschlein lustig klimpernd.

„Tuast mi ausrichten, Mutter?" fragte sie und strich sich das lockige Haar aus der Stirn.

„Ja! Weil d' nit folgst!" rief, aus der Küche tretend, die Frau. Sie war voll Ärgers, daß ihr der Pater nicht half, sie hatte ihn plötzlich im Verdacht, daß er ihre Tochter in der Abneigung gegen das Heiraten bestärke. „Weil d' der Muatter nit folgst; was tuat an oanschichtigs [1]) Weibsbild auf der Welt."

Das Mädchen schloß leise die Tür gegen die Wirtsstube und sagte dann: „Aber Muetter, wann i heirat, was hast davon, wer hilft dir dann in Haus, mueß die Mutter dann ein frembdes Herdmadl nehmen und a Kellermadl, und wer schaugt dann auf die Kinder? Mueß denn gheirat sein, ledig is aa schön."

„Jo, ledig is schön, solang Wangerl rot und d' Haar bräunlat sein," grollte die Mutter.

„Dös woaßt eh, daß i di bluetschwer grat [2]) und wia gern als i di hab, aber grad weil d' mei liabs Kind bist, möcht i di guet aufghoben wissen, eh daß i stirb . . . I bi eh leident", sagte sie weinerlich, „i habs ban Herzen, auf Jo und Na kanns aus sein. Und was tuast dann alser ledigi."

„Muetterl nit so reden", schmeichelte zärtlich die Stephana. „Muetterl muß no recht alt werden:" Da lächelt der ernste Mönch. Die Mutter aber, als sie das Kind weich werden sieht, fängt ihr gleich wieder zuzusetzen an: „Der Lindner tät einheiraten! Er hats g'sagt! Er tät in Steyrdorf schulhalten und wohnat bei uns. Mit der Steffi als Schulmasterin, hat er gsagt, tät er aa am Pfarrturm schulhalten. Er is a braver Ma. Was hast denn wider ihn? aber dir is koana recht. Es habend schon mehr umb sie gfragt, Herr Pater. Aber wann an Engel von Himmel kombt, so is er ihr aa nit recht."

„Nixi hab i wider den Lindner," sagte Stephana und sandte dem Pater einen bittenden Blick zu, er möchte ihr zuhelfen; doch er schien das nicht zu bemerken. „Er is a recht a brava Man und i wünsch ihm a recht a brave, aber mi soll er mit Ruh lassen. D' Steffi als a Schulmasterin, oje, das wär fein! Einmal einz ist einz, zwoamal zwoa sand vieri", ahmte sie spitzbübisch den Bergscholaster nach. „Dazu a Parillen auf da Nasn und an Stecka wia d' Schulfrau von Örtl . . . Tuast nit lacha? Muatterl geh schau, tua lacha."

Jetzt lächelte die Mutter wirklich ein wenig, der Priester aber sah das Kind ernst und sinnend an; er weiß, während sie fröhlich scherzt, brennt in ihrem Herzen die keusche Opferflamme für den göttlichen Geliebten, das „amo Christum" der heiligen Agnes. Diese arme Mutter von Fleisch und Blut weiß es nit und wüßte sie's, sie würde es nie verstehen.

[1]) Einzeln lebendes.

[2]) Daß ich dich sehr schwer entbehre.

Ruhig und überlegt, der Heiligkeit des Kindes, aber auch dessen großer Jugend gedenkend, sprach der Priester vermittelnd: „Stephana, verreden soll man es nit; aber es mag ganz gut sein, Frau Schwertner, daß sie noch im Hause bleibt; für den Beruf der Ehe reift manches Maidlein langsam und gleichsamb widerwillig, und das werdent oft die besten Ehefrauen, es ist viel besser so, als sie hätt kein andern Gedanken, als Mann und Heirat. Das verkürzt die Jugend und daran welket die Jungfrau." Die Mutter verstand ihn nicht. Das ist ihr zu hoch.

„I han do immer aufdenkt, ob oaner kombt, und wiera komben ist, hob i mi gfreut, und bin kein böse Frau deswegen," sagte sie etwas beleidigt, grüßte den Pater kurz und ging zurück in die Küche.

Stephana, mit ihm, der sich nun auch zum Gehen anschickte, allein, sagte mit sanftem Vorwurf:

„Der Herr sagt, von die besten Ehefrauna, das hat mir weh getan. Er weiß doch meinen Sinn."

„Stephana," sprach er, trat einige Schritte gegen die Hausstiege zurück, von wo das Reden nicht in die Küche hinübergehört werden konnte, „weißt du nicht, daß man sich in jedem Stande heiligen kann?"

„Ja, in dem Stand, den Gott für uns bestimmt hat," antwortete sie fest.

Er bewunderte ihre sicheren Antworten im stillen. Doch sprach er nur:

„Mägdlein, du bist jung, das Leben ist lang, und Gott kann später anderes als heute von dir verlangen. Wenn du nur immer gleichförmig mit dem Willen Gottes bleibst, kannstu nicht irr gehen."

Sie sah ihn freudig an. In seinem Ton ist etwas, was sie über sein scheinbares Geringachten ihres tiefsten Seelenwunsches beruhigt. Er prüft, das ist es. Wie hart er prüfen kann, hat sie schon am Stephanstage erfahren. Damals ist sie darüber ganz auseinandkommen, aber jetzt kennt sie ihn doch schon.

Sie sprach leise lächelnd, während er seine Ledertasche zusammenschnürte und sie ihm dabei half:

„Der Herr mueß halt Geduld mit mir haben, wann i nit gleich alles versteh. I bin halt noch dumm im Geistlichen. — Hat der Herr Pater im Kloster guet Täg gehabt? Wars schön? Aber der Herr tuat schon eilen!"

„Ja mein Kind, es war schön. Es ist großer Eifer dort, die Väter sind in allen Wissenschaften bewandt, etliche seind Schriftensteller, etliche Maler, viel lehren die Chorales[1]) und Scholares. Ich auch habe in der Schnel etwas ausgeholfen. Aber sie haben dort eine andere Method und andere Bücher, als bei uns hier."

Zwei Kinder liefen Hand in Hand über die Straße heran, schrien schon von weitem den katholischen Gruß und sprangen auf Stephana los und hingen sich liebkosend an sie an.

„Aber so spät!" schalt sie.

„Ja," raunzte die kleine Michaela, „miessend wir ja von der Schule umb die ganze Stadt umblaufen, bald's koani Bruckn mehr z' Vogelsang hat."

[1]) Sängerknaben.

„Bald sie der Herr Händel agrissa hat," macht sich Christoph wichtig.

Stephana teilte die Helgelein[1]) aus. Wie da die Kinder sprangen! Dann stoben sie in die Küche, und das Mädchen war nochmals mit dem Priester allein. Er schritt, die späte Zeit bedenkend, langsam aus dem Tore. Sie schritt mit ihm.

„Lieber Herr", sprach sie, „das wollte ich Euch aber fragen . . . auf dem Freithof waret Ihr? oder nit?"

„Ja, freilich war ich dort. Das Kreuz ist gleich zu finden. Ich habe Weihwasser deinem Vater geben. Auch habe ich am Altar ein Memento für ihn gemacht. Und da habe ich, das sollt du auch wissen, das Meßgewand mit den Granatäpfeln gehabt, so du gemacht hast."

„Ich?" errötete sie. „Hats wer gsagt?"

„Ja, Pater Cusmina."

„Ist mein Efeu noch auf dem Grab", fragte sie, „oder ist er verdorben?"

„Ich habe nit geschaut, mir ist, es war etwas Grienes dort. Aber was fragst du mich umb solche Nichtigkeit, ich habe dir es schon gesagt, was der beste Schmuck für ein christliches Grab ist."

„Ja, das Gebet," sprach sie vor sich hin. Sie standen vor dem Gartel; auf einem dürren Baumast pfiff lustig eine Meise; das Kind zeigt sie ihm mit zartem Finger: „Sieht der hochwürdig Herr, das ist das erste Vogerl heuer, und singt Euch zu Ehren."

„Was nicht gar," tat er wegwerfend.

„In Frauenstein aber seind viel Vögeln . . . singen so schön. War der Herr in Frauenstein? Aber es wird zu viel Schnee gewesen sein?"

„Ich war nicht in Frauenstein, überhaupt nicht auswärts, nur in Weng," sagte er. Seine Augen blitzten mit einemmal auf, er stand vorm Tor und sah hinaus ins Land und sprach: „Mägdlein, deine Heimat ist gesegnet, dort ist noch Glauben, der macht das Herz gesund. Ich habe für unser armes Steyr in Weng gebetet in dem Gotteshause, das für ewige Zeiten erzählet, wie wunderwirkend der Glauben ist."

„Weng," sagte sie. „Ihr meint das kleine Kirchl, gel, was der alte Prior in der alten Zeit zu Ehren des heiligen Sebastian gebaut hat, als die Sucht in Admont war?"

„Ja mein Kind, ich bin dort auf der Stelle gekniet, die Brüder habend mir sie gezeigt, wo in Pestzeiten die Pilgram den heiligen Boden küssen, da ist ein Kreuz im Stein, dort wendete sich die Pest anno 1486, und wendet sich vom Lande jedesmal, wenn dort vor Gott das Volk liegt und im rechten Glauben fleht. Ich habe auch die heiligen Pfeile gesehen, mit denen man das Volk segnet."

„Ja," sprach sie sinnend. „An die Pfeil gedenk ich auch. Wiari no ein kleins Diendl war, da ward eine Sucht in Landl, aber ich glaub es waren die braunen Blattern, da war ich mit Vater und Mutter dort. Ja das Schreien: Kehr umb durch Gottes Willen" — sie verstummte und schauerte leis. „Furchtbar war das, aber schön," sprach sie dann.

[1]) Heiligenbilder.

„Das Schönste auf der sündigen Welt ist der Glaube," sprach der Priester tief. „Beten wir umb solchen Glauben, der Gottes Allmacht bezwingt . . . Es warend jetzt auch Beter in Weng. Es heißet, in Italien wär ein Mann auf der Straße hingefallen, an dem fand man Pestbeulen."

Stephana segnete sich langsam mit der rechten Hand, doch mit lächelndem Gesicht. Es ist ein alter Brauch in ihrer Heimat, wenn jemand an der Pest gestorben gesagt wird, sich zu segnen.

„Es mag aber auch nur Gerede sein. Viel schwerer aber als leibliches ist geistiges Siech- und Blindsein," sprach der Mönch. „Auch dies kann Gott wenden, allhier in Steyr, wenn wir recht beten und fest glauben. Recht beten und fest glauben, Stephana!" Das war die zwingende wunderbare Stimme. So zerknirscht er die Herzen von der Kanzel. Und mit diesen Worten ging er fort.

Ihr junges Herz schlug hoch in der reinen Brust. Schön, schön war das — der Mann Gottes, den Gott ihr sandte, Stunden ihm zuhören könnt sie. Sie sah ihm nach, wie er schwarz und lang mit seinem mächtigen Schritt davonging. „Recht beten, fest glauben," flüsterte sie vor sich hin.

An den Fenstern der Wirtsstube waren neidische Mannsgesichter zu sehen. Sprach da einer:

„Jesges, i möcht a Pater sein, daß's mi aa liab anschauget. Dös Madl, dös Madl! Schön wiaran Engel und kalt wia da Schieferstoa! — Wer das Herzerl amal gwingt — Saggra, der hat gwunna."

VIII.

Ein Soldat, so erzählten auf gemalten Blättern die Zettelschreiber, ist in Faenza inmittelst der Straßen vom Pferd gefallen, und als man ihn aufhob, da war er voll blauer Pestbeulen.

Es sei von Alexandretta eine Galera des Herzogs von Venedig komben, und die Sklaven hätten erzählt, in Aleppo sei die Sucht seit zweene Monat und ganze Häuser ausgestorben.

In Venedig aber sei währender Nacht in der chiesa alli Frari ein weißer Mann in priesterlichem Kleid auf der Kanzel gestanden und hätte das Totenoffizium gebetet. Und Doktor Magnus sage, daß die Jahrzahlen mit der Fünf an vierter Stell immer Pestzahlen seien, so war 1585 die Pest in Lyon, 1605 war sie in Neapolis, wir aber schreiben MDCXV.

Diese Blätter, die die wandernden Buchführer feilboten, wurden auch in Steyr von Mannen und Frauen emsig gelesen, mit heimlicher Angst, aber auch mit heimlichem Behagen, denn Faenza ist weit und Aleppo glaublich noch weiter. Viel Berg müßt die Pest übersteigen und viel Ströme überschiffen, umb zu uns zu komben.

Die drei Steyrer Ärzte jedoch, Fekler und Perillus und Ortner, sahen bedenklich nach dem Himmel und nach den Wettergläsern und sagten, daß das warme, milde Wetter mit sanften Schauern, das die Bäume so bald nach der grimmigen Kälte Schoße treiben ließ, äußerst sehr gefährlich sei; wenn der Wind südlich kontinuiere, könne man nit wissen, was der März noch vor einen Ungast bringen würde.

Um diese Zeit kam des Kaisers Matthias zweiter Leibarzt, der berühmte Migeoni, der die Gichtquellen des Landes bereiste, nach Steyr, woselbst auch eine Quelle entsprungen war, nämlich in Pyrach, auf Berthold Händels Gebiet.

Der Luftarzt, so nannte ihn das Volk, weil er statt mit Arzeneien mit Veränderung der Luft und allerlei Bädern schon viele Kranke geheilt hatte, traf in Berthold Händels Haus mit dem Stadtrichter Händel zusammen und besuchte dann den letzteren in Vogelsang. Händel zeigte ihm das Spital, dessen Ergrößerung begonnen und dessen einzelne Räume neu und zweckgemäß mit allem für Kranke nötigen Gerät ausgestattet waren. Der Luftarzt sagte, er hätte ein ähnlich gutes Spital noch nie gesehen, im Fall die Contagion nach Steyr komme, wäre Steyr besser daran als selbst Wien.

Händel sprach: „Dies, Herr, ist Prophylaxis. Die Contagion kommt aber nicht, davor sorge ich. Es kombt nur auf kaltes Bluet, eine gute Stadtordnung und eine strenge Hand der Obern an, so gibt es keine Pest, weder in Steyr noch in Wien."

„Ihr meint dies wirklich?" fragte der Arzt in einem mit Bewunderung gemischten Staunen. „Ihr seid der erste Mann, der die Pest nicht für eine vis major hält."

Zwei Tage später hört man in Steyr, daß die Pest in Villach sei.

Nun schlich erstmals dumpfe Furcht durch die Stadt. Auch Anno 1585 war die Pest auf dem Romweg — Herr Gott, behüte uns, agla tetragrammaton[1]) — nach Steyr komben! Damals waren in wahnwitziger Angst viel Bürger vor dem Pestgespenst mit Weib und Kind und ihrer Habe in die Berge geflohen, aber gerade der Pest entgegen geflohen, die in den entlegenen Örtern bereits furchtbar wütete, und die Steyrer wußten es nicht.

Es wäre jetzo wieder Ähnliches geschehen, hätte nicht einer mit offenem scharfen Blick und sicherer Hand über der Stadt gewacht und gewaltet.

Das war Händel, der Richter von Steyr. Als die wilde Kunde aus Villach kam, faßte er desselben Tages einen kurzen Brief an die Bürger ab, der, groß in Fraktur geschrieben, ans Rathaus gehangen wurde und besagte: Allerhand gransamb Gerücht geht umb, die Wahrheit ist dies: Zween Frauen seind in Villach gestorben, die ein an den Blattern, die andere allerdings an den Beulen (er schrieb den Namen Pest nicht aus); Villach ist zehn Tagreisen von Steyr entfernt, durch viele Berg und Wasserzüge von uns getrennt. Es ist kein Gefahr, daß die Krankheit heraufkombe, wenn man die nötigen Fürsichten bewahrt. —

Dieser Brief beruhigte durch den Ton stolzer Zuversicht die erregte Stadt. Im stillen traf Händel alle Fürsichten, ließ die Brunnen untersuchen, die schlechten verschütten, ordnete eine strenge doppelte Fleischbeschau an; erließ einen geheimen Befehl an die Mautner, daß alle Waren aus Süden sollten erst ins alte Wäghaus gebracht und mit glühendem Essig ausgeräuchert werden, wo man dieselben in die Stadt bringe. Reisende aus Süden hielt er im Mauthaus an, da sie baden mußten und ein neues Gewand bekamen.

[1]) Eine Umschreibung des Namens Gottes, hier: ein Geheimwort gegen die Pest.

All dies aber geschah ohne Aufsehen, denn es sollte dem Volk der Glaube, daß eine große Gefahr nicht vorhanden sei, bestehen gelassen werden. Händel nämlich war der festen Meinung, daß das Fieber der Angst dem Ausbruch jeglicher Seuche noch stets gute Dienste geleistet hatte.

In dieser Erwägung geschah es auch, daß Händel ein bürgerliches Scheibenschießen auf Judicasonntag ansagte; es sollte ähnlich dem großen Schützenfest im verwichenen Sommer abgehalten werden, nur daß keine Ladschreiben in fremde Örter geschickt werden durften.

Die Beste, die wieder Händel spendete, sollten in einem geschmelzten Bild des Kaisers, grünseidenen Fahnen und vielen hundert Ellen feinsten Hosentuchs bestehen.

Fröhlich zogen die Junggesellen von Steyr nun jeden Feierabend hinaus auf den Mayergarten und schossen sich mit Stahl und Kugelgewehren eifrig ein, und der Unstern, der von Süden dräuend aufstieg, schien ganz vergessen.

Doch schon in den nächsten Tagen meldete er sich wieder mit schrecklicher Eindringlichkeit.

An einem Märzenmittag kam ein Reiter über die Eisenstraße herab zur Neubrücke und erklärte beim Mauthaus, von Eisenerz zu sein und wichtige Briefe vom Kammeramte für den Stadtrichter Händel mit sich zu führen.

Man wollte den Reisenden, der Vorschrift gemäß, da er von Süden kam, für vier Stunden in den Stadel bei der Maut in Wacht führen, doch er verbat sich dies mit großer Heftigkeit; seine wichtigen Briefe, die er durchaus nicht aus der Hand lassen wollte, litten nicht den geringsten Aufschub; wenn durch die Quarantania ein Verzug eintrete, werde es die Stadt Steyr teuer und schwer bezahlen.

Er zeigte auch Siegel vor: zwei vom Kammeramte und ein erzherzogliches von Grätz. Während die Mautbeamteten, deren einer ihn freilassen wollte und der andere nicht, miteinander stritten, ging der Fremde über die Brücke in die Stadt hinein. Er war schwarz angetan wie ein Eisenknappe und hatte auch zween kleine silberne Hämmer vorn auf dem Hut, von weitem sahen sie Totenbeinlein gleich. Die Leute wichen ihm aus, weil es sich blitzschnell verbreitete, daß er von Süden kam und sich nicht im Stadel hatte ausräuchern lassen wollen: man riet, wer er sei, was er bringe, daß seine Eile, in die Stadt zu komben, so groß sei, vielleicht habe er das neu Arcanum wider die (tetragrammaton!) Pest bei sich; man macht es aus Mercurii, aber auf Mercurii sei doch in Eisenerzt nicht, sundern in Janspach bant worden . . . „Hört," frugen etliche, „Herr, seid Ihr von den Doktoren geschickt und bringt Ihr Mercurii mit?" . . . Der schwarze Mann aber schritt, sich um kein Gerede kümmernd, zum Rathaus, und als er dort den Richter nicht fand, ging er stehenden Fußes nach Voglsang; die Steyrer sahen ihm neugierig nach, als plötzlich ein kleiner Schulbub in der Berggasse mit heller Stimme sagte: „Da kimp da schwarzi Tod!" Hui! fuhr da plötzlich alles in die Häuser zurück, die Tore wurden zugeschlagen, und der fremde Mann begegnet auf seinem Weg nach Voglsang keiner Seele mehr.

Der Stadtrichter Händel war eben von der Tafel aufgestanden und saß in seinem Schreibzimmer am Schreibkasten, den die acht Sphinxen trugen. Er war mit einem Aufriß beschäftigt, welche Zugänge, Päß in den Bergen und Wasserstraßen zu versperren wären, wenn sich ein neues Gerücht bewahrheiten und die Seuche wirklich die Kärntner Grenz gen Grätz zu überschreiten würde. Man wird, so rechnete er, hübsch viel Stadtmilizia brauchen; anderseits darf man die Stadt nicht entblößen. Er gedachte Gieffinns nach Rottenmann zu schicken, Trauner nach Klein-Reifling; seinen Sohn, der eben von Linz heimgekommen war, wollte er in Steyr behalten, weil — wie er sich sagte — dieser wider alle Rumorer trefflich und hantig einzuschreiten wüßte, dies auch in Linz bewiesen hatte, wo er die zuchtlosen Passauer zu Paaren trieb; eigentlich aber im Herzen wollte Händel seinen Sohn, den er über alles in der Welt liebte, der sein Stolz und seine Hoffnung war, nicht so nah der Pestgefahr wissen.

Auf dem Schreibtisch mit den Sphinxen lag offen der Ptolemäus, zwischen zwei weißen Seiten war eine mit der Hand gezeichnete und in rot, gelb und olivengrün bemalte Römerwegkarte eingelegt; Händel hatte sie selbst als Jüngling nach dem Nürnberger Blatt des Erhard Etzlaub kopiert und nahm nun an ihr die Absperrung gegen Grätz vor.

Sein Sohn war eben aus dem großen Wohngemach herübergekommen und schaute auch in die Karte. Er trug noch den blauen Rock, der ihm so wohlstand, und die kriegsmännischen Hosen und langen Kniebänder.

„Vor daß ich wieder ausrücke, muß ich mir ein Pferd kaufen," sagte er. „Die ganze Rammauferei war Spaß, aber umb mein Blutpferd ist mir doch leid, das mir die Lumpen bei dem rencontre auf der Spittalwies erschossen habend. Der Fuchs, den mir der Landeshauptmann anstatt verehrte, war ein Krampen. Ich hab mich geschamt, ihn zu reuten. Das blöde Vieh hätt einen Hirschhals und ging Paß wie ein Schöps."

„Ich hab zween neue Hengst in Enns erkauft," sprach Händel, der Vater. „Schau sie dir an, wenn du einen davon brauchen kannst. Einen Rotfuchs und einen Rappen, welchen sie ein ungrisch Blutpferd nannten, der aber noch sehr unbändig ist."

„Ah!" sagte der junge Händel, „dann gebt mir ihn, ich will ihn schon zwingen."

Er fuhr mit dem Finger auf der Karte seines Vaters den Weg bis Steiermark hinauf:

„Und will ihn scharf spornieren, hinauf nach Rottenmann, wenns gefahrlich wird wegen der Contagion. Da will ich droben Wachdienst machen mit meiner Halbkompanie. Ihr habts mir schon zugesagt," trotzte er, als der Vater, seine Rede geflissen überhörend, Klammern und Pfeile zeichnete. „Ihr habt gestern gesagt, wer was wert ist von der Stadtmiliz, kombt nach Rottenmann."

„Hätte ich dir etwas zugesagt, so würde ich es halten," sprach jetzt der Vater mit gemessener Strenge. „Ich habe aber gestern ausdrücklich gesagt, wir müssen in dieser kritischen Zeit auch in Steyr tüchtige Leut haben. Paß besser auf, wenn ich rede."

„Ihr habt doch den Gieffinus."

„Der ältert sich schon und will die Bombard an den Nagel hängen. Wir brauchen einen hantigen," sprach der Vater, im Stuhl zurückgelehnt, den prächtigen, jungen Landsknecht mit stolzem Blick betrachtend. Ha, das ist ein echter Händel und wird ein teutscher Held, hätt er auch eine unteutsche Mutter. Seines Vaters ganze Freud ist er. Nein, der kombt nit an die Pestporten, nach Rottenmann schickt man derbes Landgesind, schickt man nit den einzigen Sohn. „Du hast in Linz dein Sach vorzüglich gemacht. Warumb willst du dergleichen Dienst in Steyr deinem Vater nicht leisten?"

„Bin ich ein homme d'armes, daß ich allezeit den Rumorweibel machen soll?" gegenredete mit dunkler Röte im Gesicht der junge Kriegsmann.

„Was tat denn dein Vater vor zwanzig Jahren, als es galt, das evangelische Magisterium gegen ein Anschlag der Papisten zu schützen? Hat man dirs nie erzählt?"

„Ah, das war ganz was andres!" rief der Sohn. „Papistische Rebellion, wenns ein solche in Steyr gibt, stell mich wohin du willt, da will ich die Bande meine Faust und Bombard kennen lehren, da mache ich dir einen des Adrets [1]), aber Rumorknecht im friedlichen Steyr sein, wenn andere sich an der Graniz der Gefahr entgegenwerfen, nein danke schön, wenn Ihr mich wollt zwingen, ich misch das Spiel wie ich will, ich schlag die Volte und bin obenauf in Rottenmann."

„Das werden wir sehen," sagte Händel der Vater abweisend, doch sein Herz lachte vor Freud über den mutigen Sohn.

Er zog einen letzten Strich auf der Römerkarte, schob sie in den Ptolemäus und schloß diesen zu, nahm ein halbbeschriebenes Heft Papier aus der Lade, zog das Tintenzeug, darauf das Wort „Gott geb Gnad" in goldenen Flammen gleißte, heran und setzte die Feder an, seine Stirn, die der eines heidnischen Gottes glich, faltend. Das Papier enthält die neue Pestordnung, die er wider alte versumpfte Bräuch aus dem letzten Pestjahr — 1585 — setzen will, komme die Pest näher oder nicht. Aber sie wird nicht kommen.

Es stehen vier Punkte und der erste ist: Das Brunnenwasser ist klar und sauber zu erhalten und wirdet es von Regengüssen trüb oder mosicht, so soll man es sieden, bevor man es geneußt.

Diese Idea ist eine der Mignonischen, um deretwillen der Kaiser selbst seinen Luftdoktor ausgelacht haben soll, aber Händel hat nicht gezögert, sie sich anzueignen; sauberes gesundes Trinkwasser ist besser als alles Veiol- und Rosenwasser, Weihwasser und Walpurgisöl . . . man brauchte weder die Salbader noch die Priester anzurufen, rufte man zuerst den natürlichen Verstand an.

„Joacham Heinrach!" rasselte plötzlich aus einem Nebengadem ein heiserer Altherrenbaß. „Wieviel kost der Hirschhals? I kauf dir den Krampen ab, er sollt mein Kriegskatzel sein, wenn die Pletschi wider uns mit Veuglairen [2]) anfahrt. Rummeldibumm."

[1]) François des Adrets, Hugenottenführer, † 1586.

[2]) Das älteste mittelalterliche Feldgeschütz

„Den Hirschhals kannstu gratis haben. Mit Veuglairen hat man vor tausend Jahr geschossen! Das weiß doch jeder Esel! Herrschaft, und der besitzt eine Gußstatt vor Feldstück!" lachte der junge Held von Linz in die Höhe und schlug sich auf die Hüfte. —

„Hastu gesagt Esel, du unverschambter Fratz?" murrte es donnermächtig aus dem Tafelzimmer. „Meine Ehre ist gekränkt! I laß mi nit frozzeln [1]). Heinrach! Ich fordere dich auf teutsche Schwerter mit dem Eselshuf."

Im Saal saß Berthold, der Rotbart, der als Tischgast bei seinem Vetter geladen war, an der abgeräumten, aber noch mit dem weißen Damasttuch bedeckten Tafel, einen prächtigen Glashumpen, dessen Wandung den Kaiser Rudolphus den Zweiten mit den Kurfürsten in Schmelzfarben zeigte, vor sich. Der Rotwein, der im Glase floß, netzte bloß mehr die Füße der kaiserlichen Majestät, dafür hatte ihn der Altpatrizius bereits im Angesicht.

„Frozzeln tans mi," brummelte er und tat einen kräftigen Zug aus dem Kaiserhumpen, „und alloani sitzen lassens mi. Auch die Magnifica Madama ist auf und davon, umb zu probieren den neuchen Cotillon [2]). — I kann jo franzesisch. Cotillon. Nur meine kliene Lisl leist dem alten Onkulus Gesellschaft. Lisel! Mädlonka!" schrie er in den Fensterwinkel hinüber, wo des Hausherrn sechsjähriges Mägdl auf dem Teppich saß und mit großaufgesperrten Augen und zusammengebissenem Mündlein lange Reihen von W in einen Brief malte.

„Komb zum alten Onkulus." Das Mägdl kam auf ihren roten Maroquinschuhlein zierlich gelaufen, das Heft an ihr Herz drückend, da müssen noch viel W hinein, denn morgen der ehrwürdige Herr Sutor kombt und der hat einen Bakel, o, der tut weh auf den weichen Pfotchen.

„Lisel, du Grashupfer," sagte Berthold väterlich, „schaug, das ist ein schönes Häferl." Er hielt den leeren Humpen gens Fenster, daß das böhmische bunte Glas in der Sonne erfunkelte. „Allhier in ihrem Ordenadt sitzt kaiserliche Majestat. — Aber leider ist die Majestat bloach und das Glasel lar. Lisi! nimb das Glas, geh in Kuchel, ruf den Kellerer, laß einschenken, aber vom demselben alten Faßl Burgunder, verstehstu?"

„Aber Onkel, du hast schon recht warm?" fragte das Dirnlein pfiffig.

Da donnerte der Oheim: „Du Rohrspatz! — Was? Warm? Ich habe kühl wie ein Faß Muskateller. Lisel! Kannstu das Lied: Herr Kunz von Kauffung soff vor drei, aber er ward nit voll dabei. Ebnermaßen kann dein Onkel mannige Maß laden, bis ihm der Aff auf die Irxen steigt [3]). So und jetzt marsch, marsch, laß mi nit erdursten."

Das Kind trippelte kichernd mit dem Humpen davon.

„Wann und wo also wölln wir uns schlagen? Ich befinde, Veuglaire wären besser als Eselsschwerter. Du kannst deine mit pulverisierten Maikäfern laden."

[1]) Hänseln.

[2]) Rock.

[3]) bevor ihm der Aff auf die Schultern steigt, d. h. bevor er einen wirklichen Rausch bekommt.

Joachim Heinrich kam reutrischen und stolzen Ganges über die Zimmer dahergestiefelt. Der Rotbart lacht ihm mit dem ganzen Gesicht entgegen. Ha, ist das ein Kerl!

„Die Beuglaire ist geladen, ich hab auch geladen. Was treibt ihr denn drüben, ist dein Vater noch nit fertig?"

„Nein."

„Ich laß ihm sagen, er soll die Akten umb die Erd hauen. Ah, da ist meine kleine Lisl. Die bringt mir einen Nachguß. Recht so, Lisel. Ein guates Kind gehorcht geschwind."

Das Mägdlein stellte den frischgefüllten Humpen, ein allerliebstes Gefrießlein schneidend, dem Oheim hin, tanzte dann gleich schmeichelkätzisch um den großen Bruder herum:

„Heinerich, Heinerich, ich hab zwolf W gemalen, bin i brav?"

„Jetzt mal noch ein Ypsilon dazu," sagte der Bruder.

„Wie ist denn das?"

„Wenn man's umkehrt, ist's ein Flegel mit Haxen[1])."

„Ohooo!" donnerte Berthold. „Ich verbütte mir Anzieglichkeiten. — „Dein Vater", sprach er nach einem gewaltigen Zug aus dem Kaiserglas, „macht den praefectum sanitatis, ehedaß ein einigs Hundl zu Steyr ein einigs Aißl[2]) hätt. Er ist ja zu loben ob seiner Fürsicht, i mueß aber doch sagen, wann i Joachim bin und hab so gueten Wein im Keller, so feine Kinder und eine so schöne Eheliebst in meinem Gemach, i scher mi den Kuckuck umb die Sucht."

Bei diesen Worten stand Berthold auf, schwenkte seinen Neffen, ihn um den Gürtel fassend, vor den Venetianer Spiegel, der zwischen zwei güldenen Paradiesvögeln, in die Ledertapete gepreßten, etwas vornüber gesenkt hing.

„Schaug," griente er.

Im Spiegel sah man, nur vier Zoll breit, soweit eine Tür offen war, das Gemach der Frau Regina Helena, und von ihr selbst, die drinnen auch vor einem Spiegel stand, den schneeweißen Nacken, weiße Schultern, die aus feuerrotem Atlas tauchten, sowie ein prächtiges goldenes Haarnest und eine lächelnde Wange mit einem Grübchen.

„Hujahahh!" kicherte Berthold, zwirbelte sich die zottigen Brauen. „Eine so schöne Frau hat dein Vater," noch leiser gluckste er: „Hat einmal no a schönere ghabt. — Und ich alter Flegel mit Haxen," seufzte er auf und schob sich breitspurig zum Eßtisch und zu seinem Humpen zurück, „bin ledig und werde immer lediger."

„So heirat," lachte der Stadtoffizier, der mit Bubenmalice beobachtete, wie die Dame im Spiegel ein Rosaflöckchen zwischen die Finger nahm und sich damit delikat ihr ohnehin blühendes Gesicht auffärbte.

„Jo heirat," keppelte Berthold vor seinem Humpen, „du mit deine zwoarazwanzig Jahr hast leicht reden, du machst alli Dirndln varruckt, nacher

[1]) Kerl mit ungeschlachten Beinen (das umgekehrte Ypsilon, λ, sieht einem schreitenden Männchen entfernt ähnlich).

[2]) Aißl: kleines Aß.

lachst as aus. Alba wann oana seine fuchzig am Buckel hat und solchene rote Bürsten umbs Maul und krumpe Haxen hat."

„Du hast ja wollen umb die Grüntal anhalten?" fragte Heinrich Joachim, „oder war's um die Pantz; gehs doch einmal an, sonst werden die Haxen noch krumper."

„Habs angangen, habs angangen," sprach Berthold melancholisch. „A'gfahren bin, bei der Urschula und bei der Susann. Umbsonst hab ich den Galateo auswendig gelernt, anhebend bei", mit Donnerstimme begann er zu röhren:

„E trovasi tale villano che conversando urla o ragghia come asino — le qualli sconcie maniere si voglion fuggire![1]) Den Galateo habe ich gelernt und mir ein neuchs Gewand spendiert — Hosen zwoanzg Ellen broat — und zween Puschen habe mir kauft beim Jaunisch, dem Schloßartner, und bin zuerst mit dem blauwen zur Pantzin, da war die Matanten[2]) beiwesend, ich beginnte: Freylein Susann, mir hat getraumbt, ich war ein Hahn und Ihr mein Hennen. Heiliger St. Veit, das war gfeit. Die Susi lief schamrot davon, und die Matant' hat mi asobalden figurative aussadraht. Nämblich du mußt wissen, die Susie ist so unschuldig, daß sie glaubt, vom Reh der Mann heißt Hirsch, item vom Schaf Goasbock, item von der Schwein Saubock."

„Saubock ist gut! Und wie gings dann mit der Grüntal?" fragte der Stadtknecht, der junge, mit sprühendem Übermut. „Hat dich die auch nausgschmissen?"

„Nein!" sprach Berthold düster und grimmig. „Im Widerspiel, sie war süß wie Zuckerbrot, aber da schmisse ich mich selbst hinaus. Heinrach! Ich sage dir nichts als dieses, die Grientat anlangende: Schön is sie nit, schön is sie nit, schön is sie nit, oahh jeh!"

„Ah so," meinte der Neffe und im gemessenen Ernst seiner Stimme spukte ein perfider Spottteufel: „Sie ist nicht schön genug vor dich, zu dir paßt nur die Venus, was?"

„O du Satanas, franzesischer! sconcio costume è quello. Was kann i vor meine roten Borsten dafür? — Aber schaug dar — wenn man den Wolfen nennt! — Kaumb sagst du Venus, kombt sie leibhaftig gefahren."

Die Tür des Nebengemaches ging weitauf. Mit königlichem Schritt erschien die Frau des Hauses, sich ihrem Gemahle im neuen Festgewand zu zeigen. Dies war ganz von rotem, schwarz bordiertem Atlas, von dem ihre weiße Haut abstach wie frischgefallener Schnee; um ihren Hals und im goldenen Haar blitzten rote, blaue und grüne Edelsteine. Hinter ihr schwänzelte der Schneider, ein schwarzes Wichtelmännchen mit dünnen Beinen und einem Ziegenbart, und trug ihr die Schleppe, die aus rotem Sammet war, unterdienstlich nach, ein armer kleiner Satyr, in den Rahmen geschnitzelt, der die Götter der Schönheit umschließt.

[1]) Und manchen Landbewohner gibt es, der, wenn er redet, wie ein Esel brüllt oder röhrt, welche unpassende Manier stets zu vermeiden ist.

[2]) Die Muhme (von frz. „ma tante").

Sie blieb im Tafelzimmer einen Augenblick stehen, wehrte das Kind, das ihr jauchzend entgegensprang, mit der Hand ab, damit es ihre Pracht nicht verdrücke, und sah, den Kopf mit dem seidenblonden Haar zurückgeworfen, die purpurnen Lippen lachend geöffnet, so daß es wie Perlenreihen dazwischen herausblitzte, die beiden Männer in strahlendem Selbstbewußtsein an und fragte: „Ist es gut? Der Schelmb da sagt, es sei neu spanisch Mod, daß das Corpetto so weit unter den Armen aufsteigt, mir gefällt das nit recht. Schau einmal Heinrich. Was sagstu dazu?"

Sie drehte sich schnell, von ihren Juwelen schossen hundert kleine Blitze im Zimmer herum.

Joachim Heinrich verbeugte sich und erwiderte artig: „Ich sage dazu:

Die Schönste hier
Seid Frau Königin Ihr."

Da lächelte Helena befriedigt, wandte sich aber sogleich um, dem alten Zecher zu, indem sie mit der blendend weißen Hand das Goldwellenhaar leise aus der Stirn strich. Auch der muß seinen Spruch hersagen, kein Mann darf ihr die Huldigung schuldig bleiben, die ihr als der Schönsten gebührt.

„Was meint Herr Berthold, ist der Schnitt gut, kann ich mich so vor meinem Herrn zeigen? Ohne Schmeichelei!" lächelte sie.

Der Rotbart stand auf, die Faust am Humpen, und musterte das Prachtkleid und die Prachtfrau.

„Sonza lusingheria" — und strich sich den buschigen Bart nach aufwärts, und seine kleinen hellgrauen Augen funkelten vor Bosheit. „Die Frau Cousine ist schön wie die Sunn, das Kleid ist brillante. Er — Schneidermeister — wie heißt er?"

„Vögerl," erwidert der kleine schwarze Satyrkerl demütig.

„Schneidermeister Vögerl, er ist ein Wundervogel, es ist alles perfekt bis auf —"

„Bitte?" tat die schöne Frau spitz.

„Den Hauptschmuck. Couvre-chef, Heinrich, wia? — Sagt man so? Dann wißt Ihr," sagte er ruhig, während die Dame bereits vor dem Spiegel stand und, die Lippen heftig beißend, einen Rubinstern umsteckte, „i hab den wunderbarsten couvre-chef an Frau Margariten selig gsehn, wia sie beim Wolf in Aichet bei einer Namenstagstafel war, sie kam sunst nie zu einer Tafel, sie war zu scheu, und dann hat sie jo auch nit teutsch kinnen."

„So. Und was hatte sie denn im Haar?" frug mit Ungeduld die Prachtdame.

„Nur a weng a weiße Seiden, an Schleier dran, sie nennte das coiffe à la Royne Marie d'Escosse — kann i Französisch, Heinrich? — Aber sie sah darinnen mit ihrem kestenbraunen seidenen Haar und ihre dunkelbraunen Augen wie ein Engel aus. Ha ja!" Der alte Zecher wischte sich die seinen. „Wia ein braunleter Engel — und wann sie ihn anschaute, und flüstert mon bienaymé, da ware die ganz tavolata in sie verscharmiert. Das war deine Muetter, Heinrich, woaßt?"

Die schöne Purpurdame ward blaß und rot, ihr mächtiger Busen unter den Perlen-Goldgehängen schwoll, und ihre gewölbten blauen Augen irrlichterten vor Entrüstung.

„Meint Ihr wirklich," sprach sie mit bösem Lachen, „daß heunt noch eine Dame eine solche altvaterische Haube aufsetzt? Ich nicht, ich setz einen solchen alten Turn nicht auf, zumal es umb mein Haar, so meinem Herrn gut gefällt, schad wäre, es zu verstecken."

Stolz, den Kopf hoch erhoben, die Hände unterm Busen verschlungen, rauschte sie in das Zimmer ihres Gatten davon. Ihre Goldgehänge klirrten und ihre goldgestöckelten Seidenschuhe knisterten, ein wollüstiger Duft von Sandel und Veilchen war im Gemach, das sie verlassen hatte.

„Und deine Mutter war doch zehntausendmal schöner als sie!" sprach Berthold. „Die hübsche Larven tut es bei den Frauen nit allein, sundern sie mueß ein zartes Herzl haben, soll sie recht geliebet sein."

„Wann war denn dieses Gastmahl beim Wolf?" erkundigte sich der junge Stadtknecht, nachdenklich vor sich hinstarrend und eine Locke des Blondkindes, das ihn umschmeichelte, um seinen Finger drehend.

„Das is hübsch a Zeitl her. Anno — wart. Mauritius war noch in Steyr: Anno 1594 wirdet es gewesen sein. Ja, anno 94. Sie war damals in der Hoffnung und a paar Wochen später hat sie an kloan Buabn kriegt — den Joacham Heinrich, wenn d' ihn zufällig kennst."

Wie ein sonnenheller Sommermorgen in den düstern Eichwald schwebt, so erschien Helena vor ihrem Gatten. Er saß an seiner Schrift und sah nicht um; da legte sie ihre Hand kosend auf seine Achsel und flüsterte: „Lieber, wie gefällt dir mein neu Gewand?"

Da warf er die Feder weg und wandte sich im Stuhle herum und sah sie an.

Sie stand gegen das Fenster. Das zarte Laub der Frühlingsbäume, die draußen vor dem Patrizierhause im Winde zitterten, umschien mit grüngoldenen Lichtern ihre blendende Haut und das feuerfarbene Seidengewand, und es war, als umgaukle der Mai den prangenden Sommer. Joachim Händel sprach: „Das Gewand gefällt mir wohl, die es trägt, gefällt mir aber besser."

Der kleine Schneider Vögerl lauschte gebückt an der Schwelle, vor das Angesicht des Richters von Steyr wagte er sich nicht.

Helena schmiegte sich an den Mächtigen heran, ihre Hand suchte seine. „Joachim", fragte sie leis und heftig, „ist auch mein Haar wohlgemacht, gefällts dir, und diese Frisur mit Sternen, à la Corisande, ist es gut so? Findest du es schön?"

Es war ein flehentliches Werben und zugleich eine neidische Angst in ihrer Stimme. Die andere, die andere, von der sein Vetter drinnen sprach und sie kränkte! Hat er gehört? . . .

O, es nagt oft in der Nacht an ihr und tropft wie Wermut in die Wonne, des herrlichsten Mannes im Land vielbeneidete Liebe zu sein, denkt sie, daß einmal eine andre war, die er, wenn auch nur zween kurze Jahre, im Arm und am Herzen hielt.

„Hätte ich nit sollen eine Haube nehmen?" lauerte sie jetzt, ihre Blauaugen heften sich angstvoll an sein ernstes Angesicht.

„Warumb denn? Du bist sehr gut so. Für die Schützen willt du dich so schmücken?"

„Nein, nur für dich, für dich." Sie hob flehend und verlangend ihr blühendrotes Lippenpaar zu seinem Mund. Er küßte sie freundlich. Da nahm sie seine beiden Hände, preßte sie an ihren Busen und frug ihn heimlich, einen Blick auf den Sohn und den weinfrohen Vetter, die unter der Tür des Nebenzimmers lachten, werfend:

„Mein lieber Herre, mein Schatz viellieber, ist es wahr, war die Mutter vom Heinrich schöner als ich? Der Berthold sagt es und kränkt mich bitter. Sagstu es auch?"

Der große mächtige Mann sah unter seinen Brauen, die gezückten schwarzen Schwertern gleichen, fast spöttisch auf die blonde Schönheit herunter, die um seine Liebe bettelt und vor Eifersucht zittert. Sie irrt! Wohl läßt sie mit all ihren Reizen und Liebeskünsten sein Blut nicht glühen, noch seine Nerven fiebern, wie jene Zarte mit der süßen, leisen Stimme, mit dem wirren traurigen Lächeln, die ihn achtzehn Monate in Schmerzen liebte und dann verging. Aber dennoch irrt Helena, wenn sie jene Arme haßt, und sich durch sie beraubt wähnt, denn heute heißt Joachim Händels größte und höchste Liebe nicht Margarete, auch nicht Helena; sondern seine höchste Liebe heißt: Steyr.

Doch sprach er zu seiner Gemahl gütig, wie man ein Kind beruhigt:

„Meine Helena, es läßt sich die Mutter des Heinrich mit dir nicht vergleichen. Was ist schöner, unsere stolze grüne Steyr mit ihrem unbändigen Gefälle, oder der Lemanns, der unter den weißen Schweizerbergen wie ein tiefblaues Auge liegt und träumet? Wir Männer freuen uns, daß schöne Frauen sind; so fren ich mich, daß einmal Margarite und jetzt Helena mein ist. — Nun? ist es gut? Oder haben wir noch Schmerzen?"

Sie spiegelte sich vor, er spreche heiß, indes er die Worte kühl und überlegend setzte.

„Du bist gut, Lieber," lispelte sie beglückt, ihr Haupt ruhte sanft an seiner Brust. „Aber ich habe noch Schmerzen, Herr Stadtrichter!" warf sie, plötzlich lachend, den Kopf zurück, löste sich aus seinen Armen, die kaum ihren Leib berührten und eilte an den Schreibtisch:

„Wunder was er da alles geschrieben hat!"

Sie grapste mit ihrer gepflegten weißen Hand die aufliegende Schrift, sah hinein: „Brr! Alles von der Sucht, weg damit, laß sie in Alexandrette, die greuliche Sucht. Heunt schreibt mein Schatz nimmer, heunt ist er mein."

Da wollte sie mit dem Papier davon, behend wie ein Mädel lief sie; er hatte sie mit zwei Schritten überholt.

„So ein Übermut. Gibs her." Er rang ein wenig zum Spaß mit ihr, dabei verhingen sich ihre perlenen Haarbänder in die Passementrie seines Ärmels, und die prächtig getürmte Frisur à la Corisande ging auf, und ihr Goldhaar rollte in schimmernden Locken um sie.

Berückend sah sie aus. Nun war er auch berückt, riß ihr das Papier aus der Hand und schmiß es weg, hob sie wie ein Kind vom Boden empor und drückte sie an sich.

„Ach!“ frohlockte sie in Wonne. „So gingen wir den Hochzeitstanz an. Schatz, treten wir einen branle gay!“

„Den kann ich nicht, den kann nur Heinrich.“

„Heinrich komb, zeig uns den branle gay, wir tanzen!“ rief sie silberhell. Die Herren kamen lachend herein, das kleine Lisel lief mit ihnen und tirlierte wie ein ganzes Nest lustiger Zeisiglein: Tanzen, tanzen! Der Schneider aber grinste von weitem entzückt die schönen Leut alle an.

„Branle gay, branle gay!“ jauchzte Helena. „Kann niemand aufspielen? Dort ist das Manicord.“

„O du roter blanker Walfisch! Gottes Tierreich ist groß!“ redete Berthold für sich hin, die Schöne anzwinkernd. „I spiel auf,“ gröhlte er. „I han a Mollner Mäultrummel. Tschari lari tschum.“ Er holte sie aus der Pluderhose und rummelte einen ungeschlachten Marsch.

Einen Augenblick drehte sich ein strahlendes Weib zwischen dem jungen Landsknecht und dem mächtigen schwarzen Patrizius toll jauchzend herum.

Da knarrte die Tür. Tok! schallte ein Knöchel.

„Herein, wer da ist!“ rief Händel, der Richter. Die Frau hing an seinem Arm, und seine Pestordnung lag am seidengewobenen Teppich.

Die Tür ging auf, ein Mann in Bergmannstracht, auf dem Hut zween gekreuzte silberne Hämmer, trat in das fürstliche Zimmer.

„Ihr Herrn und Frawen, Grueß zuvor, und bin ich hier recht bei Herrn Joachim von Händel, Stadtrichter?“

Der Genannte bejahte mit dem Haupt: „Ihr steht vor ihm.“

„Ich komb von Eisenerz. Ich bringe Post vor den Herrn Richter aus dem Kammeramt. Vorsicht ist gebrauchend. Der schwarze Tod ist in Janspach.“

Die Dame schrie gellend auf und ließ die Hände ihrer Tänzer fahren.

Der Stadtleutnant rief blitzenden Blickes: „Oho! In Johnsbach? Das ist ein Tag von hier.“

Berthold glotzte und murmelte, noch die Trommel vor den Lippen: „Jatzt g'rat's.“ [1])

Der Schneider stob davon.

Händel durchbohrte den Unglücksboten mit stechendem Blick.

„Ich kenn Euch,“ sagte er, „Ihr seid der Hutmann Spiel.“

„Ja, Euer Gnaden.“

„Habt Ihr Briefe?“

„Ja, hier.“ Der Mann zog einen mit Notschnur bewundenen aus der Brust.

„Helena,“ sprach Händel, „du erkühlst dich mit deinem bloßen Hals, geh hinüber.“

Sie fragte zitternd und bebend: „Umb Gotteswillen, ist wahr, was er bericht?“

„Das werden wir noch sehen. Geh hinüber und tu deinen Staat aus. Liesel, geh mit der Mammà.“

Die Frau entfernte sich, wachsgelb und bebend, mit dem entsetzt herumäugenden Kinde an der Hand.

[1]) Jetzt wird's ernst.

Jetzt öffnete und las der Richter den Brief des landesfürstlichen Amtmanns in Eisenerz, der die schreckliche Zeitung wiederholte: die Pest ist in Steiermark eingebrochen, im Admontischen Gebiet. In Jansbach liegen sechzehn Leut, am Dietmannsberg hat man zehn Pestleichen in einer Grube begraben. Erwester strenger, freundlich lieber, wir Euch raten, die Stadt verwachten, die Enns bei Reifling sperren, denn wenn eine Mutzen Waldeisen[1]) bringt, die bringt Euch den Tod. Womit wir usw.

Händels Sohn hatte ihm über die Schulter gelesen und rief: „Vater, jetzt laß mich nach Reifling." Händel steckte den Brief zu sich, bückte sich und hob seine angefangene Pestvorschrift vom Boden auf.

„Spiel," sagte er mit starker Stimme: „Ich frage Euch vor Gott, ist es ungelogen, was Ihr mir bericht, und irrt sich der Amtmann bestimmt nicht?" — Händel weiß, die Eisenerzer Radgewerke wühlen gen den Admontischen stiftischen Bergbau, wo und wie sie können, nicht ohne Grund; denn der Krummstab schlug hart die evangelischen Bergmannen, und das Waldeisen ist schlecht und billig und schadet dem Eisenerzer Eisen. Das wissen auch die Steyrer; und wohl mag es sein, daß jetzt die Pest im Admontischen grassiert, weil — ein neues Erz auf admontischem Boden auferstanden ist. So überlegte Händel und darum befahl er dem Spiel:

„Ist es Wahrheit, so schwört es auf die Bibel, die hier auf meinem Tische liegt."

Der Hutmann trat ohne Zögern an den Schreibtisch, legte die Hand auf die Lutherbibel, die mächtige schwarze, und sprach:

„Ich schwöre es bei dem dreieinigen Gott. Es ist allerhöchste Gefahr, daher ich Euch zu warnen bin gesandt, mehr Euch zu bitten, daß diese reiche Stadt nicht sparen wolle ihr Geld und ihre Macht, umb dem Greul des schwarzen Todes zu wehren. In Johnsbach laufen alle Knappen davon, sechzehn Mann liegen mit Beulen, zehn hat man Sambstag am Dietmannsberg begraben, alle waren schwarz. Es ist die Wahrheit."

„Wohlan," sprach Händel, „jetzt wird Zeit, die strengern Maßregeln zu ergreifen. Spiel, ich dank Euch, und es ist mir leid, daß ich Euch in Steyr nicht herbergen kann; Ihr müsset den Fried noch heunt verlassen, daß das Volk nicht Euch die schlechte Post entgelten lasse. Ich kenne meine Steyrer. — Meinen Gruß dem Amtmann. Er möge sicher fahren. Mein Steyr liegt mir so am Herzen, daß ich fremder Mahnung nicht brauche, gilt's meine Stadt vor einer schweren Gefahr zu behüten. Dieser Arm zwingt die Sucht zur Umkehr, wenn sie selbst schon mit dem Waldeisen auf der Enns geschwommen kämb."

Ein Mordschritt rast im Haus treppauf. Entsetzte Stimmen wirren: „He, was ist?"

„Herr, Herr, Gfahr, Gfahr. Wir seind verloren in Steyr!"

Ein Mann mit wildem Haar und Augen, als säh er höllische Visionen, stürmt in das feierliche Zimmer, blabbert stoßweis: „Herr, eine Leiche! So die Pest gehabt! Auf der Enns!"

[1]) Ein Fahrzeug mit Johnsbacher Eisen.

„Was weiter?" herrschte Händel. Unerschüttert stand er da, marmorn war sein Gesicht, obwohl jetzt plötzlich seine Nerven spielen und hundert Gedanken wie Blitze hinter seiner Stirn sich kreuzen: „Rat einberufen, Pestordnung verlesen. Pestfreithof. Kalk in die Gruben . . ."

Langsam und deutlich, begütigend, als habe er einen Narren vor sich, fragt er die vor ihm klappernde Schreckgestalt:

„Hat denn die Leiche Beulen?"

Joachim Heinrich umgürtete sich mit dem Schwert und riß seinen Federhut vom Kasten.

Ein paar Zimmer weit hörte man durchdringende Frauenschreie: „Gott erbarme dich, erbarme dich!"

Berthold rief: „Frau, nur Ruh! Ewer Mann wachet über uns alle!" Aber auch sein rotes Gesicht war erblichen, und sein tüchtiges Herz pumperte; Leich im Wasser — brr! fünfundachtzig, da reisten die blauen Pestleichen vom Fidelberg in die Steyr greulich. Allerhand für sich hinmurmelnd, hatschte er hinüber, der Jammernden Mut zuzusprechen.

„Beulen, Herr, wir wissend nit." — Des Richters eiserne Ruhe bringt den Schönauer aus seinem Angstfieber etwas heraus und in ziemlichem Zusammenhang berichtet er nun den eigentlichen Verhalt:

Es ist etwas Weißes auf der Enns geschwummen, meinten Leut, ein Lamm oder Kalb, so das Wasser mitgerissen, sei einer in der Zille mit Haken hinaus, das Ding aber untergetaucht, weiter geschwummen, und gäh hab es das Wasser herseiten der Maut aufs Ufer gelegt, da war es eine Frau, blau im Gesicht, ob sie Beulen, wußat keiner, seien alli geflicht, und ein Schrocken nit zum Sagen in Schönau und schon in ganz Steyr. Und etlich sagten, der schwarz Tod war vor einer Stund in Steyr in Erscheinung eines Bergmann — hier stockte der Mensch, und seine Zähne schlugen zusammen, da er plötzlich den Eisenerzer bemerkte, der im Schatten gestanden hatte, aus dem er jetzt, zum Gehen sich anschickend, heraustrat.

„Ist das ein Hasenvolk!" lachte Händel. „Es scheint, du nimbst diesen braven Christenmann vor den schwarzen Tod? — Das ist der Hutmann Spiel. Fahret gut, Spiel, und vergeßt der Post an den Amtmann nicht," wandte er sich wieder an den Schönauer, noch immer lachend: „Keiner sah die Beulen." Es ist also nur ein Supposition, daß sie die Pest hatte. Es soll dies aber ohn Verzug erforscht werden. Geh nach Schönau und sage, der Richter Händel kombt, die Leiche anzuschauen, ob sie Petekien hat. Ich rate dir aber, häng den Leuten keine Spukgeschichten mehr an, sunst wirst du gestraft, und zwar tüchtig."

Der Mann grüßte bis auf die Erde und schob sich untertänig hinaus.

„Laßt mich in die Schönau, Vater," sprach Joachim Heinrich entschlossen.

„Was fällt dir denn ein?" wies ihn dieser schroff zurück. „Du hast ja keine blasse Ahndung, wie die Zeichen aussehen. — Helena! Jetzt was soll das?"

Totenblaß wankte die Frau herein. Das Haar hing ihr noch offen um die Achseln, das schöne Kleid hatte sie eben ausgetan und war nur im weißen Rock und linnen Leibchen und schrie wie eine Verlorene, daß man es im

ganzen Haus hörte: „Du willst zu der Leiche! Nein, du darfst nit! Du darfst nit! Ich laß dich nit! Zur Leiche! Zur Pestleiche!“ kreischte sie. „Nimmer darfst du, mich fürher mit Füßen treten mußt du, mich, die ich dein Kind getragen habe.“

Sie hing sich an ihn und bedeckte sein Gesicht mit zitternden Küssen.

„Ich gehe ja, Mutter!“ rief Heinrich.

Der Vater aber dräute: „Nein, ich verbiete es!“

Beruhigend sprach er zu seiner Gattin, er nehme ein Essigtuch und werde unten Rauchpulver anzünden lassen, es könne nichts beschehen. — „Frau, es ist mein Amt.“

„Nein, dein Amt ist nicht, dich umbringen,“ wehklagte sie. „Der soll gehen!“ wies sie, mit fast zorniger Gebärde, auf den Stiefsohn, um ihm gleich mit bebender Stimme zu schmeicheln: „Er will ja! Gel Heinrich! Junge Leut müssen Mut haben, nit herumlungern und in die Luft schauen. Heinrich geht, und du, du, mein Liebster, mein Einziger, bleibst bei deiner Helena!“

„Ah so! Mein Sohn darf sich die Pest holen — die ihre Krallen nach der Jugend zuerst ausstreckt — so wert ist dir mein Fleisch und Blut?“ zürnte Händel, mit Gewalt befreite er sich von den krampfhaft ihn umstrickenden Armen der Frau. Sie schrie verzweifelt: „Ich hab ihn lieb — ich hab ihn dir doch großgezogen! Aber keiner ist mir, was du! O, du bist hart!“

Das kleine Mägdlein war auch hereingelaufen und flehte: „Vater nit furtgehen!“

Er riß aber die Glocke, eine Seejungfrau von Bronze, vom Tisch und schwang sie heftig. Ein Dienstknecht stürzte herein, dem befahl er, seinen Rappen zu satteln. Die Frau weinte bitterlich zu seinen Füßen. Er sah um nach seinem Sohn — der war fort, während die Frau noch flehte und schrie — davon gerannt! — Unten trappeln Schönau zu die Hufe seines Hengstes. Und in der Schönau da liegt der Tod in Weibsgestalt. Händels Augen flimmern und sein Blut wirbelt. Mit drei Machtschritten ist er auf dem Vorsaal, unbekümmert um sein jammerndes Weib, nun stampft er durch den Hof, wirft sich auf seinen Rappen und wie der Sturmwind braust er gens Gilgertor davon.

Am Ufergeländ in der Schönau, wo Dornen und Disteln aus dem vermurten Grase wuchern, lag die Tote, um derentwillen viel hundert Steyrer gleich der schönen Helene zitterten und beteten, andere schon ihre Wägen anspannten, um ans Ende der Welt zu fahren. Die tote Frau lag still im Dorngewucher, ihr graues Antlitz mit blinden Augen schaute über sich, zerrissen hing ein weißes Gewand an ihr, und ihr Haar floß vom Kopf in langmächtigen Rotsträhnen wie eine erloschene Sonne rings um sie. Weit ausgestreckt waren ihre Arme, als wie nach einem Liebsten, den sie verlor.

Still war es um sie, nur die Enns murmelte. Ganz fern, jenseits der Neubrücke, auf der Mauer, waren aber schwarze Menschenschwärme und sahen und deuteten mit Grauen auf die einsame Tote, als liege dort ein Ungeheuer, das sich erheben wird, um alles Lebende, das ihm naht, zu zerreißen.

Sieh aber, es stieg ein Mann die Böschung herunter, er war geritten gekommen, er hatte sein Roß an einen Baum gebunden. Es war Händels Sohn.

„Da ist sie," sagte er für sich, stand einen Augenblick still mit vom Mordritt hämmerndem Herzen. Kein Bangen noch Grauen kennt er. Unbändig freut er sich, daß er's gewonnen hat, und den Steyrern, die mit Grausen von der Brücke nach ihm schauen, seinen Mut zeigen kann . . . Es ist die Scheu der unversuchten Jugend vor dem Leib des Weibes, die ihn nun zögern läßt, nach den Pestzeichen zu forschen.

In diesem Augenblick brauste ein Reiter mit einem Knecht über die Neubrücke, sprang ab, stürmte die Böschung hinunter: „Was ist das? Was tust du da? Was habe ich dir gesagt? Ungehorsamer Bube." Wie eine Eisenklammer krallte sich die Hand des Vaters, den die Todesangst um sein Kind wie ein Fieber des Zornes schüttelte, um den Arm des jungen Menschen. Finster blickte der, und heftig riß er den Arm weg.

„Ich bin kein Bube! Ich bin ein Mann wie Ihr und kann tun, was mir beliebt, wenn's nicht wider Ehr ist."

Ja, so redet ein Händel.

Und wieder fühlt der Vater, trotz der in seinem Hirn wirbelnden Angst, sein Herz wachsen. Der ist sein rechter Sohn. Er warf einen brennenden Blick auf die Leiche. Gott, gib . . . daß es nicht ist . . . Das Antlitz ist nicht befleckt. Keine Petekien. Gott, gib!

Dein Kind aber, Händel, anders fassen an Stund, er ist ein Mann, es ist, wie er sagt. Du mußt dessen gedenken.

Er nahm die Hand seines Sohnes, aus dessen Auge finsterer Unmut blitzte, ruhig und fest in seine und sprach gedämpft:

„Kind, nicht daß ich dir eine mutige Tat nicht gönne. Aber bei dieser Armen stund, wie ich sehe, ein zweites Leben, das mit ihr dahin ist, und darum sollt du, junger Mensch, sie nit antasten."

Jetzt trat der Sohn noch finstern Blickes, aber ohne Widerrede, zurück.

Händel, der Vater, atmete tief auf. Einen Zweig riß er vom nächsten Haselstrauch, der seine jungbelaubten Zweige traurig über der Toten wiegte, und mit dem Zweige entfernte er das arme Gewand soweit von ihrer Achsel, daß er die Achselgrube sehen konnte. Sie lag mit ausgestreckten Armen, und er sah sogleich, daß sie keine Beulen noch Flecken hatte.

„Sie war nicht infiziert," sagte er zu seinem Sohn. „Du siehst also, daß deine bravourada ganz unnütz gewesen wäre."

Joachim Heinrich, der junge, biß sich trotzig die Lippen. Bravourada doch nicht. Mutige Mannestat.

Er sah mit seinen schwarzen Augen die Tote zweifelnd an. Lang und schmal lag sie im Gras. Doch auf des Vaters Wort kann man Burgen und Berge bauen; niemals hat sein Vater gelogen.

Als Händel die Beschau der Toten vollendet hatte, stieg er etwas die Böschung hinan, winkte mit der Hand den Leuten auf der Brücke, näher heranzukommen, und deutete ihnen durch ein verneinendes Zeichen gegen die Leiche zu an, daß keine Gefahr wäre. Als die Schwärme schwarz und dichtgedrängt sich auf Hörweite genähert hatten, rief er mit wuchtiger Stimme:

„Steyrer! Die Leiche, so hier liegt, hat weder Beulen noch Petekien, es ist keine Pestleiche, das blaue Gesicht kombt vom Ertrinkungstod her. Sagt's in der Stadt und schickt mir Tagwerker, daß wir die Leich hier bestatten können."

Dann stieg er wieder hinunter und sprach zu seinem Sohn: „Laß uns einen Psalmen sagen, dann der Tod hier vorüber ging und hielt nicht an."

Nun strömten die Tausende, die voll Bangen auf den Befund, den der Richter ihnen kundgeben würde, geharrt hatten, zufrieden murmelnd auseinander, viele gingen nach der Stadt, die meisten aber drängten nach der Stätte, wo die Leiche lag, und die zwei patrizischen Herren noch standen, die mehr Mut gehabt hatten als alle Steyrer zusammen.

Da schwirrten laute und leise Reden hin und her:

„Jo, Händel, Händel! Wir habend einen Richter, einen Herrn! Kombt an Linzer, kombt an Wiener, habt ihr einen bessern?" Unterdes erschienen schon die Tagwerker mit Spaten und Grabscheit, und Händel wies sie an, wo sie das Grab auszuschaufeln hätten.

Als sie damit anheben wollten, trat ein Bürgersmann, des Meßners Aninger von der katholischen Stadtpfarre Schwager, nachdem er mit einigen anderen Männern heimlich und hastig einige Worte gewechselt hatte, vor den Richter und sprach:

„Gnädigster Herr, wir Katholischen bitten! Es ist in Steyr Brauch, daß die Fremden und mit Gewalt umbs Leben Kommenen einen Tag aufbahrt werden und daß für sie gebetet wird, und daß man sie, wenn's nit kundbare Eigenmörder sind, in geweihter Erde begrabt."

Viele Männer murmelten bekräftigend: „Ja, so war es immer."

„Man pflegt solche unglückliche Leut in der Margarekapelle aufzubahren," fuhr der Bittsteller fort, „und auch die Totengottesdienst werden durt gehalten. Die Kapellen ist jetzo gespörret, mußat mans aufspörren."

Händels Gesicht wetterleuchtete. Ha, Unbrut, kaumb von deiner Hasenangst durch meine Hand befreit — fängst du an, Gesind, mit deinem papistischen Aberglauben, der tötlicher Gift ist als alle Pest, Petekien und ungarische Krankheit?

„Wer sind denn, die das begehren?" fragte er; vor seinem schwarz aufsteigenden Zorne wich das ganze Volk scheu zurück.

Der Sohn stieß sein Schwert an den Boden und murmelte: „Herrgott, diese katholischen Idioten".

„Wer will also die Leiche haben?" fragte abermal dröhnend der Richter. „Die Papisten wollen sie haben, wie? Wer von euch hat sich für ihre Exequien gerührt, bevor ich sie ansah? Alle hattet ihr die Fraisen[1]) vor Angst. Jetzt wollt ihr sie in die Stadt tragen, ja? In die baufällige Schaluppe, die ich sperrte, damit euch das Maßwerk nicht auf die Köpf fällt?

Und wenn sie in der Kapell Totensprenkel bekombt, meint ihr, es seind Pestmailer, und dann geht aufs neu der Charivari los, Gfahr, Gfahr, rettet uns Herr!

Die Leiche ist keine Pestleiche," donnerte er die Zitternden an. „Die

[1]) Krämpfe bei Kindern, hier: Heidenangst.

Pest ist nicht in Steyr, aber sie ist in Johnsbach. Sie braucht darumb nicht herzukommen," mäßigte er seine Stimme, höhnisch lächelnd, da er die Papisten sich bekreuzen sah. „Wenn ihr nit Vorschub geleist wird durch Unsauberkeit und Aberwitz, wird sie bei uns nit verweilen. Die Pestordnung wird euch noch heut verkündt werden. Unter schwerer Straf ist jeder Steyrer verpflichtet, sie zu beobachten. Jetzt geht heim, sagt den andern, der Richter hat die Leiche, um jeder Gefahr fürzubeugen, dort, wo sie gefunden ward, begraben lassen."

Die Steyrer, als er seine Red geendet, sahen einander an, in jedem Blick war scheuer Gehorsam. Mit einem Wort, mit einem Blick zwingt er sich das Volk zuwillen.

Langsam zogen sie, Männer und Weiber, über die Brücke heim zu, wie er ihnen befohlen hatte, in der Stadt kundzutun, was der Richter für ein tapferer Mann sei.

Unterweils waren die Tagwerker mit ihrem Werkzeug erschienen. Über Befehl der Richter führte einer noch ein Schaffel ungelöschten Kalk von einer nahen Grube herbei.

Bald klaffte das Grab neben der Toten, die traurig im Grase lag und ihre welken Arme weit ausbreitete. Die Tagwerker nahmen sie und senkten sie in die Grube, gossen den Kalk darüber und schaufelten die Grube zu; kein Priester betete, kein Chorbub sang, nur die Enns murmelte seltsam neben dem frischen Grabe, und ein Vogel schmetterte im Haselständlein Kiwitt, tit, tit.

Händel, der Richter von Steyr, sprach: „Das Unsre haben wir tan, Gott wird das Seine tun. Sie war aus der verseuchten Gegend, sie kann den Gift in ihr gehabt haben," wandte er sich leise an seinen Sohn, der, einen wilden Reim zwischen den Zähnen summend, mit seinem schwarzen Schwert Disteln köpfte. „Das habe ich dem Pöbel nit sagen können. Komb jetzt, reuten wir, ich muß aufs Rathaus."

Beide stiegen bergan und bestiegen ihre Rosse.

„Heinrich," sprach der Vater, als sie ritten, scherzend, „bist noch harb?"

„Ja! Gebe mir was zu tun!" trotzte der Befragte, riß ein Blatt von einem Baume und biß hinein.

„Weißt du nit, daß du mehr tan hast als selbst ich, indem du mit diesem Feuer des Muts in deinem Geblüt dem Vater gehorsambt hast und hast Ehrfurcht, wie einem Manne ziemt, der Frau erwiesen."

„Übrigens!" aus dem sententiösen Tone fallend, fragte der Vater mit gepreßter Wut: „Was sagste zu diesen papistischen Bestien, die die Stadt infizieren wollten?"

Joachim Heinrich spie verächtlich das Blatt weg und lachte laut auf: „Fünfundzwanzig! Wasser und Brot!" Das ist ein Bubenwitz, wie er sie hundertmal reißt; aber der Blick dazu!

Von Vaterseite Lutherblut, von Mutterseite Calvins Blut; das Schreckliche schlummerte noch gestern in ihm, aber jeder hassesschwangere Ausbruch seines Vaters, den er so noch niemals reden hörte, rüttelt es wacher und wacher ...

Sie waren in der Stadt auf dem Grünmarkt angekommen, der mit Menschen angefüllt war, doch deren Gesichter bedrückt waren, und ihr eifriges

Reden klang unfreudig. Doch als die beiden stolzen Reiter, der schwarze und der blaue mit dem weißen Panthertier überm Herzen, in prächtigem Trab geritten kamen, da erhellten sich die Mienen, und die Angstgespräche verstummten.

Eine zwingende Macht ging von dem Schwarzen aus. Das ist Händel! Der hat die Leiche angerührt, ob sie Beulen hätt; der hat uns sein Wort verpfändt, die Pest kombt nit nach Steyr, ob sie gleich in Johnsbach sei. Er hält sein Wort und werdets sehen, sie kumbt nit.

Seht ihn da, wie er reutet, er ist der Tapferste von allen Tapfern. Sein Sohn aber ist auch tapfer. Und tief bis auf die Erde grüßten Mann und Frauen die beiden stolzen Herren.

Als sie dem Rathaus zuritten, sprach Händel zu seinem Sohn: „Jetzt paß auf, ich habe Arbeit für dich, du mußt erst aufs Zeughaus, da laßt du anschlagen, waffnest fünfzig Mann, dann gehst du zum Gieffinus, er ist in Haidershofen, der soll sich auch unverzüglich waffnen; ich habe auf die Papisten, die das tote Weib in die gesperrte Kirch tragen wollten, keine Fiduz; Gieffinus wird heunt Nacht den Platz und die Tör inacht nehmen, du wirst die Oberstadt verwachen und jede aufrührerische Bewegung mit der Bombard niederschlagen."

Der Sohn hatte mit Augen, die Feuer sprühten, zugehört. „Ihr sollt mit mir zufrieden sein ... Ich hoff nur, die schmähliche Brut zeigt wirklich ihre Krallen, aber sie sind feige Hunde."

„Du willst den Randal wohl nun für deine Bombarda haben," lachte der Vater. „Ihr Steyrer Buben wißts auch nit, wohin mit ewerm Übermut. Wie das alt Lied sagt: Tummelts an d' Wänd, stampfts mit die Füß, daß uns do hörn. Feige Hunde, da hastu aber recht, das sind sie. Sie wollen getreten sein. Jetzt reut, du hast viel zu schaffen und nur drei Stund Zeit. Umb acht Uhren muß alls gestellt sein."

Er reichte seinem Sohn die Hand, dieser schwang grüßend den Hut und galoppierte den Pfarrberg hinauf; der Richter aber stieg vom Pferde und ging ins Rathaus.

Er begab sich in den großen Sitzungssaal, sandte augenblicklich die Ratsdiener nach dem Bürgermeister und den vornehmsten Ratsmitgliedern aus, und in einer halben Stunde waren sie alle um ihn versammelt. Er saß unter ihnen allen, die zum Teil bleich und sehr verstört waren, und redete so ruhig und gebietend, als handle es sich um das rudolfinische oder maximilianische Privileg, und nicht um den schwarzen Tod, den Schrecken aller Schrecken:

„Ich habe mit euch Ehrenvesten die Pestordnung, die ich schon entworfen habe, völlig aufzurichten. Nur etlich Punkt sind not, dazu eine eiserne Hand, die das Volk zum Gehorsam zwingt. Gefahr besteht nur dort, wo das Wasser mosicht, die Luft vergiftet und die Menschen aberwitzig dumm sind. Das ein und andre ist in Steyr nicht, das letzte ist hier nur bei den Papisten der Fall."

Als er diesen Stein mit fester Hand den Katholiken ins Gesicht warf, tat einer derselben, Leonhart Radelmayr, entschiedenen Einspruch:

„Es gibt aberwitzige Menschen in beiden Religionen, Herr von Händel; die Pestangst hat mit dem Glauben nixi nit z' tun."

„Ganz recht," sprach Händel, „aber bei euch Katholiken hilft die Religion der Forcht und der Ansteckung zu, und bei uns evangelischen Männern bannt sie dieselben."

„Wia exemplifiziert das der Herr?" fragte Radelmayr.

„Mit Guarinoni und Crato[1]) und hundert andren, so Ihr wollt. — Ich bin aber nicht herkommen, um Euch Red auf müssige Fragen zu stehen, sundern umb der Pest vorzukehren, und ich bitte, mir die kostbare Zeit nicht wegzustehlen."

Hart wie Hammerschlag auf Halmas, hart und ohne Rücksicht ist sein Wort, denn die Stund ist auch hart und die Gefahr. — Der Drache, den er zwingen will, heult vor den Toren Steyrs.

Er ließ sich aus den alten Faszikeln die Blätter reichen, darin die Verordnungen der Stadtrichter Hieronym Zuvernumb und Wolf Urkauf, des ersteren beim Grassieren der ungarischen Krankheit, des andern in der großen Pest, enthalten waren.

„Es sind von der einen Sucht dreißig, von der andern sechzig Jahr her," sprach Händel, „und die Fürschriften sind so veraltet, daß wir sie verbrennen können. Nur in einem hatte Zuvernumb recht, daß er alle Widersetzlichen gegen die Stadtordnung in Seuchejahren mit den schwersten Strafen belegte. — Ich habe" — hier maß er mit einem Blick, der wie ein Dolchmesser schnitt, die katholischen Ratsmitglieder — „heunt erleben müssen, daß meine katholischen Mitbürger die Pestleiche — nämlich die sie vor eine solche gehalten haben, ich fand an ihr keine Flecken — mitten in die Stadt und in die rechtens geschlossene Margaretakapelle tragen wollten. Vor solche Späß will ich fürder, wenn nit wie Zuvernumb an Hand und Auge, so doch mit Gefängnis und dem Pranger die boshaften Narren, die solches wagen, büßen. — Kennt übrigens einer der Herren das kleine Bücherl von Mignoni, Consultatio genannt? Ich finde darin die beste Richtschnur, wie eine volkreiche Stadt vor der Pest zu hüten ist. Philippus Persius von Lonstorf hat so klares Judicium nicht, aber wir werden ihn auch in dem oder jenem zurate ziehen."

Ruhig tauchte er die Feder ein. Und nun begann er Punkt für Punkt die neue Pestordnung, deren Schema oben in Vogelsang auf seinem Tische lag, festzusetzen, hin und wieder ein Gutachten der Ratsmänner einholend, nur zum Scheine, denn in seinen Gedanken, die seit der Ankunft des Pestboten mit Feuerkraft arbeiteten, stand das neue Contagionsgesetz vollendet da, und kein Jota fehlte.

Es war beim vierten Punkt. „Zur Contagion helfen (und ist dem in Zukunft zu steuern auf jedem Freithof) die Begräbnisse, welche in Menge nicht tief, sondern seicht sind, daß der schädliche Totendampf in die Menschen schlägt und sie für die Infektion empfänglich macht, sonderlich die Corpora debilia, schwächliche Personen."

Da hielt er inne. Den Drach zwischen den Achseln spießen wird er jetzt. Nicht bloß den Drachen der Pest, einen andern. — Ein Plan kreist

[1]) Katholische Ärzte, damals weitbekannt und oft zitiert.

in seinem mächtigen, Gedanken zeugenden Hirn mit wilder Kraft. Der andere Drache, dem er den Tod geschworen hat, dem er schon viel Wunden schlug, ohne ihn zu töten, den trifft er jetzt am Leben.

Ein halbes Jahr steht Händel wider die katholische Kirche in Steyr mit ruhigem und kaltem, doch eisernem Willen. Schritt vor Schritt geschah die Entrechtung und Vernichtung der Kirche, mit allen Mitteln, bis auf das der offenen Gewalt. Der tote Abt sprach wahr: jede Tat und jedes Wort des großen Richters war ein Dolch wider Rom. Und doch ist Steyr noch nicht, was der Mächtige am Tage seiner Wahl mit stolzer Zuversicht verhieß: eine teutsche evangelische Stadt.

Noch zuckt ein letztes elendes Leben in der vermoderten Urgestalt. Noch haust in einem Winkel Steyrs der Aberglaub, hangen die päpstlichen Abgötter herum ... Noch steigt Albertus, der wilde Dunkelmann, Sonntags auf die Kanzel und schürt, schürt an dem erloschenen Glütlein, zu dem die Scheiterhaufen des Papismus herabgebrannt sind ...

Wir habend die Gewalt lang genug uns versagt. Doch sie mueß sein; sunst stirbt das Wesen niemals, und lebt es weiter, so mordet es einmal die Wahrheit und das Wort ... Nieder mit der Mißgeburt! Sie verdient es nit anders! Haben diese Schandbuben nit eben noch meine Vatersorg für die Stadt mit frechem Ungehorsam gelohnt? Wozu also soll ich ihr Scheusal von Religion fürder schonen? Nieder damit!

Drache, Werwölfin, Mörderin über alle Seuchen giftig, jetzo treff ich dich am Leben, jetzo zerschmettre ich dir das Haupt.

Wildes Feuer blitzt in seinen Augen, doch sein Ton ist kühl, fast heiter, als er nun spricht:

„Die katholische Pfarrkirche auf dem Berg hat auch Grüfte, ich weiß es; meine Eltern sind dort begraben worden. Vor Alters war das Gewölb und der Estrich wie aus ewigen Felsen gehauen; es ist aber im Brand die Kirche äußerst sehr beschädigt worden; die Säulen sind ausgebrannt und auch der Estrich hat gelitten, höre ich, und klafft unter dem Presbyterium an zween Stellen; da man uns anno 1600 die Kirche, unser eigen, entriß, hatte der Umbau angehoben, aber den Katholiken war ihr Geld zu lieb, so daß alles verelendet blieb, gerade wie in der Margaretakapelle. Eine solche Kirche ist eine Gefahr in Pestzeiten."

Alles war still rundum, man hörte die Männer schnaufen. Radelmayr war bleich und sagte: „Herr, aber gerade in Pestzeiten ist die Kirche der Bedrängten bester Trost"; denn er ahnte, was nun kam.

„Es sind die Klosterkirchen in Garsten und Gleink da," sprach Händel, kalt lächelnd, „für die paar Katholiken in Steyr Kirchen genug. Ich will nicht, daß das Volk in seiner Angst, die ohnehin zur Aufnahme der Infektion disponieret, in diese Kirche sich dränge, die an schwülen Tagen voll des Totendunstes ist, und daß daraus die Pest entstehe, noch bevor sie von Johnsbach kombt. Ich werde für die Pestzeit die Kirche schließen lassen."

Jetzt sprangen Radelmayr und Königstorf auf und riefen: „Wir leiden das aber nicht, Herr. Wir sind viel Katholiken in Steyr. Wir alle können nit ohne Gottesdienst sein. Auch unter der evangelische Schulkirch sind Kruften."

„Ja," sprach Händel, „aber wohlverwahrte, und umb das handelt es sich. Ihr Herren, haltet gefälligst Ruh; ich weiß, wenn die erste Pestleiche in Steyr ist, würdet Ihr mich bitten kommen, alle gefährlichen Örter abzusperren, Eure Kirche aber ist der gefährlichste.

Ich dulde keine Widerred!" hob er seine Stimme wie Donner, als Radelmayr noch mit einem Einwand sich bemerkbar zu machen versuchte. „Warumb sind in den alten Weltgängen in Italia, Florentia wie Mailand, soviel Tausende in peste gestorben? Je mehr der Bittgäng und Wallfahrten und Andachten zu Euren blinden Heiligtümern gehalten wurden, je weiter ward die Seuche verschleppt, und je mehr Menschen erlagen ihr. — Beim heiligen Gott!" rief er dröhnend. „Ich wache nit bloß über Steyr, sundern Steyr ist die Pforte gegen Wien und Boheim, ich wache über das ganze Reich! Und ich sage und will es in die schärfsten Gesetz kleiden: Eure baufällige Kirche schließe ich, und alle Predigen und Andachten, darzu die Menge des Volkes strömt, verbiete ich; es soll keine katholische Prozession nicht in noch umb Steyr gehen, ich verbiete es! Nicht umb mein Haupt trag ich, weiß Gott, Sorge, der Pest wegen, nicht sogar umb Weib und Kind, obwol sie mir teurer als mein Leib und Leben sind, ich sorge für Steyr, wie ich es geschworen habe, und für das Reich, wie ich zum Kaiser sprach. Und ich lasse nicht zu, daß umb eines vermorschten Glaubens und seiner Fratzen willen diese Stadt dem Tode verfällt wie einmal Fiorenza. Keine lateinischen Fratzen! Teutsch rufen wir zum Herrn Sabaoth, daß er ein teutsche treue Stadt behüte und bleibe unsre feste Burg, unser guete Wehr und Waffen."

Indes Händel auf dem Rathause die Rettung der Stadt vor der Pestseuche beschloß und zugleich sein Schwert zum Herzstoß wider den katholischen Glauben zückte, war Ruhe in Steyr.

Die Bürgerschaft wartete der Verkündigung des Pestmandates; da und dort raunte und munkelte es wohl angsthaft unter den Toren und in den Fenstern, und ein größerer Zulauf als sonst war zum Hirschhaus, wo sich die Apotheke befand. Aber sonst war nichts Ungewöhnliches zu sehen noch zu hören, sogar einige Läden standen wieder offen, und im Gymnasium hielten die Magister Schule wie sonst. Eine starke, unsichtbare Hand schien den Geist der Furcht und Unruhe in Bann zu halten. Es war die Hand, die jetzt auf dem Rathaus die eisernen Pestparagraphen niederschrieb.

Auch die Hämmer in Steyrdorf, die um zwei Uhr nach Mittag, als die Greuelkunde von der Pesttoten die Stadt durcheilte, abgestellt worden waren, tümmelten jetzt wieder; aber, so sprach Schwödchorer, der auf den gewohnten Vespertrunk im Schwertnerwirtshaus mit mehreren andern Herrn der Pletschi erschienen war, der Klang ist anders, kombt einem schier vor, als schallete eine Totenglocke aus dem Hammern heraus. Auch die Quirken[1]) stehen anders als sunst und die Sunn stichet sonderbar. Himmel und Erde gehen mit bösen schweren Zeiten schwanger.

[1]) Die Wolken (von Gwilk, Gewölk).

„Der Richter beruhigt uns," sprach Schadi, der Lebzelter, ein erlebter Mann mit ernstem Gesicht, „die Sucht kämb nicht nach Steyr, sie kämb nämlich nur von Unsauberkeit und schlechtem Wasser her, diese geb den Urfall, jenes die Fortpflanzung der Krankheit. Auch hat er gesagt, es grassier heutzutage überhaupt nicht mehr die rechte Pest, sundern nur die sogenannte Ungarische Krankheit."

Ein großer Bauersmann aus Sierning sprach:

„Hoaß wia da wöll, ist es die Pest, ist es die Ungrisch Krankheit, da hülfet nixi dann die schwarz Tauben. Ein schwarz Täubl nimm ohne einigen Fehl, setz das auf die Pestilenz, mit zutrucktem Schnabel; so es stirbet, nimb ein anderes, bis eins lebendig bleibt, so hat mein Ähndl das Gift ausgezogen."

„Han, wo nimbst dann aber die vielen schwarzen Täubel her? Tuast es mitn Ruß anfarbeln?" fragte höhnisch der Goldschmied vom Kollertor.

„Da weiß i was besseres," prahlte er, „und habe es von einem Doktoren aus Linz. Die best Kuration," sprach er, die Augen um sich rollend, „geschicht mit dem orientalischen Bezoar[1], a zehn Grän in Nußwasser gereichet, wirkt Wunder, stärkt das Herz, den Puls, lindet die Beulen, hilfet wider Undäwen[2] und Phantasiern, darumb es billig Bezoar, als Baal Zoar, ein König aller Giften, benennt wird und kost zehn Gulden rheinisch."

„Wos? Giftenkönig? Ich dank ich ergebenster. Wonn will ich mich vergiften, ich friß ich umb por Greizer Bilsenkraut und Nochtschotten, ich brauch ich keinen Giftenkönig umb zehn Gulden," sprach Cerwinka, der zsammgstößene böhmbische Schuaster genannt. „Mir hate Kräuteldokter, wos gscheiter sind als alli Arzten, verraten, was beste fünf Mittel seind: Kronobet, Hetschipetsch, Zwiebel, Pech, Ribeß[3], mach davon ein Müßl, verschling das mit drei Maß Wein, vieri seind besser. — Aber meiner is gar, Jungfrau, schenk ein!"

Die Steffi trat heran, frisch wie eine Rose ist sie, während alle Steyrerleut hennt bleiche Angstgesichter haben. Sie hat nicht Angst noch Zittern; nur etwan ernster als gewöhnlich ist ihr Mund und ihre schöne Stirn, und herber noch als sonst weist sie Scherze ab. Nun gießt sie mit der blühenden Hand dem Schusterl seinen Becher voll und spricht dazu: Gsegens Gott, und geht weiter zu Herrn Schwödchorer, der will zahlen.

„Ein Maß, ein halb Maß, ein Reinanken?"[4]

„Vier Kreizer, acht Kreizer, dreißig Kreizer," rechnet sie.

Neben Herrn Schwödchorer sitzt der arme Berg-Schulmeister, traurig. Stiche gibts ihm, wenn er ihre klare Stimme rechnen hört und ihre schöne Hand das Geld einwechseln sieht. Sie hat ihm sein Bier gebracht, weiter aber ist sie ihm gar nit zugegangen, hat kein Wort auf ihn gesprochen — und das tut dem Kunden viel ärger an, als daß die Pest so nah ist.

Nun, da das Mädchen an seinem Tisch zu tun hat, ihm freilich den Rücken kehrt, der aber schön ist wie alles an ihr, fragt er:

„Jungfrau, was ziemt denn ihr von der Sucht, in Admont seind jo aa Doktoren, gelernt, in Stift, was hat man dort wider Pestilenz?"

[1]) Ein Heilmittel orientalischer Provenienz, das in den Meditamenten des Mittelalters eine Hauptrolle spielte. [2]) schlechtes Verdauen.

[3]) Kronsbeeren, Hagebutten, Johannisbeeren.

[4]) Ein in der oberösterreichischen Fastenküche beliebter Fisch.

Sie sprach, die Silberschilling Schwödchorers mit ihrer zarten Hand in ihr Täschlein schiebend:

„I woaß nit, was im Stift unsre Herren vor Mittuln haben. I moan, wann die Krankheit überstark anfährt, seind viel Mittuln nix wert und schlagt niri an, nichtern und mäßig sein, halt moan i und sunst tan, wia oans gwöhnt is, und Unsauberkeit und Unluft nit im Haus gedulten, da hat der Richter woll recht. — I moan aber, man sollt an zeitliche Mittuln weniger und mehr an göttliche denken; was helfend Giften, wenn Gott nit beisteht, zu Gott dem Herrn sollend wir beten, das ist das erste, so hat auch Herr Albertus neulich auf der Kanzel gesagt, bei jedem Unstern, bei Pest, Hunger und Krieg müssend wir zu allererst beten."

Aller Augen waren auf ihr, während sie ruhig und ernst, keinen der Anwesenden besonders anschauend und doch jeden mit ihrem holden jungfräulichen Blick bezaubernd, redete. Ihre Mutter war aus der Küche gekommen und lauschte in der Tür.

Das Kind aber sprach weiter:

„Mir ziemt, statt daß ös enk astudierts wia man die Pest vertreibe mit allerhand Zeug und Kraut, solltets ihr Steyrer ein Betfahrt machen, in meiner Heimat Admont ist ein Kapellein zum heiligen Sebastiani in Weng. Das Kapellein hat ein Prior baut, und daraufhin ist die große Pest ausgewest. Da sollten wir hin wohlfahrten und beten, daß Gott seine Geißel von Steyr abwendt, und Steyr wär gefreit und beschützt."

Als sie so redete mit ihrer frommen und doch entschlossenen Stimme, saßen alle staunend da, wie wohl die Hirten zu Dom Remi, als jene begnadigte Jungfrau ihre Gesichte offenbarte.

Einer nur tat einen Einspruch, der freilich nahe genug lag:

„Jungfrau, die Admonter Gegend ist ja aber verseucht."

Sie sah ihn mit ihrem strahlenden Blicke an, mit lächelndem Mitleiden eines Engels für arme Thomasseelen.

„In Johnsbach ist die Pest," sagte sie ruhig, „das ist das rechte Ennsufer, Weng liegt links und viel weiter hinein. — Und wann ja die Pest an dem rechten Ufer wär," sprach sie, rot glühten ihre Wangen und ihr Busen ging hoch, „i tat ohne Furcht zur Pestkapellen wohlfahrten und Gottes Arm, der gerade in Weng die Pilgram erhört, würde mich beschützen. Aber den Glauben muß oans haben. Wer nit glaubt, noch vertraut, der wird kein Wunder sehen, weder in Steyr, noch in Weng, noch irgendwo, dann aus dem Glauben kombt das Wunder herfür." —

Es kam ein neuer Gast, sie rückte behend einen Stuhl für ihn an den leeren Tisch, fuhr mit der Schürze über die Tischplatte und fragte nach seinen Wünschen; die andern Männer aber saßen stumm, ganz erfüllt von den Worten heiligen Glaubens, die sie eben vernommen hatten. Und in manchem Herzen begann das Gottvertrauen wieder zu zucken und in hellen Flammen aufzulodern, das die Angst um den sterblichen Leib und das arme sterbliche Leben ach so sehr geschwächt hatte.

(Schluß des ersten Teiles folgt im nächsten Hefte.)

Wilhelm Wundt.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag.

Von

Ernst Meumann.

Am 16. August dieses Jahres feiert Wilhelm Wundt in Leipzig seinen achtzigsten Geburtstag, und nicht nur die Gelehrtenwelt Deutschlands, sondern alle Kreise unseres Volkes, die das geistige Leben und die Kultur ihrer Zeit wirklich miterleben, werden sich in diesen Tagen mit der Lebensarbeit und der Persönlichkeit Wundts beschäftigen.

Wenn der achtzigste Geburtstag eines Fürsten, eines großen Staatsmannes oder eines Künstlers oder eines allmächtigen Großindustriellen herannaht, so fühlt sich die gesamte Tagespresse verpflichtet, von diesem Ereignis Notiz zu nehmen. Der wissenschaftliche Forscher erreicht es nur selten, daß seine persönlichen Lebensschicksale über die wissenschaftliche Welt hinaus Beachtung finden. Ja, in unserer Zeit ist das allgemeine Interesse an den Schicksalen der Männer der Wissenschaft vielleicht noch geringer geworden als in den unmittelbar vorausgehenden Jahrhunderten.

Dem Lebens- und Entwicklungsgang der Philosophen und Naturforscher des achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts brachten das gebildete Publikum und die Fürsten Deutschlands eine liebevolle Aufmerksamkeit entgegen, die wir gegenwärtig nicht mehr kennen. Es ist fast undenkbar, daß heute ein Gelehrter an einem königlichen Hofe eine Stellung einnimmt, wie sie Voltaire bei Friedrich dem Großen hatte, oder daß ein Monarch an der Arbeit gelehrter Forscher in solchem Maße rein persönlichen Anteil nimmt, wie Friedrich Wilhelm IV. an der Naturforschung Humboldts und an der Philosophie Hegels, oder daß ein philosophisches System zu einer Art Staatsangelegenheit gemacht wird, wie die Philosophie Hegels durch den preußischen Kultusminister von Altenstein. Wegen Meinungsverschiedenheiten in der Auslegung der Hegelschen Spekulation schlugen die Studenten Mensuren und die Hegelsche Linke wurde ein Ferment in der Revolution von 1848 und in dem Auflösungsprozeß der Theologie des kirchlichen Liberalismus.

Wenn wir fragen, warum der Einfluß eines einzelnen Gelehrten auf das geistige Leben der Gegenwart nicht mehr so groß sein kann wie noch vor

einem halben Jahrhundert, so sind die Ursachen dafür sehr mannigfaltig — keineswegs liegt es daran, daß wir nicht mehr über Männer von gleicher Bedeutung verfügen; vielmehr ist neben die Großen im Reiche der reinen Geistesarbeit, teils auf ihrem eigenen Gebiete, teils in den anderen Lebenssphären, eine große Anzahl geistiger Mächte getreten, die ihnen den Einfluß auf das geistige Leben unserer Zeit streitig machen; die Alleinherrschaft der Wissenschaft ist vielleicht nie zuvor so viel bestritten worden wie in unserem wissenschaftlichen Zeitalter. Schon allein die Anzahl der geistigen Arbeiter ist allzu sehr gestiegen, selbst die produktive Arbeit in der Wissenschaft hat sich ausgebreitet; die Kluft, die früher zwischen den führenden und schaffenden Geistern und den mehr reproduktiven Talenten ihrer Zeit vorhanden war, wird gegenwärtig ausgefüllt durch eine ungeheure Anzahl von Menschen, die sich mit wissenschaftlicher und literarischer Arbeit beschäftigen, und die Ausbreitung empirischer Forschung und still bescheidener Kleinarbeit an allen Problemen der Wissenschaft läßt auch die mittleren und kleinen Talente an der positiven Förderung der Forschung teilnehmen. Dazu kommt eine Popularisierung der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse, wie sie keine Zeit zuvor gekannt hat, die neben die Arbeit des wissenschaftlichen Fachgelehrten tritt und ihm die Früchte seines Schaffens nicht selten schon aus der Hand windet, ehe sie völlig gereift sind. Diese popularisierte Wissenschaft besteht heutzutage wie eine zweite ebenbürtige Macht neben der originalen fachwissenschaftlichen Arbeit des Gelehrten, und sie findet ihre eigentliche Stütze in der fast unübersehbaren Menge halbwissenschaftlicher Zeitschriften und Journale und in den zahllosen kleinen Sammelwerken, die in kurzen handlichen Bändchen die Resultate der Forschung jedem Gebildeten auf bequeme Weise zugänglich machen. Dadurch erlangen aber die Geister zweiten und dritten Ranges, die sich mit der Arbeit der Verbreitung und Popularisierung der Wissenschaft befassen, einen direkteren, ausgedehnteren Einfluß auf die Welt- und Lebensanschauungen ihrer Zeitgenossen als die Fachgelehrten. Eine Ausnahme machen unter diesen nur die wenigen literarischen Talente, die vermöge einer glücklichen Vielseitigkeit zugleich über eine große Gabe leichter, gewandter und gemeinverständlicher Darstellungskunst verfügen.

Auch im sozialen Leben hat der Gelehrte und der Künstler nicht annähernd mehr die Bedeutung und das Ansehen wie in früheren Jahrhunderten. Wie wenig das Volk von seinen Gelehrten weiß, dafür kann als typisches Symptom gelten die immer wiederkehrende Professorenanekdote unserer Witzblätter, in der mit Hartnäckigkeit dem Publikum der Typus eines Gelehrten vorgeführt wird, der seit wenigstens hundert Jahren nicht mehr existiert und der beinahe den Charakter einer Legendengestalt besitzt. Im sozialen Ansehen und in ihrem Einfluß auf das öffentliche Leben haben andere Stände den Gelehrten überflügelt; der Kaufmannsstand, der Parlamentarier, der Redakteur unserer Zeitungen und Zeitschriften und die zahlreichen Organisationen anderer Stände übertreffen ihn an sozialer Macht, und es ist bezeichnend, daß in unserer Zeit, in der sich alles organisiert, was gemeinschaftliche Interessen zu vertreten hat, und in der die Organisation fast das einzige Mittel ist, um sich

im Staats- und Volksleben zur Geltung zu bringen, fast nur der deutsche Professorenstand es versäumt hat, sich eine kraftvolle, seiner Bedeutung entsprechende Organisation zu schaffen.

Wenn nun in einer an geistigen Mächten quantitativ so überreichen Zeit der achtzigste Geburtstag eines wissenschaftlichen Forschers — ja, sogar des Vertreters einer der abstraktesten Wissenschaften — die Augen aller Gebildeten auf sich zieht, so muß er ein außergewöhnliches Lebenswerk verwirklicht haben; das gelingt aber in der Gegenwart, die das Leben des Gelehrten durch gesteigerte Anforderungen an seine Arbeit nicht minder erschwert als die Arbeit aller anderen Stände, nur einer außergewöhnlichen Persönlichkeit. Die Bekanntschaft mit Wilhelm Wundt als wissenschaftlicher Persönlichkeit zu vermitteln, ist daher auch die beste Einführung in sein Lebenswerk.

Die äußeren Lebensschicksale Wundts waren keine außergewöhnlichen; sie repräsentieren sozusagen das typische deutsche Gelehrtenleben und die übliche Laufbahn des deutschen Universitätsdozenten in ihrer schwierigen Übergangszeit während der Privatdozentur und der ruhigen Fortarbeit in der gesicherten Stellung des Ordinarius. Die Bedeutung dieses Lebensganges liegt vielmehr in der ganz außergewöhnlichen inneren Entwicklung, kraft deren Wundt von einem medizinischen Spezialisten, der anfangs recht dilettantische philosophische Ansichten vortrug, sich hindurcharbeitete zu einem Philosophen, der das ungeheure Gebiet der Philosophie und der philosophischen *Probleme* fast aller heutiger Natur- und Geisteswissenschaften beherrscht.

Nach seiner Abkunft gehört Wundt dem Südwesten Deutschlands an; in Neckarau in Baden, einem kleinen Ort, der vor einigen Jahren der Stadt Mannheim eingemeindet wurde, ist Wundt am 16. August 1832 geboren. Seine Persönlichkeit, seine Lebensauffassung und die Art seines Denkens und Schaffens zeigen die charakteristischen Züge des west- und süddeutschen Volkscharakters: die Abneigung gegen Standesvorurteile, die (im Gegensatz zum Ostdeutschen) allem äußeren Schein und allem Titel- und Ordenswesen und anderen Auszeichnungen abgeneigte Gesinnung, die ihre Befriedigung mehr in seinem Werk und seinem Schaffen als in der äußeren Anerkennung seines Werkes sucht; — das sind echte Züge west- und süddeutschen Wesens. Auch das äußere Auftreten Wundts in der akademischen Lehrtätigkeit und im persönlichen Verkehr trägt diesen mehr auf die Sache als auf den Schein gerichteten Charakterzug. Die Einfachheit seiner Erscheinung, die Schlichtheit seiner Gesten beim akademischen Vortrag und der auf sprachliche Eleganz und verstiegene Geistreichigkeit gänzlich verzichtende Stil seiner Werke, ja selbst gewisse für Wundts Sprache charakteristische Redewendungen zeigen bis heute an ihm die süd- und westdeutsche Eigenart. Auch seiner politischen, sozialen und ethischen Auffassung des Lebens gab die westdeutsche Abkunft gewisse bleibende Züge mit, wie eine entschieden liberale Beurteilung politischer Fragen und eine starke innere Unabhängigkeit gegenüber allen Autoritäten, eine innere Freiheit, sich völlig loszumachen von wissenschaftlichen Traditionen, — Charakterzüge, die in Übergangszeiten der Wissenschaft von entscheidender Bedeutung werden, weil sich dann an Stelle des eigenen Denkens fast immer die An-

lehnung an historische Autoritäten setzt. Es war die übermächtige Autorität Kants und Herbarts, der gegenüber sich Wundts innere Selbständigkeit vor allem zu behaupten hatte; Kant beherrschte die Grundlage der Philosophie, Herbart die Psychologie, — die beiden Eingangspforten, von denen Wundt aus in die Philosophie einzudringen suchte. Nichts blieb Wundt für sein ganzes Leben unsympathischer als irgendein Festhalten an Dogmen und äußeren Bekenntnissen, als irgendeine Art von Orthodoxie, und es ist wie eine Bestätigung seines Lebenswerkes, daß die Herbartische und die Neu-Kantische Richtung gegenwärtig in unfruchtbarer Orthodoxie erstarrt sind, während von Wundts Arbeit aus die produktive Förderung aller philosophischen Einzelwissenschaften aufs neue belebt worden ist.

Auch der Studiengang Wundts begann an süddeutschen Universitäten. Er trieb von 1851—1856 zunächst in Tübingen, Heidelberg und in Berlin ausschließlich medizinische Studien; seine Interessen waren noch so wenig auf Philosophie gerichtet, daß er nicht einmal das relativ philosophische medizinische Spezialfach erwählte — die Physiologie —, vielmehr war es die pathologische Anatomie, die ihn zunächst besonders interessierte. Im Jahre 1857 wandte er sich der akademischen Laufbahn zu, indem er sich als Privatdozent in Heidelberg niederließ. Noch seine Dissertation behandelte ein rein pathologisches Thema, das Verhalten der Nerven in entzündeten und degenerierten Organen; aber in Berlin hatte Wundt unter dem Einfluß eines Mediziners gestanden — des genialen Physiologen Johannes Müller —, dessen Arbeiten das spätere Lebenswerk Wundts wie in einem unentwickelten Keime enthalten. Johannes Müllers Auffassung der Physiologie stand unter dem direkten Einfluß der Philosophie Kants und ist ein merkwürdiges Gemisch von spekulativ philosophischer, erkenntnistheoretischer und rein physiologischer Problemstellung. Es ist eine der eigenartigsten Wendungen, die die Philosophie jemals genommen hat, daß in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die von Kant begonnene Kritik der Erkenntnis von der Philosophie verlassen, dagegen von der Medizin aufgenommen wurde, und zwar ist es das Problem der Sinneswahrnehmung, dessen physiologische Seite im Geiste Kantischer Erkenntniskritik von der Medizin bearbeitet wurde. Fast alle die genialen Physiologen, die in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Begründer unserer gegenwärtigen Physiologie wurden, knüpfen mehr oder weniger bestimmt an die Philosophie Kants an. Ihr Ziel ist, die kritische Untersuchung der Bedingungen und der Möglichkeit unserer Erkenntnis der Wirklichkeit, die Kant nur für den Verstand und die Vernunft ausgeführt hatte, zu übertragen auf die Sinneswahrnehmung und mit den Mitteln der medizinischen Forschung das Zustandekommen unserer Sinneswahrnehmung zu erklären. Fast die ganze damalige Physiologie und eine ausgebreitete Strömung in der Physik unter Führung von Männern wie Aubert, Johannes Müller, A. W. Volkmann, E. H. Weber, Fechner, Vierordt und Helmholtz richtete sich auf ein Grenzgebiet der Physik, Physiologie, Psychologie und Erkenntnistheorie, nämlich auf das Wahrnehmungsproblem. Hier berühren sich naturgemäß jene drei großen Forschungsgebiete: den Physiker interessieren die

Sinnesreize, wie Schall, Licht, Druck, die Geschmacks- und Riechstoffe; den Physiologen die durch die Reize ausgelösten Vorgänge der Nervenerregung in den Sinnesorganen und im Zentralnervensystem; den Psychologen und Erkenntnistheoretiker die durch die Wahrnehmung entstehenden Bewußtseinsvorgänge wie unsere Empfindungen, ihre räumlichen und zeitlichen Verhältnisse und ihre Beziehungen zu den Objekten der Außenwelt. Dieser ganze Gelehrtenkreis zeigt gewisse gemeinsame Züge, die für die Weiterentwicklung der Wissenschaft bestimmend wurden: den in die Weite gerichteten Blick, die philosophische Auffassung der Probleme, das ausschließliche Interesse für die Grundfragen ihrer Wissenschaft, wie für das Lebensproblem, das Problem des Zusammenhanges von Leib und Seele, das Verhältnis der Nervenvorgänge zu den vermeintlich durch sie verursachten geistigen Parallelvorgängen, die Grundgesetze der Nerventätigkeit und dergleichen mehr. Ein philosophischer Geist weht durch ihre Arbeiten, und von dieser Bewegung nahm auch Wundt seinen Ausgangspunkt, auch in seinen ersten Schriften behandelt er das Wesen der Nerventätigkeit, und bald tritt das Wahrnehmungsproblem in den Mittelpunkt seiner Forschung. Nur mit einem der soeben erwähnten Physiologen, der zugleich einer unserer bedeutendsten Physiker war, kam Wundt in nähere Berührung, mit Helmholtz, dem Begründer unserer heutigen Nervenphilosophie und der physiologischen Optik und Akustik. Helmholtz stand damals schon fast auf der Höhe seiner glänzenden Laufbahn. Er war 1858 nach Heidelberg gekommen, nachdem er schon Arzt an der Charité in Berlin, Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie in Berlin und Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Königsberg gewesen war.

Die Beziehungen der Lebensarbeit von Wundt und Helmholtz sind so mannigfaltige, daß spätere Biographen beider Männer sich wohl noch oft mit ihrem inneren und äußeren Verhältnis beschäftigen werden; doch ist nur der Ausgangspunkt der wissenschaftlichen Arbeit beider Forscher der gleiche, ihre späteren Wege gehen in ganz charakteristischer Weise auseinander: Helmholtz bearbeitet philosophische Einzelprobleme, wie das System unserer Tonempfindungen und unserer Farbenempfindungen, den Ursprung der Raumanschauung u. a. und entwickelt sich damit in typischer Weise zu dem Fachgelehrten, der von seinem speziellen Erfahrungskreise und von seiner Fachwissenschaft aus einzelne philosophische Probleme in einseitiger Weise behandelt, ohne jemals zu einer einheitlichen Gesamtauffassung der Philosophie und einer philosophischen Weltauffassung zu gelangen. Wundt erhebt sich über den philosophierenden Fachgelehrten, zu dem alle Zweige seiner Wissenschaft beherrschenden Philosophen. Von seiner Auffassung der Philosophie aus als einer Wissenschaft, die die prinzipiell wichtigen Resultate aller Fachwissenschaften zu einem widerspruchslosen System von Erkenntnissen vereinigt, hat Wundt später immer wieder die Überlegenheit einer solchen, das Ganze unserer Erkenntnis umfassenden Philosophie gegenüber dem einseitigen Philosophieren des Fachgelehrten betont, und es ist, als wenn Helmholtz ihm dabei als das Musterbeispiel dieses nicht über die Grenze seines Faches hinausreichenden Philosophierens des Naturforschers vorgeschwebt hätte.

Dieser ganz andersartige Entwicklungsgang Wundts kündigt sich schon in den Vorreden zu seinen ersten Werken an, die er als Privatdozent verfaßte. In diesen stellte er ein weit über die Physiologie der Wahrnehmung hinausgreifendes Programm der Forschung auf, das der Ausgangspunkt einer neuen Philosophie werden sollte. Dieser Entwicklungsgang Wundts vom Spezialisten der Medizin zur universalen Beherrschung der ganzen systematischen Philosophie mutet uns heute, wenn wir sein Leben überblicken, wie ein einziges planmäßiges Vorgehen an. Natürlich ist es das in Wahrheit nicht gewesen, vielmehr können wir verfolgen, wie sich ihm Schritt für Schritt die Erkenntnis erschloß, daß sein Bedürfnis nach strenger Methode in der wissenschaftlichen Forschung und nach allseitiger Orientierung über das ganze Gebiet der menschlichen Erkenntnis nur durch philosophische Arbeit zu befriedigen war. Wohl aber müssen wir die instinktive Sicherheit bewundern, mit der Wundt schon in den ersten Arbeiten, die noch auf dem Grenzgebiet zwischen Physiologie und Psychologie liegen, ein Programm seiner zukünftigen Entwicklung angibt, das er nur mit Konsequenz und Zähigkeit weiter zu verfolgen brauchte, um zu seiner gegenwärtigen wissenschaftlichen Stellung zu gelangen.

Ehe ich mich zu einer Betrachtung dieses Programms wende, möge erwähnt sein, daß Wundt einmal kurze Zeit von der Bahn des Gelehrten in das unruhigere Leben des Politikers abschweifen zu wollen schien. Nachdem er 1864 außerordentlicher Professor der Physiologie in Heidelberg geworden war, beschäftigte er sich eifrig mit Politik und wurde 1866 als Vertreter Heidelbergs in die zweite badische Kammer gewählt; doch fand er bald seinen eigentlichen Beruf wieder und gab sein Mandat als Abgeordneter auf. Das Interesse für die Fragen des öffentlichen, insbesondere des staatlichen Lebens bewahrte er aber auch in späterer Zeit. Niemals konnte Wundt ein „einseitiger Philosoph" werden, der nur die traditionellen Probleme der „reinen Wissenschaft" weitergesponnen hätte; seine ethischen und völkerpsychologischen Schriften zeugen davon, daß er alle Zeit die großen Fragen des Staatslebens und der sozialen Gemeinschaften und ihrer Bedeutung für den einzelnen Menschen im Auge behielt und daß er die Probleme seines Nachdenkens ebenso aus der Wissenschaft wie aus dem Leben, aus dem Beruf, aus dem geselligen Verkehr, aus dem wirtschaftlichen, dem rechtlichen und dem kulturellen Streben unserer Zeit schöpfte.

In der Heidelberger Zeit hatte Wundt den dornenvollen Weg des Privatdozenten und des Extraordinarius durchzumachen; rund siebzehn Jahre kämpfte er um eine sichere Lebensstellung. Sein Schicksal gleicht darin dem unseres größten deutschen Philosophen, Kant, der fünfzehn Jahre auf seine ordentliche Professur zu warten hatte. Wohl mag ihn diese schwere Zeit manchmal mit Sorge um sein äußeres Lebensschicksal erfüllt haben, und als wir vor zehn Jahren im engsten Kreise seiner Schüler in Tambach in Thüringen den siebzigjährigen Geburtstag Wundts feierten, da blickte Wundt in einer uns alle ergreifenden Ansprache auch auf diese Periode seines Lebens zurück, und er äußerte dabei, daß er sich seinerzeit schon mit dem Gedanken vertraut ge-

macht habe, er werde seine akademische Laufbahn als außerordentlicher Professor beschließen müssen und seine Befriedigung allein in der wissenschaftlichen Forschung zu suchen haben. Trotz äußerer Lebenssorgen entfaltete Wundt in dieser Zeit eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit, mit der er den Grund zu dem großen Gebäude seiner späteren Arbeiten legte. In seinen Schriften über die Muskelbewegung und über die Mechanik der Nerven bearbeitete er die wichtigsten Probleme der damaligen Physiologie, die Frage nach der Natur der Nerven- und Muskeltätigkeit. Es sind zugleich diejenigen Probleme der Physiologie, mit denen sich auch jetzt noch der Psychologe bekannt machen muß. Aber bald überschritt Wundt das Gebiet der Medizin, und in seinen Beiträgen zur Theorie der Sinneswahrnehmung (die 1858—1862 zuerst als Abhandlungen in der „Zeitschrift für rationelle Medizin" erschienen) und in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" (1863) ging er zur Erforschung des geistigen Lebens über. Diese beiden Werke sind für die Entwicklung Wundts in mehrfacher Beziehung interessant; in dem ersten macht er die Vorschläge für die Reform der Methode der Psychologie, die am meisten neugestaltend auf diese Wissenschaft wirken sollten, und in dem zweiten sehen wir Wundt zum ersten Male in eingehenden kritischen Auseinandersetzungen mit den philosophischen Strömungen seiner Zeit. Von der Theorie der Wahrnehmungsprozesse, so sagt der junge Autor selbst in der Vorrede zu dem ersten Werk, ist er ausgegangen, von der Wahrnehmung aus sah er sich um in der Physiologie, der Psychologie und der reinen Philosophie. Noch spricht Wundt hier häufig ganz vom Standpunkte des Physiologen, ja sogar des praktischen Mediziners aus, so z. B. wenn er gelegentlich die Messung der Empfindungen nach ihrem diagnostischen und prognostischen Wert für den Mediziner betrachtet, und er spricht von den Psychologen und ihrer Methode, ohne sich zu ihnen zu rechnen. Aber schon sucht er nach einem Standpunkt und einer wissenschaftlichen Methode, die über der Physiologie und der Psychologie steht. Den Psychologen wirft er vor, daß sie wegen ihrer mangelhaften wissenschaftlichen Methode „hier wie fast überall" „nicht über Hypothesen hinausgegangen sind, die sie wenig oder gar nicht zu begründen vermochten"; den Physiologen, daß sie trotz ihrer exakteren Forschungsmethode die Anwendbarkeit derselben auf Fragen des Seelenlebens nicht bemerkt haben, weil sie mit der Natur der psychischen Prozesse zu wenig vertraut sind, und er fährt fort: „Ich habe versucht, die beiden getrennten Wege zu vereinigen; ich nahm das Problem der Wahrnehmung als ein *psychologisches*, ich suchte bei der Zergliederung der Wahrnehmungsvorgänge die elementaren psychischen Prozesse auf, aus denen sie hervorgehen, aber ich suchte sie nicht mit Hilfe metaphysischer Spekulationen, sondern mit der exakten Methode des Physiologen." Und nun entwickelt Wundt *die Idee einer experimentellen Psychologie*. Die bisherige Psychologie — so führt er aus — ist seit Aristoteles nicht um einen Schritt weiter gekommen, ja sie ist sogar „vielfältig rückwärts gegangen". Die Ursache liegt in dem falschen Wege, den die Psychologen eingeschlagen haben: sie gingen aus von den allgemeinsten und abstraktesten Fragen, wie der nach dem Wesen

und Sitz der Seele, ihrem Verhältnis zum Körper u. dgl. m.: statt dessen hätten sie ausgehen müssen von der selbständigen Untersuchung der einzelnen psychischen Vorgänge, denn diese führt uns allein auf Eigenschaften und Gesetzmäßigkeiten des Seelenlebens, von denen aus wir uns das Wesen der Seele selbst erschließen können. Der Fehler der Psychologen war ungefähr derselbe, als wenn der Physiker die Physik mit Betrachtungen über das Wesen der Materie und „über den Urgrund der Dinge" angefangen hätte, anstatt mit der Untersuchung der einzelnen Naturvorgänge. Und nun spricht Wundt die für die Weiterentwicklung der Psychologie entscheidenden Worte: Es stehen der Psychologie noch unendlich viele Aufgaben offen, die vollkommen unabhängig sind von den allgemeinen Ansichten über das Wesen der Seele, die einer selbständigen empirischen Untersuchung zugänglich sind; diese Fragen will er zuerst in Angriff nehmen.

Mancher Mediziner und mancher Psychologe wäre durch diese Hinwendung der Forschung auf die einzelnen Vorgänge des Seelenlebens nun alsbald in ein hoffnungsloses Spezialistentum hineingeraten, das sich ganz und gar in die Einzelprobleme verloren hätte. Bei Wundt finden wir dagegen zugleich mit dieser Wendung auf die psychologischen Spezialprobleme eine universale Auffassung der Aufgabe der Psychologie und ihrer Beziehung zu anderen Wissenschaften, die seine ganze zukünftige Entwicklung andeutet. Nicht nur, daß er sofort die Möglichkeit ins Auge faßt, von der Spezialforschung wieder zu den metaphysischen Grundfragen der Psychologie zurückkehren zu können, er blickt auch schon hinaus auf seinen späteren Begriff der Philosophie als auf eine Wissenschaft, welche „die Resultate aller anderen Wissenschaften zum Gegenstand ihrer besonderen Untersuchung macht". Die ganze Philosophie muß deshalb von den Erfahrungswissenschaften ausgehen, und es wird nun ein Lieblingswort Wundts in dieser Zeit, daß es symptomatisch für einen normalen Entwicklungsgang der Philosophie sei, welche Bedeutung die Psychologie für den Philosophen habe. Denn die Lehre vom Seelenleben ist die eigentliche Erfahrungswissenschaft des Philosophen; hier kommt er mit der empirischen Forschung in Berührung kraft seines eigenen Berufs und gemäß den Traditionen seiner Wissenschaft. Auch die Aufgabe der Lehre vom Seelenleben wird sehr weit gefaßt. Zwei Wissenschaften müssen der reinen Psychologie zu Hilfe kommen: die Entwicklungsgeschichte der Seele und die vergleichende Psychologie; „jene hat die allmähliche Ausbildung des Seelenlebens beim Menschen zu verfolgen, diese hat die Verschiedenheiten desselben darzustellen in der Tierreihe und in den Völkerrassen des Menschengeschlechts". Aber der eigentliche Fortschritt der Psychologie hängt nach der Meinung Wundts nicht einmal so sehr ab von ihrem sachlichen Ausgangspunkt als von ihren Methoden, denn immer sind „die Fortschritte einer Wissenschaft innig an den Fortschritt der Untersuchungsmethoden gebunden". Die bisherige Methode der Seelenlehre war aber entweder die abstrakte Spekulation, das reine Denken oder die bloße Selbstbeobachtung; beide erweist Wundt als ungenügend. Zwar wird die Selbstbeobachtung immer der eigentliche Ausgangspunkt der Psychologie

bleiben, aber sie bedarf notwendig einer zweifachen Vervollkommnung, sie muß aus einer bloß gelegentlichen zu einer systematischen Beobachtung gesteigert werden, und sie muß das Experiment als Untersuchungshilfsmittel herbeiziehen. Auch die mathematische Methode in der Psychologie, wie sie durch Herbart eingeführt wurde, weist Wundt mit treffenden Gründen zurück; sie war ein unvermittelter Sprung aus der reinen Mathematik, also aus einer Größenwissenschaft, in das Seelenleben, in dem es keine Größen gibt. Und sogleich kündet Wundt zwei allgemeine Gesetze an, die das Experiment für das Seelenleben nachgewiesen habe; er nennt sie das Gesetz der Abhängigkeit der psychischen Funktionen voneinander und ein Gesetz der Entwicklung der psychischen Funktionen auseinander.

Diese beiden „Gesetze" hat Wundt nicht aufrechterhalten; überhaupt ist nur weniges aus seinen ersten psychologischen Schriften dauernder Bestand der Psychologie geworden. Schon die zweite psychologische Schrift, die „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele", läßt manches fallen, was in den Beiträgen behauptet worden war; ihr Hauptfortschritt aber besteht darin, daß Wundt jetzt nicht mehr ein Grenzgebiet zwischen Physiologie und Psychologie bearbeiten will, vielmehr wird *die Psychologie als solche* zum ausschließlichen Thema des Werkes gemacht, und was ihre Methode betrifft, so findet sich gegenüber den „Beiträgen" eine gewisse Einschränkung derselben, indem nur noch das psychologische Experiment und die vergleichende Methode, welche auch das tierische Seelenleben in Betracht zieht, herangezogen werden. Dagegen ist von einer Psychologie der Rassen, von der Entwicklungsgeschichte der Seele als unentbehrlicher Methoden der Psychologie nicht mehr die Rede, und der Völkerpsychologie wird sogar eine relativ eingeschränkte Bedeutung zugewiesen, indem Wundt die Ansicht äußert, daß sie mehr für die Probleme der praktischen Seelenlehre in Betracht komme, ebenso wie die Statistik und die Geschichte. Es ist immerhin interessant, daß die Idee einer Völkerpsychologie schon so früh bei Wundt auftaucht und in ihrer Bedeutung erkannt wird. Er verlor sie nie wieder aus den Augen, und obgleich er die erste Anregung zu dieser Idee schon um 1860 von den beiden Forschern Lazarus und Steinthal empfing, so hat er doch in langsam fortschreitender Abklärung seiner Auffassung der Völkerpsychologie die eigentümlich *psychologische* Aufgabe dieser Wissenschaft selbständig herausgearbeitet und mit ihrer umfangreichen Darstellung in den letzten Jahren sein Lebenswerk zu einem gewissen Abschluß gebracht.

Dem Inhalte nach erscheinen diese ersten psychologischen Werke von Wundt noch wie ein mühsames Sichlosringen von der medizinischen und naturwissenschaftlichen Denkweise. Die philosophischen Ansichten, die Wundt in ihnen entwickelt, sind manchmal geradezu primitiv, und die Psychologie, die er vorträgt, mutet uns genau so an, wie wenn heutzutage ein Mediziner aus dem Stegreif Psychologie für seinen medizinischen Hausbedarf entwickelt, ohne sich mit der Vorarbeit, die in dieser Wissenschaft geleistet worden ist, genauer bekannt gemacht zu haben. Eine besonders große Rolle spielt in beiden Werken das „unbewußte Seelenleben", das Wundt später selbst vollständig

fallen gelassen hat; logische und psychologische Überlegungen werden in naiver Weise vermischt, das Bewußtsein wird sogar als ein Schlußakt aufgefaßt, durch einen logischen Schluß soll die Seele das Unbewußte ins Bewußtsein erheben. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft wird auf das Seelenleben ausgedehnt, und physikalische und physiologische Überlegungen werden oft in einer allzu unbedenklichen Weise auf das Bewußtsein übertragen.

Man hat oft die Meinung geäußert, daß die Abneigung der Fachphilosophen gegen Wundt, die sich jahrelang in der Kritik seiner Werke Luft machte, davon herrührte, daß man an seiner Einführung des Experiments in die Psychologie Anstoß nahm; allein es ist wohl ebensosehr der dilettantische Charakter seiner früheren psychologischen und philosophischen Ansichten, der ihm diese Abneigung der Philosophen zuzog.

Die vielen Verwischungen der Grenzen psychologischer und medizinisch-naturwissenschaftlicher Betrachtungsweise, die wir in den ersten Schriften Wundts finden, waren sicher eine Folge der allzu weit gefaßten Aufgabe der Psychologie; es war daher in gewissem Sinne ein Fortschritt, daß Wundt in seinem ersten zusammenfassenden Hauptwerk, in dem er die Psychologie als Ganzes darstellte, ihre Methode und ihr Forschungsgebiet wieder etwas mehr einschränkte als in den „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele". Er gab dieser ersten Gesamtdarstellung der Psychologie den Titel: „Grundzüge der physiologischen Psychologie" (1874) und bezeichnete sie als eine „Orientierung über den Tatbestand einer im Entstehen begriffenen Wissenschaft". Die Berücksichtigung aller der Methoden, die Wundt früher neben dem Experiment und der Beobachtung noch heranziehen wollte, wie die Statistik, die Entwicklungsgeschichte der Seele, die Tierpsychologie, die Psychologie der Rassen, die ethnologische Methode — alles das ist hier weggefallen, und als einzige Hilfswissenschaft der Psychologie ist die Physiologie nebst ihren anatomischen Voraussetzungen übriggeblieben. Gerade durch diese Einschränkung entstand die sichere Abgrenzung der eigentlichen Psychologie, wie wir sie heutzutage als den Kern und das Stammgebiet der ganzen psychologischen Forschung vor uns haben, das zugleich wohl unterschieden ist von ihren Anwendungsgebieten und ihren Grenzwissenschaften, wie der Psychologie des Kindes, der Psycho-Pathologie, der Völkerpsychologie, der psychologischen Pädagogik u. dgl. m.

Das Erscheinungsjahr dieses Werkes (1874) wurde aber noch in anderer Hinsicht für Wundt ein Wendepunkt seiner Laufbahn. Zunächst beginnen von diesem Zeitpunkte an die Fachphilosophen — wenigstens die einer bestimmten Richtung — ihn zu den ihrigen zu rechnen, da Wundt nunmehr eines der alten Stammgebiete der Philosophie in einem selbständigen Werke dargestellt hatte, und zugleich erhielt er in diesem Jahre einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Zürich, wo er die von dem Neu-Kantianer Friedrich Albert Lange begründete Professur für „induktive Philosophie" übernahm. Es war jedoch ein Glück für Wundt, daß er nicht lange in der Schweiz zu bleiben brauchte. Die Kleinlichkeit der Züricher Hochschulverhältnisse, über die in der gleichen Zeit auch zwei andere deutsche

Forscher, Friedrich Theodor Vischer und Theodor Billroth, sich beklagten, und die Beschränktheit der Mittel, die ihm dort zur Verfügung standen, würden ihm nie erlaubt haben, seine großen Pläne zur Einführung der experimentellen Methode in die Psychologie nach Wunsch zur Ausführung zu bringen. Die Einführung der Mittel und Methoden des Experiments in die psychologische Forschung wurde für Wundt vielmehr erst äußerlich ermöglicht durch die Berufung an die Universität Leipzig, die ihm schon im nächsten Jahre zuteil wurde. In Leipzig hatte er die Stätte seiner Arbeit gefunden, der er bis heute treu geblieben ist und von der seine ganze psychologische und philosophische Wirksamkeit ausging. Hier entfaltete Wundt eine dreifache Tätigkeit als exakter Forscher im Institut für experimentelle Psychologie, als einer der erfolgreichsten und vielseitigsten akademischen Lehrer und als ein philosophischer Schriftsteller von staunenswerter Produktivität.

Wilhelm Wundt und die Leipziger Universität haben in der Tat ihre Schicksale in gewissem Sinne miteinander vereinigt, und es war durchaus der Bedeutung Wundts für die dortige Universität angemessen, daß man ihm im Jahre 1909 bei der Feier des fünfhundertjährigen Jubiläums der Universität die große Festrede übertrug.

Wenn man in einigen großen Zügen angeben will, was Wundt für die Leipziger Universität zu bedeuten hat, so muß man zunächst auf die eigenartige Stellung und Bedeutung hinweisen, welche die geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitute an der Universität Leipzig einnehmen — diese muß zu einem großen Teile auf die Wirksamkeit Wundts zurückgeführt werden, denn unter ihnen haben sich die von Wundt begründeten und von seinen Assistenten und Schülern geleiteten Institute gerade in den letzten Jahren als ein Zentralpunkt erwiesen, in dem die Arbeit mehrerer anderer Institute sich vereinigt. Es wird freilich wohl niemals möglich sein, den Anteil, den Wundts Persönlichkeit und sein akademisches Wirken an der großartigen Entwicklung der Leipziger Universität genommen haben, genauer festzustellen — ein solches Werk ist immer die Frucht des idealen Zusammenarbeitens eines ganzen Universitätskörpers und der mit ihm in bester Übereinstimmung stehenden regierenden Kreise. Doch lassen sich manche Eigenheiten des Leipziger Universitätslebens angeben, die wesentlich auf Wundt zurückzuführen sind. Ich erwähnte schon die außerordentliche Bedeutung, welche die geisteswissenschaftlichen Institute an der Leipziger Universität haben. Zu dieser gab den wesentlichsten Anstoß die Gründung eines Instituts für experimentelle Psychologie, die Wundt im Jahre 1879 durchsetzte. Es erwies sich in der weiteren Entwicklung dieses anfangs viel angefeindeten Instituts, daß sich eine ganze Gruppe von Universitätsseminaren und Instituten um die Wundtsche Gründung als Mittelpunkt scharen konnte, wozu allerdings nicht wenig beitrug, daß der Historiker Lamprecht die Beziehungen erkannte, die zwischen der Pflege der Psychologie im Sinne Wundts, zwischen der Völkerpsychologie, der Kinderpsychologie, der psychologischen Pädagogik und seinem eigenen Institut für Kultur- und Universalgeschichte bestanden, und indem Lamprecht eine Anzahl hochherziger Stiftungen zur Unterstützung aller dieser Institute gewinnen

konnte, bildete sich in Leipzig auf der Basis der Institute von Lamprecht und Wundt ein Verband geisteswissenschaftlicher Forschungsanstalten heraus, wie ihn keine andere Universität der Welt besitzt.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu betonen, daß der historische Ausgangspunkt und die sachliche Ermöglichung dieser eigenartigen Einrichtungen in dem Betrieb der empirischen und experimentellen Psychologie gelegen hat. Daß die Psychologie die Grundlagen aller Geisteswissenschaften bearbeitet und daß nur die empirische und experimentelle Methode in der Psychologie die Verbindung mit den einzelnen Geisteswissenschaften herzustellen vermag — insbesondere mit der Völkerpsychologie und mit den historischen und Sprachwissenschaften, mit der Religionsforschung und den Kulturwissenschaften —, das ist die Erkenntnis, die sich durch die Arbeit Wundts an der Universität Leipzig Bahn gebrochen hat. In dem Institut für experimentelle Psychologie sammelte sich namentlich in den ersten Jahren ein internationaler Kreis von jüngeren und älteren Gelehrten, die sich teils als Mitarbeiter, teils als Lernende mit der neuen Methode der Psychologie vertraut machen wollten. Den größten Zuzug erhielt das Institut aus den Vereinigten Staaten von Amerika; ja man kann sagen, daß fast alle namhaften amerikanischen Psychologen nachhaltige Anregungen zu ihrer Arbeit in der Psychologie aus dem Wundtschen Institute geholt haben. In diesem Institut entstand auch die eigentliche Schule Wundts, indem zahlreiche jüngere und ältere deutsche Philosophen wenigstens von der Methode Wundts, nicht immer von seinen Ansichten in ihrer ganzen Forschungsrichtung bestimmt wurden.

Man kann freilich auch heute noch nicht eigentlich von einer „Schule" Wundts reden; „Schüler" in dem Sinne von Gelehrten, die einfach die Lehren Wundts ohne jede Abweichung von den Grundlagen, die der Meister gelegt hat, weiterführen, gibt es innerhalb und außerhalb Deutschlands nur ganz wenige, und erst die jüngste Generation scheint etwas mehr einer Orthodoxie zu verfallen, die nicht einmal dem Geiste ihres Meisters angemessen ist; aber in der gemeinsamen Forscherarbeit in Wundts Institut für Psychologie bildete sich eine Auffassung von strenger Methode der wissenschaftlichen Forschung, von der Art und Weise, wie psychologische Probleme angegriffen, wie die experimentellen Hilfsmittel, die technische Einrichtung und die Apparate eines psychologischen Laboratoriums aufgebaut werden müssen, die den wahren Geist der Wundtschen Schule ausmacht. Von dieser Form der wissenschaftlichen Arbeit ist die Majorität der gegenwärtig führenden Psychologen und Philosophen und eine große Anzahl unserer heutigen Psychiater und Pädagogen nachhaltig beeinflußt worden. In dem Wundtschen Institute bildete sich unter den Mitarbeitern eine ideale Arbeitsgemeinschaft aus, an die alle, die an ihr teilgenommen haben, mit Dankbarkeit und Freude zurückdenken. Die „Schüler" des Institutes waren nach ihrem Alter, ihrer Vorbildung und ihrer Nationalität meist eine sehr „gemischte Gesellschaft". Da arbeiteten manchmal an demselben Tische neben dem jungen deutschen Studenten im vierten und fünften Semester amerikanische Doktoren und Professoren, deutsche,

italienische, englische, russische, skandinavische, bulgarische und serbische Universitätsdozenten, Oberlehrer und Volksschullehrer. Ein glücklicher Idealismus, ein immer bereitwilliges gegenseitiges Sichaushelfen und der Wunsch, zu lernen, einen schrankenlosen geistigen Austausch zu führen, herrschte in diesem Kreise. Alle Unterschiede des Alters und der Nationalität wurden vergessen über dem gemeinsamen Interesse an der Lösung psychologischer und philosophischer Fragen und an der Überwindung der praktischen Schwierigkeiten des Experimentes. Die Mittel, über die das Institut verfügte, waren viele Jahre hindurch recht bescheidene und die Räume zum Teil ganz primitiv, und noch in der Zeit meiner eigenen dortigen Mitarbeit (etwa zwölf Jahre nach der Gründung des Instituts) reichten die Mittel für die große Zahl der Mitarbeiter keineswegs aus. Wenn dann bisweilen das sächsische Ministerium nicht mehr zu weiteren Zuschüssen zu bewegen war, wenn der Institutsmechaniker keinen Vorschuß mehr geben wollte und Wundts private Mittel nicht mehr ausreichten, so griffen wir zur Selbsthilfe, und mancher Mitarbeiter, der schon jahrelang seinen Dr. phil. hinter sich hatte und gewohnt war, auf dem Katheder zu dozieren, wurde zur Ausführung von Papparbeiten und zum Hantieren mit Hammer und Säge herangeholt, um mit selbstgeschaffenen Apparaten seine Arbeit weiterführen zu können. Gerade die Bescheidenheit und Einfachheit der Mittel und der Zwang zu gegenseitiger Aushilfe gaben dem Geiste unserer Institutsarbeit das eigenartige Gepräge. Sie entfachten die wissenschaftliche Begeisterung und das Gefühl der Gemeinsamkeit in einer Weise, wie es in vielen glänzend ausgerüsteten Laboratorien unserer Zeit fast nicht mehr denkbar ist. Und neben uns, der jüngeren und lernenden Generation, stand Wundt als der Mitarbeiter und Berater, der nichts von dem Charakter eines bloß dirigierenden Institutsleiters zur Schau trug. Die Themata zu den Arbeiten wurden in der Regel im Anfang jedes Semesters von ihm in gemeinschaftlicher Sitzung mit allen Teilnehmern des Instituts festgestellt; dann aber machte sich das Bedürfnis der Arbeitsteilung in gebieterischer Weise geltend, und Wundt pflegte seine persönliche Teilnahme auf bestimmte, ihn gerade besonders interessierende Arbeiten zu beschränken, andere mußte er der relativ selbständigen Ausführung durch die einzelnen Experimentatoren überlassen und sich mit gelegentlicher Kontrolle und Teilnahme an ihnen begnügen. Es zeugt für den guten Geist und die sachliche Gesinnung der dort arbeitenden Studierenden und Kollegen, daß niemand sich darüber beschwerte, von Wundt im Stich gelassen zu werden, indem jeder die unerbittliche Notwendigkeit erkannte, in einem Institut von solcher Ausdehnung sich nach Möglichkeit auf die eigenen Füße zu stellen, und daß niemand sich in einen kleinlichen Streit darüber einließ, ob er der Entdecker oder der Erfinder eines Versuchsergebnisses oder einer technischen Neuerung bei den Experimenten war. Von vielen Arbeiten des Wundtschen Instituts, die unter meinen Augen entstanden (ich war von 1892—1894 zweiter und von da an bis Herbst 1897 erster Assistent des Instituts), und von manchen wichtigen Gedanken, die aus der gemeinsamen Arbeit erwuchsen, wüßte ich heute nicht zu sagen, wer ihr eigentlicher Schöpfer sei; es herrschte eben unter uns

nicht nur eine äußerliche Arbeitsgemeinschaft, sondern ein echter, in dem Interesse an der sachlichen Förderung unserer Forschung aufgehender Kommunismus der Ideen.

Dabei blieb auch dem einzelnen Mitarbeiter stets die Freiheit, eigene Wege einzuschlagen, und es war durchaus in dem Geiste empirischer Forschung, daß wir nicht selten zu Resultaten gelangten, die den bisherigen Ansichten Wundts nicht entsprachen — der Wandel seiner eigenen psychologischen Anschauungen in den verschiedenen Auflagen des psychologischen Hauptwerkes legt davon Zeugnis ab. Zwar ist es nicht gerade Wundts Eigenart, eine ausgiebige Diskussion über seine eigenen philosophischen Ideen mit seinen Schülern zu pflegen. Debatten über seine Grundansichten liebte er nicht; aber niemals übte er auf die Institutsarbeiten einen Zwang aus, und wenn die Gegner des Leipziger Instituts in den Schriften mancher Schüler Wundts eine allzu weitgehende Abhängigkeit von den Ansichten des Meisters gefunden haben, so lag das ausschließlich an den Verfassern dieser Arbeiten selbst.

Es wird später einmal ein zeitgeschichtliches Interesse haben, die Namen aller der Dozenten und Schriftsteller Revue passieren zu lassen, die in den letzten dreißig Jahren in Wundts Institut gearbeitet haben. Wenn ich zu ihnen auch alle diejenigen rechne, die nur gelegentlich — bisweilen mit einem Aufenthalt von wenigen Tagen oder einigen Wochen — sich bei Wundt Belehrung und Anregung holten, so müßte ich fast die ganze gegenwärtige Psychologenschaft aufzählen. Wie ich schon erwähnte, stellten die Amerikaner eine Zeitlang das größte Kontingent ausländischer Mitarbeiter dar, und diese Erscheinung verdient noch eine besondere Beleuchtung. Wir erlebten da nämlich wieder einmal das betrübende Schauspiel, daß eine Wissenschaft, die von deutschen Gelehrten geschaffen worden ist, hauptsächlich von Gustav Theodor Fechner — Wundts großem Vorläufer in Leipzig — und von Wundt selbst, erst nach Amerika verpflanzt werden mußte, um ihren rechten Aufschwung zu erleben. Während in Deutschland das Leipziger Institut für experimentelle Psychologie lange Zeit das einzige blieb und die spärlichen Anfänge zu weiteren Institutsgründungen an anderen deutschen Universitäten sämtlich durch privates Vorgehen einzelner Psychologen gegründet wurden, standen den amerikanischen Schülern Wundts sehr bald Institute zur Verfügung, die an Mitteln und an Arbeitsräumen das Leipziger Mutterinstitut überflügelten. Von dem Wundtschen Institut aus vollzog sich auch ein amerikanisch-deutscher Austausch, längst ehe der von politischen Interessen diktierte Austausch zwischen beiden Ländern angebahnt wurde; ein Austausch, der für beide Länder weit fruchtbarer gewesen ist als es dieser offizielle jemals werden wird, weil er aus einem *wirklichen Bedürfnis* nach gegenseitiger wissenschaftlicher Ergänzung hervorging. Wir Deutschen waren dabei die Anregenden, die Amerikaner die Ausführenden, indem sie die detaillierte Bearbeitung zahlreicher Probleme übernahmen, die uns wegen unseres Mangels an Mitteln unzugänglich blieben. Ferner handelt es sich bei dem, was jetzt die beiderseitigen Professoren herüber und hinüber bringen, durchweg um relativ abgeschlossene, wohl an-

gebaute wissenschaftliche Gebiete; damals aber wurde eine in der Entstehung begriffene neue Wissenschaft in gemeinsamer Arbeit begründet, eine Wissenschaft, die seitdem unser ganzes philosophisches Denken umgestaltet hat und die in ihren Anwendungsgebieten, der Ethik, Ästhetik, Pädagogik, Kinderpsychologie, in der Auffassung von der Methode wissenschaftlicher Forschung und der Lehrtätigkeit im philosophischen Hörsaal eine noch nicht abzusehende Bedeutung gewonnen hat. Wenn wir sehen, daß in den Vereinigten Staaten rund fünfundzwanzig psychologische Laboratorien gegründet worden sind, wie dort mit dem sicheren Instinkt der Amerikaner für das, was in der Wissenschaft praktische Bedeutung erlangen kann, die Früchte der experimentellpsychologischen Forschung auf das Schulleben und die Jugendpflege übertragen werden, so ist das eine praktische Frucht des geistigen Austausches zweier Nationen, wie sie in der Geschichte der Kultur einzig dasteht. Heute freilich braucht auch Wundts Institut für experimentelle Psychologie an der Universität Leipzig nicht mehr hinter den amerikanischen Instituten zurückzustehen; ja es kann für unsere deutschen Verhältnisse als ein glänzend eingerichtetes Laboratorium bezeichnet werden. In vierzehn großen Zimmern, die aufs beste mit elektrischen, akustischen und optischen Einrichtungen und dem ganzen sonstigen technischen Hilfsapparat ausgestattet sind, wird dort in jedem Semester von einer großen Anzahl Mitarbeiter und Studierender unter Leitung von drei Assistenten die psychologische Forschung gepflegt, und das alte Stamminstitut beginnt neuerdings sich wieder in relativ selbständige Unterabteilungen zu gliedern, und es erstrebt die Verbindung mit der sprachpsychologischen, historischen, völkerpsychologischen und ethnologischen Forschung.

Was Wundt in der internen Arbeit seines psychologischen Instituts an neuen psychologischen Erkenntnissen erwarb, das machte er einem weiteren Kreise von Zuhörern zugänglich durch seine Vorlesungen, und in der ausgedehnten und vielseitigen Kollegtätigkeit liegt die zweite Seite seines expansiven Wirkens. In den ersten Leipziger Jahren war es naturgemäß die große Vorlesung über Psychologie, auf die sich seine Hauptsorge konzentrierte. In gemeinsamer Arbeit mit Assistenten und Schülern — nicht selten auch auf eigene Kosten — schuf er sich zunächst einen immer wachsenden „Apparat" an Abbildungen, Instrumenten und Einrichtungen zur Demonstration der wichtigsten psychologischen Experimente in der Vorlesung, was damals noch für ein philosophisches Kolleg etwas vollkommen Neues war. Dabei ließ er sich auch nicht irre machen durch mancherlei Mißverständnisse und Anfeindungen, die sogar von Kollegen ausgingen, die seine Arbeiten anfangs oft nicht recht zu würdigen wußten. In solchen Fällen fehlte es Wundt auch nicht an Entschiedenheit, seine Wünsche gegenüber der Fakultät und dem Ministerium geltend zu machen. Diesem entschiedenen Vorgehen Wundts mit der Tat verdankt die jüngere Generation der Psychologen mehr, als heute manchem zum Bewußtsein kommt, und wenn wir es jetzt beinahe als selbstverständlich ansehen, daß jede größere Universität Einrichtungen zu psychologischer Forschung oder wenigstens zur Veranschaulichung ihrer Ergebnisse im Hörsaal besitzen

muß, so dürfen wir nicht vergessen, daß das eine Errungenschaft ist, die erst in langer und entschiedener Arbeit erkämpft werden mußte.

Die Vorlesung über physiologische und experimentelle Psychologie war aber nur der Ausgangspunkt für eine alle Gebiete der Philosophie umfassende Lehrtätigkeit Wundts; sie bedeutet in der gesamten Vorlesungstätigkeit Wundts etwa dasselbe, was sein großes Werk über Psychologie für Wundt als philosophischen Schriftsteller geworden ist: sie war der Anfang und sie blieb Mittelpunkt, zu dem seine akademische Arbeit alljährlich zurückkehrte. Aber Wundt konnte auch als akademischer Lehrer kein psychologischer Spezialist bleiben; schrittweise eroberte er sich in dem Turnus seiner Vorlesungen ein Gebiet der Philosophie nach dem andern. Ja, seine am meisten zugkräftigen Vorlesungen wurden allmählich nicht die psychologischen, sondern die über rein philosophische Themen und über das weitausgreifende Gebiet der Völkerpsychologie, das sich mit Sprache, Mythus, Religion, Sitte als Erzeugnissen des menschlichen Gesamtgeistes beschäftigt. Für die Eigenart der geistigen Arbeit Wundts ist vielleicht nichts so bezeichnend, als daß ein sonst manchmal etwas verpöntes Kolleg, die „allgemeine Geschichte der Philosophie", die am meisten anziehende und geistvollste Vorlesung wurde. Wir Zuhörer nannten diese Vorlesung bei anderen Dozenten wohl spöttisch „das Jagdkolleg", weil die ganze Philosophie vom Altertum bis zur Neuzeit darin in einem Semester durchgejagt wurde. Unter Wundts systematischem Geiste verwandelte sich diese Vorlesung in den lehrreichen und fesselnden Gesamtanblick einer einheitlichen großen Gedankenentwicklung der Philosophie. Hier zeigte er seine Fähigkeit, die großen Zusammenhänge der philosophischen Ideen, das Bleibende und Unvergängliche in dem Wandel der Weltanschauungen, die innere Notwendigkeit dieses Wandels, sein Hervorgehen aus dem allgemeinen Fortschritt der Wissenschaften und der Kultur jedes Zeitalters herauszuarbeiten aus dem philosophischen Detail; da erschienen seinen Zuhörern die einzelnen philosophischen Systeme als ein einheitliches Ringen der menschlichen Erkenntnis um eine befriedigende Weltanschauung und um das Ideal einer universellen, alle Einzelerkenntnisse umspannenden Wissenschaft. In dieser Vorlesung Wundts pflegt auch am meisten die Verwandschaft seines Denkens mit den großen philosophischen Systemen des vorigen Jahrhunderts anzuklingen; ja, seine Auffassung des inneren Zusammenhangs der Systeme erinnert da manchmal an die große systematische Geschichtskonstruktion Hegels, nach der alles Philosophieren nichts weiter ist als das fortschreitende Sichselbstverstehen des Menschengeistes, wobei der einzelne Philosoph nur wie ein Durchgangsstadium in der immer mehr sich erweiternden allgemeinen Weltanschauung erscheint, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß Hegel diese Auffassung des Werdeganges der Philosophie aus allgemeinen Prinzipien „nach dialektischer Methode" konstruierte, während Wundt ihr eine empirische Begründung aus der Lehre der einzelnen Philosophen und aus dem ganzen Komplex ihrer Entstehungsursachen gab.

Wie verhält sich zu dieser zweifachen, bisher von mir skizzierten Tätigkeit Wundts — im psychologischen Institut und in der Vorlesung — seine

wissenschaftliche Produktion? Die meisten akademischen Lehrer stehen in ihrem Berufsleben vor der „bangen Wahl“: entweder Dozent oder wissenschaftlicher Forscher und Schriftsteller; nicht selten sehen wir den hervorragenden Dozenten, der wissenschaftlich unfruchtbar ist, und auf der anderen Seite den produktiven Schriftsteller, dem das Lehrtalent, aber auch das Interesse an seiner Lehrtätigkeit fehlt. Natürlich ist keiner von diesen beiden Gelehrtentypen das Ideal eines deutschen Universitätsprofessors. Denn dieses verlangt nach alter Tradition, daß der akademische Dozent in gleicher Weise für seine wissenschaftliche Schriftstellerei wie für sein Lehramt lebt. Zu erreichen vermag dieses Ideal aber nur der, dem eine glückliche Vielseitigkeit nach beiden Seiten gleich lebhafte Interessen verleiht, — doch damit ist es nicht genug! Dazu gehört nämlich ferner, daß er seine Forschungen und seine Lehrtätigkeit in organische Verbindung zu bringen weiß. Die Lehrtätigkeit ist gerade für den Forscher von unermeßlichem Wert. In der Vorlesung kann er manche noch nicht ganz ausgereifte Gedanken, ja ganze Gebiete der Wissenschaft, die er neu in Angriff nimmt, zum erstenmal in systematischer Form entwickeln, und die rednerische Darstellung wissenschaftlicher Gedanken ist für manchen Dozenten eine willkommene Gelegenheit zu beständiger wissenschaftlicher Verarbeitung und Abklärung seiner Ansichten; hier erprobt er an den Zuhörern als an einem intimeren Kreise sozusagen erstmalig die Aufnahme seiner Lehren, bevor er sie veröffentlicht, hier bleibt der Dozent in Fühlung mit der Jugend und überzeugt sich, welche unter den neu aufkommenden Gedankenkreisen in der heranwachsenden Generation Wurzel fassen. Andererseits aber muß die eigene Forscherarbeit des Dozenten seine Vorlesungen immer wieder aufs neue befruchten, und endlich hat die wissenschaftliche Veröffentlichung dadurch wieder ihre selbständige Bedeutung, daß sie zur Abrundung der Ansichten und zu einer definitiven Formulierung der Gedanken zwingt.

Die Lösung, die Wundt in dieser schwierigen Alternative zwischen Wissenschaft und Lehrtätigkeit fand, kann als eine vorbildliche bezeichnet werden. Er verstand es, mit einer schriftstellerischen Tätigkeit, die an Umfang ihresgleichen sucht, bis in sein hohes Alter hinein die volle Hingabe an seine Lehrtätigkeit zu vereinigen, und fast scheint es, daß der Achtzigjährige nach beiden Richtungen hin noch nicht auf seiner Höhe angelangt ist, denn der Besuch einiger der Vorlesungen, die Wundt erst in den letzten Jahren in sein Programm aufgenommen hat, ist der größte, den er bisher erreicht hat, und in Parallele dazu arbeitet Wundt in seinem Alter das umfangreichste seiner Werke aus, die Völkerpsychologie, die voraussichtlich auf vier oder fünf Bände anschwellen wird. Bei dieser glücklichen Vereinigung von gleichstarker Neigung für den Beruf des akademischen Lehrers und für die systematische Bearbeitung der philosophischen Wissenschaft hatte in Wundts Entwicklung bald das Kolleg, bald die wissenschaftliche Veröffentlichung den Vorsprung. Wohl lag der eigentliche Kern seiner wissenschaftlichen Entwicklung naturgemäß in der schriftstellerischen Arbeit; aber auch Wundt bereitete manches seiner Werke erst durch seine Vorlesungen vor; bisweilen ging auch die Veröffentlichung wissenschaftlicher Abhandlungen oder eines größeren Werkes den Vorlesungen voraus.

Für die Arbeiten seines Instituts gründete sich Wundt zunächst eine eigene Zeitschrift, „Die philosophischen Studien", die im Jahre 1902 mit dem zwanzigsten Bande abgeschlossen wurde, später aber in den „Psychologischen Studien" eine Fortsetzung erhielt. In demselben Jahre, in dem er das Hauptwerk über Psychologie erscheinen ließ (1874), veröffentlichte er seine Züricher Antrittsvorlesung, in der er sich zum erstenmal mit der Frage nach der Aufgabe der Philosophie beschäftigt. Dasselbe Thema wird in etwas anderer Form in der Leipziger Antrittsvorlesung wieder aufgenommen (Über den Einfluß der Philosophie auf die Erfahrungswissenschaften 1876). Hier weist er der Philosophie zwei Hauptgebiete an: das der Logik und Erkenntnislehre, welches die Bedingungen, die Grenzen und die Prinzipien unserer Erkenntnis feststellt, und das der Metaphysik, die den von den Erfahrungswissenschaften gelieferten Inhalt der Erkenntnis zu einem widerspruchslosen Ganzen verarbeitet. Aber das erste Gebiet der eigentlichen Philosophie, dem Wundt nach einem vorläufigen Abschluß seiner psychologischen Veröffentlichungen eine zusammenfassende Darstellung in einem großen Gesamtwerke gab, war die Logik (1880). Diesem Werke gab er den bezeichnenden Untertitel: „Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung." Die Grundlage dieses Werkes ist freilich wieder eine psychologische, indem Wundt eine Psychologie des Denkens an die Spitze der ganzen Untersuchung stellt — das Denken ist für ihn die durch eine besondere Tätigkeit, die Apperzeption, geleitete Vorstellung —; aber der weitaus wichtigste Teil der Logik, der glücklicherweise mit dieser etwas verfehlten Psychologie des Denkens nur wenig zu tun hat, ist die Methodenlehre. In dieser behandelt er die Methoden und die Prinzipien aller Einzelwissenschaften und der Philosophie als einer allgemeinen, sie alle umfassenden Disziplin. Durch diesen Teil seiner Logik trug Wundt ganz wesentlich dazu bei, die Logik von dem Vorwurf zu befreien, daß sie sich in unfruchtbaren formalen Spielereien mit den sogenannten Denkformen ergehe und keine Fühlung mit der wirklichen wissenschaftlichen Forschung habe. Wundt konnte dabei zwar an umfangreiche Vorarbeiten anderer Logiker anknüpfen, wie an John Stuart Mill und Sigwart. Aber keiner seiner großen Vorgänger verfügte über eine so umfangreiche und eine so eindringende Kenntnis aller Natur- und Geisteswissenschaften, daß er imstande gewesen wäre, auch eine sogenannte spezielle Methodenlehre zu geben, d. h. eine Bearbeitung der Methoden jeder einzelnen unserer Grundwissenschaften. Es gehörte die universale Bekanntschaft und die gleichmäßige Vertrautheit mit den Natur- und Geisteswissenschaften dazu, die niemand unter den neueren Logikern in solchem Maße besitzt wie Wundt, um dieses Werk zustande zu bringen. Damit machte Wundt aber einmal Ernst mit seiner Auffassung der Philosophie als einer allgemeinen Wissenschaft, die zu allen anderen Wissenschaften den Grund legt, indem sie ihnen zum Bewußtsein bringt, nach welchen Prinzipien und Methoden sie arbeiten. Der zweite Teil seiner Logik behandelt daher zunächst die allgemeinen wissenschaftlichen Methoden, die in allen Wissenschaften wiederkehren, wie Induktion und Deduktion, Klassifikation und Beweisführung, sodann aber

auch die Prinzipien der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Geisteswissenschaften. Daher enthält dieser Teil des Werkes eine Logik der Mathematik, der Physik, der Chemie und der Biologie und eine Logik der Geschichtswissenschaften, zu denen die philologischen und historischen Disziplinen gerechnet werden, und der Gesellschaftswissenschaften, d. h. der Volkswirtschaftslehre, der Rechtswissenschaft und der Soziologie. In dieser enzyklopädischen Darstellung fast der ganzen gegenwärtigen Wissenschaft unter dem Gesichtspunkt ihrer Methoden liegt zugleich der eigenartige Vorzug, aber auch die Schwäche des Werkes. Es ist zweifellos für jeden Philosophen sowohl wie für den Fachgelehrten eine einzigartige Quelle der Belehrung über den Geist und die Prinzipien unserer heutigen wissenschaftlichen Forschung; aber über der eindringenden Spezialuntersuchung hat Wundt manche grundlegenden Fragen der allgemeinen Logik etwas zu schlecht wegkommen lassen. So ist z. B. namentlich die Theorie der Induktion als der eigentlichen Methode empirischer Forschung etwas zu kurz behandelt, und andere Logiker, wie insbesondere Sigwart, sind hier tiefer eingedrungen als Wundt, und die Lehre vom Denken ist nur in eine lockere Verbindung mit den Ausführungen über wissenschaftliche Methoden gebracht worden.

Das nächste philosophische Gebiet, dem Wundt sich mit einer Gesamtdarstellung zuwandte, war die Lehre vom sittlichen Leben. In seiner Ethik (zum ersten Male erschienen 1886, jetzt in zwei Bänden in dritter Auflage 1903) tat er einen für seine Entwicklung wichtigen Schritt insofern, als das sittliche Lebensgebiet seiner bisherigen psychologischen Forschung dem Gegenstande nach vielleicht am meisten fernlag. Auch in der Ethik liegt der originellste Teil der Arbeit in dem Versuche, die sittlichen Erkenntnisse und die Prinzipien des sittlichen Lebens nicht durch abstrakte Spekulationen oder von religiösen Voraussetzungen aus zu gewinnen, sondern durch eine Untersuchung der Tatsachen des sittlichen Lebens. Auch in diesem Werke liegt daher der Hauptnachdruck der Forschung in der empirischen Untersuchung der einzelnen sittlichen Lebensgebiete. Die Anschauungen, die Wundt in seiner Ethik über das sittliche Leben des einzelnen Menschen und der menschlichen Gesamtheit entwickelt, sind ungemein bezeichnend für seine Denkweise und seine Persönlichkeit. Hier hatte sich Wundt unter anderem zu entscheiden über den großen Gegensatz, der die heutige Ethik beherrscht, nämlich den einer mehr individualistischen und einer sozialen Auffassung des sittlichen Lebens. Den extremen Individualismus, das heißt die Ansicht, daß das große Individuum sein eigener sittlicher Gesetzgeber ist, und daß für die Herrennatur dasjenige recht und sittlich ist, was sie durchzusetzen vermag, hatten in reiner Form Max Stirner und Nietzsche verkündet. Ihnen gegenüber ist am entschiedensten vielleicht von seiten der Neu-Kantianer die einseitige soziale Auffassung des sittlichen Lebens betont worden, nach der das Individuum keine höhere Aufgabe hat, als den allgemeinen Willen in seinem Leben zu verwirklichen. Wundt versucht eine Vermittlung zwischen den beiden Gegensätzen zu schaffen, aber er steht im Ganzen doch dem ethischen Sozialismus weit näher als dem Individualismus. Er behauptet sogar, daß sittliche Prinzipien

für den einzelnen Menschen als solchen nicht existieren. Sittlich ist überhaupt nur das an unseren Gesinnungen und Handlungen, worin der Einzelwille mit einem ihm übergeordneten Gesamtwillen übereinstimmt, und alle Sittlichkeit wurzelt in dem Gefühl der Verpflichtung und der Hingabe des einzelnen an einen ihm übergeordneten Willen. Zwar erkennt Wundt an, daß es zwei Klassen von sittlichen Geboten oder Normen gibt, die individuellen und die sozialen; aber die individuellen Normen seiner Ethik sind recht dürftig; es gibt eigentlich nur ein rein individuelles Prinzip der Sittlichkeit, nämlich das der Selbstachtung; es lautet: „Denke und handle so, daß dir niemals die Achtung vor dir selber verloren gehe!" Das einzige weitere Prinzip, das Wundt als ein individuell-ethisches nennt, trägt aber schon wieder deutlich einen sozialen Charakter; es lautet: „Erfülle die Pflichten, die du dir und anderen gegenüber auf dich genommen." Die sozial-ethischen Normen betonen dann ferner in solchem Maße die bedingungslose Unterwerfung des Individuums unter den Gemeinwillen, daß der Gemeinsinn geradezu als der Kern der ganzen Ethik Wundts erscheint. Dem entspricht es, wenn bei der Würdigung der einzelnen sittlichen Lebensgebiete der Beruf eine besonders hohe Wertschätzung erfährt. Berufstreue ist daher eine von Wundt besonders hoch geschätzte Tugend, und charakteristisch ist der Ausspruch: „Ein so gewaltiger Erzieher zur Sittlichkeit der Beruf ist, eine ebenso schlimme Quelle des Unsittlichen ist die Berufslosigkeit, um so schlimmer, weil sie die weitaus häufigste ist."

Gegenüber dieser Ansicht vom sittlichen Leben kann man zwei naheliegende Bedenken erheben; einerseits ist auf sittlichem Gebiete, wie überall, das große sittliche Individuum von entscheidender Bedeutung für die Gewinnung sittlicher Einsicht und für die Verwirklichung sittlicher Prinzipien geworden. So wäre uns z. B. der sogenannte Gesamtwille des ganzen athenischen Volkes heute vollkommen gleichgültig, wenn wir aus ihm die großen ethischen Individuen hinwegdenken, wie Sokrates, Plato, Epaminondas, Aristides und Pelopidas, und dieselbe Betrachtung gilt erst recht von dem Verhältnis der großen Religionsstifter und ihrer Bedeutung für das sittliche Leben im Vergleiche zu dem Gesamtwillen des Volkes, unter dem sie auftauchen. Fast ausnahmslos hat sich das große ethische Individuum in mehr oder weniger schroffem Gegensatz zu dem ethischen Gesamtwillen seiner Zeit behaupten müssen, und in der Regel ist es seiner Zeit um Generationen vorangeeilt. Dazu kommt ferner, daß sittliche Normen überhaupt nur in dem Maße etwas zu bedeuten haben, als sie von einem sittlichen Individuum verwirklicht werden; ohne das bleiben sie papierene Wünsche, die jahrtausende lang völlig bedeutungslos bleiben können. Was ist aber ferner der sittliche Gesamtwille? Man übersetze doch einmal dieses abstrakte Schlagwort in die Wirklichkeit und frage sich: Wer sind denn die Menschen, die in dem Staate, in dem ich lebe, den sogenannten Gesamtwillen machen? Welches Maß von Achtung habe ich vor ihnen und welches Zutrauen zu ihrer Fähigkeit, sittliche Normen aufzustellen und zu begründen? Sobald man solche Überlegungen anstellt — die noch beträchtlich vermehrt werden können —, wird man schwerlich allzu große Achtung vor dem ethischen Gesamtwillen bewahren.

Eine in solchem Maße enzyklopädische Arbeit wie diejenige Wundts drängte zur Abrundung und zum Abschluß, wenn Wundt nicht der Gefahr verfallen wollte, bei der Bearbeitung zahlreicher Teilgebiete der Philosophie stehen zu bleiben. Diesen Abschluß erstrebt zum erstenmal sein „System der Philosophie" (erste Auflage 1889). Wenn schon die Logik und die Ethik Wundts manche unter seinen Fachgenossen in Erstaunen setzten, die sich daran gewöhnt hatten, in Wundt nur den ehemaligen Mediziner und den einseitigen Psychologen zu sehen, so erregte das System der Philosophie allseitiges Aufsehen der philosophischen Welt, und es ist interessant zu sehen, wie sich in den nächsten Jahren nach dem Erscheinen dieses Werkes fast alle deutschen Fachphilosophen in Besprechungen und in mehr oder weniger eindringender Polemik mit den philosophischen Ansichten des „Systems" abzufinden suchten. Die Ausführungen dieses Werkes waren für Wundt insofern von ganz entscheidender Wichtigkeit, als er mit ihm die Probe machte auf seine ganze Auffassung der Philosophie. Wenn er die Aufgabe der Philosophie darin sah, daß sie „die allgemeine Wissenschaft" ist, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System vereinigen will, so wurde dieser Auffassung oft das Bedenken entgegengehalten, daß Philosophie in diesem Sinne in der Gegenwart gar nicht mehr möglich sei; denn diese Auffassung fordert von dem Philosophen eine universale Beherrschung aller Wissenschaften, wie sollte er sonst imstande sein, die prinzipiell wichtigen Resultate aller Einzelforschung zu bearbeiten? Nun sind aber in der Gegenwart die meisten Einzelwissenschaften für sich schon so gewaltig angeschwollen, daß ein Menschenleben dazu gehört, wenn der Fachgelehrte seiner Spezialwissenschaft vollständig Herr werden will. Wie sollte da eine Beherrschung der allgemeinen Resultate aller modernen Wissenschaften durch einen einzelnen Forscher möglich sein? Auch noch ein zweites Bedenken gegen diese Auffassung der Philosophie liegt nahe. Die Philosophie scheint neben den Einzelwissenschaften gar keinen besonderen Gegenstand zu haben, wenn sie nur deren Ergebnisse bearbeitet. Beide Bedenken überwand Wundts System der Philosophie durch die tatsächliche Verwirklichung seiner Auffassung. Daß wirklich ein einzelner Forscher auch heute noch vermöge einer reichen Begabung und eines glücklichen Entwicklungsganges in allen Wissenschaften der Gegenwart beschlagen sein kann, hatte Wundt ja schon in seiner Logik gezeigt; das System der Philosophie bewies aber ferner, worauf es bei der Bearbeitung der allgemeinen Ergebnisse aller Wissenschaften ankommt, indem die Zweigliederung der Spezialwissenschaften in die Natur- und Geisteswissenschaften dem Philosophen das Material zu einer Naturphilosophie und einer Philosophie des Geistes liefert. Indem ferner der Philosoph zugleich die Grundlegung und den Abschluß unserer gesamten Erkenntnis zu erreichen strebt, ergibt sich ihm doch ein zweifaches Gebiet von Problemen, das in dieser Form keine andere Wissenschaft außer der Philosophie bearbeitet; das ist einerseits die Untersuchung der Erkenntnis selbst und sodann das System der „Ideen", wie der Idee des Weltganzen der Seele und der geistigen Gesamtheit und der einheitlichen Natur alles Weltgeschehens.

Zur Bearbeitung dieser Ideen liefern die Einzelwissenschaften zahlreiche Materialien, die der Philosoph verwerten muß, aber sie bearbeiten nicht alle diese Ideen selbst.

Das System der Philosophie war aber auch insofern für die ganze Philosophie der Gegenwart eine entscheidende Tat, als damit der Philosophie wieder eine Aufgabe gerettet wurde, an deren Möglichkeit zahlreiche Philosophen verzweifelten, nämlich eine die wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart befriedigende Weltanschauung auf rein wissenschaftlichem Wege und unter Verwendung des ganzen ungeheueren Materials an Einzelkenntnissen zu gewinnen, die unsere Wissenschaft in den Dienst unserer Weltanschauung stellen kann. Damit wurde der Philosophie wieder ihre höchste Aufgabe gesichert und das alte Ideal philosophischer Gedankenarbeit noch einmal mit den großartigen Mitteln unserer Zeit verwirklicht, das ihr nach alter Tradition zukommt. Denn nach der historischen Tradition ist die Philosophie die Wissenschaft von der Weltanschauung, und sie umspannte ursprünglich, z. B. im griechischen Altertum, die Gesamtheit der übrigen Wissenschaften in solchem Maße, daß überhaupt alle Wissenschaften als Zweige der Philosophie angesehen wurden. Es ist natürlich unmöglich, daß dieser antike Zustand der Wissenschaft jemals wieder hergestellt wird. Aber das, was an ihm für die Gewinnung einer wissenschaftlichen Weltanschauung wertvoll war, daß diese aus allen materialen Erkenntnisquellen schöpfte, das ist in Wundts System noch einmal in der einzigen für unsere Zeit möglichen Form verwirklicht worden. Freilich bleibt Wundt in der Ausführung seines Grundgedankens leider nicht konsequent. Denn während es in der Tendenz des ganzen Werkes liegt, eine moderne Weltanschauung mit rein wissenschaftlichen Mitteln zu begründen, so hält Wundt in den abschließenden Ideen dieser Weltanschauung das wissenschaftliche Denken auf einmal für unzureichend; denn in der Frage nach dem letzten Grunde alles Wirklichen soll uns nach der Meinung Wundts die Wissenschaft so sehr im Stich lassen, daß wir uns für den Inhalt dieser Idee nicht einmal auf die Analogie irgendwelcher Erfahrungstatsachen stützen können; vielmehr muß die Philosophie in diesem Punkte eine Anleihe bei der religiösen Offenbarung machen, indem sie die Gottesidee von der Religion herübernimmt und Gott als den letzten Weltgrund fordert. Die Idee Gottes soll dabei aufgenommen werden als die Idee eines höchsten Weltwillens, wobei zugleich die Weltentwicklung „als Entwicklung des göttlichen Willens und Wirkens gedacht wird".

Mit dem System der Philosophie hatte die wissenschaftliche Entwicklung Wundts einen gewissen Abschluß gefunden, indem nunmehr alle weitere Arbeit an den Spezialdisziplinen der Philosophie sich ohne weiteres in das ganze Gebäude einreihen konnte. Die Spezialarbeit Wundts stand aber keineswegs still. Sie wurde nun auf allen Gebieten der Philosophie weitergeführt, wovon die zahlreichen neuen Auflagen seiner Hauptwerke und die vielen kleineren Schriften und Aufsätze Zeugnis ablegten. Nur ein großes Gesamtwerk nahm, wie ich vorhin schon einmal bemerkte, Wundt noch in seinem späteren Alter in Angriff, die Völkerpsychologie. Es zeigt, daß doch trotz aller Ausbreitung

seiner philosophischen Arbeit die Psychologie die Lieblingswissenschaft Wundts alle Zeit hindurch gewesen ist, daß am Anfang und Ende seines Lebenswerkes grundlegende psychologische Arbeiten stehen. Freilich darf man glücklicherweise von dem Ende dieses Lebenswerkes nur insofern sprechen, als kaum noch ein Gebiet der Philosophie übrig bleibt, das Wundt nach seinem achtzigsten Jahre noch neu in Angriff zu nehmen hätte. Die Idee der Völkerpsychologie hatte Wundt ja schon bei seinen ersten psychologischen Jugendarbeiten ins Auge gefaßt, doch klärte sich der Plan zu diesem gewaltigen Unternehmen erst im Laufe der Jahre bei ihm zu der gegenwärtigen Fassung ab. Es galt vor allem im Unterschiede von den Begründern der Völkerpsychologie, von Lazarus und Steinthal, die dieser Wissenschaft im wesentlichen eine historische und sprachwissenschaftliche Aufgabe stellen, die eigentlich psychologischen Probleme der Völkerpsychologie herauszuarbeiten, und das Verhältnis der neuen Wissenschaft zu der bisherigen Art der Psychologie zu bestimmen. Wundt ist nun der Meinung, daß es geistige Erscheinungen gibt, die nur durch das Zusammenwirken und Zusammenleben einer großen Anzahl von Individuen erzeugt werden und die deshalb mit demselben Rechte als der „Inhalt einer Volksseele" angesehen werden können, „wie wir unsere eigenen Vorstellungen und Gemütserregungen als den Inhalt unserer individuellen Seele betrachten"; zu diesen geistigen Erzeugnissen des Zusammenlebens der Menschen gehören die Sprache, die mythischen und religiösen Vorstellungen, die Sitten und die Kunst; die Aufgabe der Völkerpsychologie ist daher, diese Lebensgebiete aus den psychischen Kräften verständlich zu machen, die in einer menschlichen Gesamtheit wirksam werden. Daraus ergab sich, daß die Völkerpsychologie die umfangreiche Aufgabe hat, Sprache, Mythus und Religion, Kunst, Kultur und Sitte unter den angegebenen Gesichtspunkten zu bearbeiten. Von der Bedeutung dieses Werkes und von der Größe der persönlichen Leistung, die in ihm steckt, kann sich der Laie kaum eine Vorstellung machen. Zu seiner Charakteristik möge hier nur erwähnt sein, daß allein der Sprache zwei starke Bände gewidmet sind, in denen zunächst eine allgemeine Psychologie der Ausdrucksbewegungen entwickelt wird, darauf wird die Gebärdensprache behandelt, dann die allgemeine Theorie der Sprachlaute, hierauf die schwierigen Probleme des Lautwandels und der Wortbildung, dann die Wortformen, die Satzfügung und der sprachliche Rhythmus, der Bedeutungswandel und endlich die verschiedenen Theorie über den Ursprung der Sprache. Wir können vielleicht dem Achtzigjährigen als einen der besten Wünsche zu seinem Geburtstage aussprechen, daß er dieses gewaltige Werk in unverminderter Frische und in nicht zu ferner Zeit beendigen möge.

Die wissenschaftliche Schriftstellerarbeit Wundts liegt aber nicht nur in seinen Hauptwerken; diese bezeichnen nur etwa die Hauptstationen auf dem langen Weg durch die ganze moderne Forschung; sie wurden sämtlich von ihm allmählich vorbereitet durch kleinere Abhandlungen und Schriften, in denen er zunächst einmal einzelne Hauptprobleme für sich bearbeitete und zwar eingehender, als in den Gesamtwerken möglich war. Ebenso folgte den Haupt-

werken meist wieder eine kürzere Zusammenfassung, durch die Wundt den Hauptertrag seiner Arbeit den Studierenden zugänglich machen wollte. Nur die eigentlich populäre Darstellung scheint er nicht zu lieben; die Verbreitung seiner Ideen an das große Publikum überläßt er seinen Anhängern und Schülern. Den Lehrzwecken dienen nicht weniger als drei kürzere Darstellungen der Psychologie: die neuen Auflagen der „Menschen- und Tierseele", der Grundriß der Psychologie und die Einführung in die Psychologie; die Einleitung in die Philosophie brachte einen Abriß seines Systems und seiner Auffassung des historischen Entwicklungsganges der Philosophie; die Völkerpsychologie wurde ebenfalls zweimal in kurzer Zusammenfassung behandelt. Von der Ausdehnung, welche die schriftstellerische Tätigkeit Wundts zu manchen Zeiten hatte, macht man sich aber erst eine rechte Vorstellung, wenn man die immerwährend erscheinenden neuen Auflagen früher erschienener Werke in Betracht zieht und wenn man hinzunimmt, daß Wundt niemals ein Werk unverändert wieder herausgab, sondern in jeder neuen Auflage seine innere Weiterentwicklung zum Ausdruck brachte und zugleich dem Fortschritt der Wissenschaft Rechnung trug. Daneben griff er auch in die wissenschaftliche Diskussion ein, die sich an seine Hauptwerke angeschlossen hat, und hierbei zeigte er sich bis in die neueste Zeit hinein als scharfer und entschiedener Verteidiger seiner Ansichten, der freilich auch manchmal von seinem Temperament zu allzuscharfer Polemik hingerissen wurde.

Angesichts einer solchen Ausdehnung der akademischen und wissenschaftlich-literarischen Tätigkeit hat sich — selbst unter den Fachgenossen — schon mancher die Frage vorgelegt: *wie vermag Wundt das alles zu leisten?* Es gehört zur Charakteristik Wundts als wissenschaftlicher Persönlichkeit, daß wir einen Blick auf seine persönliche Arbeitsweise und auf die Lebensumstände werfen, die ihm das ermöglichten.

Eine ganze Fülle persönlicher Eigenschaften und glücklicher Lebensumstände mußte dabei zusammenkommen — wie immer, wenn in der Wissenschaft, in der Kunst oder in der Praxis des Lebens etwas Außerordentliches entstehen soll. Wer Wundt näher stand und ihn in seinem täglichen Leben beobachten konnte (ich hatte einige Jahre das Glück, als eine Art Amanuensis mit ihm zu arbeiten), dem mußte sogleich die ausgebildete *Lebenstechnik* auffallen, die er sich durch eine reiche Erfahrung, durch ein glückliches, für die gleichförmige Arbeit des Gelehrtenstandes passendes Temperament und zähes Wollen erworben hatte. Während des akademischen Semesters hielt er und hält er noch jetzt strenge Tagesordnung. Regelmäßig wie eine Uhr erschien er während meiner Assistentenzeit jeden Tag zu derselben Stunde in seinem Institut. Jahraus jahrein hält Wundt zu derselben Tageszeit seine Hauptvorlesung, den Vormittag benutzt er mit der gleichen Regelmäßigkeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Die wissenschaftliche Forschung wurde ihm allmählich zu der Lebensaufgabe, die ihn ganz erfüllt und der er alle Interessen unterordnete. Dabei haben wir, die wir Wundt auch im persönlichen Verkehr näher kennen lernten, bewundern müssen, wie die strenge Unterordnung alles andern unter die wissenschaftliche Arbeit ihn doch nie zu

einem einseitigen Aufgehen in gelehrter Arbeit veranlaßte. Das, was ich soeben Wundts Lebenstechnik nannte, ermöglichte ihm bei aller Arbeit, fortgesetzt auch der schönen Literatur, dem Leipziger Theater- und Konzertwesen und Kunstfragen aller Art zu folgen, selbst die Ferienzeit seit vielen Jahren zum Teil der Arbeit zu widmen. Als ich ihn vor dreizehn Jahren einmal in den Sommerferien auf dem Rigi aufsuchte, traf ich ihn, wie er unter einer Gruppe schattiger Tannen saß, den Blick auf den in der Tiefe schimmernden See gerichtet und in die Lektüre der neusten Kantliteratur vertieft; und bei dem Wiedersehen in Tambach zu seinem siebzigsten Geburtstage fand ich den Jubilar beim Studium von Puls- und Atemkurven der neuesten Arbeiten seines Instituts.

Schon in diesen charakteristischen Zügen seiner Arbeitsweise tritt eine Persönlichkeit hervor, deren Grundzug Entschiedenheit, rastloser Fleiß und ein förmlicher Drang zur Tat ist. Dieser Zug tatkräftiger Verwirklichung von Ideen und Plänen, über welche andere Gelehrte jahrelang unentschlossen grübeln, ist es auch, dem wir fast alle seine Schöpfungen verdanken. Er äußerte sich schon in der Gründung eines Instituts für experimentelle Psychologie, die er ins Werk setzte, als sich Andere noch am grünen Tisch über die abstrakte Möglichkeit einer auf experimentelle Forschung gegründeten Psychologie stritten. Mit Recht sagte sich Wundt, daß theoretische Reflexionen überhaupt nicht über die Möglichkeit einer Wissenschaft, vollends nicht über die Erfolge einer Laboratoriumsarbeit entscheiden können. Hier konnte allein die entschlossene Tat weiterhelfen. Und aus demselben Grundzuge seiner Persönlichkeit entstanden alle seine größeren wissenschaftlichen Werke. Die Psychologie auf physiologischer Grundlage, die spezielle Methodenlehre in seiner Logik, die Ethik als eine Wissenschaft von den Tatsachen des sittlichen Lebens, das System der Philosophie und endlich die Völkerpsychologie — alle diese Werke tragen den gemeinsamen Charakter eines entschlossenen *ersten Versuchs*, wissenschaftliche Gebiete sogleich in ihrer Gesamtheit darzustellen, während sie noch in der Entstehung begriffen sind. Dazu gehören aber persönliche Eigenschaften, die sich nicht immer gerade bei Gelehrtennaturen finden; nämlich einerseits das kühne Wagen, Gebiete der Wissenschaft, die anderen noch fast unzugänglich erscheinen, in ihrer Gesamtheit in Angriff zu nehmen, ein Ganzes zu gestalten, wo andere erst Bruchstücke und Bausteine sehen, ein glückliches Vertrauen in die eigene Kraft und ein optimistischer Glaube an die Gestaltungsfähigkeit der philosophischen Wissenschaft. Nur wer durch und durch erfüllt ist von dem Glauben an die Zukunft der Philosophie, konnte alle diese Unternehmungen in Angriff nehmen. Es gehört aber ferner dazu auch die theoretische Begabung, große, noch relativ unangebaute Gebiete der Wissenschaft durch die erste große, umfassende Disposition, durch die Festlegung neuer orientierender Gesichtspunkte, und durch die Prägung einer bestimmten sprachlichen Ausdrucksweise und Terminologie der weiteren Bearbeitung zugänglich zu machen. Und eine Persönlichkeit, die mit diesem Drang zur wissenschaftlichen Tat ausgestattet war, *mußte* kommen, wenn der Philosophie der Gegenwart geholfen werden sollte, wenn sie nach dem

Verfall der großen Systeme in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich wieder zu allgemeinem Ansehen erheben sollte. Ohne das entschlossene Vorgehen Wundts hätten wir in der Philosophie der Gegenwart teils nur Bearbeitungen einzelner Teilgebiete, teils die historische Darstellung vergangener Systeme oder bestenfalls deren Anpassung an unsere Denkweise, wie sie der Neukantianismus, die Neuromantiker, die Neuhegelianer und andere versuchen. Es gibt in der Tat neben Wundts System und seinen Hauptwerken nur noch *eine*, in ähnlicher Weise das Ganze unserer Wissenschaft umspannende und von einheitlichen Gesichtspunkten aus bearbeitende Philosophie, es ist die des modernen katholischen Thomismus — diese aber kommt wegen ihrer dogmatischen Gebundenheit nur für einen beschränkten Kreis von Forschern und Laien in Betracht. Es scheint mir, daß Wundt mit seiner Arbeitsweise in einer auch für spätere Zeiten wichtigen Form einmal gezeigt hat, was überhaupt die bloße Tat der Darstellung einer Wissenschaft für eine Bedeutung für ihren Fortschritt erlangen kann. Sie erzeugt nämlich zugleich bis dahin ungeahnte Fortschritte der Wissenschaft selbst; sie zeigt, daß die Lücken der Forschung oft nicht so groß sind, wie selbst der Fachmann glaubt; sie zwingt den Darsteller, alle zur Lösung der Probleme bereit liegenden Materialien zu sammeln, und sie stellt die systematischen Bindeglieder in den vorhandenen Kenntnissen wenigstens einmal vorläufig her und erzeugt Begriffe und Hypothesen von großer heuristischer Bedeutung.

Zu den glücklichen persönlichen Eigenschaften Wundts kamen aber noch *zeitgeschichtliche Verhältnisse* begünstigend hinzu, die unsere jüngere Gelehrtengeneration wohl nie mehr wieder verwirklicht finden wird; diese waren es vor allem, was ihm noch einmal — vielleicht zum letztenmal in der Geschichte der Wissenschaften — die universale Beherrschung der Grundlagen aller Fachwissenschaften und des ganzen Gebietes der Philosophie ermöglichten. Die neue, aus der positiven Forschung der Gegenwart herausgewachsene Philosophie war noch nicht da, als Wundts Arbeit begann; sie entstand zugleich mit seiner Entwicklung, und er konnte langsam Schritt für Schritt in sie hineindringen. Die grundlegenden psychologischen und ästhetischen Experimente Fechners entstanden während der ersten Leipziger Zeit Wundts sozusagen unter seinen Augen; das wichtigste Material zu seiner Völkerpsychologie und deren Parallelwissenschaften, die Ethnologie und die Erforschung der primitiven Völker, ist während Wundts Entwicklung allmählich gewonnen worden; die psychologischen Experimente, die heutzutage dem Anfänger mit einer erdrückenden Fülle von Tatsachen des geistigen Lebens entgegentreten, entstanden zum großen Teil in seinem Institut, und selbst die Grenzgebiete der Philosophie, wie die Psychiatrie, die Pathologie des Seelenlebens, ein großer Teil der modernen biologischen Probleme und noch manches andere, dessen Nennung zu sehr ins Detail führen würde, ist während Wundts wissenschaftlichen Werdeganges erst geschaffen worden. So wuchs Wundt zugleich mit einer neu entstehenden reichen wissenschaftlichen Welt, und zu einem großen Teile schuf er sie selbst. So gleicht das Leben Wundts dem des Bürgers einer mittelgroßen Stadt, die er unter seinen Augen zur Großstadt heranwachsen sieht und sie nun trotz ihrer Ausdehnung in jedem Gäßchen kennt, während wir Jüngeren

dem Fremden gleichen, der sich mit einem Schlage in das großstädtische Getriebe hineinversetzt findet und nun zusehen muß, wie er sich orientiert.

Die Vereinigung ganz verschiedener Seiten der Forschertätigkeit, der Arbeit im Laboratorium und die wissenschaftliche Schriftstellerei brachte für Wundt noch manche Vorteile mit sich, die von manchen seiner Fachgenossen unterschätzt werden. Zunächst ist es von der allergrößten Bedeutung für den Philosophen, daß er nicht „reiner Theoretiker" bleibt, wie leider die Mehrzahl unserer Fachgenossen, sondern daß er auch als Forscher und Experimentator an irgendeinem Zweige der positiven Einzelforschung mitarbeitet, um die rein materiale Erfahrungskenntnis zu vermehren. Daß der Philosoph zugleich selbst experimentiert, selbst Beobachtungen sammelt und systematisch verarbeitet, daß er die Materialien seiner Wissenschaft nicht bloß von anderen entlehnt, das ist gerade für den Vertreter einer abstrakten Wissenschaft, die nicht wie die Mathematik reine Größenwissenschaft sein darf, von größter Wichtigkeit, und wir müssen hoffen, die Philosophie möge nie wieder den jetzt gewonnenen Kontakt mit der experimentellen Forschung verlieren. Durch die Beteiligung an experimenteller Forschung hat der Philosoph eine beständige Schulung seines Tatsachensinns, er lernt die Bedeutung empirischer Feststellungen für die Gedankenarbeit kennen, er überzeugt sich jeden Augenblick von der beschränkten Bedeutung reiner Gedankenarbeit und aprioriſcher Konstruktion, er gewinnt einen Einblick in das Zustandekommen von Kausalschlüssen, von der Aufstellung psychischer und materieller Gesetze und dergleichen mehr. Was Wundt sein ganzes Leben hindurch als das Ideal streng wissenschaftlicher Methode festgehalten hat, das ist von diesem Geiste empirischer und experimenteller Methode bestimmt.

Es gehört zu dem vollständigen Bilde von Wundt als wissenschaftlicher Persönlichkeit, daß ich auch einen Blick werfe auf die Rolle, die er in der gelehrten Diskussion, in dem Gegensatz und Austausch der Meinungen und Theorien gespielt hat.

Zu jeder wissenschaftlichen Laufbahn gehört es, wie Regen und Unwetter zu einer langen Wanderung, daß man Polemik erfährt und selbst in den Kampf der Meinungen eingreift. Auch Wundt hat manche Kritik erfahren und selbst Kritik geübt an den Ansichten seiner Fachgenossen. Die Neuheit des experimentellen Arbeitens in der Philosophie war es, an die zunächst die Kritik sich hielt. Berühmt ist seine Auseinandersetzung mit Zeller, der den Reigen der Philosophen eröffnete, die die Möglichkeit der experimentellen Psychologie bestritten — natürlich, ohne von Arbeiten dieser Art irgendwelche Kenntnis zu besitzen. In den meisten Fällen galt die Polemik Wundts der berechtigten Verteidigung der Arbeiten seines Instituts oder seiner theoretischen Ansichten, doch blieb er dabei — ich möchte sagen leider — nicht stehen. Von Zeit zu Zeit scheint Wundt das Bedürfnis zu fühlen, sich einmal mit Philosophen von ganz anderer Denkweise auseinanderzusetzen, und dann trug seine Polemik auch wohl aggressiven Charakter, wobei Wundt die Möglichkeit überschätzte, in den eigentlichen Prinzipienfragen der Philosophie den Gegner überhaupt widerlegen zu können. Gerade in die Grundauffassungen unserer

Wissenschaft mischen sich so viele rein individuelle Elemente und übermächtige historische Traditionen, daß man den Gegner nicht einfach durch Beweisführung überzeugen oder widerlegen kann. Ja manchmal hat man den Eindruck, als fühle sich Wundt berufen, über die von ihm aufgestellten Grundansichten zu wachen, wie eine strafende und richtende Autorität, und er sah dann bisweilen nicht, daß es sich bei den von ihm getadelten Autoren um das Aufkommen neuer Forschungsweisen handelte, die mit dem Maßstabe seiner Philosophie nicht mehr gemessen werden konnten. Das gilt zum Beispiel von den neueren Untersuchungen zur Psychologie der persönlichen Differenzen, in denen Wundt mit Unrecht ein Wiederaufleben der alten Vermögenspsychologie erblickte; die Ausdrücke Gedächtnis, Verstand, Intelligenz, die wir natürlich bei der Psychologie der Persönlichkeit immer als „Fähigkeiten" bezeichnen müssen, führten ihn dabei irre.

Die Fachgenossen Wundts haben lange gebraucht, bis sie sich von den anfänglichen Vorurteilen gegen den vermeintlichen „bloßen Psychologen" freimachten. Allmählich jedoch wurde von den meisten Zeitgenossen anerkannt, welche Bedeutung sein Lebenswerk *im allgemeinen* für die Wiederaufrichtung der Philosophie und ihres Ansehens bei den Vertretern der übrigen Wissenschaften hatte. Dagegen vermißten sie vielfach neben der großen Ausdehnung seiner Forschung und den großen Gesamtdarstellungen ganzer Gebiete der Philosophie die Bestimmtheit der Grundlagen und die nötige Schärfe und gegenseitige Abgrenzung der leitenden Begriffe. Es erweckt bisweilen den Anschein, als habe Wundt manche seiner Grundbegriffe ursprünglich zuerst einmal aufgestellt zum Zwecke der erstmaligen Ordnung und Orientierung in einem neu in Angriff genommenen Gebiete, als habe er dann aber später solche Begriffe zu definitiven Grundlagen erhoben, ohne daß sie die nötige Revision an den Tatsachen erfahren hatten. Das gilt zum Beispiel von dem für die Wundtsche Psychologie, Logik und Erkenntnistheorie so wichtigen Begriff der „Apperzeption". Ursprünglich scheint dieser mehr die Bedeutung gehabt zu haben, einen Gesamtausdruck für den unbewußten, der Erfahrung nicht zugänglichen Untergrund des Seelenlebens zu bilden; allmählich verwandelte er sich in einen einzigen qualitativ bestimmten psychischen Vorgang, und nun hatte Wundt, vielleicht ohne es selbst zu sehen, einen Doppelbegriff der Apperzeption, einen psychologischen und einen metaphysischen. Die Apperzeption wurde nun aber wieder mit der „Aufmerksamkeit" gleichgesetzt, und die Aufmerksamkeit wurde als ein Willensvorgang erklärt, infolgedessen gewann auch der Willensbegriff diesen Doppelsinn: er sollte ein einzelner, qualitativ eigentümlicher Vorgang sein und doch zugleich die Form und der Untergrund des *ganzen* Seelenlebens. Das ist aber unmöglich, denn das Seelenleben ist selbst wieder eine qualitative Mannigfaltigkeit von Vorgängen, also kann nicht ein einzelner qualitativ eigenartiger Vorgang die Form des *ganzen* Seelenlebens bilden. Die Folge dieser Unklarheiten ist nun, daß überhaupt die ganze Grundansicht des Seelenlebens, die Wundt aufstellt, auf schwachen Füßen steht; diese nennt Wundt die *voluntaristische* Theorie, d. h. das ganze Seelenleben ist nichts anderes als Wille und Willenstätigkeit; *wie* aber nun eigentlich ein einzelner Vorgang qualitativ bestimmter

Art wie der Wille zugleich auch Vorstellung, Gefühl u. dgl., kurz die Gesamtheit des Seelenlebens sein soll, das bleibt unverständlich.

Auch die Tatsache, auf die sich Wundt dabei stützt, ist in seiner Psychologie nicht richtig verwertet worden. Das ist nämlich die gar nicht zu bestreitende Erscheinung, daß alle Vorgänge unserer Seele Tätigkeitscharakter tragen; sie sind nie bloße Vorgänge, ein gleichgültiges Geschehen, wie die Naturvorgänge, sondern sie erscheinen stets als unser eigenes Tun oder Leiden. Allein dieser Tätigkeitscharakter der psychischen Vorgänge muß nun selbst wieder erklärt werden; insbesondere muß der Psychologe erklären, wie es kommt, daß wir uns selbst für die aktiven Leiter und Erzeuger psychischer Prozesse halten. Wenn man dafür aber bloß Worte bildet, wie Apperzeption oder Wille und Aufmerksamkeit, so führt man geheimnisvolle Kräfte in die Psychologie ein, die in ganz unerklärter Weise allerhand mystische Fähigkeiten besitzen sollen, wie z. B., daß die Apperzeption eine besondere Art der Vorstellungsverbindungen hervorbringen soll, daß ihre Reaktionen auf die Vorstellungen Gefühle erzeugen, — lauter Dinge, die ganz rätselhaft bleiben und einen Rückfall in die alte Lehre von den Seelenvermögen darstellen.

Noch schlimmer ist die Verwirrung in den psychologischen Grundbegriffen Wundts aber neuerdings geworden, dadurch, daß Wundt mit einem Male seine alte Willenstheorie aufgegeben hat und den Willensvorgang für einen Affekt oder besser gesagt für einen eigentümlichen Gefühlsverlauf erklärt hat. Denn einerseits ist damit eine neue Grundansicht vom ganzen Seelenleben getreten, die emotionale, d. h. dieses ist nun in seinem Gesamtcharakter nicht mehr Wille, sondern Gefühl; und ferner verwandelt sich nun Wundts Ansicht von Wille und Gefühl in einen Zirkel, einen Kreislauf in bloßen Worten, denn die Gefühle werden erklärt als die „Reaktion" der Apperzeption auf die Vorstellungen, und die Apperzeption selbst ist wieder „Wille" und dieser ist ein Affekt, d. h. ein Gefühl. Einen ähnlichen Doppelbegriff wie in seiner ursprünglichen Willensansicht hat Wundt in seiner Ansicht von der Zahl der Gefühle. Die Gefühle entfalten sich nämlich nach drei Richtungen, sie sind entweder Lust-Unlust oder Spannung-Lösung oder Erregung-Hemmung. Nun sollen diese drei Begriffe einerseits Grundrichtungen darstellen, in denen sich die Gefühle entfalten, andererseits soll jeder dieser Begriffe wieder ein einzelnes Gefühl angeben, — auch hierüber hat sich Wundt nie mit genügender Klarheit ausgesprochen.

Eine recht kritische Aufnahme fanden auch die rein philosophischen Ansichten Wundts; vor allem tadelte man, daß seine Stellung zu Kants Philosophie, die doch im ganzen eine Loslösung von dieser in unserer Zeit fast übermächtigen Autorität sein wollte, auf halbem Wege stehen geblieben war. Denn obgleich Wundt mit Recht die Grundbegriffe der Kantischen Philosophie, insbesondere die Annahme reiner Erkenntnisformen, die ursprünglich (a priori) in uns liegen, und die wichtige Lehre Kants von den „Antinomien", d. h. von den notwendigen inneren Widersprüchen, in welche sich alles die Erfahrung überschreitende Denken verwickeln sollte, einer vortrefflichen Kritik unterzog, so blieb doch der Weg, auf dem er sich selbst wieder den Zugang zu den Weltanschauungsfragen erschloß, im großen und ganzen der Kantische. Wundt

trennte nämlich wieder von der Verstandeserkenntnis — genau wie bei Kant — eine besondere Vernunftserkenntnis, mit Hilfe deren wir sogenannte „Ideen" aufstellen, in denen unsere Weltanschauung gipfelt. So bildet unsere Vernunft die Idee der Unendlichkeit des Universums in Raum und Zeit, die Idee der individuellen Seele, deren Wesen nach Wundt reine Tätigkeit oder „reine Aktualität" ist, ferner die Idee der geistigen Gesamtheit und ihrer Vereinigung durch ein Ideal der Humanität und endlich Ideen über den letzten Grund alles Wirklichen, das nach Wundt ein System von „Willenseinheiten" ist, an dessen Spitze Gott als der Weltwille steht. Dieses ganze Verfahren von Wundt, eine Trennung herbeizuführen zwischen den Begriffen des Verstandes und den Ideen der Vernunft, ist nichts anderes als eine Herübernahme des alten Kantischen Schematismus von Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, der bei Kant aus einer ganz unhaltbaren Lehre von dem verschiedenen Seelenvermögen stammte, und das ganze Schema ist nicht zu vereinigen mit der Methode, die Wundt selbst für die einzig richtige in der Metaphysik erklärt hat. Diese soll nämlich darin bestehen, daß die Metaphysik genau so verfährt wie alle anderen Wissenschaften, indem sie unsere erfahrungsmäßigen tatsächlichen Erkenntnisse nach dem Prinzip von Grund und Folge verknüpft, d. h. wir suchen alle unsere tatsächlichen Erkenntnisse als Wirkungen von Ursachen aufzufassen, und jede aus ihnen abgeleitete Behauptung betrachten wir wieder als einen Grund, aus dem wir durch Folgerungen andere Erkenntnisse ableiten können. So müßte nun auch die ganze Metaphysik als die Lehre von den höchsten Fragen unserer Weltanschauung aus den Erfahrungstatsachen, d. h. aus den letzten Ergebnissen der empirischen Wissenschaften, immer die wahrscheinlichsten Folgerungen abzuleiten suchen. Es ist aber nicht einzusehen, warum diese gerade als ein System von Vernunftideen nach dem Schema der alten rationalistischen Metaphysik auftreten sollen. Hier hätte Wundt in der konsequenten Verfolgung seiner Grundgedanken vor allem versuchen müssen, von der Bearbeitung der Erfahrungstatsachen aus auch eine neue Form der Metaphysik zu finden, d. h. die letzten Folgerungen so aufzustellen, wie sie die Erfahrungstatsachen ergeben, nicht aber die Ergebnisse unserer gesamten gegenwärtigen Einzelwissenschaften in das alte Schema der rationalistischen Metaphysik hineinzuzwängen. Dann würden voraussichtlich manche der alten metaphysischen Ideen ganz vom Schauplatz verschwunden sein, weil sich zeigen ließe, daß keine empirische Erkenntnis Veranlassung gibt, sie aufzustellen, z. B. die Idee eines individuellen Weltgrundes. Daß Wundt wirklich auf dem Wege zu einer neuen Metaphysik war, zeigt sich eben darin, daß er in der Tat auch einige neue Forderungen für unsere Weltanschauung aufgestellt hat, wie die Idee der geistigen Gesamtheit und das Ideal der Humanität, d. h. den Gedanken, daß die ganze Menschheit in unendlichem Fortschritt dazu gelangen wird, sich unter einen menschlichen Gesamtwillen zu beugen, der „über alle beschränkteren Willenssphären hinausreichend, alle Menschen in der bewußten Vollbringung bestimmter Willenszwecke vereinigt". Hier stellt Wundt den wichtigen Gedanken auf, daß die ganze Entwicklung der Menschheit dem Ideal der Humanität zustrebt, und daß dieses Ideal daher zugleich eine letzte und höchste Richtschnur unseres Handelns sein muß. Sollten

sich nicht aus der Verwertung der allgemeinen Ergebnisse unserer gesamten modernen Wissenschaften noch andere Ideen aufstellen lassen, die ebenfalls nicht in dem alten rationalistischen Schema der Metaphysik vorgesehen sind? Es ist immer ein Fehler, neue Erkenntnisse in alte Formen zu gießen, und die Menge der positiven neuen Erkenntnisse, die unsere gegenwärtige Wissenschaft gewonnen hat, ist so groß, daß sie die begrifflichen Formen der alten Metaphysik notwendig sprengen muß. Das Einzwängen dieser Erkenntnisse in alte Schemata hätte Wundt den Kantianern überlassen sollen.

Schon in der Stellung Wundts zu den Weltanschauungsfragen zeigt sich, daß selbst diese gestaltungsfähige und produktive wissenschaftliche Persönlichkeit an manchen Aufgaben der gegenwärtigen Philosophie ihre Grenze findet. Noch mehr tritt das hervor in der Stellung, die Wundt zu einigen erst in den letzten Jahren neugeschaffenen Gebieten der psychologischen Spezialforschung eingenommen hat. Neben der allgemeinen Psychologie entsteht jetzt eine sich immer mehr in Einzelprobleme vertiefende spezielle Psychologie, die sich mit Problemen beschäftigt, wie den individuellen Differenzen der Menschen, insbesondere den Begabungsdifferenzen, mit den zahlreichen Fragen der geistigen Entwicklung des Kindes, mit krankhaften Veränderungen des Seelenlebens, mit juristisch psychologischen Fragen und dergleichen mehr. Dieses ganze Gebiet von Fragen hat Professor W. Stern in Breslau zuerst unter dem Namen der „angewandten Psychologie" zusammengefaßt. Zu dieser neuen Forschung hat Wundt keine rechte Stellung gewinnen können. Zunächst richtete er gegen die Möglichkeit einer experimentellen Kinderpsychologie genau in derselben Weise allerhand unzutreffende „theoretische" Bedenken, wie sie seinerzeit von *seinen* Gegnern gegen die Möglichkeit des psychologischen Experiments überhaupt gerichtet worden waren. Die Kinderpsychologie ist ebenso rasch über diese Bedenken Wundts mit der Tat hinweggeschritten wie seinerzeit Wundt selbst über die Bedenken seiner Gegner. Und gegen das ganze Unternehmen dieser angewandten Psychologie glaubte Wundt den ursprünglichen Charakter der „reinen Psychologie" aufrecht erhalten zu müssen. Genau so wie seinerzeit die Bedenken seiner Gegner hauptsächlich daher rührten, daß sie sich selbst nicht mit experimenteller Psychologie beschäftigten, so ist Wundts gegenwärtige Stellung zur „angewandten Psychologie" wohl nur dadurch zu erklären, daß er diese Bewegung nicht mehr recht mitgemacht hat. Dadurch erklärt sich wohl ferner auch, daß er den Begriff der „angewandten Psychologie" nicht richtig aufgefaßt hat. Ich halte diese Benennung „angewandte Psychologie" für eine irreführende, und Wundt hat sich dabei durch den Namen dieser neuen Forschung irreführen lassen, indem er glaubte, es komme in diesem Zweige der Psychologie wirklich auf eine *Anwendung* psychologischer Lehren, auf *praktische* Zwecke und Ziele an. Allein damit wird die Aufgabe dieser neuen Zweige der Psychologie vollständig verkannt. Es ist ja allerdings richtig, daß wenn hier und da Juristen oder Irrenärzte oder Pädagogen einzelne Untersuchungen in diesem Gebiete gemacht haben, sie dabei *zugleich* Material zur Beantwortung der einen oder anderen praktischen Frage zu gewinnen suchten. Allein das sind dann Beteiligungen von Praktikern an unserer Wissenschaft, die den Psychologen

gar nichts angehen und die mit den Interessen des Psychologen nichts zu tun haben. Für uns, für die Psychologen und Philosophen, liegt die Bedeutung dieser neuen Forschungszweige ausschließlich darin, daß sie unsere eigentliche psychologische Spezialforschung darstellen, daß wir die psychologische Spezialforschung in der letzten Zeit auf große Gebiete konkreter Erscheinungen ausgedehnt haben, aus denen wir neue Erkenntnisse für die allgemeine Psychologie zu gewinnen suchen. Es würde für die allgemeine Psychologie und für die sogenannte angewandte Psychologie gleich verhängnisvoll sein, wenn man sich diese neue Forschung in dem Sinne von Wundt als eine bloße „Anwendung" psychologischer Lehren oder psychologischer Methoden auf praktische Fragen vorstellte. Denn der allgemeinen Psychologie würde man ihr wichtigstes empirisches Forschungsgebiet nehmen, das allein imstande ist, die bisherige einseitige Laboratoriumspsychologie zu überwinden und uns mit den komplizierten Erscheinungen des Seelenlebens bekannt zu machen, und die für unsere Erkenntnis des Seelenlebens so fruchtbare spezielle Psychologie würde man in eine geistlose und schablonenhafte Anwendung schon feststehender Lehren verwandeln; eine Anwendung von feststehenden Lehren gibt es für mich in der Wissenschaft überhaupt nicht, sondern immer nur eine kritische Prüfung allgemeiner Erkenntnisse an neuen empirischen Einzeltatsachen. Vielleicht ist es eine Folge dieser unrichtigen Auffassung Wundts von unserer neuen psychologischen Spezialforschung, daß das Leipziger Institut sich fortgesetzt gegen eine Fülle der wichtigsten neueren psychologischen Probleme verschließt und mit Einseitigkeit bei der Weiterführung alter Aufgaben und traditioneller Problemstellungen stehen geblieben ist, die manchmal nur noch durch die Vermehrung der technischen Einrichtungen und die Variation der Apparate weitergeführt werden.

Endlich hat Wundt für eine besonders aufstrebende Wissenschaft der Gegenwart nie rechtes Verständnis gezeigt, für die Pädagogik. Sowohl im akademischen Leben in Leipzig wie in seinen Veröffentlichungen hat er wiederholt seine Geringschätzung gegenüber der Pädagogik und den Pädagogen ausgesprochen, und zwar in einer Form, die wiederum nur dadurch zu erklären ist, daß Wundt die Pädagogik nicht kennt.

Alle diese Bemerkungen möchte ich durchaus nicht als einen gegen Wundt gerichteten Tadel aufgefaßt wissen. Man tadelt einen überaus vielseitigen Forscher und Lehrer nicht damit, daß man zeigt, wie auch er nicht allseitig ist; vielmehr tritt durch diese Andeutungen über die Lücken der Arbeit Wundts nur hervor, wie müberseh bar groß und reich unsere gegenwärtige wissenschaftliche Arbeit in der Philosophie und in ihren Grenzgebieten geworden ist. Beide, die Bedeutung der Wissenschaft und der an ihr teilnehmenden Persönlichkeit, scheinen mir durch solche Betrachtungen zu gewinnen; denn das Große erscheint erst groß, wenn es auch an einem relativ großen Maßstab gemessen wird, wie ein großes Bauwerk erst durch benachbarte, ihm relativ ebenbürtige Bauten für uns zum vollen Bewußtsein seiner Dimensionen gebracht wird, nicht durch zwerghafte Hütten, die neben ihm gar nicht mehr ins Auge fallen.

Eine neue Shakespeare-Biographie[1].

Von

Charlotte Lady Blennerhassett.

„Shakespeare und kein Ende" ist eine Mahnung zur Vorsicht und dennoch keine den Forschern gezogene Schranke, wenn es gelingt, neue Gesichtspunkte zur Kenntnis seiner Lebensläufe zu gewinnen. Ein solcher Versuch scheint dem Verfasser dieser kürzlich erschienenen Studie geglückt, und zwar zunächst in bezug auf Shakespeares Verbindung mit der Theaterwelt in London und seine Beziehungen zur Heimat. Bis jetzt herrschte unter seinen Biographen eine überwiegend einstimmige Ansicht darüber, daß seine 1582 geschlossene Ehe mit „Anne Hathwey of Shottery" unglücklich und der Hauptgrund gewesen sei, der ihn veranlaßt habe, von da an Stratford so viel als möglich zu meiden. Sein neuester Biograph dagegen sagt: „Ob seine Ehe unglücklich war oder nicht, ist eine Frage für sich. Dagegen wird sich zeigen, daß er, weit entfernt, in künftigen Jahren Stratford zu meiden, im Gegenteil alle freie Zeit dort zubrachte, die ihm seine Verpflichtungen gegen das Theater ließ, und daß er stets allen Nachdruck darauf gelegt hat, als Einwohner von Stratford bekannt zu bleiben."

Die Beweisführung für diese Auffassung kann hier nur im wesentlichen wiedergegeben werden. Zuerst seien die feststehenden Daten aus des Dichters Leben kurz in Erinnerung gebracht.

Der Tag seiner Geburt ist bekanntlich nicht festgestellt; am 26. April 1564 aber wurde er, laut Eintragung im heute noch allen Besuchern zur Einsicht vorliegenden Pfarregister der Kirche, in der er begraben liegt, getauft. Und so ist es immerhin gestattet, als wahrscheinlich vorauszusetzen, daß sein Todestag (23. April) mit dem seiner Geburt zusammenfällt. Er war achtzehn Jahre alt, als er im November 1582 heiratete; im darauf folgenden Jahre wurde ihm sein erstes Kind, eine Tochter, anfangs 1584 das Zwillingspaar Hamnet und Judith geboren. Im Jahre 1587 gab er die Einwilligung zum Verzicht auf sein mütterliches Erbe, das er jedoch später auf gesetzlichem Wege wieder beanspruchte. Nach dem Bericht des Nicolas Rowe von 1709 fällt in diese Zeit vor 1587 die harte und wiederholte Bestrafung des jungen Shakespeare wegen Wilddieberei auf den Jagdgründen des Sir Thomas Lucy. Jahre später rächte sich der Dichter dadurch, daß er in den „Lustigen Weibern von Windsor" den Sir Thomas in der Person des Justice Shallow karikierte, dessen Wappen, „ein Dutzend weißer Läuse", auf das der Lucy,

[1] Darrell Figgis, Shakespeare a Study. London, J. M. Dent and Sons. 1911.

drei Hechte (altenglisch „luces") auf silbernem Feld, anspielt, und dem es auch sonst nicht an Zügen der Ähnlichkeit mit dem gestrengen Jagdherrn gefehlt haben mag, über die sich seine Nachbarn in Stratford sicherlich nicht täuschten.

Rowes Erzählung schließt mit dem von allen Biographen Shakespeares übernommenen Satz, die von Sir Thomas über ihn verhängten Strafen „hätten ihn endlich zu seinem größten Vorteil dazu veranlaßt, aus der Heimat zu fliehen".

Auch Darrell Figgis läßt den Grund gelten, mit der Einschränkung jedoch, daß der für Weib und drei Kinder verantwortliche nicht Fünfundzwanzigjährige sich 1587 in äußerster Not befand. Dasselbe Schicksal hatte seinen Vater getroffen. Dieser, John Shakespeare, „merry-cheeked old man", heißt es von ihm, besaß, zunächst dank seiner Heirat mit einer vermögenden Frau und der eigenen Strebsamkeit, ein einträgliches Geschäft in Stratford, wo er 1556 zwei Häuser erwarb und von da an Vertrauensämter im Dienste seiner Mitbürger erhielt. Das erste derselben bestand in der angenehmen Verpflichtung, das für sie gebraute Bier zu kosten, das letzte 1568 ihm als Alderman verliehene Amt war das eines Bailiffs der Stadt. Von da an ging es, wenn auch langsam, abwärts mit ihm. Er mußte bereits 1578 das Gut seiner Frau mit einer Hypothek belasten und verfiel dem Drängen seiner Gläubiger, von denen einer 1586 nichts mehr vorfand, um sich schadlos zu halten. Wegen langen Nichterscheinens bei den Ratssitzungen ging John Shakespeare auch der Würde eines Alderman verlustig. Seinem Sohne, dem „good honest fellow", wie er ihn genannt und mit dem er gern Kurzweil und Scherz getrieben haben soll[1]), konnte er nicht mehr helfen, und während der nächsten zehn Jahre verschwindet William Shakespeares Spur aus Stratford.

Figgis hält sich für berechtigt, die unter anderen von Sir Sidney Lee angenommenen Voraussetzungen über des Dichters erste Erlebnisse in London als Fabeln zu verwerfen. Kein Schatten des Beweises sei dafür erbracht, daß dieser 1586 mit einem Mitbürger aus Stratford „wahrscheinlich", wie gesagt ist, zusammengelebt und dann der Truppe des „Theater" oder der „Curtain" sich angeschlossen habe. Er bietet eine neue, aus Tatsachen sich ergebende Erklärung.

Im Herbst 1587, also zu dem Zeitpunkt, da Shakespeare und die Seinen in bittere Not geraten waren, kam eine Truppe wandernder Schauspieler nach Stratford. Sie stand unter dem Patronat des Earl of Leicester, der bereits im folgenden Jahre starb, worauf der Schauspieler Edward Alleyn zur Truppe überging und ihr die Gönnerschaft Stanleys, Lord Strange gewann, der 1592 Earl of Derby wurde.

Dieser Truppe hätte Shakespeare, und zwar zunächst in dienender Eigenschaft, „that of prompters attendant", so berichten, der Überlieferung folgend, Rowe und Malone, sich angeschlossen und die Pferde der Besucher gewartet, die im Hof einer Gastwirtschaft den Vorstellungen beiwohnten.

[1]) Sir Sidney Lee, Life etc. 6th edition. p. VIII. M. S. Maldon.

Anfang 1592 änderte sich das Bild. Ein gewisser Philipp Henslowe hatte den Bau eines „The Rose" genannten Theaters in Southwark vollendet; Alleyn wurde Direktor desselben und heiratete Henslowes Erbin, während dieser die finanzielle Leitung des Unternehmens in der Hand behielt. Mittlerweile war James Burbage, der seit 1587 die unter dem Protektorat der Königin Elisabeth stehende Truppe des „Theater" leitete, in Schwierigkeiten und Prozesse verwickelt worden, die 1591 zur Auflösung der Gesellschaft führten. Unter den Mitgliedern derselben, die jetzt zu Alleyn übertraten, waren Richard Burbage, Will Kempe, John Hennings, Augustine Phillips und Thomas Pope, deren Namen in Shakespeares Leben wiederkehren. Sie brachten ein Repertoire von Stücken, die von Greene, Marlowe, Kyd usw. zum Teil selbständig, zum Teil gemeinsam verfaßt worden waren. Unter diesen Stücken befand sich „Heinrich VI.", das Werk von Marlowe und Greene, wahrscheinlich auch von Kyd oder Peele. Shakespeare, der anfänglich in der Nähe der Taverne in Gracechurch Street, in deren Hof gespielt wurde, gelebt und jetzt nach Southwark, in die Nähe der dort wohnenden Alleyn und Henslowe und ihres neuen Theaters gezogen zu sein scheint, wurde von Alleyn mit der Umarbeitung oder Ergänzung des „Heinrich VI." betraut. Das konnte nur geschehen, sagt Figgis, wenn Alleyn bereits die geistige Überlegenheit des jungen Genossen erkannt hatte, dem er eine solche Verantwortung auf die Schultern legte. „Verlorene Liebesmüh", Shakespeares erstes eigenes Stück, war bereits geschrieben, nicht aber, so viel bekannt, vor 1598 aufgeführt worden. Ebensowenig läßt sich nachweisen, daß Alleyn diese jugendliche Satire auf falschen Idealismus und zugunsten der Wirklichkeit schon damals gekannt habe. Nach dem Erscheinen von „Heinrich VI." jedoch gewinnt der Forscher festen Boden. Nash spricht vom Erfolg des Stückes, Greene warnt ihn, Marlowe und Peele vor den „in ihren Farben ausgeführten Possen"; gehässig und verächtlich spricht er von der „mit unseren Federn geschmückten, emporgekommenen Krähe, die mit ihrem in eines Schauspielers Fell gehüllten Tigerherzen prahlt, als könne auch sie, wie die besten von uns, einen Blankvers bombastisch hinaussprudeln", worauf die berühmte Stelle über „den absoluten ‚Johannes factotum', der sich einbilde, der einzige Shakescene im Lande zu sein". Dem Ärger des von einem Neuling geschulmeisterten Dramatikers über „grobe Pferdeknechte", „vorgebliche Gentlemen", „solche Bauern" verdankt die Nachwelt ihre erste authentische Kunde über Shakespeare in London[1]). Diesem Einzug des Bühnenerschütterers in die Literatur hat es an Großartigkeit wahrlich nicht gefehlt.

Schon damals (1592) hatte er die persönliche Gönnerschaft des Earl of Southampton gewonnen. Im Vorwort des ihm gewidmeten Gedichtes „Venus und Adonis", das 1593 erschien, spricht der Dichter „von seinem Entschluß, ihm alle Mußestunden bis zur Vollendung eines seiner würdigen Werkes zu weihen". Am 1. Juni desselben Jahres starb Marlowe, im darauf folgenden Jahre erschien der „Raub der Lucretia". An Mußestunden

[1]) Green, Groatsworth of Wit bought with a Million of Repentance.

fehlte es ihrem Dichter nicht. Die Pest war in London ausgebrochen und hatte die Schauspielertruppe im Juni zum ersten Male gezwungen, ihre Vorstellungen auf der Bühne des Theaters der „Rose" zu unterbrechen. Sie zog in die Provinz, spielte zu Bristol und anderswo, während sowohl Shakespeare als Richard Burbage in London zurückblieben.

Letzterer war ein Sohn des James Burbage, der jetzt, nach dem am 16. April 1594 erfolgten Tode des Earl of Derby, seine früheren Beziehungen zum Lord Chamberlain, dem ersten Lord Hunsdon, wieder anknüpfte, während Alleyn seine Truppe als unter dem Protektorat seines persönlichen Gönners, des „Lord Admiral" stehend, bezeichnete und am 14. Mai 1594 im Theater der „Rose" wieder auftreten ließ.

Mit Shakespeares jedenfalls nur geringer Beteiligung an dem Stück wurde „Titus Andronicus", nicht aber wurden seine eigenen Werke „Verlorene Liebesmüh" und die beiden „Edelleute von Verona" gegeben, obwohl beide schon damals entstanden sein mußten.

Im Oktober eröffnete die unter Leitung von Burbage und Shakespeare unter dem Protektorat des Lordkämmerers stehende Truppe das alte „Theater" wieder, das James Burbage 1576 gebaut und, wie bereits gesagt, finanzieller Schwierigkeiten wegen 1591 aufgegeben hatte. Die Burbages, die mit Schulden begonnen, deren Lage sich aber gebessert hatte, waren dennoch nicht plötzlich reich geworden; wenige Jahre später besaß Shakespeare so viel wie nichts. Wie kam es, daß er jetzt mit an der Spitze des berühmtesten Theaters in London stand? Figgis sucht die Erklärung des Vorganges bei Sir William d'Avenant, der stolz auf das Gerücht war, das ihn Shakespeares leiblichen Sohn nannte. D'Avenant war es, dem Rowe die Mitteilung verdankte, „zu einer Zeit habe Lord Southampton ihm — Shakespeare — tausend Pfund gegeben, um ihm einen Kauf zu ermöglichen, den er damals im Sinne hatte". „Das war", fügte er hinzu, „eine große und allzeit seltene Freigebigkeit," eine Bemerkung, die um so mehr zutrifft, als tausend Pfund Geldes unter Elisabeth nach heutigem Wert 8000 bis 10 000 Pfund Sterling repräsentieren. In der Widmung, die der Dichter dem „Rape of Lucrece" voransetzte, spricht er 1594 von „der Gewähr", die er durch seines Gönners „ehrenvolle Anordnung" habe. Zu eben diesem Zeitpunkte wurde das „Theater" wieder eröffnet, und die Burbages, ihrer eigenen Erkärung nach, beteiligten sich mit zweitausend Pfund an dem Unternehmen, worauf der alte James sein Vermögen den Söhnen übertrug, wahrscheinlich um leichter aus den noch in Gang befindlichen Rechtsstreitigkeiten herauszukommen. Wenn Shakespeare in der Lage war, seinerseits tausend Pfund zur Verfügung zu stellen, so wurde er Teilhaber des Unternehmens und wird in diesem Jahre 1594 zum ersten Male mit Richard Burbage und Will Kempe unter den Schauspielern genannt, die vor dem Hof spielten. Vermutlich gaben sie auch die dem römischen Vorbild nachgedichtete, fast ans Possenhafte streifende „Komödie der Irrungen", da diese am gleichen Tage auf einem anderen Theater über die Bühne ging. Figgis hält es für unzweifelhaft, daß das dämonische, von Marlowes Geist beeinflußte Königsdrama „Richard III." unmittelbar auf „Henry VI." folgte. Shakespeare, der einzige

Dramatiker des „Theater", das die Zahl von jährlich vier Stücken nicht überschritten zu haben scheint, lieferte bis zu seinem dreißigsten Jahre dem Repertoire die beiden Königsdramen, den „Titus Andronicus", und die „Komödie der Irrungen". Dagegen ist er nicht mehr unter den Schauspielern genannt, die 1595 und 1596 in Gegenwart der Königin spielten.

Die Gründe, die Figgis veranlassen, ihn jetzt in Stratford zu suchen, sind im wesentlichen die folgenden: „König Heinrich IV." ist sicher vor 1599, wahrscheinlich bereits 1596 oder 1597 entstanden, andere Stücke aus dieser Periode, wie „Der Widerspenstigen Zähmung" enthalten ganz ebenso wie „Heinrich IV." Namen und Anspielungen, die in Stratford und Warwickshire geläufig sind oder verstanden wurden.

Im Jahre 1595 wurde nach wie vor Shakespeares Vater noch von Gläubigern bedrängt, deren einer ihn und zwei andere Schuldner wegen fünf Pfund vor Gericht belangte. Das geschah am 9. März; kurz darauf verschwindet sein Name aus den Akten und nur die seiner beiden Leidensgefährten bleiben. Er als der einzig hierzu Berechtigte ist es, der 1596 im Einverständnis mit den Seinen das Gesuch um Gewährung eines Wappens einreicht, und zwar im Hinblick darauf, daß seine Voreltern dem König Heinrich VII. treu gedient und seither in ihrer Grafschaft guten Ruf und Ansehen genossen. Am 11. August desselben Jahres wurde William Shakespeares einziger Sohn Hamnet in der Pfarrkirche von Stratford begraben. Am 4. Mai 1597 kaufte er New Place, das größte Haus im Städtchen mit zwei Scheunen um den Preis von sechzig Pfund. Von da an vergrößerte er alljährlich seinen Besitz um den Betrag von etwa siebzig Pfund, bezog jedoch das neue Heim erst vierzehn Jahre später. Als 1599 das Heroldamt das Wappen mit dem Zusatz bewilligte, das sei ja schon zur Zeit geschehen, wo Shakespeare der Vater Bailiff gewesen, reichten die Shakespeares ein weiteres Gesuch ein, das Wappen der Arden, das der Mutter also, die noch kurz vorher von ihres Vaters Schäfer vierzig Schillinge hatte borgen müssen, mit dem ihrigen quartrieren zu dürfen, was jedoch nicht geschah.

Im Jahre 1597 herrschte Hungersnot im Lande; nur zwei Bürger von Stratford besaßen Kornvorräte; einer der beiden war William Shakespeare, der von einem gewissen Quiney, dem künftigen Schwiegervater der eigenen Tochter, um ein Darlehen von dreißig Pfund, von einem andern Stratforder um Vorschüsse an die Stadt, die wegen der Hungersnot kein Geld habe, angegangen wurde usw. Er selbst, „our loving Countryman", wie die Bittsteller ihn nannten, zeichnete später nie anders als „William Shakespeare of Stratford, Gentleman". Die bittere, in früher Jugend erduldete Not hatte ihn den Wert des Geldes gelehrt.

Da die Theater in London kreisförmig gebaut und ohne Dach waren, pflegte jede Vorstellung durch eine auf der Flaggenstange über dem Bühnengerüst aufgezogene Fahne bekannt gegeben zu werden. Unter solchen Umständen konnte bei schlechtem Wetter und während eines Teiles wenigstens des Winters nicht gespielt werden. Folglich gewann Shakespeare hinreichend Zeit zu Reisen nach Stratford und Aufenthalten daselbst.

Dafür, daß er auch in London seit 1597 seinen Wohnort gewechselt und

von nun an in Cripplegate, im Hause des französischen Bürgers und Friseurs Christopher Mountjoy gewohnt habe, ist ein eigentümliches Zeugnis erbracht. Mountjoys Schwiegersohn Bellott stellte 1612 Klage gegen seinen Schwiegervater wegen nicht gehaltener Verbindlichkeiten und berief sich dabei u. a. auf das Zeugnis des ihm „seit ungefähr zehn Jahren bekannten William Shakespeare gent.", und zwar für die Zeit, da er, Bellott, in Mountjoys Diensten gewesen, was bis 1598, wenn nicht 1597, zurückführt. Die Wohnungen Ben Jonsons und anderer Literaten und Dramatiker, unter ihnen die beiden späteren Herausgeber des ersten Folio, dann ihr Stelldichein, die Mermaid-Taverne, endlich das „Theater" selbst lagen nahe bei Silver Street, Cripplegate. Das tückische Schicksal wollte es jedoch, daß der Grundherr des „Theater", ein gewisser Giles Allen, sich seit Frühjahr 1597 weigerte, den Burbages die fällig gewordene Pacht zu erneuern und diese infolgedessen das „Theater" Ende Juli schlossen und im nahebei gelegenen Theater der „Curtain" die Saison mit „Romeo und Julie" eröffneten. Bald darauf starb James Burbage. Nach längeren Verhandlungen, deren Einzelheiten bei Figgis zu finden, kam es noch einmal zu einer Trennung unter den Schauspielern. Burbages Sohn Cuthbert war der nominelle, nicht der alleinige Besitzer des „Theater", sein Bruder Richard erbte das vom Vater kurz vorher neugebaute Schauspielhaus Blackfriars. Schließlich sollten die beiden Brüder die Hälfte der ganzen Einnahmen erhalten, die andere Hälfte wurde fünf Teilhabern, worunter Shakespeare, zugesprochen.

Drei Tage nach Abschluß dieses Vertrags, am 28. Dezember 1598, begannen diese mit Niederlegung des „Theater", dessen Material zum Bau eines auf dem Grund und Boden des Sir Nicholas Brend in Southwark, zwischen Maiden Lane und Bankside, zu errichtenden neuen Hauses diente.

Dieses Haus war der „Globe" berühmten Andenkens, und es begann die gemeiniglich als „dritte" bezeichnete Periode in des Dichters Leben, von dem Francis Meres in seiner Sammlung von Sinnsprüchen, „Palladis Tamia", 1597 schrieb, „die Musen, wenn sie englisch sprechen könnten, würden in den schön gefeilten Sätzen des Shakespeare reden, dessen Vortrefflichkeit in beiden Arten für die Bühne mit den „Edelleuten von Verona", der „Komödie der Irrungen", „Verlorenen Liebesmüh", „Gewonnenen Liebesmüh", dem „Sommernachtstraum" und „Kaufmann von Venedig" für die Komödie, „Richard II.", „Richard III.", „Heinrich IV.", „König Johann", „Titus Andronicus" und „Romeo und Julie" für die Tragödie erwiesen sei, wozu noch die Gedichte „Venus und Adonis", „Lucretia" und „gezuckerte, unter seinen Privatfreunden zirkulierende Sonette" Erwähnung finden."

Auch das verdient hervorgehoben zu werden, daß die in der Nähe des „Globe" befindlichen Tennis-courts ein besseres Publikum anzogen, für das jetzt Shakespeare „Wie es Euch gefällt" vorbereitete, während sein Anteil an den Erträgnissen des neuen Theaters mit Ausschluß seiner Remunerationen als Schauspieler und Dramatiker, auf jährlich £ 300 unseres Geldes geschätzt worden sind. Wenn auch die Schätzung anscheinend übertrieben ist so blieb immerhin genug, um in Stratford als wohlhabender Mann aufzutreten. Shakespeare war es jetzt, der zwischen 1600 und 1610 wiederholt dor

von seinen Gläubigern Zahlung forderte, nachdem sein Vater 1601 gestorben und er auch dessen Haus in Henley Street geerbt hatte.

In rascher Folge entstanden: „Viel Lärm um Nichts", „Wie es Euch gefällt", „Der Sommernachtstraum". Der Übergang zur Ära der großen Tragödien war mit „Romeo und Julie" vollzogen. Da entbrannte der durch Ben Jonson veranlaßte „Theaterkrieg".

Seit Shakespeare 1598 die Annahme von dessen Stück „Every Man in his Humour" durchgesetzt hatte, war Jonson seiner Theatergesellschaft treu geblieben; er verließ sie, nachdem ein anderer Dramatiker, John Marston, ihn auf der Bühne verspottet hatte. Ben Jonson antwortete mit „Every Man out of His Humour" und ging zur Truppe von Blackfriars über. Dort agierte eine Gesellschaft von Kinderspielern — Children's players —, die der Königin Gunst gewann und das Publikum herüberzog, so daß der „Globe" geschlossen werden und seine Gesellschaft sich auf die Wanderschaft begeben mußte, zunächst auf die Universitäten. Im Hamlet ist eine Anspielung auf den Vorgang in des Prinzen Unterhaltung mit den in Elsinor eingetroffenen Schauspielern, die über die jetzt in Mode gekommenen Kinder spotten. Der Gesinnungswechsel Elisabeths hatte einen tieferen Grund. Die Verschwörung des Grafen Essex, die den Earl of Southampton, Shakespeares Gönner, mitverdächtigte, war ausgebrochen. In den ersten Vorstellungen sowie in den zwei ersten, 1597 veröffentlichten Ausgaben von „Richard II." blieb die Absetzungsszene ausgeschaltet. Jetzt klagte die Königin, „die Tragödie sei vierzig Mal in öffentlichen Straßen und Häusern" mit Einschluß dieser Szene gespielt worden: „Ich bin Richard II., wißt Ihr es etwa nicht?" soll sie geäußert haben. Erst 1603, nach ihrem Tode und der Thronbesteigung Jakobs I., eines Förderers der dramatischen Kunst gegen die Angriffe der schottischen Kirk, kamen Southampton sowohl als Shakespeares Truppe wieder zu Gnaden; sie wurde die des Königs im Globe, was zur weiteren Folge hatte, daß ihre Mitglieder Gehalt und offizielle Stellung im königlichen Haushalt als Grooms of the Chamberlain erhielten. In dieser Eigenschaft spielten sie in Somerset House bei Gelegenheit der Friedensmission des spanischen Gesandten. Einige Jahre später, 1608, kam ein Übereinkommen finanzieller Natur zwischen den beiden Theatern von Blackfriars und dem des Globe zustande. Der Genius Shakespeares schwang sich auf die Höhe, auf der schon „Hamlet" stand und gab ihm die tragisch furchtbaren, unsterblichen Gefährten, Othello, Lear, Macbeth, bis in der ruhigen Verklärung der Abendsonne „Das Wintermärchen", „Cymbelin", „Der Sturm", das größte, von einem Menschen geschaffene Werk abschlossen und Prospero seinen Zauberstab begrub, in voller Schaffenskraft, ohne jegliches Zeichen der Ermüdung und dennoch im Bewußtsein einer verkündeten Botschaft. Vor 1611 residierte Shakespeare in New Place. Im Jahr 1608 war seine Mutter gestorben, 1609 heiratete seine älteste Tochter Susanna den Arzt John Hall. Im Jahr 1613, während der Festlichkeiten zur Feier der Vermählung von Prinzessin Elisabeth, wurden vor versammeltem Hof „Viel Lärm um Nichts", „Der Sturm", „Das Wintermärchen", „Sir John Falstaff" (wahrscheinlich „Die lustigen Weiber von Windsor"), „Othello", „Julius Cäsar", „Hotspur"

(wahrscheinlich „Heinrich IV.") gegeben. Im selben Jahr, 1613, kaufte Shakespeare unter Aufnahme einer Hypothek ein Haus mit Hof zu London, in der Nähe des Theaters von Blackfriars. Die Pest raste während seiner letzten Lebensjahre wieder so schlimm in der Hauptstadt, daß die Theater wiederholt, einmal während voller siebzehn Monate, geschlossen werden mußten. Im Juni 1613 brannte das Schauspielhaus des „Globe" nieder und erstand nur langsam aus den Ruinen. Im Jahre 1616 verheiratete der Dichter seine Tochter Judith mit Thomas Quiney und schrieb sein Testament. Am 23. April starb er fast plötzlich, wie von der Überlieferung berichtet wird, nach einem heiteren Zusammensein mit Ben Jonson und Michael Drayton, „wobei sie, wie es scheint, zu fest tranken, denn Shakespeare starb an einem dadurch zugezogenen Fieber". Am 25. April legten sie ihn in Stratford Church ins nie entweihte Grab.

Figgis verwirft durchaus die hauptsächlich nach Rowe aufgestellte Behauptung, der Dichter sei, müde und vor der Zeit gealtert, an seinem Lebensabend nach Stratford zurückgekehrt. Auf gedruckte Quellen, worunter vornehmlich des Amerikaners Professor C. W. Wallace bisher nur teilweise veröffentlichten Forschungen benützt sind[1]), sich berufend, bleibt er bei der Behauptung, schon materieller Interessen wegen sei Shakespeare seit 1595 abwechselnd in der Heimat gewesen und seitdem nachweislich mit den dortigen Geschehnissen verknüpft. Es handle sich nur darum, die vorhandenen Angaben zu prüfen und richtig zu deuten.

Nach diesem auch dem Umfang nach wichtigsten Abschnitt des Buches gibt Figgis eine Erklärung der Bühne des 16. Jahrhunderts, die er in einer beigegebenen Illustration auch rekonstruiert. Sowohl durch den Text als durch dies Bild wird anschaulich, daß diese zweigeteilte Bühne, obwohl höchst einfach und innerhalb des kreisförmigen, drei Stockwerke hohen, offenen Zuschauerraums an einem Ende desselben eingebaut und mit zwei Ausgängen versehen, dennoch einen turmartigen Aufbau — den Himmel —, der über das dritte Stockwerk hinausragte, eine kleine Versenkung in der Mitte und hinter derselben eine durch den Vorhang abgeschlossene kleinere, dritte Bühne besaß. Im Hintergrund derselben konnten auf gemalter Leinwand die nötigsten Szenerien dargestellt werden. Auf dieser Bühne stand z. B. das Bett, auf dem Desdemona von Othello erstickt wurde; dort fiel Hamlet und spielte die Gerichtsszene im Kaufmann von Venedig sich ab. Es läßt sich verstehen, wie „Romeo und Julie", wie „Julius Cäsar" inszeniert waren, dessen zweiter Akt ursprünglich, wie im ersten Folio nachzuweisen, gar nicht in Szenen abgeteilt ist. Aber nicht nur mit allen Schwierigkeiten einer immerhin so mangelhaften äußern Technik, auch mit dem rohen Geschmack seines um die Bühne sich drängenden Publikums hat Shakespeare aufs genaueste gerechnet. Das Publikum verlangte Clowns, er lieferte sie ihm in Fülle und schuf, selbst im „Lear", den unsterblichen Narren; es wollte Ausbrüche wilder Leidenschaft, Bombast, Deklamationen, Mord und Totschlag, und er gab sie ihm: „Man versteht ihn nicht, solange man nicht begreift, daß er der erste gewesen wäre,

[1]) Darrell Figgis a. a. O.

vieles in seinem Werk zu verurteilen", sagt Figgis. Besonders in seinen Erstlingswerken hat Shakespeare dem schlechten Geschmack seiner Zeitgenossen gehuldigt, verschwenderisch, wie es seine Art war, und weil er in doppelter Eigenschaft als Autor und Schauspieler die Notwendigkeit eines Kompromisses mit ihnen erkannte.

Das führt den Verfasser zur Prüfung dessen, was Shakespeares Handwerk — his Craft — gewesen ist. „Ein Genius", so urteilt Coleridge über ihn, „kann nie gesetzlos vorgehen, denn es ist Bedingung des Genius, seinen eigenen Gesetzen zu folgen". Vor Coleridge hatte Dr. Johnson das Gegenteil gesagt und im Tone des 18. Jahrhunderts erklärt, daß Shakespeare zwar Szenen von zweifelloser und dauernder Vortrefflichkeit, aber vielleicht nicht ein einziges Stück geschaffen habe, das, wäre es heute geschrieben, bis zum Ende angehört würde. „Shakespeare wanted arte", ihm mangelte es an Kunst, versicherte sein Freund Ben Jonson, den Tadel über die ungebändigte Leichtigkeit seines Witzes an berühmte Worte des Lobes anschließend. Ben hielt zu den Klassikern, meinte aber doch, sie seien zwar Führer, nicht Gebieter, das Wahre stehe allen offen. Er schrieb seine Stücke zuvor in Prosa nieder und hielt nichts von schneller Arbeit; wenn er von Shakespeare berichtet, dieser habe nie eine Zeile ausgestrichen, so geschieht es mit dem Zusatz, besser wäre es gewesen, deren tausend zu streichen. Aber Shakespeare strebte nach einem künstlerischen Ideal, was nur auf unabhängigen Wegen für ihn zu erreichen war. Er mußte im Hinblick auf sein Publikum der Tragödie die Komödie beigesellen, Bitterkeit mit Heiterkeit vermischen, und dennoch die Handlung vorwärts bringen. Die Lösung des schwierigen Problems stieß anfangs auf Schwierigkeiten und versagte zuweilen ganz. Auf der Höhe des Könnens, in Hamlet, in Othello usw. triumphiert der Aufbau des Shakespeareschen Dramas. Die Unwahrscheinlichkeiten von Zeit und Raum sind durch die Wahrheit der Charaktere überwunden; die Menschen, in denen Unvergängliches lebt, die das Leben selbst symbolisch darstellen, sind die Baumeister der Tragödien, gleichviel wo sie sich abspielen, für deren Konflikte die Bühne des Globe genügte. Die vom Drama geforderte Illusion ist nicht nur aus dem Handwerk, sondern aus der Kunst des Dichters geboren.

Über das Wesen dieser Kunst, deren durchdachte Methoden Figgis an einzelnen Dramen prüft, hat er nach so vielen andern noch Schönes und Wissenswertes zu geben. Besonders interessant sind seine Ausführungen über die inneren Gründe, die den Dichter vermochten, in bestimmten Szenen und Momenten seine Personen nicht in Versen, sondern in Prosa sprechen zu lassen; alle seine unpoetisch gedachten Gestalten gebrauchen die Prosa; wenn in der Szene mit Ophelia Hamlet zur Prosa übergeht, so geschieht es unter dem Druck der brutalen Enttäuschung, die ihn veranlaßt, der treulos von ihm abgewandten Geliebten die Insulte „Ha, ha! are you honest?" ins Gesicht zu schleudern. Mit der Poesie war es vorbei: „Wahrscheinlich ist keine andere Szene in Shakespeare, in der die auserlesene Anordnung zwischen Prosa und Metrum wahrer und genauer die im Dialog zum Ausdruck kommenden inneren geistigen Vorgänge wiedergibt." Und Figgis schließt: „Es war die Shakespeare eigentümliche Entdeckung, daß die gewandte Ver-

teilung undramatischer Stoffe unter den gespanntesten dramatischen Motiven die Bewegung des Ganzen aufs höchste dadurch steigerte, daß der rasche Gang der Entwicklung aufgehalten wurde und zwar speziell im Hinblick auf die Verhältnisse der Bühne, für die er schrieb."

Wie die Kunst über der Technik — dem Handwerk —, so stand Shakespeares Gedankenwelt über seiner Kunst.

Eine geordnete Entwicklung, ein systematisches Fortschreiten dieser Gedanken läßt sich verfolgen. Von der Unreife, der direkten Brutalität der ersten Stücke durch fortgesetzte innere Weiterbildung bis zur Vollkommenheit der Verfeinerung im Vollbesitz geistiger Kraft, so daß diese ganze Gedankenwelt und ihr abgerundetes Werk von Reife durchdrungen dem Leser die Ahnung vom kommenden Ende aufdrängt, längst bevor er gehört hat, daß der Zauberer entschlossen ist, seinen Stab zu versenken.

In den Königsdramen bereits, in der Gestalt zunächst der Königin Margarethe, die nicht bloß Gemahlin Heinrichs VI., sondern, gegen alle historische Wahrheit in „Richard III." auftretend, zum Symbol des Schicksals selbst wird, und des ganzen Dramas von Shakespeare, das gleichbedeutend ist mit dem Versuch, „das Buch des Schicksals zu lesen".

„Romeo und Julie" sind noch die Opfer unglücklicher Zufälle; die späteren Dramen stehen unter dem Zeichen des Unvermeidlichen, des Fatums, vor dem kein Entrinnen, auch wenn, wie in Lear, wie in Macbeth, es im eigenen Busen sich vorbereitet. Der große, willensstarke Lear scheitert an der einen Tatsache, die er nicht in Betracht gezogen hat: seine Töchter, die Sprößlinge seines Blutes, sind willensstark wie er selbst und bäumen sich gegen ihn auf. Teilnahme für Macbeth ermöglicht der Dichter dadurch, daß er die verbrecherische Entscheidung für Dunceans feige Ermordung auf die Lady Macbeth abwälzt, die nur den einen Gedanken, Königin werden, festhält.

Nach vollbrachter Tat versagt ihre Kraft, wie das Springen einer zu straff gespannten Saite, wogegen der noch andere Ziele verfolgende Mann den Kampf mit dem Schicksal ungebrochen aufnimmt und weitermordet, bis er, zu Tode gehetzt, zusammenbricht, Macbeth ist das Opfer der eigenen Verbrechen; Hamlet, Lear, Othello scheitern nicht wie Antonius, Coriolan oder Macbeth an Lastern oder Sünden, sondern an Trieben und Veranlagungen, die, unter anderen als den gegebenen Umständen, ihnen zum Heil gereicht und Elemente des Guten geworden wären.

Das Schicksal aber ist nichts anderes als das Wirken der Gottheit, ganz ebenso wie es das Wesen der tragischen Illusion ist, Ewigkeitswerte in zeitliche Begriffe umzusetzen. In Komödien, wie etwa in „Maß für Maß", mochte am Schluß der Handlung ein Deus ex machina auftreten und seines Amtes — nicht immer glücklich — walten. In der höchsten Allegorie des Lebens, im Shakespeare-Drama, steht die Gottheit jenseits irdischer Akzente. Sie läßt es geschehen, daß Jago triumphiert und Desdemona dem Ausbruch sexueller Wut zum Opfer fällt. Und dennoch zweifeln wir keinen Augenblick, daß hier eine Gottheit waltet, daß ein Etwas von uns gefordert wird, das wir Glaube nennen, das wir nicht sehen und nicht beweisen können und unsere ganze Teilnahme nicht dem siegreichen Bösewicht, sondern dem schwachen,

unwissenden Opfer zuwendet. So in Lear, so in Hamlet, während in den abgeklärten Tagen, da „das Wintermärchen" und „Cymbelin" entstanden, Hermione und Imogen die göttlichen Mächte der Schönheit und des Erbarmens verwirklichen. Shakespeare — wie oft ist es gesagt worden — weigert sich, Schlüsse zu ziehen, er wirkt durch Kontraste. Der endliche Richterspruch wird nicht auf der Bühne verkündet. Der Dichter verzichte auf Synthesen.

Unter allen, die ihn beglückt bewundern und in seine Welt sich versenken, herrscht dennoch keine Übereinstimmung darüber, welches seiner Werke denn das größte sei? Die Frage ist müßig, müßig wie jene, ob er eine Philosophie gehabt? Und welche? Als ob ohne eine solche die höchste Kunst, die Tragödie, auch nur denkbar wäre? „Kein Mensch", schreibt Coleridge, „war jemals ein großer Dichter, ohne ein großer Philosoph zu sein". Der so dachte, war selbst ein philosophischer Dichter; was er sagt, ist eigentlich ebenso selbstverständlich, als daß auch Shakespeare mit keinem fertigen System an sein Werk herantrat; seine Philosophie ergibt sich aus seiner bis zum tiefsten Urquell alles menschlichen und göttlichen Handelns dringenden Kunst. Beide sind auch bei ihm mit seinem Leben, mit seiner Erfahrung geworden. Der Forscher, dem wir gefolgt sind, schließt sich der Auffassung an, daß die Sonette gegen 1594 begonnen und das neunundzwanzigste etwa um 1597 bis 1598 niedergeschrieben wurde[1]). Die Zeilen

Desiring this man's art, and that man's scope,
With what I most enjoy contented least

deuten auf den Erfolg des Künstlers und auf die Verstimmung des Menschen. Bis zum 127. Sonett steht der Freund im Mittelpunkt der Gefühlswelt des Freundes, dann wendet sich dieser an die dunkle Frauengestalt, die ein falsches Spiel mit ihm getrieben hat. Mit den früheren Sonetten 33—42, vor allem 40—42 verglichen, wird der Vorgang verständlich: sein schöner junger Liebling und seine dunkle, heißblütige Geliebte sind sich begegnet, sie ist es, die ihn zur Untreue veranlaßt hat. Die Bitterkeit des Erlebnisses, das ihm, wie das Sonett 100 es offenbart, den Freund entfremdet hat, wirkt auf das Werk von Shakespeare zurück.

In den Historien hatte der stärkere und weisere gesiegt. Der Held nach des Dichters Herzen ist Heinrich V.: Maßstab königlicher Größe ist der Erfolg. Jetzt treten Menschen auf, für die der Kampf des Guten mit dem Bösen, das Problem der Schuld, die Nichtigkeit alles Irdischen, das große Geheimnis und unerforschliche Rätsel sind, die über dem Schicksal stehen. Das Problem des Dramas von Shakespeare ist, mit anderen Worten, das Verderben oder die Rettung der Seelen. Er stellt keinen kleinen moralischen Kodex auf, aber er tritt ein für die alles beherrschende Wahrheit, daß die sittliche Welt in höchster Unabhängigkeit gebietend über die sinnliche Welt sich erhebt. Selbst in der heitern, liebenswürdigsten seiner Komödien, in „Wie es Euch gefällt", schmäht und spottet der melancholisch beiseite stehende Jacques über die Bühne dieses Lebens, mit ihren im voraus verteilten Rollen und

[1]) Frank Harris, The Man Shakespeare. — R. Simpson, The Philosophy of Shakespeare. — E. Dowden, Shakespeare, a critical Study of his Mind and Art, mit Benützung vieler deutscher Forscherarbeiten.

ihrem kläglichen Ende. In „Antonius und Cleopatra" scheitern die beiden vollendetsten Lebenskünstler, die jemals Macht und Schönheit, Ruhm, Freude und Genuß zu verwirklichen wagten, an der Verkennung des moralischen Gesetzes. Die Zauberkünste der orientalischen Magierin haben die Seele des Römers getötet, die Kraft, mit der er ein Drittel der Welt beherrscht, ist aufgebraucht, dem Octavius Cäsar gehört das Reich [1]).

Züge von Shakespeares dunkler Geliebten hat er der ägyptischen Königin und vorher der schlimmen Rosaline in der 1598 entstandenen Komödie „Verlorene Liebesmüh" geliehen. In „Hamlet", in „Othello", in „Lear" verfährt er grausam gegen das Geschlecht. Die Empörung über den Verrat, der ihn um das eigene Glück betrogen und die Seele des Freundes befleckt hat, verdüstert den Begriff des Weibes überhaupt: „To a nunnery go!" Aber der erlittene Schmerz wird niedergekämpft, dem Freund wird verziehen, die Kunst schafft die erlösenden, liebesstarken Idealgestalten der unbefleckten Desdemona, die mit einer heroischen Lüge vom Leben scheidet, der treuen Cordelia, die ruhig und entschlossen in den Tod geht, denn

Wir sind die ersten nicht,
Die Schlimmstes trifft nach besterfüllter Pflicht.

Nach dem Sturm, der durch die furchtbaren Tragödien von Shakespeares reifem Mannesalter braust, klärt sich sein inneres Sein wie der friedlich blaue Himmel, der über seinen letzten Werken leuchtet. Imogen und Hermione verkünden durch die Tat den Sieg des Guten, und die höchste Freude des Erdendaseins ist die jungfräuliche Reinheit, die sich in Perdita und Miranda spiegelt.

Der Versuch, aus einzelnen, Shakespeares Werk entnommenen Zitaten einen Schluß auf seine Weltanschauung zu ziehen, wird nie gelingen. Ein Text läßt sich durch einen anderen widerlegen; je nach Zeit und Umständen, und wie im Leben selbst, wechselt des Einzelnen Wertung der Dinge. Man denke an „Hamlet", der mehr als jede andere Schöpfung des Dichters den Geist desselben atmet. In Gegenwart von seines Vaters Geist redet der seinige klar und bestimmt, er fühlt sich als ein Teil des geistigen Seins, er weiß, daß er unsterblich ist:

Mein Leben acht ich keine Nadel wert;
Und meine Seele, kann er der was tun,
Die ein unsterblich Ding ist, wie es selbst.

Erst unter der ihm auferlegten ungeheuren Last verwirrt sich sein Gefühlsleben, und es wankt sein Glaube. Die Zuversicht der Unsterblichkeit wird zu Furcht und Grauen vor dem Etwas nach dem Tode, dem unentdeckten Land, von dem kein Wanderer jemals wiederkehrte . . .

So macht Gewissen Feige aus uns allen.

Und mit diesem Gewissen liegt Hamlet in Streit. Die eigene Mutter ist Mitschuldige des Königs. Soll er, ein anderer Orest, sich den Furien überantworten? Oder genügt es, einen Missetäter zu treffen, um die aus

[1]) Mrs. Jameson, Characteristics of Women. 1858. II, p. 122 die vortreffliche Studie über Cleopatras Charakter.

den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten? An diesem Problem zermartert sich Hamlet, denn zum Ausholen des tödlichen Streiches ist sein Wille nicht zu schwach. Er ersticht ja Polonius in der Voraussetzung, es sei der König, und schickt das Paar Rosencrantz und Guildenstern reuelos in ihr Verderben. Was liegt an ihnen und was liegt an Claudius? Nicht nur umkommen, zur Hölle fahren muß er, wenn anders des Vaters Mord gerächt werden soll. „Hamlet" ist unerschöpflich, doch der ganze Shakespeare ist er nicht. Lear warnt vor dem Beginnen, das Geheimnis der Dinge deuten zu wollen, als wären wir die Spione Gottes. Aber Edmund, der die Götter in frechem Übermut herausgefordert hat, bekennt jetzt angesichts des Todes den Triumph des moralischen Gesetzes:

Das Rad hat völlig sich gedreht; hier lieg ich.

Und Kent ergibt sich, wie der einst mit den Göttern hadernde Gloucester, in ihren unerforschlichen Willen:

Die Sterne,
Die Sterne dort bestimmen unser Wesen.

Dieselbe Stimmung klingt in Edgars Worte aus:

Der Mensch muß dulden;
Sein Scheiden aus dieser Welt wie seine Ankunft:
Reif sein ist alles.

Und es folgt der große Schlußakkord, der Hamlet gelehrt hat,

Daß eine Gottheit unsre Zwecke formt,
Wie wir sie auch entwerfen,

„rough-hew them how we will". „Sehr gewiß", bestätigt Horatio.

„Wenn in dieser Welt etwas geschieht, das nicht in sie hineinpaßt, dann paßt es in eine andere hinein", sagt Hebbel. Jago, das personifizierte Böse, Cordelia, das personifizierte Gute, sie sind Träger von Shakespeares Philosophie, die wie alle echte Weisheit eines Jenseits bedarf, um die Ungerechtigkeit auszugleichen und den Traum des Lebens zu deuten.

Es ist vielleicht nicht ganz unzeitgemäß, daran zu erinnern. Der Irländer Mr. Bernhard Shaw[1]), Verfasser von äußerst schwach dramatisierten, nicht immer geistreichen und zum Teil recht zynischen Dialogen, hat sich das Paradoxon geleistet, er habe, nachdem er die Werke von Shakespeare und Ibsen nach ihrer intellektuellen Kraft und ihrem dramatischen Verständnis, ohne Rücksicht auf die Schönheit des Ausdrucks beurteilt, gefunden, „daß Ibsen die Prüfung mit einem doppelten Einser bestanden, während Shakespeare kaum irgendwo durchgekommen sei . . . Wäre der Bursche kein großer Dichter gewesen, so würde sein unbrauchbares Zeug — rubbish — längst vergessen sein . . . Seine schlagenden Beobachtungen und Lebensäußerungen sind weder einer Philosophie noch einer Religion eingeordnet." Es hieße Mr. Shaw zu viel Ehre erweisen, wenn man ihn ernst nehmen wollte. Das liegt auch gänzlich fern. Unwillkürlich jedoch erinnert man sich angesichts solcher Entgleisungen eines Ausspruchs, den Napoleon 1814 nach seiner Abdankung tat:

Cherchez qui vous gouverne, je suis trop grand pour vous.

[1]) G. B. Shaw, Authorised Biography. 1911. p. 268.

Friedrich Theodor Vischer als Politiker.

Von

Karl Alexander von Müller.

Wer durch Altwürttemberg reisen kann, ohne daß ihm das Herz im Leibe warm wird, der versteht wenig von Deutschland und von deutscher Art. Altwürttemberg! In sanften Hügeln zieht zwischen Weiden und Pappeln ein stiller Fluß, und in seinem weichen Spiegel malt sich ein anmutiges, fruchtbares Land — Rebenhänge und Obstgelände, goldene Kornfelder und üppiger Baumschlag, alte Städte voll spitzgiebligen Eigensinns und vertraulicher Enge, verschollene Klöster in grüner Waldeinsamkeit und von den Bergen die grauen Türme sagenumkränzter verfallener Burgen. Altwürttemberg! Die langen Rücken der Alb strecken sich aus, eckig, trocken, herb; fast einförmig könnte ihr zäher Eigenwille scheinen, trüge er nicht den ganzen Reiz eigentümlicher kräftiger Besonderheit und die spröde Pracht seiner tief graublauen Farben, die ihn morgend- und abendlich wie mit innerem Feuer beleben; und überraschend schwingt sich aus dem langen verschlossenen Zug hier und dort eine einsame Kuppe im schönsten Ebenmaß südlich offener, reingezogener Linien empor. Altwürttemberg! Lebendige Liederseelen wohnen ringsum in dem wirtlichen Land: sie murmeln fröhlich durch die heimliche Enge dieser gewundenen Täler, schmiegen sich traulich an Haus und Kirche dieser friedsamen Städte und ziehen leise, mit unnennbarer Sehnsucht, die Seele fort über die feinen, zarten Linien der blauen Berge in eine ewig geheimnisvolle Ferne; alle Wehmut und schwermütige Trauer der Vergangenheit lassen sie erklingen und alle unbekümmerte Lust des lebendigen Daseins; sie kennen das dunkel Dämonische, das verzehrend in allem Menschlichen wirkt — seltsames Grauen und grübelnden Tiefsinn, Zauber der Leidenschaft und alle bunten, verführerischen Gaukelspiele entbundener Phantasie — aber ein angeborenes edles Maß hält sie gleichsam schwebend über den Tiefen, in die sie schauen, ein unzerstörbarer Drang nach Freiheit und Klarheit führt sie aus den mondbeglänzten Zaubernächten immer wieder in die heiter tätige Helle des menschlichen Tages zurück. Und in den stärksten Geistern, die diesem Boden entwachsen, den Schiller, Schelling, Hegel, hebt ein heldenhafter Mut, ein gewaltiges Pathos sittlicher Kraft die Macht, Reinheit und schöpferische Ursprünglichkeit des Gedankens

aus spröder Enge mit adlergleichem Schwung empor, schwärmerisch und tief besonnen, weltüberfliegend und weltbeherrschend zugleich.

Wer ein Bild deutschen Wesens in den letzten Jahrhunderten entwerfen wollte, außer Obersachsen vielleicht wird er auf keinem Gebiet deutschen Bodens in kleinerem Bezirk reichere Beute finden. Schwaben aber hat vor Sachsen wohl noch die eigentümlichere Geschlossenheit und Durchbildung des landschaftlichen Charakters bis ins Kleine, den individuellen Reiz auch des gewöhnlichen Mittelmaßes voraus. In der Entwicklung unserer Dichtung, Philosophie, Theologie wird niemand an diesem fruchtbaren Erdenwinkel vorübergehen, wo Strenges und Mildes, herbe Kraft und sanfte Innigkeit, nüchterne Verschlossenheit und weiches Formgefühl wie nirgends sonst in unserem Vaterlande sich vereinigen. In der Geschichte unserer gleichzeitigen politischen Entwicklung scheint es wohl anders. Was sollte hier aus der kleinlebigen Zersplitterung eines abgelegenen Ländchens kommen, das nie mehr entscheidend in die großen Geschicke eingriff, aus diesem „Paradies kleinbürgerlicher Wunderlichkeit", wo neben den Erinnerungen des Hohenstaufen und Hohenzollern das nachbarliche Krähwinkel in voller Lebendigkeit liegt? Für die pragmatische Geschichte der großen politischen Taten ist hier freilich wenig zu holen. Wenn aber heute in der Geschichte des letzten Jahrhunderts nicht zuletzt die Frage uns fesselt, wie aus dem geistigen, literarischen und philosophischen Deutschland von 1800 das politische, wirtschaftliche der Bismarckischen Zeit herausgewachsen ist, welche lebendigen Übergänge diese beiden Pole verbinden, die doch Äußerungen eines und desselben nationalen Lebens sind, dann mag ein Blick auf dies Land alter Sonderbildungen sich doch wieder verlohnen. Gerade daß hier ein Zentrum rein geistigen Lebens war, ohne alle äußere Macht, ist dann wieder von besonderem Interesse. Denn eben die innere Überwindung dieses unpolitischen geistigen Daseins, sein Hindrängen und Sichabwenden von politischer Macht und äußerer Stärke, sein Aussichherauswachsen und Wiederaufsichselbstzurückfallen, die verschiedenen Stufen, die ein starker und berechtigter Partikularismus brauchte, um sich an die ganz anders geartete Macht anzuschließen, welche von ihrem Standpunkt aus unsere politische Einigung endlich durchführte, sind hier gerade die Probleme. Man könnte eine Galerie von Württembergern zusammenstellen, von Schubart und Weckhrlin über Uhland und List zu David Friedrich Strauß, Friedrich Theodor Vischer und Paul Pfizer, welche die verschiedenen Wege und Punkte dieser Umbildung in individueller Besonderheit verkörpern. Unter ihnen sind solche, die mit hellem, scharfem Blick dem Gang der Zeit vorauseilen, Vorläufer und Prediger des Kommenden, und solche, deren Herz bei allem ersehnten Fortschritt der Zeit nicht lassen will vom guten alten Recht; poetische Träume hören wir von ihnen und leidenschaftliches Gefühl und männlichen Geist der Wirklichkeit, des Staates, der Geschichte. Wie der mannigfaltige Boden des Landes seit den Zeiten der Bauernkriege und Ritterbünde auf engstem Raum scharf ausgeprägte politische, kirchliche und wirtschaftliche Gegensätze trägt, gehören auch sie mannigfaltigen Lagern an. Durch alle aber

weht der Hauch der einen großen Bewegung, der wir unseren nationalen Staat verdanken, in allen lebt die stolze Sehnsucht eines aufstrebenden Volkes, und alle haben sie die bittere Not eines verkümmerten politischen Daseins gefühlt.

Einer aus dieser Reihe, ein alter Freund und Vertrauter dieser Blätter, ist kürzlich unter diesem Gesichtswinkel näher betrachtet worden. Adolf Rapp, dem wir schon ein inhaltreiches Buch über die Württemberger und die nationale Frage in den sechziger Jahren verdanken, hat Friedrich Theodor Vischer, den Dichter des „Auch Einer" und Verfasser der Ästhetik, einmal als Politiker unter die Lupe genommen[1]). Aus den Schriften und Briefen, gedruckten und manchen ungedruckten, hat er ein rundes, in allen Hauptzügen treffendes Bild entworfen, und seine schlichte, aber wohlüberlegte Erzählung birgt mehr Gedankenarbeit, als ihre schmucklose, etwas glatte Weise nach außen zu erkennen gibt. Auf die breitere Verflechtung der Gedanken in Vischers näherer und weiterer Umgebung geht er nicht ein, sondern beschränkt sich auf dessen persönliche Entwicklung in ihrem eigenen Zusammenhang. Vielleicht, wenn der streitfrohe kleine Vischer mit dem offenen, klugen, gutherzigen, bärtigen Gesicht und den scharfen Augen dem Autor selbst noch über die Schulter sehen könnte, vielleicht fände er, daß sein eckiges, durchgeprägtes, höchst individuelles Wesen auch in der Darstellung noch kräftigere Kontrastierungen, tiefere Gegensätze von Hell und Dunkel, daß die Entwicklung seiner Ansichten noch zugespitztere dialektische Untersuchung, schärfere Antithesen vertragen hätte. Aber das ist schließlich Temperaments- und Stilsache. Im ganzen, meinen wir, würde der treffliche Mann, wenn er in seiner Weise alles Für und Wider feurig und doch besonnen gegeneinander abgewogen, dem Enkel seines Freundes doch wohlgemut auf die Schulter klopfen und finden, daß sein Buch vor manchen anderen zwei Vorzüge voraus habe, die, immer zu loben, bei einem Buch über diesen Gegenstand doppelt wertvoll sind: wirkliche Vertrautheit mit der Umgebung, mit Geist und Ort, die es abspiegelt; und, über die sozusagen technischen Fragen der Wissenschaft hinaus, Sinn für den lebendigen menschlichen Kern, der dahintersteckt und aus dem jene doch erst fließen.

Denn dies Lebendige, Blutvolle, höchst Persönliche ist doch an Vischer das eigentlich Bezeichnende: es ist zugleich die Kraft, die den „Humanisten" in ihm, wie er sich selbst gelegentlich bezeichnet, nach anfänglicher Lauheit, mit aller Leidenschaft einer ganzen Natur in die politischen Nöte und Kämpfe seines Volkes hineingerissen hat. Welcher Leser auch nur einer einzigen Vischerschen Schrift kennte nicht die Gegensätze, die ihn schmerzlich zu zerreißen drohen und aus deren siegreicher Vereinigung eben sein eigentümlicher Charakter

[1]) Adolf Rapp, Fr. Th. Vischer und die Politik. (Beiträge zur Parteigeschichte. Heft 3.) Tübingen, Mohr. 1911. 166 S. — Der folgende Aufsatz ist durch das Buch Rapps angeregt und übernimmt, wie hier ausdrücklich bemerkt sei, dankbar eine Reihe seiner Ergebnisse. Er verfolgt aber durchaus seinen eigenen Zusammenhang und ruht auf selbständiger Kenntnis Vischers. Möchte er recht viele verlocken, die Andeutungen, auf die er sich vielfach beschränken muß, bei Rapp — und aus Vischer selbst zu ergänzen!

sich erhebt: die rastlos prüfende, abwägende, bohrende, zweifelnde, zersetzende Schärfe des Verstandes und die frei spielende und aufbauende, die Schranken dürftiger Wirklichkeit leicht überfliegende Einbildungskraft des Dichters und Malers; die Neigung zu grübelnder, nordisch-hypochondrischer Abstraktion, den bis ins Schrullige und Krankhafte gesteigerten Subjektivismus — und die unbefangene Freude und Empfänglichkeit für den unerschöpflichen sinnlichen Reiz des „lieben Lebens", für Fleisch und Farbe, Schlankheit und Fülle, für alles Naturwüchsige, Vollsaftige, alles unbewußt schöne und gesunde Dasein, den zuzeiten bis zu verzweifelnder Ungeduld gesteigerten „Durst nach Objekten", nach Leben und Schönheit, Anschauung und Produktion; das weiche, oft wie hüllenlos empfindliche Gemüt, tief verletzt von aller blinden Verworrenheit, Zufälligkeit und Grausamkeit des Daseins, von allen Leiden der hilflosen Kreatur — und den derben, männlichen, trotzigen Lebensmut, auf die Wirklichkeit gerichtet, voll gespannter Kampffreude und gesunder Kraft gegen die „grobe und unsaubere Realität": alles in allem ein Mann, wenn er an solchen inneren Widersprüchen nicht zugrunde ging, zum reichsten Leben geschaffen, zum Schauen, Denken und Handeln begabt, zum Genuß der sinnlichen Natur, zu eigenem geistigen Schaffen auf mannigfaltigen Gebieten, zur leidenschaftlichen Vertiefung in Menschenherz und Menschenschicksal, zum hochgestimmten Miterleben alles dessen, was die größere Gemeinschaft um ihn bewegte.

Für den künftigen Biographen Vischers wird es eine verlockende Aufgabe sein, diesen Mann mit seinen gegensätzlichen Gaben in dies Gemeinschaftsleben, in seine geistige Umwelt und Zeit hineinzustellen, die selbst zwiespältig, dem Mann nicht unähnlich, eben auf der Wende von einem spekulativen zu einem realistischen Denken steht und nach einer neuen Lebenseinheit sucht. Sie wurzelt noch in jener Epoche der Vorherrschaft rein geistiger Mächte, wo Philosophie und Literatur nach ihren Idealen auch die Welt der Tatsachen konstruktiv zu gestalten unternahmen, und wendet sich hinüber zu jener anderen der Autonomie der praktischen Interessen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, dessen empirischer Geist nun seinerseits auch in die Wissenschaften und Künste hinüberdringt. Bei uns in Deutschland war diese geistige Wandlung aufs engste verflochten mit einem zugleich nationalen und freiheitlichen Aufschwung. Der deutsche Geist wollte sich endlich wieder seinen eigenen Körper bauen, der ihm dann auch erst die höhere innere Freiheit gewähren sollte. Es kennzeichnet noch die ablaufende Zeit, wenn viele — und auch Vischer ist unter ihnen — zuerst von der Kunst her auf dies Bedürfnis gesellschaftlicher und politischer Umbildung geführt werden. Wie bitter hatte schon Goethe darüber geklagt, daß die deutsche Gesellschaft ihm zur Schilderung nur den „allerelendesten Stoff: Komödianten und Landedelleute" biete; jetzt vollends, wo man eine Kunst der Wirklichkeit anzustreben begann, empfand man den Mangel einer lebendigen großen nationalen Kultur. Damit eine kräftige Kunst möglich würde, mußte Leben, Gesellschaft, Öffentlichkeit umgestaltet werden, und diese Umgestaltung, das sah man wohl, konnte nur auf dem Boden des Staates erfolgen. Aber diese Wünsche politischer und gesell

schaftlicher Reform waren nicht mehr auf einen solchen Umweg beschränkt; mit vielen Wurzeln zugleich griffen sie überall in den Grund. Seit in den gewaltigen Wetterstürzen der Napoleonischen Zeit ein übergeistiges, nur aufs Persönliche und allgemein Menschliche ausgehendes Geschlecht in harter Lehre die überindividuellen organischen Mächte der Nation und des Staates neu entdeckt hatte, war die Periode der Individualbildung in Deutschland fürs erste abgelaufen. Der Philosoph, der als letzter noch einmal alle geistigen Tendenzen der Zeit in einer umfassenden und höchst lebendigen Synthese vereinigte, Hegel, predigte zugleich schon, wie kein anderer, die Notwendigkeit und Größe, die sittliche Würde und die nationale Individualität des Staates. Staatliche Öffentlichkeit und staatliche Mitarbeit, Verfassungsfreiheit und nationale Einheit waren nun auf ein Menschenalter herrschende Gedanken.

Von Hegel und seinen spekulativen Gedankenkreisen kommt auch Vischer her, und auch seine politischen Anschauungen scheinen mir vielfach von jenem beeinflußt. Die Aufgabe bleibt noch, diesem Einfluß — und so der ganzen ungeheuren politischen Nachwirkung Hegels, auf konservative, liberale, radikale, auf nationale und kosmopolitische Denker, an solchen konkreten Beispielen — einmal näher nachzugehen. Aber wie viel weiter steht Vischers ganze Natur schon wieder in dem neuen Jahrhundert. Wenn er selber sagt, er sei auch einmal „Goethisch-Hegelscher Quietismus-Aristokrat" gewesen — wie wenig Anlage hatte gerade er zum Quietisten, dem Goethes milde Männlichkeit doch immer um einen Grad zu weichlich und bequem und nur der fieberische Puls Shakespearescher Helden völlig angemessen war. Durch „Nerven und Säuberlichkeit" sich vom Lärm des öffentlichen Lebens abschrecken zu lassen, hätte ihm einfach als feig gegolten. Ein rechter Sohn der Generation, die unter dem Schlachtenlärm der Napoleonischen Zeit geboren wurde, hatte er seine helle Freude, wenn anstatt mit Syllogismen wieder einmal „mit Bajonetten und wohlgezielten Schüssen wackerer Schützen" argumentiert, und „mit den schlagenden Gründen des Kanonendonners" entschieden wurde. Der untersetzte stramme Mann, selbst ein guter Reiter und Schütze, liebte das kriegerische Handwerk und jede Übung körperlicher Kraft und Fertigkeit; das zornige Drauflosschlagen, auch im Kampf der Geister, wärmte ihm das Herz; er sah in der gesunden Grobheit öffentlicher Kämpfe wohltätige „Gegengewichte gegen natürliche Weichheit und die Verfeinerung der Kultur" (Rapp). Wir werden noch zu sehen haben, an welchen besonderen Fäden die nationale und demokratische Bewegung den ehrliebenden, trotzigen, so lebhaft fürs Allgemeine empfindenden Mann in die Kämpfe für Vaterland und Freiheit hineinzogen, die ihm dann, wie seinem Uhland, als der schönste Inhalt der handelnden Kraft erschienen.

Er ergriff sie, wie er alles ergriff, nicht bloß kühl betrachtend oder kritisch zergliedernd, wie die „Käseseelen", sondern als leidenschaftlicher, aus dem Ganzen, und zwar aus einem reichlichen, vollen Ganzen, lebender Mensch, mit aller Kraft innig zu lieben und ehrlich zu hassen, mit Spannung jedes Nervs, mit Empörung, Angst, Zorn, hoher Freude und Qual der Seele, mit Verzweiflung und Begeisterung, die zeitweilig sein Innerstes beherrschten.

Schon die wachsende Bewegung der dreißiger Jahre hatte ihn nicht mehr kalt gelassen; die vierziger Jahre rissen ihn unwiderstehlich in die nationale Leidenschaft hinein. Derselbe, der noch 1838 erklärt hatte, von staatlichen Fragen verstehe er nichts und schweige lieber darüber, hat 1848 keine Ruhe, bis er dort mitwirken kann, „wo die Seele ist“: er läßt sich von den Reutlingern, den „kräftigsten Demokraten, die in Württemberg aufzutreiben waren“, zum Abgeordneten ins Frankfurter Parlament wählen. Als vierzigjähriger Mann, aber in der Politik noch ein völlig unerfahrener, schwärmerischer Jüngling, steht er plötzlich im Zentrum des öffentlichen Lebens — in seiner späten und doch überhasteten politischen Entwicklung kein uncharakteristischer Vertreter des deutschen Volkes, das, unvorbereitet wie er, auf einen Schlag mitten vor die größten politischen Entscheidungen sich gestellt sah.

Die Enttäuschungen und Rückschläge, die aus dieser Entwicklung für unser Volk folgten, sind bekannt. Vischer persönlich hat das Parlamentsjahr sein „Marterjahr“ genannt, trotz tiefer Erregung und pflichtgetreuer Arbeit „dumpf und freudlos“. Schon in den ersten Wochen sagte ihm ein Instinkt des Denkens, das leidenschaftlich begrüßte Parlament werde nichts zustande bringen. Dazu kam der persönliche Mißmut ungestillten Tätigkeitsdranges. Daß ihm Geschick und Neigung zum eigentlichen praktischen Politiker fehlten, darüber war er sich wohl von vornherein klar gewesen; die Probe aufs Exempel drückte aber seinen Ehrgeiz, sein Verantwortlichkeitsgefühl vor seinen Wählern doch tief nieder. Der geborene Redner saß, aus redlichem Pflichtgefühl und gelegentlichem Pech, inmitten des unerschöpflichen Wortschwalls der Debatten und Klubsitzungen, kurzsilbig, „den ganzen Kropf voll ungehaltener Reden“. Trotz allen Fleißes und aller geopferten Kraft hat er nur höchst selten in den Gang der Verhandlungen eingegriffen, die Arbeit des Parlaments in keinem wichtigen Punkt selbständig gefördert. Seine gerade und innerlich schamhafte Natur fand keinen Platz in dem aufgeregten Parteitreiben, dessen Fanatismus „das allgemeine Menschengefühl erstickt“. Sein Trachten, der Bewegung bei aller Steigerung ihrer Energie einen reinen Charakter und hohe Ziele zu geben, fand sich im Bund mit „unheimlich unreinen Elementen“. Der unpolitische Untergrund seines Wesens bricht wieder durch. „Hegel hat eben doch recht, wenn er auf diese Verwicklung der Gegensätze ohne Bewußtsein der totalen Idee herunterſieht.“ „Die kontemplative Natur regt sich auch oft so gewaltig, daß ich die heißgrätigen Tendenzluder um mich herum zur Hölle wünsche.“ Er sehnt sich nach dem Geist der Zwecklosigkeit und preist die Baukunst als etwas besonders Labendes, „weil sie so ruhig und still und einsam ist“. Das alles hindert ihn nicht, gleich Uhland aus Pflichtgefühl beim Parlament auszuhalten bis zum letzten traurigen Augenblick, da die erste Vertretung des deutschen Volks „zerfloß wie die Schneeflocke in der Pfütze“, — doch er hat sich in jenem Jahr, so wenig er seine selbstlose Tätigkeit für verloren hielt, vorgenommen, nie mehr in eine politische Körperschaft einzutreten.

Aber die nationale Leidenschaft, die dieses Jahr vollends entfacht hatte, brannte in ihm und auch hierin bleibt er ein typischer Vertreter für eine

allgemeine Entwicklung — in unverminderter Stärke fort. Es gab Zeiten, wo sie weiter in den Hintergrund trat, wo er die Einigung der Nation nur „als heiliges, stilles Anliegen tief im Herzen" trug, und andere, wie die Jahre bis 1850 und wieder von 1859—1866, wo sie in voller Glut, blitzend und wetternd herausfuhr. Dann blieb ihm für alles, was ihn sonst wohl fesselte, nur ein halbes Interesse mehr übrig; es schien ihm, schreibt er einem Freund, ein Zustand wie der, wenn man ein krankes Kind zu Hause hat. „Ob Deutschland eine Einheit werde, ist mir so sehr Lebensfrage, daß ich als Geist umgehen müßte, wenn ich heut stürbe"; „ich bin gegen alles als gegen die Frage der deutschen Nation roh geworden, und wenn es für mich noch eine Freude mit Schwung gibt, ist es die, wenn ich in klarem, unzweifelhaftem Fall für diesen großen Gegenstand die Patrontasche anziehen dürfte. Meine Hühneraugen sollten mich nicht hindern."

Er hat nach 1848 nicht mehr versucht, dieser politischen Sehnsucht als Abgeordneter oder sonst als handelnder Politiker Genüge zu tun; er hat sich auf die Ausdrucksmittel beschränkt, die ihm angeboren waren: auf die Rede und die Schrift. Mit ihnen hat er die fünfundzwanzig Jahre inneren Ringens, deren unsere Einigung noch bedurft hat, mit durchgekämpft, rückhaltlos aufrichtig wie immer, mit seiner gewohnten, „den Nerv bloßlegenden Schneidigkeit" (Volkelt); alle zwiespältigen Gedanken hat er in voller innerer Bewegung und Not mit durchdacht, oft „furchtbar umgetrieben und geschüttelt" und doch immer bemüht, zu klären, zu fördern, aufzumuntern, die Frage zu vertiefen, den Willen zu spannen. Schade, daß Rapp uns kein Verzeichnis dessen gegeben hat, was ihm an gedruckten und ungedruckten politischen Auslassungen Vischers alles vorlag. Es müßte eine stattliche Reihe geben, eine ehrfurchtheischende Summe gemeinnütziger, oft unscheinbarer Arbeit eines geistvollen Mannes — von den 48er Reden und Aufsätzen über die große „Reise" von 1861, die etwa im Mittelpunkt steht, bis zum humoristischen Kriegsepos Schartenmayers, das die schließliche Erfüllung im beschränktesten Spiegel so glücklich und behaglich humoristisch wie sein Liebling Jean Paul auffängt.

Diese Schriften tragen alle Vorzüge von Vischers schriftstellerischer Art: die rednerische Kraft des voll zuströmenden lebendigen Wortes, die den Leser nicht nur abstrakt anredet, sondern gleichsam von Mensch zu Mensch packt und angreift; die eindringende Schärfe des logischen Denkens, die strenge Prägung, das straffe Verdichten und Ineinanderarbeiten der Ideen; den sauber gefügten, baumeisterlich durchdachten Aufbau des Ganzen — und zugleich, in seltener Verbindung, die Gabe plastischer, sinnlich belebter Anschauung, die unverwüstliche Schalkhaftigkeit seiner Laune, den schlagenden Witz, die dichterische Schönheit und Stärke seines Stiles: die leuchtenden, packenden Bilder, die Wucht vor allem seiner Haupt- und Eigenschaftswörter, prächtige realistische Epitheta, oft Schlag an Schlag hintereinander asyndetisch gehäuft, in voller Prägnanz eckig nebeneinandergestellt, beinahe dem Telegrammstil sich annähernde knappste Andeutungen, die weite Gedanken- und Bilderaussichten eröffnen, „aristophanische Wortschöpfungen und Fischartsche

Wortverkröpfungen" (Zeller), — die ganze lebendige Fülle seiner Prosa, die sich nach Treitschkes Urteil an Klarheit und eindringlicher Kraft den Werken unserer besten Stilisten an die Seite stellen darf. Es gehörte zu seiner Lebensanschauung, daß der einzelne mit seiner Individualität nicht hinter dem Berge halten dürfe. Wenn er schrieb, schrieb er, wie es ihm wirklich ums Herz war, und deshalb nie blaß oder gleichgültig, sondern immer leidenschaftlich bewegt, farbig, reizbar, mit einer herzhaften Vorliebe für den kräftigen Klang. Er war immer selbst dabei mit Liebe und Zorn, Verehrung und Abscheu, mit heiligem Ernst und burschikosem Übermut, mit zartester Empfindung und nicht selten auch mit übertreibender Schrulle und derber, hemdärmeliger Grobheit. Und doch sind diese wie alle seine Schriften in ihrem eigentlichen Inhalt streng sachlich, umsichtig, auf gediegener Gedankenarbeit ruhend und im Kern voll zurückhaltender Besonnenheit und verantwortlichem Maß.

Daß die Politik nicht sein eigentliches Gebiet, daß er selber kein originaler politischer Denker sei, verleugnete er auch in ihnen nirgends. „Meine Welt ist die Wissenschaft, die Kunst", das „ideale Land des Schönen"; ihrer wollte er auch in den Fragen der Wirklichkeit nie völlig vergessen. Die großen allgemeinen Lebensanschauungen brachte er wohl alle von dort mit sich. Es scheint wieder, über Vischer hinaus, für den Charakter seiner Generation bezeichnend, wie sehr diese dennoch großer geschichtlicher Betrachtung entgegenkamen. Vischers eigene Phantasie, von Natur den stärksten, sittlich empfundenen Konflikten mit Schuld und tragischer Sühne zugeneigt, in die gewaltigen Dimensionen Shakespeareschen Lebens eingewöhnt, war wohl fähig und mutig genug, die innere Dialektik und tragische Verwicklung großer historischer Vorgänge, das erschütternde Schicksal historischer Größe zu erfassen. Gerade die dialektische Anschauung, daß jeder große Ruck in der Entwicklung durch Bruch, Entzweiung, Negation bedingt sei, hat auch in politischen Fragen seinen Mut, seine männliche Parteinahme und zugleich wieder seine Billigkeit gegenüber dem Gegner nur gesteigert. Er war bei aller Leidenschaft kein Fanatiker, bei aller Wärme des Gefühls kein schwärmender Idealist. Auch in der politischen Betrachtung bewährt er das feine Gefühl für Zusammengesetztes und die Gabe, dies logisch scharf zu zergliedern, die Gegensätze zusammenfassende Weite der Anschauung und die sichere Einfühlung ins Individuelle, den treffenden, raschen Blick für das Sinnfällige, das Wirkliche. Aber freilich, an eine große politische Wirklichkeit war dieser Blick nicht gewöhnt. Auf Schritt und Tritt sieht man es diesem geraden, nach großer vaterländischer Politik ringenden Mann an, daß er aus der Ohnmacht, Abgelegenheit und Unselbständigkeit eines kleinstaatlichen Lebens kommt. Ins politische Detail sich zu mischen, läßt er sich nie beikommen. Nur in den großen Herzensfragen der Nation vermißt er sich selbst mitzureden; in seinen Schriften leben die Freuden und Leiden eines glühenden Vaterlandsfreundes, der eigentlich nirgends hinter die Kulissen der großen Ereignisse sieht. Sein Gewicht als politischer Schriftsteller wird durch diese Erkenntnis natürlich wesentlich geringer; für uns aber wird er dadurch

zu einem Typus süddeutscher Patrioten aus der Zeit der deutschen Einigung. Wie hätten diese Männer sich mit den eigentlich konkreten politischen Fragen eines großen Staatslebens befassen können, die sie nirgends vor sich sahen? Woher sollte ihnen die technische Kenntnis der praktischen Politik, die sichere Einschätzung der gegebenen Dinge und Personen kommen, welche die großen Publizisten wie Machiavelli, Mirabeau, Burke, Gentz erst zu solchen macht? Selbst Treitschke, der einzige dieser Zeit, der sich jenen an die Seite stellen kann, steht ihnen in diesem Punkte nach. Vischer lag, wie seine Freunde bestätigen, auch persönlich die kühle Berechnung, die geschäftsmäßige Behandlung patriotischer Dinge fern. Seinem ganzen Wesen nach mußten Gefühlsmomente und sittliches Empfinden auch auf seine politischen Ansichten von großem Einfluß sein. Wie bei Gustav Freytag, den man ihm in manchem als norddeutsches Gegenstück gegenüberstellen könnte, ist es oft mehr ein ethischer als ein unmittelbar politischer Rat, den er gibt. Wo er aktuelle Lagen schildert, läuft er Gefahr, in jene Allgemeinheiten zu verfallen, die seit Bismarck für uns den Klang leerer Phrasen bekommen haben. Allgemeine Reflexionen treten an die Stelle tatsächlicher Aufschlüsse. Seinen Schlußfolgerungen mangelt jene scharfe Einseitigkeit, welche im handelnden Leben unentbehrlich ist, und die doch dem nichtfanatischen Kopf viel eher die sichere Einsicht einer klar begrenzten Lage als irgendeine theoretische Anschauung zu geben vermag. Rein politische Fragen werden nach heteronomen, absoluten Maßstäben beurteilt; bei aller Freiheit und Kraft des Geistes hört man hier und dort doch etwas von jenem biederen moralisierenden Ton, der so oft die Urteilsweise aus kleinstaatlichen Verhältnissen charakterisiert. Aber gerade in diesen Schwächen ist Vischer bedingt durch eine allgemeine Lage, in der nicht nur er allein stand: hinter seiner lebendigen Gestalt sehen wir lange Reihen wackerer süddeutscher Männer, ringend, irrend, strebend wie er, und ohne deren leidenschaftliche Anteilnahme am Vaterland unser Reich niemals möglich geworden wäre.

Inhaltlich sind es zwei Fragen, die das politische Denken jener Jahrzehnte vor allem beschäftigt haben: die Einheit und die Freiheit; es bezeichnet den großen Gang der Entwicklung, wie der Schwerpunkt allmählich immer ausschließlicher und bewußter von der letzteren auf die erstere sich verschiebt. Auch hierin spiegelt Vischer den Gang seiner Zeit wider: in einer ganz geraden Linie ist aus dem radikalen Republikaner von 1848 der überzeugte Anhänger des Bismarckischen Reiches herausgewachsen.

Daß er auf der Seite der demokratischen Bewegungspartei begann — „wo das Herz schlägt, auf der Menschheit froher Linken, auf des Frühlings großer Seite" — dürfen wir aus seiner Anlage und seiner Umgebung erklären. Mit einem vorwärtsdrängenden Temperament, das immer „auf Tat, Eile, Beschluß", auf „durchgreifende Aktion" aus war, dem Marschieren und Geradeausgehen stets die beste Losung dünkte, blieb er zeitlebens überzeugt, daß nur ein allgemeiner energischer Wille dazu gehöre, um auch die größten

Umwälzungen selbständig von untenher durchzuführen. Es klingt doch ein ganz persönliches Gefühl überschüssiger revolutionärer Kraft durch, wenn er 1849 gelegentlich mit dem Gedanken spielt, selbst die Büchse auf den Arm zu nehmen und in den Kampf zu ziehen; noch in den 60er Jahren steigen ihm in kritischen Zeitpunkten rechte 48er Träume auf. Er war sich vollkommen klar darüber, daß er bei solchen Gedanken nicht „vorherrschend vom Gewicht der Tatsachen" sich bestimmen ließ, aber „eine Revolution muß schöpferisch sein, ihr Gesetz ist also nicht der Zug der Umstände". Wir hören — selber in festgeordneten Verhältnissen allem Außergewöhnlichen gegenüber mißtrauisch und ungläubig geworden — eine Zeit, welche die gewaltigsten Umstürze kurz hinter sich sah, die sich selber noch an einem Punkte fühlte, wo die Völker wieder von vorn anfingen. Der geistige Ursprung dieser Bewegung, deren Träger das gebildete Bürgertum war, mochte solche Hoffnungen noch beflügeln. Denn nicht nur um politische und wirtschaftliche, sondern ebenso um geistige und sittliche Freiheit ging diesem der große Kampf; Staat, Gesellschaft, Religion, Kunst gedachte man überschwenglich in einem großen Ringen zu verjüngen, und das Siegesgefühl neuer lebenskräftiger Ideale mochte sich gleichmäßig von den geistigen auch auf die politischen Wünsche übertragen. Wie viele unserer Besten hat damals, in dem schroffen Gegensatz, der zwischen Regierenden und Regierten herausgetrieben war, jener allgemeine Idealismus zu den extremsten politischen Forderungen hingerissen.

Dennoch war die vollständige Verkennung der bestehenden staatlichen Gewalten in unserem deutschen Leben, die Geringschätzung der Macht festeingewöhnter politischer Institutionen, in der wir Vischer 1848 finden, nur auf dem zersplitterten kleinstaatlichen Boden Südwestdeutschlands möglich. Volkssouveränität, Parlamentarismus, revolutionäres Recht, Kampf gegen die „mythische Rasse" der Fürsten und Adeligen waren freilich universale Ideen, die überall die Köpfe beherrschten. Auch daß die konstitutionelle Monarchie nur eine Übergangsstufe zur Republik sei, ohne längere Dauer, vernehmen wir von vielen Seiten; der Glaube an die selbständige Kraft der deutschen Nationalbewegung, wie sie in der Paulskirche vertreten war, mochte eine Weile nicht utopisch erscheinen. Aber das Mißkennen der bodenständigen Kraft der deutschen Einzelstaaten, die Unfähigkeit, die historisch gewordenen Staatsgebilde zu begreifen, welche damals für süddeutsche Politiker so bezeichnend sind, gehen doch darüber noch weit hinaus. Wir glauben nicht, daß ein Preuße von Vischers Kaliber auf den abenteuerlichen Gedanken hätte verfallen können, daß ein bürgerlicher Republikaner als Präsident an der Spitze der deutschen Fürsten möglich sei. Noch weit in die folgenden Jahre hinauf begegnen wir den seltsamsten, aber keineswegs vereinzelten Überschätzungen des konstitutionellen, speziell des süddeutschen konstitutionellen Wesens gegenüber der Macht der alten, jahrhundertelang eingewurzelten fürstlichen Herrschaft[1]).

[1]) Im einzelnen lassen sich Vischers demokratische Ideen und ihre allmähliche Umwandlung am besten an den Heeresfragen verfolgen, die ja sozusagen der Exponent dieser ganzen Bewegung waren und für die Vischer stets ein besonderes Interesse hatte.

Und doch hat Vischer völlig recht, wenn er sich selbst, nach seiner Unterscheidung, von vornherein den „besonnenen" und nicht den „blinden Demokraten" zuzählt. Er bezeichnet scharf die zwei Punkte, welche ihn von diesen trennten: er sei immer ausgegangen von einem organischen Staatsbegriff und von einem gesunden Egoismus des nationalen Bewußtseins. Anfang 1848 scheint er ja äußerlich eine kleine Weile völlig im abstrakten Pathos der Bewegung unterzutauchen, „trunken wie billig vom Weine der Zeit". Aber die Trennungslinie war bei ihm wohl schon vorher für immer gezogen.

Wir sehen noch so wenig klar in die innere Entwicklung aller jener süddeutschen Politiker, daß wir gerade über die ersten Anfänge auch bei Vischer gern noch wesentlich mehr erfahren würden. Man erkennt wohl Einflüsse jener großen geistigen Strömungen, die wir etwa mit burschenschaftlichem, liberalem, aufklärerischem Geist bezeichnen können. Wie sie sich aber im einzelnen mischen, auseinandersetzen, zu Neuem verbinden, aus welchen unmittelbaren Quellen sie stammen, bleibt noch zu erforschen. Wir müssen erst die ganze schwäbische Generation dieser Jahre politisch noch genauer kennen, ehe wir die Stellung des einzelnen in ihr sicher umschreiben können. Bezeichnend für Vischers geistigen Grundcharakter scheint einstweilen eine doppelte Schranke. Auf der einen Seite das völlige Fehlen der romantisch religiösen, christlichen Stimmung, die in der Zeit der Befreiungskriege und der Restauration aufwuchs, auch z. B. auf den Beginn der Burschenschaft noch einwirkt, und die in Württemberg eine tiefeingewurzelte pietistisch-religiöse Tradition vorfand. Hiervon trennt ihn eine ganz scharfe Grenze. „Romantik" ist ihm auch in der Politik immer ein Scheltwort geblieben. Ihr gegenüber bekannte er sich, nach jenem Goetheschen Satz, der so stolz das Lebensgefühl der hohen Aufklärung ausdrückt, immer zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt. Bei aller Gefühlsmäßigkeit, Farbigkeit, allem Sinn für das rätselvolle, verwirrende, unheimliche Helldunkel des Lebens, blieb doch „Freiheit, rein menschliche Bildung, Kampf gegen Wahn und Verfinsterung" sein „altes Losungswort". Gegen spezifisch kirchliche Frömmigkeit, gegen den besonderen „erbaulich sentimentalen Pastoralton", das Geschmäckchen einer „pfarrerlich weltlosen Auffassung der schönen Welt" behielt er immer eine sehr unverblümte Abneigung, bei der man sich wohl an seinen Zeitgenossen Gottfried Keller erinnern mag. Zu den tieferen religiösen Vorgängen der Zeit hatte er wohl kein Verhältnis. Die katholische Kirche erschien ihm noch spät als ein bloßer „Petrefakt", der endlich doch einmal ins Naturalienkabinett sinken werde, wohin er gehöre; ihre unerschütterliche innere Lebenskraft hat er nie begriffen. Auf der anderen Seite zeigt diese aufklärerische Grundstimmung aber nichts von dem französischen Einschlag, der sonst gerade in Süddeutschland so häufig zu treffen ist. Sie wurzelt wohl ausschließlich in deutschem Boden, und so möchte ich glauben, daß auch in seiner Staatsauffassung ein wichtiges Stück aus der alten deutschen Aufklärung und vor allem aus der Hegelschen Erbschaft nachwirkt. In dem Bild dieses Demokraten sind einige recht konservative Züge. Schon in den dreißiger Jahren hören

wir ihn ausfallen gegen die „hohlen atomistischen Staatstheorien" der modernen Liberalen, den feisten, wammigen Liberalismus des Vormärz. Wie er überall gegen die körperlosen, abstrakt verständigen, mechanisierten Lebensformen im Felde lag und dem stumpfen mechanischen Begriff die organische Idee entgegensetzte, so sah er auch im Staat schon damals die organische Lebensgemeinschaft, die alles an sich zieht und bindet. Sein starker Sinn für Obrigkeit und Regel stellte ihm die staatliche Ordnung über den einzelnen und seinen schrankenlosen Freiheitstrieb. Die absolute Ellbogenfreiheit der Manchesterdoktrin galt ihm als heillose Lehre. Später hat er sich ausdrücklich die konservative Staatsphilosophie seines Freundes Karl Christian Planck zu eigen gemacht, der an Stelle der „Privaterwerbsgesellschaft" des heutigen Staates — bekannte, oft zitierte Worte Adam Müllers klingen an — das Ideal eines korporativ organisierten Berufsstaates aufgestellt hat.

Diese organische Staatsanschauung tritt bezeichnenderweise vor und nach der eigentlich politischen Epoche in Vischers Leben, in den dreißiger und dann wieder in den achtziger Jahren, am deutlichsten hervor. In dieser selbst ist für das allmähliche Zurückweichen der demokratischen Ideale sein nationales Fühlen das Entscheidende. Das ganz ursprüngliche, einfache Gefühl ist in diesem lebendigen Manne die Kraft, welche die universalen, doktrinären Bestandteile seiner politischen Anschauung überwindet und ihn im großen Gang der vaterländischen Entwicklung, trotz aller inneren Kämpfe, schließlich doch froh und tätig festgehalten hat. Daß die Einheit für ihn weit vor der Freiheit gehe, hat er schon 1848 in voller Schärfe erkannt und ausgesprochen: „Lieber eine tyrannische Einheit als gar keine", war seine Losung schon in den Septemberunruhen in Frankfurt. Vor allem muß der Deutsche „ein Vaterland haben schlechtweg", sagte er zehn Jahre später, „frei oder unfrei." Auch für dieses reizbare nationale Empfinden und die aus ihm fließenden politischen Forderungen wären die Wurzeln noch genauer zu untersuchen, mit denen sie in der Zeit und in seiner schwäbischen Umgebung verankert waren: wieder die teutonischen und burschenschaftlichen Einflüsse der Studienzeit und, glaube ich, abermals Hegel mit seiner Lehre der einheitlichen, im Volksgeist wurzelnden Individualität des Staates, mit der Anerkennung der unbedingten staatlichen Autonomie. Das Wichtigste bleibt hier aber — wie in Vischers ganzer Politik — zweifellos der blutvolle, reizbar ehrliebende Mann selbst. Sein Nationalgefühl ist im Kern nicht geistiger Art, irgendwie erst durch Verstand und Gedanken vermittelt, sondern ausgeprägt voluntaristisch, Instinkt, Gefühl, „energische, männliche, stählerne Gesamtempfindung". Sie hat ihn in allen praktischen Fragen immer unmittelbar und unbeirrt geradeaus geleitet. In dem Jahrzehnt, das er im Ausland zubrachte, vollends ist sie unter dem Spott und der Mißachtung der Fremden, unter der Uneinigkeit und wegwerfenden Unterwürfigkeit seiner Landesgenossen zu einem Grundgefühl seines Lebens geworden; und „wenn er am wenigsten hoffte", sagt Gottfried Keller, der ihm eben in dieser Zeit nahetrat, „so war es am wenigsten geraten, ihm mit Mitleid zu kommen". An diesem Gefühl für nationale Würde und Größe fand er das Richtmaß für die demokratischen Forderungen. Es hieß ihm

das alte Ideal eines freien Völkerbundes zurücktreten vor dem Ideal der kräftigen Eigenheit der Völker, welche ihn bilden sollen; es ließ ihn die Idee der Republik in der deutschen Gegenwart erkennen, als einen „Schlüssel ohne Bart und Griff". Bei dem ungeheuren Übergewicht der zentrifugalen Kräfte müsse erst durch starke Einheit die zentripetale Richtung gesichert werden, ehe die für uns natürliche freie Gliederung wieder zu ihrem Recht kommen könne, und so müsse in Deutschland auch der Republikaner Monarchist sein. „Die Einheit soll werden durch das Gewicht der Tatsachen und der Gewalt, (dann erst) die Freiheit durch des Volkes Schöpfung."

Aus diesem eifersüchtigen Nationalstolz, vor allem dem Ausland gegenüber, wuchs bei dem Süddeutschen — man möchte sagen: notwendig — das großdeutsche nationale Ideal. Denn wenn für die innere Einrichtung des neuen deutschen Staates die Hauptforderung Vischers war, daß er Macht und Freiheit vereinigen könne, so war es für seine äußere Gestalt die, daß mindestens alle Bestandteile des damaligen deutschen Bundes ihm erhalten blieben. „Folge, was folgen mag", so hat er in schweren Gewissenskämpfen der Paulskirche die innere Sicherheit wiedergewonnen — „du darfst nie dein Ja dazu geben, daß ein deutscher Volksstamm aus dem Vaterhaus scheide, um in die Fremde zu wandern." Es ist hier nicht der Ort, Vischers großdeutschem Programm genau seinen Platz in den feinen Grenzlinien abzustecken, über welche die politischen Meinungen über Deutschland und Österreich in jenen Jahren ineinanderspielen. Eine neue Möglichkeit dieses Verhältnisses hat er nicht entwickelt, seine staatsrechtliche Formulierung, soviel ich sehe, nicht gefördert. Hierin lag, wir wissen es schon, nicht seine Stärke. Die Kernpunkte seiner Anschauung: nicht bloß Angliederung der deutsch-österreichischen Länder, sondern Erhaltung des österreichischen Gesamtstaates, im engsten staatsrechtlichen Bund mit dem übrigen Deutschland, stammen wohl aus dem Gagernschen Programm von 1848; auch sonst finden wir hier beinahe alle seine großdeutschen Hauptgedanken schon ausgesprochen. Trotzdem hat Treitschke eine von Vischers Schriften das geschickteste und lebendigst anregende Buch genannt, das die österreichisch gesinnte Demokratie besitze. In der Tat ist der protestantische schwäbische Demokrat einer der besten Vertreter der reinen großdeutschen Idee ohne konfessionelle und partikularistische Hintergedanken; und wenn nicht im sachlichen Inhalt seiner politischen Forderungen, so ist er doch in ihrer Ausführung und der Art ihrer Begründung originell und lehrreich.

Wenn er, wie die österreichischen Föderalisten und Zentralisten, für die Erhaltung der habsburgischen Gesamtmonarchie sprach, so war es nicht deren geschichtlich gewordene Einheit, von der er dabei ausging: er hat auch nie geglaubt, daß etwa die deutsche Reform von Österreich aus gemacht werden könnte. Keine romantisch imperialistischen Ideen, wie etwa bei Heinrich von Gagern und vielen anderen Großdeutschen, spielten mit, wenn auch er von einem föderativen deutschen Weltreich der europäischen Mitte sprach. Die Herrlichkeit des alten Reiches verlockte den Demokraten nicht, der 1848 meinte, seinen Wählern nicht mehr unter die Augen kommen zu können, wenn

er dazu mithelfe, sie mit einem Kaiser zu beschenken. Seine Motive waren anderer Art. Wie schön hat er das prächtige, reiche, sonnige Land geschildert, durch das der majestätische Strom, vielgeteilt, zwischen grünen Waldinseln ins Unbestimmte ergossen, unter turmreichen Städten und Klöstern die Bahn zum Osten weist, von den Schatten gewaltiger Heldensage begleitet; und Wien, damals die volkreichste deutsche Stadt, üppig und kindlich heiter zugleich, mit Tanz, Theater und Musik, mit Schönbrunn und dem Prater, die Stadt der Zauberflöte[1]), Grillparzers und Nestroys — und Metternichs; und das zutuliche, malerische, singende, harmlos fröhliche österreichische Volkstum, so reich an sinnigen Sitten, an Phantasie und Gemüt, leichtlebig und sinnlich und doch im Kern noch so unverwüstlich frisch und unverbraucht, voll unendlicher Möglichkeit jeder edlen und schönen menschlichen Entwicklung. Auch seine Vorliebe für das Bunte, Naturhafte, Ungebrochene, für schöne phantasievolle Erscheinung hat seine Neigung zum nahen Osten noch gesteigert. Den Eindruck seiner ersten jugendlichen Fahrt in die unberührten Tiroler Täler hat er sein Leben lang nicht vergessen können. Das Entscheidende war aber doch, daß hier deutsche Stammesgenossen, Blut von seinem Blut, gegen fremde Völker im Kampfe standen, und daß ihm dieser Kampf zugleich um die größten Aufgaben, um die Zukunft der ganzen Nation zu gehen schien. Denn hierin sah Vischer den großen deutschen Beruf Österreichs: die ihm zugewachsenen Länder- und Völkermassen in Ordnung und Abhängigkeit von Deutschland zu erhalten und damit dem deutschen Wesen — vor allem russischem Andrängen gegenüber — ein reiches Hinterland die Donau abwärts und an der Adria zu sichern. Von hier aus kam er zur Forderung eines lebendigen, tätigen Deutschtums in den österreichischen Hauptländern, eines starken österreichischen Staates; ihn zu erhalten, ihn mit Kolonisten und gegen Fremde mit Waffengewalt zu unterstützen, war Pflicht Deutschlands; er mochte dafür dann wieder zur Annahme volkstümlicher konstitutioneller Formen des inneren Staatslebens gezwungen werden. 1848 sind solche Gedanken von der germanischen Kulturmission Österreichs noch über die ganze Breite unserer Parteien hin lebendig; ganz ähnlich finden wir sie von Heinrich von Gagern, von Ludwig von Gerlach und Wolfgang Menzel ausgesprochen; in diesen Zeiten hat sie wohl auch Lagarde aufgenommen, um sie im neuen Reich dann noch einmal, im Zusammenhang seiner ganzen Ideen, in strengster Konzentration mahnend hinzustellen. Auch Vischer hat sie lange mit zäher Liebe festgehalten, mit immer neuen Gründen gestützt. Ohne die fortschreitende Germanisierung der slawischen und magyarischen Völkermasse Österreichs — wir müssen uns erinnern, daß wir noch in den Zeiten Alexander Bachs und Schmerlings sind — schien ihm auch der Bestand eines engeren deutschen Reiches, jenes „wohnlichen, klar umgrenzten Wohnzimmers", das die Klein-

[1]) Rapp hat auf die bemerkenswerte Tatsache hingewiesen, wie selten in den großdeutschen Reden und Schriften die Musik genannt wird. Der Gedanke, daß sich das deutsche Wesen vielleicht nirgends tiefer ausgesprochen hat als in der Musik, ist wohl erst durch Richard Wagner Gemeingut geworden. Vischer war, wie bekannt, nicht musikalisch.

deutschen erstrebten, immer in seiner Existenz bedroht. Er selbst nannte sich einen von denen, die dem Deutschtum Tür und Fenster öffnen, ins Weite blicken wollten, deren Auge sehnsüchtig dem Lauf der Donau zum Schwarzen Meer und den Bahnen des Handels zum Adriatischen folgte. Fremde weltbürgerliche Sympathien konnten ihn hierbei nicht beirren. „Sich selbst ehren und hoch halten, dieser großartige Egoismus ist die erste Tugend einer Nation; erst in zweiter Linie kommt die Gerechtigkeit gegen andere Nationen." Das deutsche Volk braucht Raum, sich zu regen, Ersatz für die ihm fehlenden Kolonien; keine große Nation kann bestehen ohne einen weiten belebenden äußeren Wirkungskreis; das kältere, weichere Wesen der Deutschen kann an Feuer und Tatkraft nur gewinnen durch einen belebenden Einschlag des Fremden, Neuen, Fernen. Weitgreifende, durchaus konsequent in sich durchdachte Gedanken, nicht von der Basis der augenblicklichen historischen Lage aus entworfen, aber doch von tiefer Einsicht in Lebensbedingungen unseres Volkstums erfüllt — Zukunftsperspektiven von Faustischer Weite, denen unser Blick heute mit Sehnsucht und Schmerz folgt über gewaltige Möglichkeiten, die unserem Volkstum vielleicht verloren gegangen sind. Das war ja die heillose Verwicklung der Lage Deutschlands, daß es zur selben Zeit sich innerlich einigen, d. h. den Streit zwischen seinen eigenen beiden Vormächten entscheiden, und zugleich seine nationalen Grenzen gegen das Ausland verteidigen mußte. Beides war nicht mehr zu vereinigen; das unbedingt Notwendige, der feste Zusammenschluß eines nationalen Kerns, konnte nicht errungen werden ohne schmerzliche Verluste an den Grenzen. Vischer hatte wohl eingesehen, daß die Einheit vor der Freiheit gehe; den alten Gegensatz zwischen Regierenden und Regierten hatte er gern zurückgestellt vor den Forderungen der Nation, welche ihm über beiden stand. Aber er sah nicht ein, und wie wenige Süddeutsche vermochten dies, daß auch diese nationalen Forderungen allein nicht im vollen Umfang zu verwirklichen waren, daß das neue Ringen der Nation um einheitliche staatliche Macht sich stieß an den alten staatlichen Formen, die sie selbst früher aus sich herausgebildet hatte, und daß in diesem neuen Gegensatz von Nation und Staat die straffere politische Einigung, die man erstrebte, erkauft werden mußte durch die Preisgabe der weiteren, aber schwachen, welche man als altes Erbe noch besaß. Erst die bittere Not hat ihn diese Erkenntnis gelehrt und für das kleindeutsche Programm gewonnen.

Zunächst schien ihm dieses, gegenüber dem großdeutschen Ideal, geboren aus partikularistischem, preußischem Egoismus und Hochmut. Und gewiß wurde es niemand schwerer, sich allem, was nach preußischem Sondertum aussah, zu fügen, als den Schwaben: der stärkste ober- und niederdeutsche Partikularismus, ein ausgesprochen politisches und ein ausgesprochen kulturelles Selbstbewußtsein stießen hier aneinander. Über ein Menschenalter lang hat Vischer damit gerungen, süddeutsch-österreichische und norddeutsch-preußische Eigenart gegeneinander abzuwägen, und diese allgemeinen Überlegungen sind auch für seine Stellung zur preußisch-deutschen Frage von Wichtigkeit. Auch hier wieder reichen die Grundlagen seiner Anschauungen in die dreißiger Jahre, in seine vorpolitische Zeit, zurück, und unpolitische Gesichtspunkte

herrschen vor. Er hätte nicht er selbst sein müssen, hätte er nicht auch hier getrachtet, Licht und Schatten auf beiden Seiten gerecht zu verteilen — aber, wie Rapp treffend sagt, es ist immer Liebe dabei, wenn er von den Mängeln seiner Landsleute, und wenig Wärme, wenn er von den Vorzügen der Norddeutschen spricht. Er kannte Norddeutschland kaum aus eigener Anschauung, und zu der aprioristischen Stammesabneigung gegen das Berliner Wesen trat dann noch die charakteristisch süddeutsch-liberale Antipathie gegen den altpreußischen Staat. Was in jenem merkwürdigen, noch wenig aufgehellten Streit zwischen Süd und Nord auf süddeutscher Seite an antipreußischen Dogmen alles aufgestellt und geglaubt wurde, davon wird man geistreich, oft mit feinen Ausführungen — und manchmal mit den grillenhaftesten Übertreibungen — bei Vischer lesen: vom norddeutschen Stubensinn, von der Gemütlosigkeit und Geisthetzerei, von der unfehlbaren Arroganz und naturlos zugespitzten Ironie, vom Undeutschen des Preußentums, von der Künstlichkeit, vom despotischen Militarismus des preußischen Staates. Wenn man seine gelegentlichen Ausfälle gegen den preußischen „Junkeroffizier" liest, sieht man mit Staunen, wie borniert in allgemeinen Vorurteilen selbst ein geistvoller, grundbilliger Mann sein kann. Es bedarf keines Wortes, daß Vischer bei allen gelegentlichen Extravaganzen nichts weniger ist als ein Vertreter jenes „dumpfen, stumpfen, stierköpfigen Hasses" gegen Preußen, den er selbst vor allem in Bayern zu finden glaubte; die Stammesantipathien durften sich nach seiner Meinung in die großen nationalen Entscheidungen nicht eindrängen; er begrüßte die Schützentage und ähnliche Volksfeste als das beste Mittel, um die beinahe „animalische" Abneigung, die sich durch die politischen Gegensätze zwischen den deutschen Stämmen aufzuhäufen drohe, durch gegenseitiges Sich-kennen, -achten, -liebenlernen zu beseitigen. Sein scharfer, weltoffener Blick sah, auch aus den Schranken seines süddeutschen Standpunktes, die vielen positiven Posten in der preußischen Rechnung. Mit unbestechlicher Aufrichtigkeit entwickelte er sich schon im März 1849 den neuen Beruf des deutschen Nordens, auf den seit der Reformation der Zentralisationskern der Nation langsam übergegangen sei. Aber selbst hierzu, ehe diese Wendung unwiderruflich entschieden sei, aus freien Stücken mitzuwirken, dazu konnte sich der Süddeutsche nicht entschließen. Und so unbefangen er immer wieder der preußischen Partei entgegenkam, sich den Weg zu ihr offen halten wollte, die österreichische Frage hat ihn immer wieder von ihr getrennt.

Man sieht deutlich, wie die sachliche Notwendigkeit ihn stets von neuem auf die kleindeutsche Lösung hindrängt. Er hält sich selbst vor, daß Preußen und Deutschland gegenseitig aufeinander angewiesen sind, daß die großen Grundverhältnisse Preußen — und zwar im Gegensatz zu Österreich — in die rechte deutsche Bahn treiben müssen. In zwei Krisen, 1849 beim Unionsprojekt und 1859 beim italienischen Kriege, ist er für sich entschieden: Preußen soll Deutschlands Führung haben — aber vorwärts muß es gehen! Auch bei ihm, wie bei manchem anderen Süddeutschen, hört man heraus, wie gerade die heftigste Bitterkeit gegen Preußen nicht selten enttäuschter Hoffnung

entsprang. Und so bleibt ihm denn die preußische Hegemonie seit 1850 nur einer der „Gedanken, die man in der Ratlosigkeit das eine Mal faßt, das andere Mal wieder fallen läßt", eines jener vielen schwankenden Gebilde des Denkbaren, welche damals die Luft erfüllten, und das unter gewöhnlichen Umständen ebenso scheitern würde wie die übrigen. Es erinnert bis in den Wortlaut an gleichzeitige Aufzeichnungen des späteren Reichskanzlers Hohenlohe, wenn Vischer gelegentlich die Umstände erwägt, unter denen das sauber berechnete kleindeutsche Programm allein Aussicht auf Erfolg gewinnen könne. Preußen müßte dazu „Gewichte von bedeutender spezifischer Schwere einzusetzen haben", über die es jedoch seiner Meinung nach nicht verfügt: entweder ungleich höhere politische Entwicklung — aber darin sind ja, nach Vischers Ansicht, die konstitutionellen süddeutschen Staaten weit voraus; oder eine besonders günstige Gelegenheit — aber eine solche hat es schon mehrmals versäumt; oder endlich „ausgezeichnetes Genie, verbunden mit Kühnheit und Entschluß" —: „es ist auch nicht vorhanden, es lebt kein Friedrich der Große". Um dieselbe Zeit, als Vischer solches niederschrieb, bereitete Bismarck, der preußische Junker, schon die „Bajonette" und die „schlagenden Gründe des Kanonendonners" vor, mit denen er, von der Seite der stärksten deutschen Sondergewalt her, die nationale Einheit durchführte.

Vischer hatte ihn damals so wenig wie die anderen erkannt. Und so ging es ihm wie so vielen treuen süddeutschen Patrioten jener Jahre: je mehr die wirkliche Lage sich bereits vereinfachte, der Entscheidung zudrängte, um so hoffnungsloser schien sie sich ihm zu verwirren. Es würde zu weit führen, seinen einzelnen Vorschlägen und Gedanken aus jener Zeit nachzugehen; sie sind in ständiger Bewegung, gegen früher, unter dem Druck der Umstände, wesentlich schmiegsamer und maßvoller und — wie alle in Süddeutschland — wesentlich partikularistischer und föderalistischer geworden. Der damalige Aufenthalt Vischers in der Schweiz tat hier wohl ein übriges; auch bei ihm begegnen wir dem Gedanken eines eidgenössischen Bundes der freien deutschen Stämme, und eine Hegemonie Preußens scheint ihm einmal — charakteristisch wieder für die gelegentlichen unpolitischen Extravaganzen seines Urteils — so unnatürlich, wie es eine Hegemonie Berns in der Schweiz wäre.

Wie freilich eines der erstrebten Ziele erreicht werden könnte, blieb in bedrückendem Dunkel. Das war ja in ganz Süddeutschland die Stimmung jener Jahre, daß man auf Entscheidungen wartete, daß man sie herankommen fühlte, aber nicht wußte, woher sie nun kommen und wie sie fallen würden. Wie Vischer es einmal gut ausdrückt, man stand „in der reinen Negation". Preußen schien es in diesen ersten Jahren Bismarcks nur noch darauf anzulegen, den Rechtssinn der Nation zu brutalisieren, Gewalttätigkeit vor Recht und Moral zu setzen. Österreich aber enttäuschte die ehrlichen Großdeutschen immer bitterer. Vischer hatte trotz aller großdeutschen Überzeugung die österreichische Politik immer sehr unbefangen, ja von seinem freiheitlichen Standpunkt aus eher zu ungünstig, beurteilt. „Österreich hat keine Ahnung von dem, was deutsch ist", wie oft hört man aus großdeutschem Munde damals diese Klage. Die schleswig-holsteinische Angelegenheit galt Vischer von Anfang

an als die letzte Möglichkeit einer Lösung in seinem Sinn. So werden seine Hoffnungen zurückgetrieben von den Vormächten auf die Mittelstaaten und, als auch diese versagen, auf die sittlichen Kräfte des Bürgertums, als die eigentliche Triebfeder des nationalen Aufschwungs. Alle politischen Phantome dieser Zeit ziehen auch an seinem Auge vorüber: die mittelstaatliche Trias, der Bund der „wirklich deutschen Länder", die als Vertreter des wahren nationalen Gedankens das Bindeglied zwischen den zwei Vormächten bilden sollten — von Anfang an für Vischer ein verzweifelter Gedanke; die Zweiteilung Deutschlands zwischen Österreich und Preußen; und immer wieder die Hoffnung auf eine selbständige Erhebung des deutschen Bürgertums —, während doch auch Vischer sich ganz klar sagt, daß eine Volkserhebung keine Aussicht habe ohne einen politischen Mittelpunkt, und daß dieser eben erst durch die Volksbewegung geschaffen werden solle. Man sieht gerade in diesen sechziger Jahren, wie die Gedanken sich aussichtslos erschöpfen und das Gefühl, der unlösbare Knoten müsse „durch Tatsachen zerschnitten, durchhauen" werden, immer unerbittlicher sich aufdrängt. Mit ihm taucht auch der Gedanke an den großen Mann immer wieder auf, der diese Aufgabe erfülle — „aber woher soll er kommen? Die konstitutionelle Monarchie liefert keinen, und das Volk auch nicht — wir begegnen hier, scheint mir, wieder einem alten Hegelschen Gedanken — denn hier ist alles nur massentreibend, massenbildend, rein nivellierend". In demselben Jahr, in dem Bismarck preußischer Ministerpräsident wurde, nannte Vischer ausdrücklich alle Hoffnungen auf einen despotischen Schöpfer der Einheit „in unseren Zeiten Romantik". Und als der ungeheure Mann 1866 in der Tat als ein dämonischer Despot der Nation die Entscheidung aufzwang, stand Vischer vollends auf der Seite seiner bittersten Gegner.

Die innere Geschichte dieses Schicksalsjahres mit all seinen erschütternden und erhebenden Umschlägen, mit tiefster Verzweiflung und stolzer Hoffnung deutscher Männer, die alle ein selbes Ziel erstrebten, dicht nebeneinander, ist noch nicht geschrieben. Dem unter den Mitlebenden, der es vor allen anderen vermocht hätte, die Schatten jener Zeit mit dem Blut seiner eigenen leidenschaftlichen Kämpfe in aller Fülle und Macht ihres Daseins wiederzuerwecken, Heinrich von Treitschke, ist es nicht mehr vergönnt gewesen. Wir brauchen nicht mehr bei den Ursachen zu verweilen, die Vischer damals zum Parteigänger Österreichs machten. Er gehörte nicht zu denen, die jede Verletzung positiver Rechte überhaupt als schnöden Frevel von sich wiesen: wo neue Staatsformen entstehen, kann es ohne solche nicht abgehen. Eine Entscheidung durch das Schwert war seiner kampffrohen Natur keineswegs das schlimmste Übel. „Der Mann und das blanke Eisen stehen einander so schön an." Er sah im Krieg das letzte und durchaus sittliche Mittel, große Fragen des Völkerlebens, in denen schließlich immer Recht gegen Recht steht, zu entscheiden. Wie oft hatte er nicht die Hoffnung ausgesprochen, daß die Deutschen sich in todesmutigem Kampf erringen möchten, was ihnen anders nicht werden konnte! Hier aber war es ja nicht der nationale Egoismus des deutschen Volkes als eines Ganzen, der den Krieg hervorrief; es war der eines deutschen

Einzelstaates, der sich gegen seine eigenen Landsleute zu wenden schien und gegen sie selbst auf das Bündnis mit dem Ausland sich stützte. Nichts hat, glauben wir, Vischers vaterländisches Empfinden tiefer verletzt als dieses letzte. Dem Bürger eines kleinen unselbständigen Staates war der Bund mit dem Fremden schlechthin Vaterlandsverrat. In der großen politischen Krise, wo alles wankte, suchte er schließlich Halt in den Grundfesten seiner Überzeugung, im allgemein Menschlichen, im „Rechtsbewußtsein und Charakter": sie stellten ihn seiner Meinung nach unbedingt auf die Seite von Preußens Gegnern; wie auch hier ehrliches Rechtsgefühl und nationales Empfinden sich mit selbstsüchtigen und unnationalen Motiven vermischten, übersah er oder wollte er übersehen. Noch einmal hoffte der alte Achtundvierziger, daß der „Rechtswille" der Nation sich in der Verzweiflung gegen das „Spiel der Interessen und der Willkür" erheben würde. Als nach den preußischen Siegen nicht nur die überwältigende Mehrheit des preußischen Volkes hinter Bismarck trat — das hatte er, scharfsichtiger als die meisten Süddeutschen, schon länger vorausgesagt —, sondern auch in Süddeutschland die öffentliche Meinung jählings zu Preußens Gunsten umschlug, fiel seine Stimmung auf den tiefsten Punkt. „Ich bin todesbitter, und aus den Klauen der Menschenverachtung rette ich mich mühsam durch Aufklettern zu den Regionen der Wissenschaft und Kunst. Der Glaube an ein Gesetz, das in der Geschichte waltet, ist mir nicht abhanden gekommen. Allein wir können die Wege dieses Gesetzes nicht übersehen. Es muß eine Gerechtigkeit auf Erden geben, aber wir wissen nicht, ob die Weltgeschichte einer deutschen Nation im Sinne eines geachteten Staatswesens bedarf." „Wir sind ein an Charakter elend heruntergekommenes Volk."

Die Absicht, jetzt nach Wien zu gehen, blieb der Gedanke einer trüben Stunde. Nach Württemberg zurückgekehrt, sah er bald ein, daß der Süden sich um der Einheit willen an Preußen anschließen müsse, „ja sagen müsse zum Werke der Gewalt"; aber dies jubelnd und mit Freuden zu tun, dazu schien ihm kein Grund. Man sei ehrlich erlegen im Kampf um das Recht und „wohl uns, daß wir gefochten". Für sich selber wußte er, wenn die Politik in Staatsraison aufging, keinen anderen Rat als „bitter schweigend zuzusehen".

Und doch bahnte sich in diesen trüben Jahren langsam auch bei ihm schon der Umschwung an, auch er zum Schluß noch einmal typisch für die tiefsten elementaren Motive, welche Süddeutschland zum neuen Bund hintrieben. Wie tragisch war damals schon das Leben so manches edlen und ehrlichen deutschen Patrioten ausgelaufen! Die Liberalen Heinrich von Gagern und Gervinus, Ludwig von Gerlach, der preußische Konservative, und der bayrische Minister von der Pfordten, wie manche von Vischers Genossen von der Frankfurter Linken — ehemalige Wortführer und Leiter der nationalen Sache, jetzt überlebt, in überwundenen Gedanken vereinsamt und verbittert, beiseitegeschoben und fast vergessen. Ihn selber trug sein ungebrochenes vaterländisches Gefühl durch alle Nöte schließlich doch noch mit hohem Schwung zur Erfüllung. Wie mochten dem grollenden Mann schon die Stimmen des Auslandes im Ohre

klingen, daß durch den Sieg von Königgrätz Napoleons Vormacht erschüttert, im Norddeutschen Bund die Grundlage eines neuen deutschen Reiches geschaffen sei. Immer deutlicher trat aus der allgemeinen Wirrnis das Werk Bismarcks als festes Bollwerk der Nation hervor. Den Ausschlag gab schließlich auch bei Vischer der französische Krieg, der dem rückblickenden Betrachter unserer Einheitsbewegung wie der längst vorbereitete notwendige Abschluß eines jahrhundertelangen Schauspiels erscheint. Die politischen und unpolitischen, die nationalen und die irrationalen Elemente in Vischer wirkten hier aufs schönste zusammen. Wie unendlich freier und großartiger erscheint uns in den Jahren vorher Bismarcks französische Politik, die klar und biegsam allen Bedürfnissen der wechselnden Lage sich anpaßte, als das starre Dogma der Erbfeindschaft, von dem aus Vischer seine Folgerungen zieht. Und doch traf auch dies den Kern der Lage, und ohne dies leidenschaftlich bittere Gefühl, das damals den deutschen Süden beherrschte und auf das Bismarck jene letzte Abrechnung begründete, wäre aus dem großen Krieg nie unser Reich hervorgegangen. So trifft Vischer letzten Endes mit dem großen Realisten gerade da zusammen, wo der Außenstehende es vielleicht am wenigsten vermuten würde: in der Gefühlsseite der Politik, die bei Vischer ja die herrschende war: in der urwüchsigen kriegerischen Empfindung nationaler Ehre und heroischer Volkskraft, jenem „Urgestein unserer nationalen Empfindung" (Meinecke), das immer der letzte Grund unserer politischen Stärke gewesen ist und breiter und tiefer als alle ideologischen Beweggründe die ganze Nation in allen ihren Schichten zu erschüttern und aufzureißen vermag. Der märkische Junker, der für die Volkserhebung von 1813 kein anderes Motiv anerkennen wollte als das Gefühl der „Schmach, daß Fremde in unserem Land geboten", den „Haß gegen die Fremdlinge", neben dem alles andere verschwinde, und der Schwabe, der, ganz Kleistisch, gegen französischen Angriff „die heilige Kraft des Nationalhasses" aufrief: „ein andermal, wenn hohes Gras über den Leichenhügeln gewachsen ist, Anerkennung, Lob, Zuneigung; heute ist die Losung im letzten Bauern unseres Volkes einen Grimm schüren, daß sie, wenn sie kommen, wie Hunde totgeschlagen werden" — sie waren doch beide von derselben Rasse.

Im einzelnen wünschte man über das Verhältnis Vischers zu Bismarck wohl noch mehr zu wissen. Im Krieg 1870 erblickte der Süddeutsche die Sühne für die Schuld, die Bismarck 1866 für die ganze Nation auf sich genommen; sein Werk vereinigte ihm nun auch den Gegensatz von Nation und Staat in lebendiger Synthese. Eigentlich warm auch für die Person des Kanzlers scheint Vischer aber erst der Kulturkampf gemacht zu haben. Dann in den achtziger Jahren führte ihn auch die neue Wirtschafts- und Sozialpolitik wieder an Bismarcks Seite. Er pries ihn jetzt als den gewaltigen Kämpfer gegen den herrschenden Atomismus der Zeit, zuerst gegen den der deutschen Einzelstaaten, um die Nation nach außen zu vereinigen, nun gegen den im inneren Rechts- und Wirtschaftsleben. Wir haben schon erwähnt, daß in dieser letzten Zeit, im neuen Anschluß an die Staatsphilosophie seines Freundes Planck, gewisse konservative, antiliberale Züge seiner Anschauung

überhaupt stärker hervortreten. Zum kapitalistischen, industriellen Geist der neuen Zeit hatte er kein Verhältnis. Das Schandwesen der Gründerzeit — wer erinnert sich nicht mit Freuden der Schlußpredigt des wackeren Schartenmayer! — traf den ehrbaren, reinlichen Mann an seiner empfindlichsten Stelle. Gegen den „unseligen, falschen, zentrifugalen Freiheitsbegriff" der liberalen Doktrin appellierte er noch einmal an die organische Verbindung, die lebendige Einheit und Gemeinsamkeit: sie nannte er in seiner letzten politischen Schrift den Lebenszweck von Deutschlands erstem Kanzler.

Wir haben die letzten Jahrzehnte, in denen die politischen Interessen in Vischers Leben beruhigter zurücktreten, nur noch in ganz flüchtigem Ausblick überflogen. Ein paar allgemeinere Eindrücke, die sich über der Betrachtung Vischers als Politiker aufdrängen, dürfen vielleicht noch angeknüpft werden. Es wird nicht zu sehr gegen den Geist des „großen Repetenten für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre," (Gottfried Keller) verstoßen, wenn ihnen ein kleines lehrhaftes Schwänzchen anhängen sollte.

Vischer war als Politiker, darin sind immer wieder unsere Betrachtungen ausgemündet, nach Anlage und Stellung ganz bewußt das, was wir „Gefühlspolitiker" nennen, um uns dann darüber sehr erhaben zu fühlen. Vischer würde wohl finden, daß diese Überlegenheit eine ganz bequeme Maske für Gedankenarmut und Willensträgheit sei. Wirkliche Einsicht in die augenblicklichen Gegebenheiten einer politischen Situation, in die wechselnden Personen- und Sachlagen, deren Zufälligkeit den Gang der Dinge im einzelnen beherrscht, wird immer nur einem ganz engbegrenzten Kreis möglich sein; wir besitzen davon im Durchschnitt sicher auch nicht mehr als jene Männer. Wollen wir wirklich daraus die Folgerung ziehen, daß die Nation keinen Anteil an ihren eigenen Lebensfragen nehmen soll? Wenn wir nicht an gewisse Gemeinsamkeiten des einfachen, ursprünglichen Empfindens, Grundstimmungen und Impulse des nationalen politischen Lebens glauben, so sind unsere heutigen Staatsformen ein vollendeter Widersinn. Auch diese Gemeinsamkeiten aber sind, wie alles Menschliche, kein fideikommissarisch fixiertes, ein für allemal festgelegtes Eigentum, sie müssen immer wieder von neuem erworben werden, damit man sie besitze. Sie wollen, und in der steigenden Verwicklung unseres heutigen Lebens mehr als je, ständig genährt und gepflegt, denkend, fühlend, handelnd nach allen Seiten durchgeprobt, mit allen anderen lebendigen Gebieten des Geistes in Beziehung gehalten werden. Mag dann in diesem Wechselverkehr immerhin auch das Unpolitische auf das Politische einwirken und, vom Standpunkt der Praxis aus gesehen, dort seltsame Früchte erzeugen — auch die Politik ist ja kein isoliertes und absolutes Gebiet für sich; ohne ständigen Zufluß aus den allgemeinen Quellen des Geistigen müßte auch sie verdorren. Bei der Anwendung auf die einzelnen praktischen Fragen wird freilich jedes solche gefühlspolitische Urteil, selbst wenn seine Stimmung an sich ganz richtig ist, natürlich immer Irrtümern, schmerzlichen Täuschungen unterliegen: das hat uns ja gerade Vischers

politischer Lebenslauf deutlich gezeigt. Aber wie kurzsichtig ist die Weisheit, die deshalb alles Wirken auf solchem Grund überhaupt für unfruchtbar hält. Als ob, was einem ganzen Mann blutwarm vom Herzen quillt, überhaupt in seiner Wirkung nach Gramm und Zentimeter berechnet werden könnte. Auch im Geistigen verlangt die Natur einen gewaltigen Aufwand von Kraft und Stoff, um scheinbar kleine Umbildungen zu erreichen. Glaubt man den Aufwand vermindern zu dürfen, so wird auch der kleine Erfolg nicht mehr erreicht. Wenn wir heute, trotz aller Anspannung und Kraft der nationalen Arbeit, über Stagnation und Zielloſigkeit unseres öffentlichen Lebens klagen, können uns nicht vielleicht gerade jene verspotteten Gefühlspolitiker lehren, woran es uns vor allem fehlt?

Dem Inhalt seines politischen Strebens nach ist Vischer vor allem Großdeutscher gewesen. Auch diese haben lange Zeit bei uns in einem begreiflichen und zur Festigung des neuen Reiches notwendigen Mißkredit gestanden, aber auch hier ist eine neue Einschätzung allmählich am Platz. Je spürbarer uns auf allen Seiten die Zeit zu Ende geht, in der das junge Reich sich froh seiner „Saturiertheit" erfreuen durfte, um so lebendigeres Interesse gewinnen für uns die Gedanken und Kämpfe der Männer wieder, die selber ringend mitten in einem unklar Werdenden standen. So vieles an sich oder in der Weise, wie sie es erstrebten, unmöglich war, so vieles mittlerweile sich verändert hat, im großen gesehen sind es doch vielfach noch ähnliche Grundbedingungen und Aufgaben unseres Volkes und Staates, unter denen und um die damals wie heute gekämpft wird. Daß insbesondere die alten Großdeutschen mit ihren Ideen nicht völlig in der Luft hingen, daß auch sie aus tiefen historischen Bedingungen unserer Geschichte heraus erwachsen sind, wird heute niemand mehr verkennen. Und so gibt es auch, so unbequem uns das klingen mag, immer noch etwas, was man sozusagen als großdeutsche Frage bezeichnen kann. Nicht in dem Sinn — das braucht unter Vernünftigen nicht mehr gesagt zu werden —, als ob man irgendwie wieder hinter die Bismarckische Lösung zurückgreifen könnte: das deutsche, das preußisch-deutsche Reich ist der unerschütterliche Grund, auf dem wir stehen; diese Frage zwischen Großdeutsch und Kleindeutsch ist für uns allerdings endgültig entschieden. Aber in dem weiteren Sinn, daß der natürliche Bestand des deutschen Volkstums um unsere Grenzen, wie immer die politischen Zufälligkeiten gelagert sein mögen, für den deutschen Staat, solange er diesen Namen mit Recht führt, eine Lebensfrage ist und bleiben muß.

Und hieran mag sich schließlich noch ein letztes knüpfen, das zugleich zu unserem Ausgangspunkt zurückführt. In Art und Inhalt seines Politisierens ist Vischer ein Schwabe gewesen, wie er selber von seinem Schartenmayer sagt, ein „Stockschwabe vom alten Schlage, ja man kann ihn gewissermaßen einen Partikularisten nennen, aber o! wären nur alle Partikularisten so unschädlich! bei aller Anhänglichkeit an das Alte so reichstreu!" Gerade die Beschränktheiten und Irrtümer seiner politischen Anschauung erklären sich nicht zuletzt aus den Schranken dieses spezifisch schwäbischen Gesichtskreises. Wäre er aus ihm herausgetreten, sicher hätte er über vieles freier, im Sinne des

Erfolges vielleicht richtiger geurteilt. Aber wie lebendig, wie ganz und rund, wie fest in sich selber ruhend, wie wahr ist doch dieser Mann in seiner eckigen Besonderheit, wie wirkt sich in ihr nicht nur eine einmalige zufällige Individualität, sondern zugleich eine alte, jahrhundertlange Tradition aus. Und gewiß, die Kämpfe, die innere Überwindung, die dieser Stockschwabe durchmachen mußte, haben unserem Reich einen besseren, fester gewurzelten Bürger gewonnen, als es die leichtere Bekehrung eines weniger kräftigen Eigenwillens getan hätte. — Im Wesen unserer Zeit liegt es, alle wurzelhaften Bestände in den Grund aufzulockern, alte Gegensätze zu nivellieren, alte Formen zu verflüchtigen. Auch in die Feste der alten deutschen Besonderheiten ist sie seit langem eingebrochen; zahlreicher als je wächst heute ein Deutschtum empor, das nur noch locker und flüchtig in diesem alten Boden haftet. Wohin wir blicken, setzen neue Bildungen an, neue Lagen mit ihren Aufgaben verlangen ihr Recht, ein neues Wesen wächst vor unsern Augen — wer möchte sagen, wie das Deutschland unserer Enkel aussehen wird. Aber solange noch ein Stück Natur in seiner erdgewachsenen Eigenart in unserem Vaterland lebendig bleibt, Berg, Wald oder Heide, solange sich nicht die ganze Nation in ein neues mechanisiertes Nomadendasein aufgelöst hat, werden auch diese alten Formen deutschen Wesens nicht verschwinden, und aus diesem unverwüstlichen Mutterboden werden immer wieder Männer erwachsen, die, wie der alte „Auch Einer", der auch in der Politik „Auch Einer" war, mit allen Tugenden und Fehlern von der Wurzel bis in jede Faser deutsch sind.

Ungedrucktes aus dem
Briefwechsel zwischen Gentz und Metternich
in den Jahren 1803–1813.

Mitgeteilt von **Ernst Salzer.**

I.

Von der Korrespondenz zwischen Gentz und Metternich sind zwar schon mehr oder minder umfangreiche Teile und Bruchstücke an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden[1]), eine Ausgabe dieses Briefwechsels[2]) in seiner Gesamtheit soll aber erst demnächst als ein weiterer Band der von dem verstorbenen Friedrich Carl Wittichen unternommenen Publikation der Briefe von und an Friedrich v. Gentz erscheinen[3]).

Die erste persönliche Berührung zwischen den beiden Männern fand im Sommer des Jahres 1802 in Dresden statt, wo Metternich im Jahre zuvor, eben 28 Jahre alt, den Posten des österreichischen Gesandten angetreten hatte, und wo Gentz auf der Reise von Berlin nach Wien am 23. Juni eingetroffen war.

Die gänzliche Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse, die Auflösung seiner jungen Ehe, die Gefährdung seiner gesellschaftlichen Stellung, die Unmöglichkeit, den drei Jahre lang genossenen Dispens von seinen regelmäßigen Amtsgeschäften als Kriegsrat im Generaldirektorium zu verlängern, um sich seiner schriftstellerischen Tätigkeit widmen zu können, der Widerwille, sich zeitlebens auf die enge, bureaukratische Sphäre einer untergeordneten Beamtenstellung beschränkt zu sehen, die Schwierigkeit endlich, in dem Preußen

[1]) Namentlich in „Österreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen" und „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren". Herausgegeben von Fürst Richard Metternich-Winneburg und Freiherrn Adolf v. Klinkowström. — „Zur Geschichte der orientalischen Frage". Herausgegeben von Graf Anton Prokesch v. Osten. — „Aus der alten Registratur der Staatskanzlei". Herausgegeben von Clemens v. Klinkowström.

[2]) Er ruht teils in dem fürstlich Metternichschen Familienarchiv in Plaß, teils in dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien und ist von den Verwaltungen dieser Archive in dankenswertester Liberalität der Veröffentlichung zugänglich gemacht worden.

[3]) Die beiden ersten Bände seiner von der Wedekind-Stiftung zu Göttingen veranlaßten und unterstützten Publikation sind in den Jahren 1909 und 1910 zur Ausgabe gelangt. Vgl. die Anzeige im Juniheft 1910 dieser Zeitschrift. Auf der intimen Kenntnis der schon von ihm gesammelten Korrespondenz zwischen Gentz und Metternich beruht C. F. Wittichens Habilitationsvortrag „Gentz und Metternich", gedruckt „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung", Bd. XXXI, S. 88 ff.

Friedrich Wilhelms III. und seiner Neutralitätspolitik den literarischen Kampf gegen die Revolution und Frankreich fortzusetzen — das alles hatte zusammengewirkt, um den großen Publizisten zu bestimmen, Preußen zu verlassen und sich nach Österreich zu wenden. Hier erfolgte im September seine Anstellung als kaiserlicher Rat mit einem Jahrgehalt von 4000 Gulden, ohne den ihm verhaßten Zwang zu regelmäßiger Bureauarbeit, nur mit der Verpflichtung, seine Feder der Regierung auf Wunsch zur Verfügung zu stellen.

Zwischen dem jungen, früh gereiften, liebenswürdigen Diplomaten und dem um neun Jahre älteren Gentz, den der österreichische Gesandte in Berlin, Graf Philipp Stadion, bei seinem Dresdener Kollegen eingeführt, hatte sich schnell ein freundschaftliches Verhältnis angeknüpft. Gleich dem Grafen Stadion empfahl auch Metternich seinem Minister Gentz aufs angelegentlichste. Als dieser dann im September von Wien wiederum für 14 Tage nach Dresden kam, ursprünglich in der Absicht, sich zur Erlangung seines Abschieds aus preußischen Diensten nach Berlin zu begeben, tatsächlich, um mit dem englischen Diplomaten Hugh Elliot eine Reise nach England zu unternehmen, da wurden die Beziehungen zu Metternich erneuert und befestigt.

Gentz erkannte sofort die staatsmännische Begabung Metternichs, den er auch als Menschen lieb gewann und schon im nächsten Jahre als seinen „Freund im echten Sinne des Wortes" bezeichnen durfte. Als im Sommer 1803 Metternich zum Gesandten am preußischen Hofe ernannt wurde, versicherte Gentz in einem Briefe an einen Freund in Berlin: „Metternich ist ohne allen Vergleich besser als Stadion, ob ich gleich diesen nach Würden schätze und von Herzen liebe. — Aber Metternich ist ein wahrer Engel." Und in einem weiteren Briefe rühmt er Metternichs äußere Liebenswürdigkeit, die Gefälligkeit seines ganzen Wesens, die Anmut seines Betragens, seinen gebildeten Verstand, vor allem aber seinen Charakter und seine Grundsätze — alles in ihm sei vortrefflich.

Schon zu Anfang des Jahres 1805 erklärt er Metternich für den geeignetsten Staatsmann, um ihm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Österreichs zu übertragen, und hält es für gewiß, daß er einstmals an die Spitze der Geschäfte zu stehen komme.

Die vornehmste Quelle für das Verhältnis zwischen den beiden Männern und zugleich auch einen wichtigen Beitrag für die Zeitgeschichte bildet ihr Briefwechsel. Die Briefe Gentz' an Metternich setzen mit dem Anfang des Jahres 1803 ein und sind, namentlich aus den früheren Jahren (1803—1815), ziemlich vollständig erhalten. Von Metternichs Briefen dagegen ist außer einem Fragment eines Briefes vom 21. Januar 1806 aus der früheren Zeit leider gar nichts auf uns gekommen — erst aus den Jahren 1818—1831 liegen zahlreiche Briefe und Billetts von ihm vor.

In den ersten Briefen Gentz' stehen rein persönliche Angelegenheiten und das gesellschaftliche Leben im Vordergrund: die Reise nach England, der Aufenthalt in Prag, das Leben in Wien. Auch das literarische Moment fehlt nicht. Gentz mahnt den Freund an die Rückgabe des neuen Romans der Frau von Staël, „Delphine", den er jenem geliehen, und in einem

eigenen Briefe fragt er an, ob es wahr sei, daß dieser Roman in Leipzig verboten worden. Einen immer breiteren Raum nehmen dann in dem Briefwechsel die politischen Angelegenheiten ein. Denn die Politik war eben doch das stärkste Band zwischen den beiden Männern: Sie sind beide von demselben glühenden Haß gegen die Revolution, gegen Frankreich, gegen Napoleon beseelt — einem Haß, der, wie Gentz im Jahre 1803 einmal schreibt, „eine Leidenschaft, jetzt seine einzige, geworden sei, die sein Innerstes verzehre". Dazu kam denn sicherlich von Gentz' Seite ein starkes Gefühl wirklich freundschaftlicher Zuneigung, das er für Metternich zeitlebens trotz mancher Trübungen und Schwankungen in dem Verhältnis zu jenem und trotz des herben Tadels, den er bisweilen ausspricht, bewahrt hat, — ein Gefühl der Zuneigung, das doch auch in der späteren Zeit den Untergrund bildet für die klug berechneten Schmeicheleien, die er dem allmächtigen und ungemein eiteln Staatskanzler in so reichlichem Maße zollt. Es ist ungemein bezeichnend, wenn er in einem späteren Briefe an Metternich (1813) selbst von sich sagt: „Ich verstehe mich aufs Schmeicheln wie irgend einer, aber durchaus nur auf einem Fonds von Wahrheit."

Als Metternich im November 1803 nach einem längeren, dort verbrachten Urlaub Wien verläßt, um seinen neuen Posten in Berlin anzutreten, da schreibt ihm Gentz: „Es ist kein Verdienst, Ihnen von der Zuneigung zu sprechen, die man für Sie hegt; Sie sind einer der Menschen, die über dieses Gefühl überall gebieten (commandent), wo sie sich zeigen. Das aber muß ich Ihnen sagen, um mein eigenes Herz zu trösten, daß Sie mir durch die rührende Güte, die Sie mir seit dem ersten Augenblick, da ich Sie sah, erwiesen haben, eine Dankbarkeit eingeflößt haben, die erst mit meinem Leben erlöschen wird. Ich bitte Sie, mich unter allen Umständen als einen Menschen zu betrachten, auf dessen Ergebenheit und Treue Sie mit blindem Vertrauen zählen können. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich stets Ihr Glück und Ihren Ruhm wünschen und daß ich den Augenblick segnen werde, in dem Sie die Eigenschaften und die Talente frei werden entfalten können, durch die Sie — ich weiß es im voraus — eines Tages wesentlich zur Rettung Ihres Vaterlandes und Europas beitragen werden."

Im Dezember 1803 bittet er Metternich, seinen alten Vater, den Generalmünzdirektor Gentz, in Berlin zu besuchen und ihn über das Schicksal seines Sohnes zu beruhigen. Metternich hat indessen diesen Brief lange unbeantwortet gelassen, und im Juni 1804 beklagt sich Gentz, daß er aus dem Gedächtnis Metternichs ausgelöscht sei. Er läßt diesem sein Memoire „Über die Notwendigkeit, den Kaisertitel Napoleons nicht anzuerkennen", mitteilen, da er Metternichs Urteil einen unbegrenzten Wert beilege; „Sie können mich vergessen, aber solange Sie an mich denken werden, wünsche ich, daß Sie mich achten."

Bald darauf hat er einen Brief Metternichs empfangen, der nicht erhalten ist, und den Gentz mit dem folgenden Schreiben erwidert hat — dem ersten, das in deutscher, nicht in französischer Sprache abgefaßt, und das namentlich durch die Parallele zwischen Berlin und Wien von Interesse ist.

Wien, den 22. August 1804.

Seit langer Zeit hat mir nichts ein so lebhaftes Vergnügen verursacht, als der Brief, womit Sie mich beglückt haben, teuerster Graf. Dieses Vergnügen war aus verschiednen Elementen zusammengesetzt, von denen jedes einen hohen Wert für mich hatte. Schon die Gewißheit, in Ihrem Gedächtnis nicht untergegangen zu sein, wäre mir, auf welchem Wege ich sie auch erhalten haben möchte, höchst schätzbar gewesen; in höherm Grade wurde sie es mir, da ein in jeder Rücksicht so interessanter, so wahrhaft trefflicher Brief mir sie erteilte; und dieser Brief nun gar in deutscher Sprache, in welcher ich — ohne selbst recht zu wissen warum — Ihnen zwar so viel Fertigkeit und Korrektheit, als billigerweise jeder ausgezeichnete Geschäftsmann haben *sollte*, aber nie diese wirklich klassische Vollkommenheit zugetraut hätte. Kurz Absicht und Ausführung, Inhalt und Form — alles hat mich an diesem Briefe bezaubert.

Was Sie über Berlin sagen, halte ich für äußerst richtig und gerecht; ob ich Ihnen indessen gleich unweigerlich zugebe, daß vieles, was mir ehmals gut oder erträglich schien, jetzt in meinen Augen ganz elend oder verwerflich sein würde, so behaupte ich dennoch, daß Berlin seit meiner Abreise wesentlich gesunken sein muß. Wenn ich mir die zahlreichen und in der Tat oft recht interessanten Abend-Gesellschaften im Stadionschen und O'Farillschen[1] Hause denke, so erstaune ich zu hören, daß Sie nicht einmal so viel Personen versammeln können, als Ihnen in Dresden zu Gebot standen; und wenn ich mich an die vielen wahrhaft hübschen Gesichter erinnere, die mir damals „in der Gesellschaft, in den Straßen und an den öffentlichen Belustigungsorten vorkamen", so ist es mir klar, daß das Ganze sich degradiert haben muß.

Mit Wien muß man freilich Berlin durchaus nicht vergleichen. Gegen Wien ist Berlin einem verwüsteten Dorfe gleich zu achten. Das lehrt schon der erste flüchtige Anblick, die Physiognomie der Straßen und der öffentlichen Orte. Je mehr man nun vollends in Wien eindringt, desto mehr überzeugt man sich von der Unerschöpflichkeit seiner Ressourcen. Ich bin zwar überzeugt, daß *ich* ein außerordentliches Los gezogen und in Wien eine Gesellschaft gefunden habe, die kein Ort der Welt *jetzt* mehr in dieser Trefflichkeit aufstellen wird. Dies war die Gesellschaft der Gräfin Rasumowsky[2], *so wie sie im vorigen Winter beschaffen war*. Denn fast jeden Abend sechs oder sieben solcher Weiber wie die Gräfin, ihre Schwester[3], die Prinzessin von Württemberg[4], die Gräfin Tyszkiewicz[5], die Gräfin Würben[6] und

[1]) Graf Philipp Stadion, Metternichs Vorgänger als österreichischer, Don Gonzalo O'Farrill, spanischer Gesandter in Berlin.

[2]) Gräfin Elisabeth, geb. Gräfin Thun, Gemahlin des russischen Botschafters Grafen Andrej Rasumowsky. [3]) Fürstin Christiane Lichnowski.

[4]) Marie Anna, geb. Prinzessin Czartoriska, geschiedene Gemahlin des Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg.

[5]) Gräfin Marie Therese Tyszkiewicz, Schwester des Fürsten Josef Poniatowsky, Gemahlin des Grafen Vincenz Tyszkiewicz.

[6]) Gräfin Flora Würben-Freudenthal, Gemahlin des Grafen Eugen, geb. Gräfin Kageneck, Cousine Metternichs.

Thereſe Jablonowska[1]) zuſammen zu ſehen, das kann nicht oft in der Welt vorkommen; auch werde ich dies Glück ſobald nicht wieder in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit genießen, und der künftige Winter wird nur zerſtreute Fragmente aus dieſem herrlichen Kreiſe darſtellen, da die Gräfin Raſumowsky und ihre Schweſter in 14 Tagen nach Italien gehen und einige der andern uns auf ganz unbeſtimmte Zeit entzogen ſind. Indeſſen bleibt immer noch die göttliche Gräfin Kinski[2]) auf einer Seite und die mir ſehr werte Gräfin Lanckoronska[3]) auf der andern, und Flore[4]) und Thereſe[5]) werden hoffentlich auch wieder unſern Horizont erleuchten. Aber dieſe großen und ſeltnen Geſtirne ganz beiſeite geſetzt, enthält Wien eine unendliche Menge intereſſanter Perſonen vom zweiten und dritten Range (ich meine im Werte gerechnet), die es für jeden, der nur nicht ausdrücklich und ausſchließend öffentliche Vergnügungen ſucht, — denn dieſe ſind ſo ſchlecht, wo nicht ſchlechter als in Berlin, — zu einem reizenden Aufenthalte machen müſſen. Und wenn man mir ſagt, daß eine große Anzahl dieſer Perſonen Fremde ſind, ſo antworte ich, daß dies in allen großen Städten der Fall iſt und ſein muß, und daß der eigentliche Charakter des geſellſchaftlichen Lebens in einer wahrhaft großen Stadt eigentlich darin beſteht, einen Teil des Beſten aus der guten Geſellſchaft von Europa (die im Grunde une et indivisible iſt) zu vereinigen. Hiezu kommen nun noch tauſend andre Annehmlichkeiten. Im Winter die große und freie Auswahl unter einer ſo beträchtlichen Maſſe geſellſchaftlichen Stoffes, wogegen die Berliner Sozietät doch nur ein Embryo iſt; im Sommer die reizenden Gegenden, die einen von allen Seiten her einladen und anlachen. Auch gibt es unſtreitig (welches ich anfänglich nicht glaubte) weit mehr gute Köche in Wien als in Berlin; und die konzentrierte Lage der eigentlichen Stadt, das herrliche Steinpflaſter, die Fiakers, die muſterhafte Polizei und die unbegrenzte Freiheit, deren man trotz dieſer muſterhaften und (wie ich gegen alle und jeden behaupte) nie läſtigen Polizei genießt, ſind Vorzüge von ſehr großem Werte. Man muß die Knie beugen, wenn man erwägt, was Wien in der jetzigen geſellſchaftlichen Verfaſſung von Europa iſt. In London kann von Geſellſchaft im engern und beſſern Sinne des Wortes gar nicht die Rede ſein; die koloſſaliſche Größe der Stadt und der Charakter der Engländer machen es unmöglich; Paris und Warſchau ſind verſchwunden; dieſes iſt eine preußiſche Garniſon- und Kollegienſtadt, jenes ein Kloak geworden, in welchem nur leichtſinnige Buben oder verächtliche Hundsfötter ſich noch glücklich fühlen können. Berlin, Dresden, Frankfurt, München uſw. ſind mehr oder weniger vornehme Dörfer; Amſterdam, Hamburg uſw. Trümmer ehmaliger Comptoirs; die italieniſchen Städte nichts als Schauplätze des Elendes und Jammers. Es gibt alſo nur noch zwei große Vereinigungspunkte für die höhere geſellſchaftliche Exiſtenz in der Welt, Wien und Petersburg. Über das Verhältnis beider gegeneinander vermag ich nicht

[1]) Prinzeſſin Thereſe Jablonowska, Schweſter Fürſt Maximilians.

[2]) Marie Thereſie, geb. Gräfin Dietrichſtein, geſchiedene Gemahlin des Grafen Philipp Kinski, heiratete ſpäter den General Grafen Maximilian Merveldt.

[3]) Ludovika, geb. Gräfin Rzewuska. [4]) u. [5]) S. Note 5 u. 6, S. 264.

zu urteilen, da ich Petersburg nicht kenne; ich habe aber tausend Gründe zu vermuten, daß Wien den Vorzug verdient.

Aus diesen wenigen Bemerkungen werden Sie ersehen, daß ich Wien gewiß volle Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Es freut mich außerordentlich, daß unter den wenigen Menschen, die Ihren täglichen Umgang in Berlin ausmachen, gerade zwei sind, die auch unter meine liebsten Gesellschafter gehörten: Brinckmann[1]), den ich ganz vorzüglich schätze und liebe, und Gualtiery[2]), der neben vielen Narrheiten und Bizarrerien doch auch viele interessante Seiten hat. Außer den ewigen Neales[3]) und Dorvilles[4]) und Zettritz[5]) gibt es doch in der ersten Gesellschaft Berlins drei Frauen, die mir immer sehr ausgezeichnet schienen: die Prinzessin Louise, Frau v. Berg und die Gräfin Voß[6]). Diese werden Sie vielleicht in der Folge lieb gewinnen. Die Gräfin Plettenberg kenne ich nicht; wenn sie aber ebenso hübsch und dabei um hundert Prozent unterhaltender als ihre Schwester ist, die ich seit einiger Zeit nur zu gut kenne, so begreife ich, warum Sie sie die einzige nennen. Seitdem Paget die Gräfin F[uchs] liebt, muß ich leider die Gallenbergsche Familie „as a nuisance", wie der Engländer sagt, betrachten[7]).

Daß Ihnen mein Memoire[8]) gefallen hat, macht mich glücklich und stolz. Ich werde Ihnen nächstens ein Seitenstück dazu mitteilen, worin ich mich über die jetzige politische Lage der österreichischen Monarchie mit großer Freimütigkeit erklärt habe: dies ist aber nicht an die Minister, auch nicht an den Kaiser, sondern im tiefsten Vertrauen an den Erzherzog Johann gerichtet,

[1]) Karl Gustav v. Brinckmann, schwedischer Diplomat und Dichter. Sein Briefwechsel mit Gentz ist im II. Bande der Briefe von und an Gentz von F. C. Wittichen veröffentlicht. [2]) Peter v. Gualtiery, preußischer Offizier und Diplomat.

[3]) Gräfin Pauline Neale, früher Hofdame der Prinzessin Luise von Preußen, und ihre Schwester Sophie, Hofdame der Prinzessin Heinrich, später Freifrau v. Bergh. Ihre Mutter Eleonore, geb. v. Keller, war Oberhofmeisterin der Prinzessin Ferdinand.

[4]) Louis de Dorville war Oberhofmeister der Königin-Witwe Elisabeth Christine. Außer ihm verzeichnet Gentz' Bekanntenregister noch Mme de D. née Schweinichen, Mlle de D., Mr de D. fils, lieutenant aux gendarmes.

[5]) Gräfin Pauline v. Ezettritz und Neuhaus (Tochter des Grafen Heinrich Sigismund und der Gräfin Juliane, geb. v. Schack, die in zweiter Ehe mit dem Gesandten in Petersburg, Grafen August Friedrich Ferdinand v. d. Goltz, verheiratet war), vermählte sich 1804 mit dem Grafen Luckner, Sohn des französischen Feldmarschalls. Auch mit ihren Schwestern Elisabeth, Gemahlin des Grafen Friedrich August Burchard v. Hardenberg, und Adelaide, Gemahlin des Grafen Wilhelm v. Schweinitz, war Gentz bekannt.

[6]) Prinzessin Luise von Preußen, Schwester des Prinzen Louis Ferdinand, Gemahlin des Fürsten Anton Heinrich Radziwill. Die Freundin der Königin Luise, Karoline Friederike v. Berg, geb. Häfeler, Gemahlin des (späteren Grafen) Karl Ludwig v. Berg-Schönfeld. Ihre Tochter Luise, Gemahlin des Grafen August Voß.

[7]) Gräfin Josephine Plettenberg, Gemahlin des Grafen Maximilian Friedrich, geb. Gräfin Gallenberg, später mit Graf Ernst Stolberg-Stolberg vermählt. Ihre Schwester Marie Eleonore, Gemahlin des Grafen Franz Xaver Fuchs. Auf sie bezieht sich Gentz' Bemerkung (Briefe von und an Friedrich v. Gentz, Bd. II, S. 215 und Tagebücher, Bd. I, S. 33 f.) über die gefahrvolle Verbindung Pagets, des englischen Gesandten in Wien, mit dem Gentz sehr befreundet war. Sie war später eine von Gentz' besten Freundinnen. [8]) Vgl. oben S. 263 f.

den ich als eine der letzten Hoffnungen dieses sinkenden Staates betrachte[1]). Was haben Sie zu der namenlosen Erbärmlichkeit mit dem österreichischen Erbkaiser[2]) gesagt? Was zu der barbarischen Deklaration, welche diese verwünschte Maßregel der Welt verkündiget hat? Ein Kaiser von Österreich ist an und für sich ein wahrer politischer Solözismus; denn Österreich ist eine dem Reiche durch Lehns-Nexus untergebne Provinz, und man könnte ebensogut ein Kaiser von Salzburg, von Frankfurt oder von Passau als ein Kaiser von Österreich sein. Bleibt die deutsche Kaiserwürde im österreichischen Hause — und welches Unmaß von Unpolitik, schon jetzt, wo noch keine dringende Gefahr vorhanden ist, öffentlich zu erkennen zu geben, daß man das Gegenteil fürchtet! — so ist jene neue Kaiserwürde ganz unnütz; verlieren wir die wahre, so wird durch diese falsche die Gleichheit des Ranges gar nicht aufrecht erhalten; denn ein Kaiser von Österreich ist und bleibt ein dem deutschen Kaiser untergeordneter Kaiser, mithin weder diesem noch einem, si diis placet, französischen Kaiser im Range gleich. Und nun diesen Unsinn auf die verruchteste aller Usurpationen gepfropft! Das Gegenstück zu Bonapartes Kaisertum. Durch dieses mörderischen Theater-Königes frechste Unternehmung *gerechtfertiget*! Mit dieser, die jedes edle Gemüt, wenn es nicht in Verzweiflung untergehen soll, sich wenigstens als vorübergehend *denken* muß, zu gleicher Ewigkeit hinübergeschrieben. Welche Verwicklung von Abgeschmacktheit, Armseligkeit und Niedrigkeit! Und auf solch ein Meisterstück sind Cobenzl und Collenbach[3]) (der letztere hat es erfunden!!) stolz! Und der Kaiser glaubt eine große und kühne Tat zustande gebracht zu haben! O! Wie sind die Mächtigen so tief gefallen! Wie gänzlich ist mit der Würde und mit der Tugend auch selbst die gemeinste Weisheit von uns gewichen!

Ihre Verheißung, mir von Zeit zu Zeit zu schreiben, hat mein Herz erquickt. Ich werde Sie von nun an nie wieder mit Vorwürfen belästigen; ich wußte es, ich fühlte es, daß Sie mich nicht vergessen konnten; denn solche Gesinnungen, wie ich *Ihnen* gewidmet habe, eine solche Meinung von Ihrem Werte, eine solche Achtung, ein solches Vertrauen, eine solche Zuneigung und Ergebenheit werden von einer großen, reinen, edeln und liebevollen Seele wie die Ihrige allemal in einem gewissen Grade erwidert. Mit dieser Zuversicht empfiehlt sich

Ihr aufrichtigster Verehrer
Gentz.

Sehr lebhaft war indessen auch in der Folgezeit die Korrespondenz nicht, und das war ganz offenbar Metternichs Schuld. Im Herbst des Jahres 1805 gaben dann die politischen Ereignisse Gentz einen neuen Impuls, mit

[1]) Die Denkschrift an Erzherzog Johann, den Bruder des Kaisers Franz, gedruckt bei *Fournier*, Gentz und Cobenzl, S. 242 ff.

[2]) Am 10. August hatte Franz II. für sich und seine Nachfolger den Titel eines erblichen Kaisers von Österreich angenommen. Vgl. *Fournier* a. a. O., S. 96 ff.

[3]) Graf Johann Ludwig Joseph Cobenzl, 1801–1805 österreichischer Staatsvizekanzler und Minister des Auswärtigen. Heinrich Gabriel Freiherr v. Collenbach, Hofrat in der Staatskanzlei.

Metternich zu korrespondieren. Ungemein hoffnungsvoll sah er dem Krieg entgegen, erwartete im Gegensatz zu Metternich den Anschluß Preußens an die Alliierten und verurteilte aufs schärfste den russischen Plan, Preußen dazu mit Waffengewalt zu zwingen, — er ahnte nicht, daß einer der eifrigsten Befürworter eben dieses Planes Metternich war. Denn auch jetzt wieder hat dieser Gentz' Briefe lange unbeantwortet gelassen. Nach dem gänzlichen Zusammenbruch der Koalition, der Gentz aufs tiefste erschütterte, schreibt dieser im Dezember dreimal aus Schlesien, wohin er zunächst floh, an Metternich und beschwört ihn, ihm Nachrichten zukommen zu lassen, — in einem vierten Briefe beklagt er sich, daß ihn Metternich in einem langen Schreiben an die Fürstin Dolgoruky, Gentz' Reisegefährtin, nicht einmal genannt habe, — „und das in einer Epoche, da nicht ein Tag vergeht, ohne daß ich mich mit Ihnen beschäftige, ohne daß ich von Ihnen spreche, ohne daß ich Sie als den einzigen Menschen der österreichischen Monarchie anrufe, der unser Unglück noch mildern und unseren rasenden Lauf ins Verderben und in den politischen Tod hemmen könnte." Nun endlich brach Metternich sein langes Schweigen, wie aus dem folgenden Brief Gentz' hervorgeht, der sich inzwischen von Breslau nach Dresden begeben hatte, da schon sein bloßer Aufenthalt in Wien nach dem Preßburger Frieden die österreichische Regierung Napoleon gegenüber kompromittiert hätte.

Dresden, den 12. Januar 1806.

Mein vortrefflichster Graf und Herr! Der Brief, den ich von Ihnen zu Breslau erhielt, bestätigte mir, was ich keinen Augenblick aufgehört habe, von Ihnen zu glauben. Große Seelen haben, wie die Weltkörper, eine weitreichende Atmosphäre, von welcher die, die irgend würdig sind, sie zu fassen, nur in fernen Punkten berührt werden dürfen, um ihr Wirken und Treiben zu erraten. Gerade, wie ich mir dachte, daß unsre Unglücksfälle Sie affizieren würden, haben sie Sie affiziert. Ihr Brief ist der Ausdruck eines wahrhaft erhabnen Schmerzes, der durchaus nur von dem gefühlt werden kann, welcher zuvor sein Äußerstes tat, um das Unglück, worüber er jammert, abzuwenden. Selbst um stark und wahrhaft zu leiden, muß man stark sein. Dies nichtswürdige Zeitalter kann keine große Rettungsmittel mehr hervorbringen, weil es eigentlich für alles wahre Gefühl seiner Übel ganz abgestumpft und verloren ist.

Eine *subjektive* Verzweiflung darf es für Männer, besonders für solche, wie wir sind, nicht geben; das heißt, der trostlose Wahn, als sei nun alles geschlossen, der große Prozeß auf immer abgetan, und jeder berechtigt, den Überrest seiner irdischen Existenz in untätigem Gram hinzubrüten, kann und darf unter uns nicht geduldet werden. Aber eine *objektive* — oder besser vielleicht eine *bedingte*, da dann jene unzulässige die *absolute* sein würde — statuiere ich allerdings. Es kann nämlich in uns die Überzeugung lebendig werden, daß mit den uns bekannten Mitteln und Werkzeugen, wie künstlich wir sie auch zusammensetzen, wie sehr wir uns auch ihre Kraft durch diese oder jene praktische Veranstaltung gesteigert denken mögen, der Welt nicht mehr zu helfen ist. Diese Überzeugung sehe ich jetzt klar in Ihnen;

sie ist mir der sicherste Beweis Ihrer tiefen und gründlichen Einsicht in die wahre Natur unsrer Bedrängnisse; auch in mir steht sie fester als je. Die Unglücksfälle von Ulm[1]), das Fehlschlagen aller auf Preußens Zutritt gegründeten Hoffnungen, die Weltschlacht von Austerlitz (entscheidender als irgendein Tag der neuern Geschichte, den 14. Juli 89[2]) ausgenommen) sind nur einzelne Indikationen eines viel umfassendern und fundamentalern Mißverhältnisses, nur einzelne Erläuterungen der großen, tragischen, forthin nicht mehr zu verkennenden Wahrheit, daß gegen einen Feind, wie der, den die Revolution dem Zeitalter gebar, mit unsrer Kriegeskunst und mit unsrer Staatskunst nicht mehr ausgereicht wird, und daß wir untergehen müssen und in ganz kurzer Zeit untergehen werden, wenn es uns nicht im Drange der höchsten Not und durch die furchtbarsten Anstrengungen gelingt, ganz neue Waffen auf den Kampfplatz zu bringen. Ich selbst, der ich dieses nun mit der Gewißheit eines Euklidischen Lehrsatzes erkannt habe, ich selbst bin noch nicht weit genug vorgerückt, um diese Waffen zu beschreiben oder gar zu verfertigen; vermöchte ich das, so schwänge ich mich, so weit ich davon entfernt scheine, in sechs Monaten an die Spitze der zivilisierten Welt. Ich ahnde sie höchstens; ich suche sie treu; und so viel weiß ich, daß, wenn einer neben mir aufsteht, den die Vorsehung dazu ausrüstete, das Werkzeug der Weltrettung zu sein, ich ihn sofort kennen, erkennen, begrüßen, verkündigen und sekundieren werde. Nichts Gemeines darf mehr herrschen wollen, wo selbst das Außerordentliche ohnmächtig wurde. Der Gang, den wir gehen müssen, um dem letzten Verderben zu entrinnen, scheint mir (wenn nicht etwa ein eigentlicher Erlöser wie ein Manna in der Wüste vom Himmel uns zufällt) ungefähr der folgende zu sein: Die noch vorhandnen Staaten müssen mit gänzlicher Vertilgung aller niedrigen Nebenrücksichten die Augen unverwandt auf das eine, was not ist, gerichtet, von Stunde an alles, was sie noch an wahren Fähigkeiten, Energie und Tugend besitzen, an die Spitze ihrer Geschäfte stellen, und dieser Bund muß allmählich (denn unmittelbar wird auch er es nicht vermögen) die neuen Anstalten erfinden, die das alte gebrechliche Gebäude gegen die einbrechenden Wasserfluten decken können. Wird nicht einmal die erste dieser Bedingungen erfüllt, so ist es mehr als Wahnsinn, auf die Realisierung der viel schwierigern zweiten zu rechnen.

Es wäre übrigens ein ganz eitles Beginnen, unter dem Drucke einer solchen Masse von Übeln, wie die, die gegenwärtig auf uns liegt, das eine oder das andre hervorzusuchen, um es zum Gegenstande besondrer Lamentationen zu machen. Es ist die Totalität unsrer Lage, was unsern Schmerz begründen und unsre letzte Tätigkeit herausfordern muß. Wir sind von allen Seiten gleich tief gesunken; nur eine Hand, die das Ganze umfaßt, vermag uns zu heben. Die Ernennung Graf Stadions[3]) (obgleich es mich einigermaßen wundert, daß der Tyrann auch nur diesen uns gestattete) läßt das große

[1]) Die Kapitulation der Österreicher unter Mack (17. Oktober 1805).
[2]) Der Sturm auf die Bastille.
[3]) Zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Problem noch unberührt; mit aller Achtung, die ich für ihn als Menschen, als Gesellschafter, selbst als Geschäftsmann (in einem gewissen beschränkten Sinne des Wortes) habe, kann ich ihn doch nur für einen etwas besser kostümierten Cobenzl halten. Wenn in sechs Monaten nicht ganz andre Menschen und Maßregeln erscheinen, so erscheinen gewiß nach sechs Jahren keine mehr. Was mich selbst betrifft, so weiß ich noch keineswegs, wie die Zukunft für mich gestaltet sein wird. Soll ich auf dem Kontinent bleiben, so will ich nirgends als in Wien leben; werde ich von dort vertrieben, kenne ich nur England — oder die vollständigste Einsamkeit, zu der mich mitten im Weltgetümmel das Herz seit einiger Zeit gewaltig zieht. Ich muß in wenig Tagen wissen, ob die Rückkehr nach Österreich mir offen steht. So empfindlich mir es auch war, die Fürstin Dolgoruky[1]) und die Gräfin Lanckoronska in Breslau zurückzulassen, so bereue ich es doch nicht, nach Dresden gegangen zu sein. Es ist hier mehr Reibung und Leben, nicht zu gedenken, daß ich einen der größten Köpfe des Zeitalters zu meinem beständigen Gesellschafter habe[2]). Auch lasse ich hier meine Schwanengesänge[3]) wirklich drucken. Ich werde gewiß auf einen oder zwei Tage in die Nähe von Berlin kommen, um einige Zusammenkünfte zu halten. Gestern erhielt ich eine dringende, unwiderstehliche Aufforderung des Prinzen Louis, ihn in Zwickau zu besuchen; da ich es für prinzipienwidrig achten würde, solchem Ruf nicht zu folgen, so gehe ich gewiß auf einige Tage hin[4]). Ich bitte um Erhaltung Ihrer mir unschätzbaren Gewogenheit; die Erlaubnis, Sie trotz aller Ihrer Protestationen für den Würdigsten in der Monarchie, um den Übergang vom Alten zum Neuen zu finden, zu erklären, nehme ich mir ohne fernere Anfrage; und meine treue Ergebenheit ist Ihnen längst bekannt[5]).

Von Metternichs Antwort auf diesen Brief ist nur ein Fragment in Abschrift von Gentz' Hand erhalten.

Berlin, den 21. Januar 1806.

. . . Europa hat am 2. Dezember[6]) eine andre Form erhalten. Dieser Tag kann dem 14. Juli 1789 höchstens verglichen, aber nicht gleichgestellt werden. Was jener bereitete, hat dieser vollbracht. Den meisten Übeln von 89 konnte vorgebeugt, jenem von 1805 kann nicht mehr abgeholfen werden. Die Welt ist verloren. Europa brennt nun ab, und aus der Asche

[1]) Fürstin Jekaterina Feodorowna, geb. Barjatinskaja, Gemahlin des russischen Generalleutnants Wassilij Wassiliewitsch Dolgoruky.

[2]) Adam Müller.

[3]) Die „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" und die „Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges zwischen beiden Mächten".

[4]) Gentz weilte dort vom 19. bis 22. Januar im Hauptquartier des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und reiste am 23. mit dem Prinzen nach Leipzig.

[5]) Ohne Unterschrift.

[6]) Schlacht bei Austerlitz.

erst wird eine neue Ordnung der Dinge entstehen, oder vielmehr wird alte Ordnung neue Reiche beglücken. Wir erleben sie nicht mehr, die Epoche, wo Gesetze gegen blinde Herrschsucht ihre ewigen Rechte behaupten werden; eine Veränderung in der Form aller europäischen Staaten ist unvermeidlich; sie wird, sie muß eintreten; und diesen totalen Umsturz werden wir erleben. Glauben Sie einem alten Geschäftsmann — so toll der Titel klingt, so sehr gebührt er mir, — ich bin mit einigen dreißig Jahren alt geworden; meine letzten drei Jahre gelten für Schlußfolgerungen mehr als dreißig aus jedem Dritteil andrer Jahrhunderte genommen; ich habe die Dinge zu nahe gesehen, ich kenne Preußen und Rußland wie Österreich, ich habe die Extrakte der englischen Politik genossen; und was soll retten, wenn Hülfe nicht aus der engsten Vereinigung dieser Mächte entspringt! Wer seit dem ersten Ahnden einer neuen Koalition die Geschäfte verfolgte, wer sie in dem Augenblicke durchschaute, wo sich hier die ganze Zentralkraft der russischen und englischen Kabinette vereinigte, — und nicht verzweifelt, dem ist kein politischer Blick von der Vorsehung beschieden, der kennt besonders Menschen nicht. Glauben Sie nicht, daß ich an dem wirklichen Dasein der Mittel zweifle; ich kenne nur nicht einen Menschen, der sie anzuwenden fähig wäre; und fände sich einer, so ließen die allmächtigen Faktionen ihn nicht aufkommen. Ein Ereignis wie jenes bei Austerlitz ist nicht die Krisis einer Krankheit, durch welche oft schlummernde Kräfte geweckt, zerstreute gesammelt werden; der Schlag hat den Körper in seinen edelsten Teilen gerührt; wir freuen uns noch zu leben, und können wir auch weder Arm noch Bein bewegen, so jubeln wir, mit den Fingern zucken und Worte stammeln zu können. — Wo fällt Manna? Wo senkt sich der Gott aus den Kulissen? — Vielleicht fände er sich noch, der Mann, der ein Reich zu leiten fähig wäre; wird er aber mehrere führen? Und doch wäre eine solche Vereinigung notwendig, um den Koloß des ganzen vereinten Südens und Westens von Europa zu stürzen. Ich sage zu stürzen, denn mit Widerstehen ist bei so bewandten Umständen niemals geholfen. Nur der lebende Körper wirkt, und wir hatten uns längst in die Klasse der Toten herabgewürdiget. Darum lag wieder in den Grundbegriffen der letzten Koalition der ganze Stoff ihrer Zernichtung; man wollte dem Manne Schranken setzen, ihn umzäunen; erobern mußte man ihn wollen, zerstören und zerstückeln sein Reich. Wer nicht erobern will, wird erobert. Zu dieser ewigen Wahrheit hat uns der einzige Mensch in Europa, der tätig will, einen schrecklichen Beleg geliefert. Daß ich also bedingt verzweifle, sehen Sie; unbedingt werde ich es nicht vor dem Tode und hoffe, so weit Hoffnung reicht.

Unter eine meiner bestimmten Hoffnungen setze ich jene, Sie nicht für Wien verloren zu sehen. England bleibt Ihnen immer, und dort läßt sich für den Mann Ihrer Grundsätze weniger wirken als noch bei uns. Was England tun wird, ist ihm durch bestimmte Gesetze der Notwendigkeit geboten; was wir tun werden, weiß sicher niemand zu bestimmen, und da nehme ich keinen im Staate aus. — Ich werde und muß nach Wien gehen und muß Sie also auch dort treffen usw. usw.

Darauf antwortet Gentz:

Dresden, den 16. Februar 1806.

Da sich mir endlich eine sehr sichre Gelegenheit darbietet, so säume ich keinen Augenblick länger, Herr Graf, Ihnen für den vortrefflichen Brief, den Sie mir durch Graf Stadion zukommen ließen, meinen innigsten Dank zu sagen. Mit welcher tiefen Bewunderung ich diesen Brief gelesen habe, versuche ich nicht einmal, Ihnen auszudrücken; aber das kann ich nicht verschweigen, daß ich das herrliche Gefühl, einen Mann, auf den man mit größter Zuversicht gerechnet hatte, unsre schönsten Erwartungen erfüllen, ja noch hinter sich zurücklassen zu sehen, noch nie in seiner ganzen Reinheit so genossen habe, als Sie es mir durch die glänzende und merkwürdige Entwicklung Ihrer großen Eigenschaften in einer bedeutenden Epoche und durch den außerordentlichen Schwung, den Ihr Geist unter diesen Widerwärtigkeiten genommen, bereitet haben. Jedes Ihrer Worte ist jetzt schwer von Gehalt und gediegen an echter Virtuosität; und Ihre Briefe (die aber nichtsdestoweniger niemand sieht als ich) verdienten, die Welt zu erleuchten und zu beleben.

Mein Gemüt ist seit einigen Tagen von ängstlichen Sorgen zerrissen. Ich fürchte, — vielleicht ohne hinlänglichen Grund, aber was kann man heute nicht fürchten! — daß neue Abgründe von Verderben und Schmach sich vor uns öffnen, daß wir einem Zustande entgegengehen, gegen welchen selbst der, worin der Ausgang des Kriegs uns ließ, noch wünschenswürdig sein möchte. Man spricht von einer Verbindung zwischen Österreich und Frankreich. Man gibt sie für abgeschlossen an[1]). Der hiesige preußische Gesandte[2]) nennt seinen Vertrauten (das heißt, jedem, der es wissen will,) den Tag, an welchem der Traktat unterzeichnet worden sein soll, und spricht von den angeblichen Bedingungen desselben. Ich habe Gründe in Menge, nichts davon zu glauben. Kein hiesiger Österreicher weiß das Geringste; in meinen Briefen aus Wien (so traurig sie auch zum Teil lauten,) ist keine Spur eines solchen Unheils zu finden; ich halte mich überzeugt, daß Graf Stadion mit diesem System nicht Minister bleiben würde. Aber gestehen muß ich doch auch wieder, daß es von der andern Seite mancherlei Data gibt, welche die Unwahrscheinlichkeit des Schrittes viel geringer erscheinen machen. Zuverlässig und keinem Zweifel mehr unterliegend ist es, daß in der ewig verwünschenswerten Zusammenkunft am 4. Dezember[3]) dem Kaiser Aussichten auf Entschädigung, auf Vergrößerung nach Osten hin eröffnet wurden! Ich sage, eröffnet; denn ob angenommen, und wie, und inwiefern angenommen, darüber weiß ich nichts. Es ist ferner nur zu klar, daß die wechselseitigen Stimmungen in Wien und Petersburg bis zur absoluten Feindseligkeit gespannt sind; weniger vielleicht in den Kabinettern als in ihren nächsten Umgebungen; aber in

[1]) Die Besorgnis Gentz' war unbegründet. Stadion hatte durchaus keine Neigung zu einer näheren Verbindung mit Frankreich.

[2]) Karl Christian Friedrich Georg v. Brockhausen.

[3]) Gegen Stadions Wunsch hatte zwei Tage nach der Schlacht bei Austerlitz am 4. Dezember 1805 zu Nasiedlowitz eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz und Napoleon stattgefunden.

diesen auch grenzenlos böse. Ich habe Briefe aus Rußland gesehen, bei denen mir die Haare zu Berge standen; und bei uns führen die ersten Personen gelegentlich Reden, die sich zwar entschuldigen lassen, deren Folgen aber bitter sein müssen. Freilich scheint mir selbst in Graf Stadions Lage etwas Ungewisses, something unsettled, zu sein; er scheint noch etwas abzuwarten, ehe er sich als definitiv eingesetzt betrachten will. Wenn Sie mir über diese Sache auch nur irgend einen beruhigenden Wink geben können, so werden Sie mir eine unermeßliche Wohltat erzeigen. Selbst für meine eignen Entschlüsse, so äußerst wenig Wert ich auch darauf lege, in einem Augenblick, wo so große Angelegenheiten auf dem Spiel stehen, möchte ich bei Zeiten davon unterrichtet sein; denn daß ich nie wieder nach Wien zurückkehre, wenn der Hof sich mit Frankreich verbindet, das werde ich Ihnen wohl kaum erst versichern dürfen.

Unterdessen habe ich von Graf Stadion einen gütigen und freundschaftlichen Brief empfangen, der, wenn er allein stände, jedem Zweifel über die Fortdauer meines alten Verhältnisses (den obigen Fall immer ausgeschlossen) ein Ende machen würde, der aber, von einem andern Umstande begleitet, wenigstens eine vorläufige Expektoration, in die ich nun wirklich eingegangen bin, gebot. Man hat mir nämlich auf einem indirekten Wege[1]) größere Vorsicht in Reden und Schreiben, als bisher, anempfehlen lassen. Diese Klausel dulde ich nicht; einmal, weil sie einem Vorwurf, zum wenigsten einer Lektion ähnlich sieht, ich aber fest überzeugt bin, Ermunterungen, nicht Lektionen verdient zu haben. Dann, und vorzüglich, weil sie mir jede Aussicht, auch nur auf eine mittelbare Weise tätig zu werden, abschneidet, und ich es tief unter meiner Würde finde, in Wien bloß toleriert zu sein und wissentlich zu einer Lage zurückzukehren, worin mir nichts als einige persönliche Genüsse und keine Hoffnung, zu wirken, übrig bliebe. Die Zeiten sind zu ernst, um so mit dem Leben zu spielen. Das alles habe ich nun Graf Stadion mit Bescheidenheit, aber doch mit Energie und Selbstgefühl vorgestellt und erwarte seine nähere Erklärung. Mit großer Sehnsucht erwarte ich in dieser, sowie in jeder andern Hinsicht, Ihre Ankunft in Dresden, weil sie mir eine höchst erwünschte Gelegenheit geben wird, mich gegen Sie mündlich noch viel bestimmter und ausführlicher über einen für mich wichtigen und vielleicht für das öffentliche Interesse nicht ganz uninteressanten Punkt zu erklären.

Ich weiß nicht, wie der Tod von Pitt[2]) auf Sie gewirkt hat. Mich hat er viel weniger erschüttert, als mancher glauben mag, und als ich die meisten glauben lassen werde. Ihnen tue ich das unverhüllte Geständnis, daß ich ihn, unter gewissen Bedingungen, sogar als ein Glück für England und für Europa betrachte. Pitt hatte seinen Ruhm und seine Kraft überlebt. Seine letzte anderthalbjährige Administration sehe ich als den trüben Abend eines anfänglich schönen, dann zweideutigen, dann stürmischen Tages an, auf welchen, wenn nicht das Grab hülfreich seine Arme geöffnet hätte,

[1]) Durch Paget.

[2]) William Pitt war am 23. Januar gestorben.

eine schauervolle Nacht gefolgt sein würde. Unter den vielfältigen Symptomen des Sinkens, die seit dem fatalen Moment des Austritts aus dem Ministerium im Mai[1]) 1801 fast jeden Punkt seiner Laufbahn bezeichnete, war für mich das schrecklichste die unendliche Schlechtigkeit seiner letzten Umgebungen. Seit Lord Melvilles[2]) Verabschiedung war das Ministerium fast so elend, als irgendeins auf dem Kontinent (was doch viel gesagt ist) und offenbar weit schwächer, als selbst das Addingtonsche[3]) gewesen war. Besonders wurden die auswärtigen Angelegenheiten mit einer so strafbaren Nachlässigkeit oder stümperhaften Mittelmäßigkeit betrieben, daß man zu Englands Ehre und Europas Trost einen ewigen Schleier darüber decken müßte. Es wird der Nachwelt kaum glaublich scheinen, daß in dieser „awful crisis" ein Lord Mulgrave[4]) Minister des auswärtigen Departements sein konnte. Was es mit den Harrowbys, den Harringtons, den Gowers[5]) und andern dieser Art auf sich hatte, wissen Sie; und durch welche verzweifelte Fehltritte dies unfähige Ministerium (Pitt selbst war eine Null in Ansehung des Auslandes), das Unglück des letzten Feldzuges vorbereitet und eingeleitet hatte, damit andere es nachher in gleichem Geiste vollenden konnten, ist einem großen und tiefen Blick, wie der Ihrige, sicher nicht entgangen. Das neue Ministerium wird und *muß* in jedem Falle tauglicher, stärker und besser sein. Es ist allerdings eine bittre Arznei, die uns gereicht wird, daß wir Fox, Sheridan, Erskine[6]) usw. unter denen erblicken müssen, die heilen und retten sollen. Aber fürs erste werden selbst diese (es müßte denn der Engel des Todes sie mit alles zerstörender Blindheit schlagen,) besser regieren, als die Castlereaghs und Mulgraves und Hawkesburys[7]) usw. Und dann sind sie ja, Gott sei gelobt, nicht allein und nicht einmal in erster Linie auf dem Schauplatz. Lord Grenville, sein Bruder, Lord Spencer, Lord Minto,

---

[1]) Soll heißen Februar.

[2]) Henry Dundas, Viscount Melville war 1804—1805 erster Lord der Admiralität, wegen Unterschleifen angeklagt, freigesprochen.

[3]) Henry Addington, Viscount Sidmouth, 1801—1804 Premierminister.

[4]) Henry Phipps, erster Earl von Mulgrave, erster Viscount Normanby, 1805 Staatssekretär des Auswärtigen, trat nach Pitts Tode zurück, 1807—1810 erster Lord der Admiralität.

[5]) D. Ryder Earl of Harrowby, 1804 unter Pitt Staatssekretär des Auswärtigen, 1805 Kanzler von Lancaster mit Sitz im Kabinett. General Charles Stanhope, Earl Harrington, 1805—1812 Oberstkommandierender in Irland, war 1805 in spezieller Mission nach Wien, 1806 nach Berlin gesandt worden. George Granville Leveson-Gower, Earl Gower, 1799—1810 Generalpostmeister. Sein Stiefbruder, Earl Granville 1804—1805 Botschafter in Petersburg.

[6]) Charles James Fox, Pitts Gegner, nach dessen Tode Staatssekretär des Äußeren. Seine beiden Freunde Richard Brinsley Sheridan, Dramatiker und Staatsmann, 1806/07 Schatzmeister der Flotte. Thomas E., Baron Erskine, 1806/07 Lordkanzler.

[7]) Robert Stewart, Marquis of Londonderry, Viscount of Castlereagh, 1805 und 1807—1809 Staatssekretär des Krieges, 1812—1822 Staatssekretär des Äußeren. Robert Banks Jenkinson, Viscount Hawkesbury, Earl of Liverpool, unter Addington Staatssekretär des Äußeren, unter Pitt des Inneren, 1812—1827 Premierminister.

Windham[1]), welche Vereinigung von Kräften und Talenten! Sie werden sehen, daß in wenig Monaten (es müßte denn in den vorläufigen Verabredungen, die dies Ministerium gestiftet haben, der Friede mit Frankreich um jeden Preis stipuliert worden sein, welches ich bis jetzt nicht glaube,) sich ein neues Leben und ein neuer Geist in England entwickeln wird; und wenn Bonaparte, auf gemeine Ansichten gestützt, den Tod von Pitt als eine glückliche Begebenheit gefeiert haben sollte, so wird er zeitig genug inne werden, daß er diesmal ohne seinen Wirt gerechnet hat.

Sie finden hiebei einen Aufsatz, den ich geschrieben hatte, ehe ich noch von dieser großen Veränderung Nachricht haben konnte, und den ich nach England geschickt, um ihn dort, ins Englische übersetzt, in eines der öffentlichen Blätter[2]) einrücken zu lassen. Ich bitte Sie, ihn bloß aus diesem Standpunkte zu beurteilen. Ich wollte den finstern Vorstellungen, die sich über die Lage des Kontinents im englischen Publikum festgesetzt haben, entgegenarbeiten; ich wollte die Gemüter zur Hoffnung und eben dadurch zur Tätigkeit einladen. Was ich in diesem Aufsatze gesagt habe, ist keine Sophisterei, sondern meine wahre Überzeugung; Sie aber begreifen wohl, daß es nicht meine ganze Überzeugung ist, und daß ich Schwierigkeiten und Einwürfe, die mir nur allzubekannt sind, in den Schatten stellte, um zu zeigen, daß die Sache, die Sache an und für sich, nicht verzweifelt ist.

Grüßen Sie Brinkmann bestens von mir; ich bin eben mit der Lektüre seiner Ansichten[3]) beschäftiget und werde ihm darüber sowie über manches andre nächstens schreiben. Zur ganz besondern Gnade erbitte ich mir von Ihnen, daß Sie mich einige Tage zuvor von Ihrer Ankunft in Dresden benachrichtigen[4]), damit ich nicht durch irgendeinen unglücklichen Zufall Sie verfehle. Noch größer wäre die Gunst, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen auf die erste Station entgegenzukommen, weil ich mit Recht fürchte, daß von der kurzen Zeit, die Sie hier zubringen werden, gar zu wenig auf mich fallen wird. Ich verspreche Ihnen auf mein Ehrenwort, von einer solchen Nachricht oder Begünstigung gegen niemanden etwas merken zu lassen. Die Fürstin Dolgoruky ist seit vorgestern hier; sonst alles beim alten. Nehmen Sie mit gewohnter Güte die Versicherung meiner unbegrenzten, unwandelbaren und ehrfurchtsvollsten Ergebenheit an. Gentz.

(Schluß im nächsten Hefte.)

[1]) William Windham Grenville, Baron Grenville, nach Pitts Tode 1806/07 Premierminister. Sein Bruder Thomas Grenville, 1806/07 erster Lord der Admiralität. George John Spencer, Earl Spencer, 1794—1801 erster Lord der Admiralität, 1806/07 Staatssekretär des Inneren. Sir Gilbert Elliot, Earl of Minto, 1799—1801 englischer Gesandter in Wien, 1806 Präsident des Kontrollhofs für Indien, 1807 Gouverneur von Bengalen. William Windham, 1794—1801 und 1806/07 Staatssekretär des Krieges.

[2]) Wahrscheinlich die „Morning Post", an deren Redakteur Gentz am 10. Februar einen Brief geschrieben hat. Der Aufsatz liegt nicht bei.

[3]) Brinckmanns „Philosophische Ansichten". Berlin 1806.

[4]) Sie erfolgte am 5. April.

Künstlerfahrten nach Italien im Zeitalter des Rubens.

Von

Max Georg Zimmermann.

I.

„Damals stand Italien in voller Blüte, und man sprach von Rom, wie ehedem die Griechen von Athen. Infolgedessen sah man täglich die Künstler aus allen Gegenden dahin wandern", so ruft der niederländische Künstlerbiograph des 17. Jahrhunderts, Arnold Houbraken, aus. Unter diesen Italienwanderern befanden sich die größten Künstler, die es zu jener Zeit gab, die beiden großen Niederländer Rubens und van Dyck, von denen der erstere acht, der letztere fünf Jahre in Italien zubrachte, die beiden größten französischen Maler Claude Lorrain und Nicolas Poussin, die ständig dort lebten, und der große Spanier Diego Velazquez, der zweimal mehr als einjährigen Aufenthalt dort nahm.

Schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Italienfahrten nordischer Künstler begonnen. Damals aber zogen sie noch nicht als Lernende über die Alpen, sondern im Gegenteil, die nordische Kunst, wenigstens die Malerei der Niederlande, war in mehrfacher Hinsicht der italienischen Malerei weit voraus, und niederländische Bilder fanden in ganz Italien, bis nach Neapel, ein gutes Absatzgebiet. Ein großer Teil der noch jetzt in Italien aufbewahrten niederländischen Bilder des 15. Jahrhunderts ist schon damals dorthin gekommen, und wir wissen aus alten Berichten, daß der Bestand ursprünglich ein noch viel bedeutenderer war. Die größten flämischen und brabantischen Maler waren in Italien mit besten Werken vertreten. Die Hauptsammler waren der König Alfons der Arragonier von Neapel (1442 bis 1458), der Marchese und spätere Herzog Borso von Este zu Ferrara (1441—1471) und die Medici in Florenz.

Aber noch weit früher als Gemälde wurde ein anderes Erzeugnis niederländischer Kunst in Italien eingeführt: gewirkte Teppiche. Wie groß die Rolle war, die sie in Italien spielten, können wir daraus ermessen, daß die italienische Bezeichnung für gewirkte Teppiche überhaupt, Arazzi, aus dem Namen des Hauptursprungsortes der niederländischen Ware der früheren

Zeit, Arras, entstanden ist. Seit spätestens dem 13. Jahrhundert waren in jener flandrischen Stadt berühmte Teppichwirkereien. Darstellungen aus Sage und Geschichte, aus dem vornehmen Leben der Gegenwart, namentlich Jagdszenen, Allegorien und Moralbeispiele waren auf diesen kostbaren Wandbekleidungen zu sehen. Ihr Einfluß auf die italienische Wandmalerei war groß. Während in den Fresken des Giotto und seiner meisten Florentiner Nachfolger noch deutlich der monumentale Mosaikenstil nachklingt, zeigen sienesische Wandgemälde des Trecento, wie die großen sinnbildlichen Darstellungen des Ambrogio Lorenzetti im Palazzo Pubblico, zeigen die unter sienesischem Einfluß entstandenen Wandgemälde der Cappella degli Spagnuoli zu Florenz und die berühmten Pisaner Wandgemälde im Camposanto, „Der Triumph des Todes" und „Das Einsiedlerleben in der Wüste" mit ihrer Häufung reichgekleideter Figuren in mehreren, ineinander geschobenen Szenen, mit ihrem dekorativen Wechsel von Figuren, Landschaft und Architekturen unverkennbar die Einwirkung des Teppichstils. Noch deutlicher tritt uns diese entgegen im Beginn des folgenden Jahrhunderts bei der berühmten Anbetung der Könige von Gentile da Fabriano in der Akademie zu Florenz und in den Fresken des Vittore Pisano zu Verona. Dadurch erklärt sich der auffallende Mangel an räumlicher Tiefe in diesen Werken, die dekorative Häufung prächtiger Farben, der reiche Auftrag von Gold zum Teil in Relief. Da diese beiden Meister um 1420 im Dogenpalast zu Venedig malten, beeinflußten sie die venezianische Malerei so nachdrücklich, daß nicht nur die frühe Schule von Murano, sondern auch noch die ganze Kunst des bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebenden Carlo Crivelli und die Zyklen für Scuolen von Gentile Bellini und Vittore Carpaccio den Teppichstil zur Grundlage haben. Selbst in dem so monumental empfindenden Florenz war noch nach der Mitte des Jahrhunderts eine so ganz teppichartige Wandmalerei wie der Zug der heiligen drei Könige von Benozzo Gozzoli im Palazzo Medici-Riccardi möglich. Da erst seit ungefähr 1420 und sehr nach und nach niederländische Wirker nach Italien gezogen wurden und dort einheimische Schüler bildeten, ist es bis weit in das 15. Jahrhundert hinein ausschließlich der aus dem Norden, außer von Flandern, von Paris kommende Teppich, der den Einfluß ausübte. Um nur ein Beispiel von der Einführung niederländischer Werke zu nennen: 1423 schenkte der Herzog Philipp der Gute von Burgund dem Papste Martin V. sechs flandrische Teppiche mit Geschichten aus dem Leben der Maria.

Der Fährte der Teppichwirker schlossen sich seit der Mitte des Jahrhunderts auch Maler an. Der erste niederländische Maler, von dessen Italienfahrt wir wissen, ist Roger van der Weyden. Er war 1449 beim Marchese Borso zu Ferrara und zum Jubeljahre 1450 in Rom, und wir dürfen wohl annehmen, daß seine Reise in der Hauptsache eine religiöse Pilgerfahrt war. Durch die italienische Kunst ist er nur in sehr geringem Maße beeinflußt worden. Gegen ein Vierteljahrhundert später wurde ein niederländischer Maler, Justus von Gent, von dem kunstsinnigen Herzog Federigo da Montefeltro nach Urbino berufen in der ausgesprochenen Absicht, daß er die dortigen Künstler in der Ölmalerei unterrichten solle. Um dieselbe Zeit hatte ein

sizilianischer Maler, Antonello da Messina, sich an den, vom König Alfons von Neapel gesammelten niederländischen Bildern, unter denen bedeutende Werke von Jan van Eyck und Roger van der Weyden waren, so sehr begeistert, daß er die Niederlande selbst aufsuchte, um sich die Öltechnik anzueignen. So nehmen wir wenigstens, der neueren Ansicht gegenüber, an; denn nur nach den in Italien befindlichen Werken konnte Antonello die Öltechnik nicht so vollendet erlernen, es müßten ja dann auch andere Maler dahinter gekommen sein. Daß nur die direkte Unterweisung zu einem Resultat verhilft, zeigt auch Antonellos Auftreten in Venedig, zwischen 1474 und 1476. Es machte in der dortigen Malerei Epoche und gab ihr in bezug auf das spezifisch Malerische einen weiten Vorsprung vor dem übrigen Italien.

Unter den damals für Italien gemalten niederländischen Bildern befinden sich zwei der umfangreichsten Werke erster Künstler, beides Flügelaltäre: das große, jetzt in den Uffizien aufbewahrte Werk des Hugo van der Goes, das im Auftrage des in Brügge lebenden Agenten der Mediei, Tommaso Portinari, für das von einem seiner Vorfahren gestiftete Hospital von Santa Maria nuova zu Florenz um 1476 gemalt wurde, und das einige Jahre früher geschaffene Jüngste Gericht von Hans Memling, das ebenfalls für Florenz bestimmt war und im Auftrag eines anderen in Brügge ansässigen Agenten der Mediei, Angelo Tani, entstand. Das letztere gelangte nicht an seinen Bestimmungsort, sondern wurde unterwegs als Prise im Seekrieg abgefangen und kam in die Marienkirche zu Danzig.

Was die Italiener an den niederländischen Gemälden bewunderten, war die Naturwirklichkeit in allen Einzelheiten, die bis zur Erzeugung von Illusion ging, die Kraft, Tiefe und Leuchtkraft der Farbe, die Wahrheit und der malerische Reiz des Lichtes. Vergebens bemühten sie sich, mit ihren Temperafarben, die mit Ei und dem Saft junger Feigentriebe angerührt wurden, ähnliche Wirkungen zu erzielen, und selbst diejenigen, die wie Baldovinetti, die Pollajuoli, Piero dei Franceschi, Ölfarben zu Lasuren verwandten, blieben in bezug auf die malerische Wirkung ihrer Gemälde weit hinter den Niederländern zurück. Je mehr die niederländischen Bilder in Italien bekannt wurden, desto mehr wuchs der Wunsch, ihnen in den eigenen Werken nahe zu kommen, und in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts drangen in breitem Strom viele Elemente der niederländischen in die italienische Malerei ein. Die Fülle und die Wahrheit des Beiwerks suchten der Florentiner Domenico Ghirlandajo und der Venezianer Vittore Carpaccio nachzumachen, die stoffliche Wahrheit und malerische Schönheit der Gewandwiedergabe erstrebten die Pollajuoli. Durch die Niederländer wurde den Italienern der Blick für die bisher wenig beachtete landschaftliche Natur geöffnet. Sie beginnen ihre eigene Landschaft mit den Augen jener zu sehen, und die meisten der vorgenannten Künstler bringen landschaftliche Fernblicke von der Höhe eines Hügels oder durch Fenster ganz nach Art ihrer Vorbilder an. Ja, die gemütvolle Intimität von Innenräumen, für die sie von Hause aus gar keinen Sinn hatten, erscheint plötzlich auf einzelnen Werken von Ghirlandajo, Carpaccio und anderen Venezianern. In einem einzelnen Falle, auf einem Bilde der Nationalgalerie zu

London, das den heiligen Hieronymus in einer weiten Halle darstellt, ist die Durchdringung nordischer und italienischer Kunst so vollkommen, daß man, wie noch heute, schon wenige Jahrzehnte nach der Entstehung zweifelhaft war, ob man das Werk eines Niederländers oder eines Italieners vor sich habe.

Schon zu Ende des 15. Jahrhunderts aber bahnt sich der Umschwung an. Grade während Carpaccio für seinen Ursulazyklus das mit 1495 bezeichnete Bild schuf, welches das Schlafzimmer der Heiligen ganz nach niederländischer Weise mit anheimelnder Wärme schildert, traf im Jahre 1494 als erster unter den lernbegierigen Italienfahrern Albrecht Dürer in Venedig ein. Und als dieser große deutsche Künstler Ende 1505 für länger als ein Jahr wiederkehrte, malte Carpaccio an seinem Zyklus für die Scuola San Giorgio degli Schiavoni, bei welchem er das Studierzimmer des heiligen Hieronymus noch ganz mit niederländischer Empfindung durchtränkte. Zwei Zeitalter greifen hier ineinander.

Sehr bald war der volle Sieg Italiens entschieden. Wie für Dürer wurde es auch für andere große deutsche Künstler die hohe Schule. Sogar ein noch zur Frührenaissance gehörender Maler wie Hans Holbein der Ältere scheint im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts in Italien gewesen zu sein. Ihm folgte wohl, wenn auch nur für kurze Zeit, sein großer Sohn Hans Holbein der Jüngere. Auch Lukas Cranach war vielleicht in Italien, und in die beiden Hauptkunststädte Deutschlands, Augsburg und Nürnberg, die mit Italien in Handelsverbindung standen, flutet der Einfluß der italienischen Kunst hinein.

Aber Deutschland blieb doch im Grunde durchaus selbständig. Anders war es mit den Niederlanden. Die niederländischen Maler folgten auf ihren Italienfahrten den Spuren anderer Landsleute. Schon im 10. Jahrhundert soll das Hospital S. Giuliano de' fiamminghi, das bis ins 17. Jahrhundert bestand, gegründet worden sein. Viele Prälaten waren Niederländer, darunter sechs bis sieben Kardinäle, in Hadrian VI. bestieg 1522 ein Utrechter, wenn auch nur für weniger als zwei Jahre, den päpstlichen Thron. Seit dem 15. Jahrhundert ist eine Vereinigung der niederländischen Schuhmacher in Rom nachzuweisen, niederländische Gastwirte, Schneider und andere Handwerker werden dort erwähnt. Es ist einer der eigenartigsten historischen Vorgänge, daß eine noch in der alten heimischen Tradition aufgewachsene Künstlergeneration der Niederlande plötzlich ganz vergaß, welche hohe Bedeutung ihre frühere Malerei gerade durch die nationale Geschlossenheit erlangt hatte. Die seit dem Jahre 1508, in dem Jan Gossaert, genannt Mabuse, seine Italienfahrt antrat, über die Alpen pilgernden niederländischen Künstler kannten kein höheres Streben als ihre heimische Eigenart zugunsten einer Nachahmung der italienischen Hochrenaissancekunst gänzlich aufzugeben. Das war ein so ungeheurer Sprung, daß er mißglücken mußte. Die äußerlich angenommene geschwollene Form verband sich mit Einzelheiten des heimischen Naturalismus zu einem unharmonischen Ganzen. Während in der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch einige Künstler die heimische Weise unter entfernterer Benutzung des italienischen Beispiels von innen heraus glücklich entwickelten,

andere dem Eindringen der fremden Elemente gänzlich Widerstand leisteten, kam es in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zu einer solchen Verkennung, daß der niederländische Künstlerbiograph Karel van Mander (1548—1606), der seine Schrift im Jahre 1604 veröffentlichte, von Lambert Lombard sagt: er „ist ein Vater unserer Zeichen- und Malkunst geworden, der den rohen und plumpen barbarischen Stil durch den rechten und schönen antiken ersetzte, wofür er großen Dank und Ruhm verdient hat". Immer wieder kehrt in van Manders Lebensbeschreibungen der einzelnen Künstler ein ähnliches Lob, wie er es Jan Schoorel spendet: er studierte in Rom „fleißig nach den antiken Überbleibseln, Statuen sowohl wie Ruinen und den kunstreichen Bildern von Raffael und Michelangelo, der damals anfing berühmt zu werden, sowie den Werken anderer Meister". Namentlich ist es das Jüngste Gericht Michelangelos, dessen Benutzung als Vorbild immer wieder gepriesen wird. Aber das höchste Ideal jener Zeit spricht doch Joachim van Sandrart aus, der in seiner „Teutschen Academie" (1675—1679) auf van Mander fußte und ihn fortsetzte, indem er von Hendrick Goltzius sagt: „Er hatte sich die edlen Gedanken des Raffael, das Gefällige des Correggio und das schöne Kolorit des Tizian so fest ins Gedächtnis geprägt, daß er davon einen gründlichen Gebrauch machte."

Auch als sich mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts die Kunst wieder darauf besann, daß ihre stärkste Kraft im heimischen Boden wurzelte, hörten die Italienfahrten nicht auf. Derjenige niederländische Künstler freilich, den wir heute am höchsten stellen, Rembrandt, verschmähte jede Verbindung mit der italienischen Kunst, außer einer zufälligen, gelegentlichen, ganz äußerlichen Benutzung eines Motivs, und auch unter den übrigen Malern des nördlichen Teiles der Niederlande, Hollands, sind diejenigen die weitaus größten, die wie die Flandrer des 15. Jahrhunderts ganz national waren. Aber, wie schon eingangs gesagt, stehen alle übrigen größten Maler Europas aus dem 17. Jahrhundert in engster Fühlung mit Italien. In Rom entfaltete sich ein ganz internationales Künstlerleben, in dem namentlich Niederländer, Franzosen und Deutsche eine Rolle spielen.

Wenn der große Spanier Velazquez auch nicht ganz ohne Zusammenhang mit der italienischen Kunst ist, da sie vor ihm die Lehrmeisterin der spanischen Malerei in der Ausbildung der Form war und auch der spanische Naturalismus mit dem italienischen des Caravaggio zusammenhing, und Domenico Theotokopuli, genannt il Greco, venezianische Farbenelemente nach Spanien überführt hatte, so blieb doch des Velazquez zweimaliger Aufenthalt in Italien von durchaus sekundärem Einfluß auf seine Entwicklung. Das gerade Gegenbild sind die französischen Maler des 17. Jahrhunderts, die fast alle nach Italien wallfahrteten oder wenigstens dem Einfluß der italienischen Kunst unterstanden. Sie fanden sich der italienischen Volksindividualität so nah verwandt, daß ihre Kunst fast wie eine Abwandlung der italienischen erscheint. Unter den Deutschen ist nur ein größerer Meister zu nennen, Adam Elsheimer, der seine Hauptbedeutung in der Landschaft mit Figuren erlangte und darin, was die innerste Auffassung anbetrifft, ganz germanisch

blieb, weshalb er auch einen weitgehenden Einfluß auf die stammverwandten Niederländer erlangte. Die Italienfahrer unter den niederländischen Meistern stehen nämlich jetzt der italienischen Kunst plötzlich wieder ganz anders gegenüber. Sehr wenige bleiben bei der alten Nachahmung. Die beiden ganz großen, beide Flandrer, Rubens und van Dyck, suchen den Italienern das Beste abzuringen, ohne sich ihnen ganz hinzugeben. Die meisten, und zwar namentlich die Holländer, bekümmern sich um die italienische Kunst, besonders die der klassischen Zeit, herzlich wenig, richten ihr Augenmerk vielmehr hauptsächlich auf die italienische Landschaft und das italienische Volksleben und entlehnen ihnen ihre Motive, die sie mit den Augen und dem Herzen eines Holländers erfassen. So war die niederländische Kunst wieder national geworden und blieb es, trotzdem die Zahl der nach Italien pilgernden Niederländer sehr groß war, so daß in Rom eine große Kolonie von ihnen entstehen konnte. Bezeichnenderweise sind fast alle diese Italienpilger des 17. Jahrhunderts, wenigstens die Holländer unter ihnen, von dem Nachruhm ihrer in der Heimat gebliebenen Genossen verdunkelt worden.

Wenn man bedenkt, daß diese letzteren eine Kunstblüte von weltgeschichtlicher Bedeutung schufen, die nur noch in der Antike und der italienischen Renaissancekunst ihresgleichen findet, so ist man erstaunt, daß so viele niederländische Maler den Weg über die Alpen nahmen. Man muß sich zur Erklärung dieser Tatsache erst erinnern, daß Rom damals und erst recht der Mittelpunkt Europas war. Paris erlangte allerdings schon unter Ludwig XIV. eine hohe Bedeutung, aber in seine für Europa tonangebende Stellung trat es als Folgeerscheinung davon erst im Zeitalter Ludwigs XV. In der Kunst war die Zeit Ludwigs XIV. noch die Schülerin der Italiener. So stark alle italienischen Formen auch ins Französische umgedichtet wurden, erst im 18. Jahrhundert entstand als Abwandlung daraus ein spezifisch französischer Stil, das Rokoko, das wie der erste französische Stil, die Gotik, seinen Siegeszug durch Europa antrat. Erst damals wurde Französisch die internationale Sprache der Diplomaten und Gebildeten, im 17. Jahrhundert war es noch Italienisch; Rubens gebraucht für seinen internationalen Briefwechsel die Sprache Dantes und nur ausnahmsweise Französisch.

Rom verdankte seine Weltstellung im 17. Jahrhundert einerseits dem „restaurierten" Katholizismus, der durch den Jesuitenorden eine neue eiserne Fessel um die Welt geschlungen hatte, und der im Dreißigjährigen Kriege schließlich doch Hauptsieger geblieben war, andererseits der ungeheuren Erbschaft aus dem Renaissancezeitalter an Ansehen auf dem Gebiete der Kunst. Beide Elemente verquickten sich miteinander, indem die gesteigerte künstlerische Schöpfungskraft von der Kirche begierig aufgegriffen wurde, um ihre neu erworbene Geltung durch den vornehmen Prunk der Künste zu befestigen. Dazu kam das Bestreben der neuen, durch die jeweiligen Päpste aus ihren Familien und Anhängern geschaffenen Aristokratie, der Aldobrandini, Barberini, Borghese, Ludovisi, es durch Kunstgönnerschaft dem Ruhm der alten Familien, der Colonna, Farnese, Medici, Orsini, gleich zu tun. Eine Baulust von nie dagewesenem Umfang gestaltete die ganze Papststadt auf

dem antiken Marsfelde und den angrenzenden Höhen, im vatikanischen Viertel und in Trastevere um. Überall erheben sich pompöse neue Kirchen, die durch ihre wuchtigen und rauschenden Formen das Auge der Menge auf sich ziehen sollten; in zahlreichen Beispielen klang die grandiose Peterskuppel Michelangelos, die seit dem letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts emporragte, über der Papststadt nach; die Peterskirche selbst erhielt ihre endgültige Form durch die Vorlegung des Langhauses, das allerdings den schönen ursprünglichen Baugedanken vernichtete, aber einen Innenraum von so kolossalen Dimensionen schuf, daß jeder Rompilger in staunende Bewunderung zerfloß. Der Aristokratenpalast erhielt seine neue imponierende Form mit der streng abweisenden Fassade, den vornehmen Treppen, den zur Entfaltung von äußerster Pracht geeigneten Galerien. Den Plätzen der Stadt wurde durch die architektonische Ausgestaltung eine nie gesehene Bedeutung verliehen, wie den Piazze del Popolo, Navona, di Spagna und namentlich dem Platz vor der Peterskirche mit den edlen Arkaden Berninis, die den Nahenden wie mit weit geöffneten Armen empfangen. Antike und neue Wasserleitungen, die auf malerischen Bögen durch die Campagna nach Rom führten, erhielten wirkungsvolle monumentale Abschlüsse, die Fontana Paola auf dem Janiculus, die Aequa felice auf dem Quirinal und später im Herzen der Stadt die Fontana Trevi, in welcher nach einer Idee Berninis der rauschende Triumphzug des Wassers genial verkörpert ist. Die entfernteren Höhen der ewigen Stadt und die Abhänge der römischen Gebirge gegen die Campagna zu bedeckten sich mit palastartigen Villen, und die Gartenbaukunst entfaltete sich in den dazugehörigen ausgedehnten Parks.

So eindrucksvoll war diese römische Baukunst, daß sie sich in schnellem Fluge alle Länder eroberte, die zur römischen Kirche gehörten. Wenn wir das übrige Italien, Süddeutschland, Belgien, Frankreich, Spanien durchwandern, überall tritt uns der römische Barock, eng oder loser nachgeahmt, entgegen. Der größte römische Barockplastiker, Bernini, wurde so ausschlaggebend, daß fast die ganze übrige Plastik seiner Zeit ein langgezogener Nachhall seiner Kunst ist. Die neue Malerei entstand zwar in Bologna, aber ihre Hauptwerke, namentlich die monumentalen Fresken, schuf die Schule doch in Rom.

So konnte es nicht fehlen, daß Rom zu einem Magneten für die Künstler ganz Europas wurde, und bei den dorthin wandernden niederländischen Malern muß man sich höchstens darüber wundern, daß sie im innersten Wesen ihrer Kunst so wenig von den Italienern beeinflußt wurden.

Unsere Hauptquelle für das Leben der niederländischen Künstler dieser Zeit ist wieder das Buch eines Malerschriftstellers „De Grote Schouburgh der Nederlandsche Kunstschilders" von Arnold Houbraken, das 1718, ein Jahr vor seinem Tode, in Amsterdam erschien. Wenn auch seine Angaben ebenso wie die seiner Vorgänger van Mander und Sandrart in vielen Fällen durch die moderne Urkundenforschung widerlegt sind, so sind die Bücher doch im ügemeinen als Kulturbild zuverlässig, und wenn auch die Züge und Anekdoten, welche die drei Malerschriftsteller von ihren Vorgängern und Genossen er

zählen, vielleicht oft erfunden oder verschoben sind, so sind sie doch immer aus dem Charakter der Zeit geschöpft und können von uns zur Charakterisierung des damaligen Lebens benutzt werden.

Sehen wir nun an der Hand dieser Bücher und einer glücklicherweise ziemlich beträchtlichen Anzahl unanfechtbarer Urkunden jener Zeit, wie die Maler des 16. und vornehmlich des 17. Jahrhunderts, Niederländer, Franzosen und Deutsche, nach Italien reisten und wie sich ihr Leben dort, vornehmlich in Rom, gestaltete.

Nicht immer waren es ausschließlich künstlerische Gründe, weshalb die Italienfahrt unternommen wurde. Claude Lorrain freilich wird wohl nicht, wie oft angegeben, nach Rom gewandert sein, um dort Pasteten zu backen, denn bereits Sandrart erzählt, daß schon vorher in Freiburg, wo Claude sich bei seinem Bruder, einem Holzschneider, aufhielt, sein Talent entdeckt wurde, und von dort nahm ihn ein Verwandter, ein Spitzenhändler, nach Rom mit. Bei Hendrick Goltzius war seine Kränklichkeit die Veranlassung, daß er seinen lang gehegten Wunsch, Italien kennen zu lernen, erfüllte. Von Samuel van Hoogstraten sagte man, „daß er verliebt war und seiner Wanderlust nach Rom folgte, um eine Leidenschaft zu vergessen." Im Gegensatz zu ihm ging Karel Dujardin nach Rom, weil er nicht verliebt war, und das kam, wie Houbraken zu wissen glaubt, so: „Der Herr Joan Renst, sein Freund, Nachbar und Hausherr", erzählt Houbraken, „hatte die Absicht, nach Italien zu reisen, zunächst um Rom zu sehen, und Karel sollte ihn bis Texel begleiten, wo das Segelschiff vor Anker lag, um nach Livorno in See zu stechen. Karel schrieb des anderen Tages seiner Frau, ihm Wäsche zu schicken, und fuhr mit. Er wohnte damals in Amsterdam auf der Herrengracht bei der Spiegelstraat und hatte eine alte Frau, mit welcher er vordem zu Lyon getraut worden. Sie hatte als Auskocherin und Herbergswirtin, bei welcher er längere Zeit gewohnt hatte, viel Geld zusammengescharrt, und man sagt, daß sie ihn statt Bezahlung einer Schuld angenommen habe. In Rom ließ ihn Renst zurück und setzte seine Reise durch die italienischen Städte fort, bis er, nachdem er alles gesehen hatte, wieder nach Rom kam und ihn fragte, ob er mit ins Vaterland zurück wolle. Aber er hatte keine Eile und sagte: „Ich bleibe, wo ich bin, denn ich bin dort, wo ich sein wollte," und ließ die Gesellschaft mit der mündlichen Botschaft an seine alte Frau, daß er nachfolgen würde, abreisen. Doch sie erwartete ihn vergebens, denn er starb in Venedig. Wir wissen von Dujardin, daß er schon früh nach Italien reiste, dann wieder jahrzehntelang in der Heimat lebte, bis er drei Jahre vor seinem Tode, im Alter von 53 Jahren, abermals nach Italien wanderte und zu Venedig starb.

Gewöhnlich taten sich mehrere Personen zu der weiten Reise zusammen. Von Karel van Mander berichtet uns sein anonymer Biograph, daß er die Reise antrat „in Gesellschaft einiger junger Edelleute, von denen er sich jedoch unterwegs trennen mußte, da es ihren Dispositionen widersprach, auf ihn zu warten, wenn er in manchen Städten einige Zeit damit hinbrachte, es dort mit der Kunst und ihren Meistern zu probieren." Das war im Jahre 1573 oder 1574. Von Abraham Genoels hören wir, daß er genau hundert Jahre

später, im Jahre 1674, zusammen mit zwei Malern, zwei Kupferstechern, einem niederländischen Kaufmann aus Neapel und einem italienischen Kaufmann aus Venedig reiste. Einer von den Malern, der schon einmal in Italien gewesen war, und die beiden Kaufleute waren wohl des Weges kundig. Zuweilen hatten die Künstler Gelegenheit, als Begleiter vornehmer oder reicher Herren nach Italien zu reisen. So wurde Mabuse im Jahre 1508 von dem Prälaten Philipp von Burgund mitgenommen, und der Amsterdamer Maler Willem Schellinks war von 1661—1665 der Begleiter eines Herrn Jacob Thierry auf seinen Reisen durch England, Frankreich, Italien, Deutschland und die Schweiz.

Von den Niederlanden führten drei Hauptwege nach Italien. Entweder durch Deutschland und über die Alpen, oder durch Frankreich und von Marseille an der Küste entlang, oder zur See von einem niederländischen oder französischen Hafen aus. Die Seereise war wohl die seltenste, denn Kornelis van Slingerland erhielt den Beinamen Zechaan, weil er die Wasserreise zweimal gemacht hatte. Da die Maler meistens arme Teufel waren, werden sie wohl, wie der Dichter Seume im Jahre 1802, zu Fuß nach Italien gewandert sein. Von Spalthof wird erwähnt, daß er die Reise dreimal zu Fuß gemacht hat.

Die beiden Landwege lernen wir durch die Hin- und Rückreise des obengenannten Porträt- und Landschaftsmalers Abraham Genoels, über die er Houbraken briefliche Mitteilung machte, zuverlässig kennen. „Die Reise begann am 8. September 1674 von Antwerpen nach Köln; nach einem Aufenthalte von vier oder fünf Tagen daselbst zu Schiff nach Mainz, von da mit dem Marktschiffe nach Frankfurt, nach einem dreitägigen Aufenthalte mit dem Wagen nach Augsburg und von hier zu Roß durch Tirol, Innsbruck, Trient, Treviso und Mestre, von da zu Schiff nach Venedig und über Ferrara nach Bologna, nach viertägigem Aufenthalt daselbst zu Pferd nach Loretto, und weiter über die kleinen Städte nach Rom, wo sie am 4. November ankamen." Die Reise nahm also fast zwei Monate in Anspruch. Rückreise: „Am 25. April 1682 verließ er Rom mit dem Bildhauer Laviron aus Antwerpen und zwei französischen Bildhauern Caralier und Monier, ging über Florenz, Siena, Pisa, Livorno, Genua, Nizza, Villafranca, la Ciotat, immer zu Land auf Mauleseln, von da nach Marseille, Avignon, auf der Rhone nach Lyon und zu Pferde über Farare, Roanne, die Loire hinab nach Orleans und nach Paris, wo er einige Zeit über sich aufhalten mußte, um das königliche Schiff abzuwarten, mit dem er seine Kisten mit Kunstsachen eingeschifft hatte. Nachdem das Schiff angekommen . . . ., fuhr er mit dem Wagen nach Ryssel, von da nach Tournay und Gent und kam am 8. Dezember 1682 nach Antwerpen."

Die Reise war nicht ohne Gefahren. Von dem Figuren- und Historienmaler Jan Linsen erzählt Houbraken: „Als er sich in Italien, um, ich weiß nicht wohin, zu gehen, einschiffte, ward er von den Mohren gefangen, an ihrer Küste ausgesetzt, mutternackt ausgezogen und vor ihren Führer gebracht, doch rettete er durch einen seltsamen Vorfall sein Leben und kam davon."

Auch auf dem Landwege hatten die Reisenden allerlei Fährlichkeiten durchzumachen. Der berühmte Landschaftsmaler Jan Hackaert wurde in der Schweiz, als er nach der Natur zeichnete, „von den Landleuten für einen Zauberer angesehen, festgenommen und zum Oberbürgermeister gebracht." „Ein ganz ähnlicher Zufall begegnete auch den Malern Theodor Wilkens von Amsterdam und Hendrik van Lint, einem Landschaftsmaler aus Antwerpen, im Jahre 1711, als sie sich einmal Studien halber nach Ronciglione, 42 italienische Meilen von Rom, begeben hatten, wo sie ebenfalls von dem Landvolke für Zauberer gehalten und gebunden vor das Haus des Gouverneurs gebracht wurden." Auch vor Räubern war man auf der Reise nicht sicher. Gegen Ende April 1591 ging Hendrick Goltzius von Rom nach Neapel mit dem Silberschmied Jan Matthysz und einem gelehrten jungen Edelmann aus Brüssel, Philips van Winghen. „Diese drei", sagt van Mander, „hatten sich ganz schmierig und schlecht verkleidet wegen der großen Gefahr, die seitens der Briganten drohte, deren es eine große Anzahl gab, und die den Weg für Reisende sehr unsicher machten." Zuweilen brachte den protestantischen Malern ihr Glaubensbekenntnis Gefahr. So erzählt Houbraken, als er von Bartram de Fouchier, einem Schüler van Dycks, spricht: „Zu dieser Zeit saß auf dem päpstlichen Stuhle der kunstliebende Urban VIII., der die Gelegenheit suchte, junge Talente zu wecken und zu bilden. Das wäre ihm gewiß zugute gekommen, wenn nicht ein Zufall ihn und seinen Kunstgenossen Joan Frederik van Ysendoren mit zwei Spaniern, von welchen sie als Ketzer ausgeschrien und bei der Inquisition als solche verklagt wurden, in einen Kampf verwickelt und dieses Vorteils beraubt hätte, da sie sich dadurch genötigt sahen, Rom schleunigst zu verlassen und sich heimlich nach Florenz zu begeben." Auch von den verschlagenen und rachsüchtigen Italienern hatten die Künstler allerlei Übles zu fürchten.

„Einmal, als der bekannte Maler des 16. Jahrhunderts, Marten Heemskerk," so berichtet van Mander, „in Rom, um sich, wie er es gewohnt (vor der Natur im Zeichnen) zu üben, ausgegangen war, geschah es, daß ein Italiener, mit dem er bekannt war, ohne sein Wissen in seine Kammer ging, zu der er sich Zutritt zu verschaffen wußte, zwei Leinwandbilder aus den Rahmen schnitt und sie nebst seinen Zeichnungen, die er aus den Kisten holte, mitnahm. Als Marten nach Hause kam, war er sehr betrübt über den Verlust. Und da man Verdacht auf jenen Italiener hatte, ging Marten zu ihm und bekam auch den größten Teil seiner Sachen wieder. Doch da er von Natur sehr furchtsam war und besorgt, es könnte ihm Übles von seiten dieses Italieners widerfahren, glaubte er nicht länger in Rom bleiben zu dürfen und machte sich darum auf die Heimreise nach den Niederlanden."

Das Schwert saß damals recht lose in der Scheide. Aus der später zu erwähnenden Veröffentlichung von Bertolotti erfahren wir nach Urkunden, daß die fremden Künstler in Rom öfters von Unbekannten auf der Straße mit dem Degen angegriffen und verwundet wurden. Bis in die Heimat verfolgte den Reisenden die Gefahr von seiten eines Italieners. Marten Heemskerk „kam nach Dordrecht mit dem Brief eines jungen Mannes, mit dem er in Rom viel verkehrt hatte, an dessen Vater, der in einer Herberge

wohnte, an deren Stelle jetzt die Brauerei zum kleinen Anker steht, und die damals eine Mördergrube war, wo reisende Kaufleute und andere heimlich umgebracht wurden. Heemskerk sah sich gezwungen, den Abend hier zu verbringen . . . Doch da er ein Schiff fand, fuhr er noch am gleichen Abend ab und wohl zu seinem großen Glück, denn in diesem Hause hat man — als die Sache ans Licht kam — eine ganze Grube voll Leichen gefunden." Auch Krankheiten waren die Künstler in dem fremden Lande mit dem ihnen ungewohnten Klima vielfach ausgesetzt. Von Rubens wissen wir, daß er im Juli 1606 in Rom an Brustfellentzündung schwer erkrankte und einen deutschen Arzt, Dr. Johannes Faber, hatte. Aus einer von Bertolotti publizierten Urkunde vom 1. September 1605 erfahren wir, daß ein junger niederländischer Maler, Abraham Arenst, der in Rom im Hause des Mercurio Scarpinelli in der Via Ferratina wohnte, am römischen Fieber litt, und daß er sich das Leben nahm, weil er, wie ein ebenfalls fieberkranker Landsmann von ihm, der Eisenschmied Jan, Sohn des Nicolaus, glaubte, Heimweh hatte.

Die Kunde von solchen Vorfällen machte zaghafte Gemüter und namentlich Frauen ängstlich, überhaupt auf die Reise zu gehen. Als der berühmte Maler Jan Baptist Weenix schon zwei Jahre in Rom war, bekam er solche Sehnsucht, seine Frau und seinen kleinen Sohn wiederzusehen, daß er von dem Kardinal Pamfilio, in dessen Diensten er damals stand, Urlaub nach Holland erbat. Der Kardinal aber wollte ihn nicht ziehen lassen.

„Andere, die seine Wünsche kannten, rieten ihm, er möge seine Frau nach Rom kommen lassen. Dies versuchte er auch mit mehreren Briefen, in welchen er seine Sehnsucht ausdrückte und sie versicherte, daß sie hier wohl aufgenommen sein würde, und daß der Papst und der Kardinal ihm versprochen hätten, seinen Sohn in einem Amte unterzubringen. Von all dem bewogen, schrieb sie ihm, daß sie zu einer gewissen Zeit mit einem bestimmten Schiffer nach Rouen fahren und von da nach Rom gehen würde.

„Sobald diese frohe Nachricht eingetroffen, ward an alle Nuntien und Gouverneurs der Städte, welche sie durchreisen mußte, geschrieben, um ihr ein sicheres und kostenfreies Geleite zu besorgen; doch ihre Freunde wußten sie inzwischen umzustimmen und hatten sie von ihrem Vorhaben abgeschreckt, indem sie ihr sagten, daß man sie daselbst in ein Kloster stecken würde, daß dort genug Frauen für ihn wären und derlei mehr. Sie schrieb darauf einen Brief ganz anderen Inhalts nach Rom, der besagte, daß sie ihren Vorsatz geändert habe und nicht in dieses Land kommen wolle."

Während der Reise und in Italien litten die Künstler oft schwer unter ihrer Armut. Der große französische Maler Nicolas Poussin mußte das erstemal in Florenz umkehren, weil ihm alle Geldmittel fehlten. Auf der Rückreise wurde ihm in Lyon wegen seiner Schulden mit Haft gedroht. Infolge von Entbehrungen wurde er dort krank, malte dann unter Vorschuß für einen Kaufmann einige Bilder, bis er so viel Geld beisammen hatte, um nach Paris zurückkehren zu können. Seine zweite Reise nach Italien, vier Jahre später, im Jahre 1624, schien sich unter einem freundlicheren Stern vollziehen zu sollen. Der damals hochberühmte Dichter Giov. Batt. Marino, der in Paris sein Gönner geworden, war inzwischen nach Italien zurückgekehrt. Als Poussin jedoch in Rom ankam, fand er den Dichter so krank

vor, daß dieser ihm vor seiner Abreise nach Neapel, wo er im nächsten Jahre starb, nicht viel helfen konnte, außer daß er ihn dem Kardinal Francesco Barberini vorstellte. Dieser aber ging bald als päpstlicher Gesandter ins Ausland.

„Poussin, der noch nicht hinlänglich bekannt war," sagt Sandrart, der in Rom persönlich mit ihm verkehrt hatte „geriet dadurch in große Verlegenheit. Er sahe sich auf einmal ohne Beschützer, und es fehlte ihm an Gelegenheit, etwas zu verdienen. Seine Zuflucht war die Kunst, er schränkte sich aufs äußerste ein, aß sich kaum satt, arbeitete aber desto unverdrossener, um ein großer Maler zu werden. Die beiden Bildhauer (der Bolognese Alessandro) Algardi und (der Flame) Franz Quesnoy, welche mit ihm in einem Hause wohnten, befanden sich in ähnlichen Umständen. Sie lebten alle drei miteinander in genauer Freundschaft und machten Modelle in Ton nach Antiken um ein geringes Geld, davon sie ihre gemeinschaftliche Wirtschaft bestritten."

Für die niederländischen Künstler war es von ungeheurem Wert, daß sie in Rom sogleich Anschluß an Landsleute fanden in der „Bent", einem Künstlerverein. „Die Bent", sagt S. van Hoogstraaten, „ward zur Zeit unserer Vorfahren zur Erheiterung der ermüdeten Geister gegründet." Durch Cornelis de Bruyn erfahren wir aus seinem 1698 zu Delft erschienenen Buche „Reisen door de vermaardste Deelen van Klein-Asia usw.", daß man glaubte, die Gesellschaft bestände seit den Zeiten Raffaels und wäre erst später auf die Künstler beschränkt worden, die Holländisch und Deutsch sprachen. Auch zu den in der Hauptsache von Italienern gebildeten Künstlervereinigungen gehörten Niederländer. So werden im 16., 17. und 18. Jahrhundert je mehrere als Aggregati der Akademie von San Luca genannt und einige waren Mitglieder der Congregazione dei virtuosi al Pantheon. Gar mancher erfuhr an sich die Wohltat der Schilderbent. So war Jacob van der Does im Jahre 1644 als armer Schlucker zu Fuß durch Frankreich nach Italien gewandert.

„In Rom", erzählt Houbraken, „traf er sofort mehrere Maler, die er in Holland kennen gelernt hatte, die ihn liebevoll aufnahmen und ihn in das nächste Wirtshaus führen wollten; darüber geriet er in Verlegenheit und weigerte sich, da er kein Geld hatte. Seine Freunde, welchen dies sonderbar erschien, zogen ihn aber in die Herberge, wo er endlich gestand, daß er ohne Geld wäre und die Absicht habe, Soldat zu werden, worüber die Holländer, die ihre Landsleute nicht in Verlegenheit lassen, herzlich lachten. Sie sprachen ihm Mut ein und machten ihn noch am selben Abend zum Bentvogel."

Aus den Aufzeichnungen Willem Schellincks geht hervor, daß in der Herberge, in der sich die Bent versammelte, die Wände ringsum mit den Porträts der niederländischen und anderer fremder Maler bemalt waren. „Man empfängt daselbst die neu Angekommenen", berichtet Samuel van Hoogstraaten, „mit witzigen Aufzügen und gibt ihnen einen bedeutungsvollen Namen. Daselbst spült man die Sorgen und den trägen Wahn mit süßem Albanerwein ab und treibt Mutwillen mit jenen, die noch nicht genug gewitzigt sind." Cornelis de Bruyn berichtet in seinem vorgenannten Buche „Reisen usw.", daß jeder, der sich um die Aufnahme in die Bent bewarb, von einer Anzahl von Mitgliedern vorgeschlagen werden mußte. Als er im Dezember 1674 in Rom angekommen war, vereinigten sich Robert de Val,

genannt de Fortuyn, zu diesem Zweck mit sechs andern Mitgliedern. Bei der Aufnahme wurde er unter dem Beifall der Versammelten mit Lorbeer gekrönt. Als Pieter Fritz aufgenommen wurde, hatten

„seine Bentbrüder, die gewohnt sind, stets irgend etwas Besonderes oder Fremdartiges zu machen, bemaltes, zu Düten gedrehtes Papier aneinander geklebt, so daß es sich gegen das Ende verjüngte und, im Kreise gebogen, einer Schlange gleichen konnte, die nach der Vorstellung der Ägypter die Ewigkeit darstellte. Die mit natürlichen Farben bemalte und gestreifte Schlange hatten sie mit Raketen angefüllt, die sie, nachdem er in die Mitte dieses Schlangenzirkels gestellt war, sämtlich mittelst einer mit Pulver bestrichenen Leine in Brand steckten; weil er so unerschrocken und wohlgemut, ohne davon zu laufen, das Platzen und Aufflammen des Pulvers ertrug, nannten sie ihn Welgemut."

Die Anknüpfung bei der Wahl der Beinamen war sehr verschiedenartig. Den vorhin erwähnten Jacob van der Does nannten sie, „weil er gesagt hatte, daß er Soldat werden wolle, und da er unansehnlich von Gestalt war, Tambour." Pieter van Laer erhielt den Beinamen Bamboccio, mit welchem Worte die Italiener diejenigen bezeichnen, „welche es verstehen, italienische Späße, fremdartige Bewegungen oder Körperverrenkungen und geistreiche Grimassen zu machen. Nun hatte ihn die Natur mit solcher Gestalt geschaffen, daß jeder, der ihn ansah, ob seiner absonderlichen Figur lachen mußte, denn sein Oberleib war dreimal so groß als der Unterleib, die Brust ungewöhnlich kurz, und der Kopf stak zwischen den Schultern, infolgedessen er keinen Hals hatte. Überdies war er fröhlichen und possierlichen Charakters." „Jan Asselyn, genannt Krabbetje, erhielt diesen Beinamen in der römischen Bent, weil er eine verkrüppelte Hand und gekrümmte Finger hatte, so daß er seine Palette mit genauer Not festhalten konnte. Dabei war er von kleiner Gestalt." Pieter van der Hulst wurde Sonnenblume genannt, weil er diese Blume gern auf seinen Bildern anbrachte. La Tombe „erhielt den Beinamen Stoppertje, weil er, sobald er in die Gesellschaft der Maler, seiner Landesgenossen, gekommen war, zu sagen pflegte, daß er sich eine Pfeife stopfen wolle." Auch ein leibhaftiger General war in der Bent, Wakkerbaart, der in den Diensten des Kurfürsten von Sachsen gestanden hatte. Dafür nannten die „Bentvögel" ihn aber auch, als er 1695 eintrat, Alexander Magnus.

Mit der Aufnahme und Namengebung war ein Taufmahl verbunden, das der Täufling zu bezahlen hatte, zu dem je nach Vermögen mehr oder weniger Personen eingeladen wurden, und das mehr oder weniger üppig war. Zum Schluß wurde eine spaßhafte Urkunde unterzeichnet. Von David Beck erzählt Houbraken: „Als er im Jahre 1653 in Rom war, ward ihm durch die Bentvögel große Ehre erwiesen, wie aus dem Reime hervorgeht, welchen sie bei seinem Taufmahle sangen. Da sein Bentname überdies von sechzig Händen unterzeichnet wurde, so konnte er wohl wissen, wie viel ihn diese Schmauserei, welche am 7. Dezember 1653 stattfand, kostete." Der vorgenannte Cornelis de Bruyn erzählt, daß das Festmahl mit fortdauernden Libationen die ganze Nacht dauerte, und daß die Zechgenossen sich am Morgen zur Vollendung der feierlichen Handlung nach dem „Grabe des Bacchus" begaben. Das wäre ein antiker Porphyrsarkophag mit Putten bei der Weinlese in

Relief, der in Santa Costanza stand. Dieser Sarkophag, die Grabstätte der Constantia, steht jetzt im Museo Pio Clementino des Vatikan, und die Darstellung daran ist christlich symbolisch. Auch das Mosaik gleichen Gegenstandes in jener Grabkirche der Constantia schien den lustigen Bentbrüdern auf den antiken Weingott hinzuweisen. Von diesem Sarkophag begab man sich nach einer benachbarten Osteria, wo der Neuaufgenommene den Genossen abermals zu trinken geben mußte. Cornelis de Bruyn hat mehr als fünfzig solcher Neuaufnahmen beigewohnt und eine in seinem Buch in Kupfer abgebildet.

Im allgemeinen stand die Bent nicht in allzu gutem Rufe, da dort sehr viel getrunken wurde. Wahrscheinlich tranken die Niederländer, wie noch jetzt viele Nordländer, den schweren italienischen Wein nicht, wie es die Gewohnheit der Eingeborenen ist, mit Wasser vermischt, sondern rein. Die Folgen stellten sich um so leichter ein, und es ging dann oft toll und wüst zu. Schon van Mander lobt an Marten Heemskerk: „er hat seine Zeit nicht verschlafen, noch bei den Niederländern mit Saufen und dergleichen totgeschlagen, sondern fleißig studiert." Um so verführerischer war das Bentleben, als bei der Vereinigung so vieler geistig angeregter und phantasiebegabter Männer viel Originelles zutage kam und eine solche Lustigkeit herrschte, daß selbst peinlichen Situationen eine scherzhafte Seite abgewonnen wurde. Einmal, erzählt van Mander, als die Maler in einer Wirtschaft, in der sie nicht bekannt waren, kneipten, „verließen sie sich aufeinander, indem jeder meinte, der Beutel des andern sei wohl versehen, und als die Zeche bezahlt werden sollte, hatte keiner Geld. Was tun? Sie gaben dem Wirt ihre sämtlichen Strümpfe zum Pfande, nahmen Ruß und machten damit ihre Beine schwarz, zogen darauf ihre Schuhe wieder an, banden die Strumpfbänder fest und machten sich auf den Heimweg. Und es sah so aus, als hätten sie sehr feine Strümpfe an, die ganz eng an den Beinen anlagen."

Nur zu oft aber waren die Ereignisse bei den Kneipereien und ihr Ausgang nicht so harmlos. Es kam vielmehr zu bösen Lärmszenen und blutigem Streit in der Osteria und auf der Straße, so daß die Sbirri, die Polizei, eingreifen mußten. Bertolotti hat sich die Mühe gemacht, die römischen Archive nach Nachrichten über niederländische Künstler, die im 16. und 17. Jahrhundert in Rom lebten, zu durchforschen, und in den Kriminalakten, wie aus seinem 1880 in Florenz veröffentlichten Buch: „Artisti belgi ed olandesi a Roma" hervorgeht, so manchen derartigen Fall gefunden. Wir stehen hier fest auf dem Boden historischer Wahrheit, es sind die Künstler selbst, die über ihre und anderer Ausschreitungen aussagen:

Wenn die Köpfe von Wein glühten und die Karten oder Würfel hervorgezogen wurden, dann glaubte sich leicht einer vom andern beim Spiel betrogen, es kam zu Prügeleien, und die Degen fuhren aus der Scheide, oder ein Messer, oder was gerade zur Hand war, wurde als Waffe ergriffen. Wir hören von Auftritten, die auf das lebhafteste an die Raufereien erinnern, wie sie Adriaen Brouwer so meisterhaft gemalt hat, nur daß — um so schlimmer — die Streitenden einer höheren Gesellschaftsklasse angehören. So wurde, um einen

von vielen Fällen zu nennen, ein niederländischer Maler, namens Jan, am 13. April 1611 von einem Landsmann im Streit beim Spiel verwundet, so daß er die Hilfe eines Baders in Anspruch nehmen mußte.

Ein Scherzwort, eine Neckerei, die sonst fröhlich belacht wurde, werden im Rausch übelgenommen. So hatten der mailändische Maler Giovanni Antonio di Francesco, der Maler Mario, der Sohn des Bäckers des Papstes Tommaso und ein anderer mit dem niederländischen Maler Leonhardt im Oktober 1627 in der Osteria della Rosa gegessen, und als sie fortgingen, neckten die Italiener den etwas angetrunkenen Niederländer, daß man ihm eine zu hohe Zeche abgenommen habe. Das führte zu einem Wortwechsel, bei welchem schließlich alle den Degen zogen, und wobei Giovanni Antonio di Francesco, der den Streit angeblich schlichten wollte, an der linken Brust verwundet wurde.

Die Veranlassung ist, auch wenn die Streitenden nüchtern sind, öfters eine geringfügige, und die jungen Männer benehmen sich wie unartige Kinder. So sagte der niederländische Weber Georg am 1. Juni 1550 (wohl 1556) vor dem Richter aus:

„Ich hatte einen Zwist mit dem Maler Theodorich von Holland. Er hatte mir vor einigen Monaten mit einem Stock eine Wunde am Kopf beigebracht und ich ihm eine an einer Hüfte mit einem Messer. Nun suchte ich ihn auf und wollte mit ihm Frieden machen. Ich ging in die Wirtschaft der niederländischen Magdalena im Borgo, wo ich den besagten Theodorich fand, der zusammen mit einem Niederländer Lesbi zu Abend aß. Ich sagte zu jenem Lesbi, ob er mir zu trinken geben wollte, und er trank mir zu. Ich nahm den Becher in die Hand und sagte zu Theodorich, ob er mir meinen Degen wiedergeben wollte, welchen er mir bei jener ersten Zwistigkeit weggenommen hatte. Und er antwortete: ‚Ich weiß nichts von dem Degen.‘ — Und ich sagte zu ihm! ‚Wohlan, lassen wir dieses Thema für jetzt, trinken wir ein wenig zusammen.‘ Und er wollte nicht trinken, und nachdem ich ihm mehrere Male gesagt hatte, daß er trinken möchte, und er nicht trinken wollte, schlenderte ich ihm den Wein in die Fratze, und er erhob sich, ein Messer suchend, und ich, schneller als er, jagte ihm ein Federmesser in den Hals, und es war kein Übel, und es folgte auch nichts daraus.“

Manchmal kommt im Rausch die ganze angeborene Roheit zutage. Im Februar 1563 hatte sich der Niederländer Lorenz im Gasthause zu den drei Königen betrunken, und als er nach Hause gekommen war, fing er an, seinen Landsmann Paul, der nicht mitgegangen war, zu mißhandeln. Nicht zufrieden damit, ging er wieder fort und kam mit Hugo, „dem Roten“, zurück, und beide schlugen den Vorgenannten. Das Licht ging aus oder wurde ausgelöscht, und Paul trug einen Messerstich im Bauch und Hugo drei sehr schwere davon. Der Zeuge Jan, Sohn des Malers Gilbert Brix von Antwerpen, sagte aus, daß er Hugo sterbend sah.

Bei leichteren Streitigkeiten waren gleich, nachdem der Weindunst aus den Köpfen verflogen war, die Parteien geneigt, sich zu einigen. Es gab für den Friedensschluß ganz bestimmte Formen. Die versöhnten Feinde mußten sich die Hand reichen, und alle Anwesenden mußten trinken. Wenn das letztere nicht geschah, galt der Friede nicht für vollständig.

Wurde jemand verhaftet, und das geschah auch leicht Unschuldigen, die zufällige Zeugen eines Streites gewesen waren, so mußte er oft längere Zeit in dem düstern Gefängnis zubringen, ehe die Sache verhandelt wurde. Die Akademie der Maler in Rom hatte das Recht, am Festtage ihres Schutzpatrons, des heiligen Lukas, einen Schuldigen frei zu bitten. Sie machten davon auch Ausländern gegenüber Gebrauch. So hatte sie von dem Gouverneur von Rom für den niederländischen Maler Cornelis, der seinen Landsmann, den Maler Justus, im Streit getötet hatte und zur Galeere verurteilt worden war, Umwandlung dieser Strafe in Verbannung erlangt und später, im Jahre 1627, erbat sie Aufhebung auch dieser Strafe, weil er ein begabter Künstler sei.

Natürlich spielen in die Kriminalfälle auch die Beziehungen zum weiblichen Geschlecht nur zu häufig hinein. Wenn die jungen Leute angetrunken waren, dann scheuten sie sich nicht, selbst ehrbare Mädchen zu belästigen. So verklagte der Gastwirt Tommaso Rigas am 29. Juli 1634 zwei niederländische Maler „Carlo Settimo" und „Carlo de Prato", die in der Via Fratina über der Osteria del Turchetti wohnten, daß sie Lärm vor seinem Hause gemacht hätten, um eins seiner Mädchen zu verführen, wie sie sich gerühmt hätten. Als er sie fortgehen geheißen, hätten sie Steine an die Türen und Fenster geworfen, ihn beleidigt und gedroht, ihn zu töten, wenn er ausginge. Die Übeltäter wurden ins Gefängnis geworfen.

Meist aber sind es „Damen" von zweifelhaftem oder schon nicht mehr zweifelhaftem Ruf, die wir kennen lernen. Eine temperamentvolle Person war die Provençalin Giovanna Torone. Als der Maler Anton van Lempul aus London, der in der Via Margutta wohnte, im August 1667 mit drei niederländischen Malern in der Osteria Cavalletto bei Tisch saß, trat sie zufällig ein und wurde von ihm eingeladen mitzutrinken. Als sie das ablehnte, wie es nach ihrem darauffolgenden Benehmen scheint, wohl weniger aus Sittsamkeit, als weil es ihr gerade nicht paßte, stieß er sie so, daß sie hinfiel und einen Krug, den sie trug, zerbrach. Sie aber raffte sich auf, überschüttete ihn mit einer Flut von Schimpfworten, und er warf ihr einen Scherben ins Gesicht. Darauf schwang sie wütend ein Messer und brachte ihm zwei Wunden im Magen und an der linken Schulter bei, an denen er drei Tage später starb.

Ein anmutiges Kulturbild von dem Verkehr selbst berühmter Maler mit Dirnen empfangen wir aus einer Gerichtsverhandlung vom 15. November 1551, in welcher der Porträtist vieler Fürsten Europas, Anthonis Mor, als an dem Vorgange beteiligter Zeuge auftrat. Einer Wäscherin sollte ein Hemd fortgenommen sein. Es war aber wahrscheinlich, daß dieses intime Kleidungsstück von einer Flamländerin Margarete im Rausch verschenkt worden war und zwar an einen Jüngling, der sich „behufs Genuß" dieser Dame mit Anthonis Mor zusammengetan hatte.

Die Künstler kamen durch die Mädchen, mit denen sie in Beziehung standen, auch wenn diese nicht bösartig waren, zuweilen in unangenehme Verwicklungen. Dem bekannten Landschaftsmaler Herman Swanevelt waren

im Jahre 1636 in Rom zwei Bilder des Bamboccio gestohlen worden. Es stellte sich heraus, daß sein Schüler Francesco Catalano aus Benevent die Anna Gemmeda aus Velletri, welche die Geliebte seines Meisters war, veranlaßt hatte, sie fortzutragen, weil er sie kopieren wolle. Dann zwang er sie, indem er ihr drohte, ihr sonst das Gesicht zu entstellen, mit einem Kreuz ein Schriftstück zu unterzeichnen, in dem sie bekannte, die Bilder verkauft zu haben. Später, nachdem er ihr noch drei Bilder von Swanevelt, die dieser dem Mädchen geschenkt hatte, aus ihrem Hause fortgenommen hatte, ließ er die, wie es scheint, dumme und leicht einzuschüchternde Person durch eine Dirne namens Costanza in deren Haus locken, und dort zwang er sie zu bescheinigen, daß sie auch diese drei Bilder verkauft habe. Charakteristisch ist es, daß Francesco schließlich gestand, weil sein Beichtvater ihn nicht lossprechen wollte.

In noch bösere Verwicklungen geriet ein niederländischer Maler namens Giacomo Lando. Er kam im Januar 1601 in den Verdacht der Kuppelei, weil er, nachdem ihm seine Frau, „diese Metze", wie er sich ausdrückt, mit einem Bretonen nach Bologna durchgebrannt war, zwei niederländische Frauen, Mutter und Tochter, bei sich aufgenommen hatte. Ein Seidenweber und ein Priester, dem er die Jüngere angeblich angeboten hatte, sagten gegen ihn aus. Es scheint aber, daß er unschuldig und das Ganze ein Racheakt gewesen ist.

Mancher Künstler mußte die Gewöhnung, dem Gotte Bacchus bei den Zusammenkünften mit den Genossen zu reichlich zu opfern, durch einen schweren Unglücksfall teuer bezahlen. So erzählt Sandrart, und damit verlassen wir die streng historischen Quellen wieder, von dem französischen Maler Valentin: „Als er sich eines Tages mit guten Freunden belustigt, und durch den Wein erhitzt hatte, badete er sich in dem Brunnen des spanischen Platzes, ward plötzlich krank und mußte wenige Tage darauf, 1632, im 32. Jahre sterben." Andries Both ging in Venedig eines Abends aus einer Gesellschaft allein nach Hause, fiel unversehens von einer Brücke in den Kanal und ertrank.

Manche Künstler hielten sich ganz von der Bent fern, so van Dyck, dem das derbe Wesen nicht behagte, und der dafür den Spottnamen „Il pittore cavalieresco" erhielt. Weit schlimmer spielte man anderen mit. „Karel du Jardin wollte sich nicht unter die Ventvögel begeben, deshalb nannten sie ihn Bokkebaart, aus Bosheit, weil er sich nur selten rasieren ließ, wie sie aus demselben Grunde einen anderen Maler mit dem schändlichen Bentnamen Platluizenbaart gebrandmarkt hatten."

Andererseits übten Maler, die nicht aufgenommen worden waren, zuweilen Rache:

„Einige hochdeutsche Maler, welche von der Bent zurückgewiesen worden waren, wußten dem Kardinal Inquisitor den Verdacht beizubringen, daß diese Zusammenkünfte der Niederländer den Zweck hätten, einen ketzerischen Gottesdienst zu unterhalten und durch eine Art Wiedertaufe viele der Gemeinschaft einzuverleiben. Hierauf wurden die Diener der Inquisition und die päpstlichen Leibwachen abgesandt, um das Nest aufzuheben und die Leute festzunehmen, was auch geschah. David de Koning war einer dieser Gesellschaft. Als man ihn wie auch alle

anderen fragte, wie er heiße, erwiderte er italienisch: il re Davide, worauf die Diener der Inquisition, im Glauben, daß sie den König der Bande gefangen hätten, sagten: ‚Ja, Euch insbesondere mußten wir haben!‘ und alle ins Gefängnis brachten. Nach der am anderen Tage gepflogenen Untersuchung ergab sich aber, daß sie an den ihnen angedichteten Freveltaten unschuldig waren, worauf sie in Freiheit gesetzt wurden.“

Ein buntes Bild von Charakteren und Menschenschicksalen tritt uns aus den Schilderungen der Malerbiographen und dem, was wir sonst von den Künstlern und ihrem Leben in Italien wissen, entgegen. Da ist der eine, Dirk Freres, geizig und kommt im ganzen Jahre mit weniger als 30 Gulden aus. „Daraus kann man wohl entnehmen,“ sagt Houbraken, „daß er nicht viel gebratene Kapaunen gegessen oder florentinischen Wein getrunken haben möchte.“ Die sieben oder acht Mitglieder der Familie der Bakareelen dagegen, die Sandrart in Rom kannte, und die teils gleichzeitig, teils nacheinander dort waren, lebten alle lustig und ließen, was sie verdienten, wieder aufgehen. Auch der ein Jahrhundert früher in Rom lebende Maler Pieter Vlerick konnte, wie van Mander sagt, „besser Geld verdienen als in der Gesellschaft seiner Landsleute zusammenhalten, die so sehr auf den guten Wein erpicht waren, daß der Verdienst häufig bald verjubelt war.“ Von Jan Lis, genannt Pan, erzählt Sandrart:

„Er war gern in Gesellschaft und ließ sich, wie das Sprichwort sagt, mit einem Strohhalme festbinden, infolgedessen es oft geschah, daß er zwei oder drei Tage und Nächte hintereinander, solange er Geld hatte, ausblieb, ohne daß man wußte, wo er sei. Wenn er dann des Nachts nach Hause kam, bereitete er seine Farbe und machte alle Vorbereitungen zu seiner Arbeit zurecht, noch ehe er ausruhte oder schlief, dann aber ging er mit solchem Eifer an die Arbeit, daß er oft drei Tage und drei Nächte, ohne zu schlafen, ja ohne sich Zeit zu gönnen, um sein Mittagsbrot zu verzehren, fortarbeitete, bis er fertig oder seine Absicht erreicht hatte und zufriedengestellt war. Und obwohl es ihm oft gesagt wurde, daß eine solche Lebensweise seiner Gesundheit nachteilig wäre, fruchtete es doch nichts.“

Eine verwandte Veranlagung zog den berühmten, aus Frankfurt stammenden Tiermaler Philipp Roos, aus Anlaß seines späteren Aufenthaltes im Sabinergebirge von den Italienern Rosa di Tivoli genannt, in sehr ernsthafte Verwicklungen. Aus seinen Erlebnissen, wie sie Houbraken schildert, erhalten wir das typische Bild eines leichtsinnigen und seinen augenblicklichen Eingebungen folgenden Künstlers.

„Roos, der bald hier, bald dort arbeitete, zeichnete eines Tages in der Nähe von Rom einige Tiere, die im Felde grasten, nach der Natur. Zufällig kam der italienische Historienmaler Hiacynt Brandi vorüber, ließ seinen Wagen halten und sagte: ‚Laßt mich doch Eure Arbeiten sehen‘, und fragte auch nach seinem Namen und seinem Geburtslande.

„Brandi fand an seinen Arbeiten so viel Gefallen, daß er ihn zu sich lud, um ihm seine Werke zu zeigen. Dieser hatte eine junge, schöne Tochter, die Roos ab und zu gehen sah. Er achtete, wohin sie ging, und als er einmal in das Haus kam, da Brandi beschäftigt war, ging er in den Garten, vorgebend, dort auf ihn warten zu wollen. In diesen Garten aber ging das Zimmer der Tochter hinaus, die er hinter den Eisenstäben ihres Fensters stehen sah. Er grüßte sie und gab ihr durch Zeichen seine Neigung zu erkennen. Dies geschah mehrere Male, bis

sie auch ihm Beweise ihrer Zuneigung gab. Wie verborgen sich aber auch die beiden Liebenden glaubten, ward es dennoch dem Vater verraten, der ihm sein Haus verbot und darauf seine Tochter in ein Kloster gab, da er sie für keinen Tiermaler erzogen haben wollte.

„Damit ward ihm Gelegenheit genommen, mit seiner Geliebten ein Mittel zur Flucht zu beraten. — Nach längerem Überlegen fand er einen glücklichen Ausweg. Er erkühnte sich, zum Kardinalvikar zu gehen, erbot sich, zum römischen Glauben überzutreten, und bat ihn zugleich um seine Hilfe in dieser bestimmten Sache, die er seiner Eminenz mitteilte. Ob nun der Kardinal durch die Hoffnung, daß er eine Seele errette, bewogen wurde, oder ob er ihn durch glatte Worte zu bereden wußte, ist ungewiß, aber es kam so weit, daß der Kardinalvikar, der zugleich Vorsteher der Inquisition ist, dem Papst Innozenz XI. die Sache vortrug; der Papst fragte, wer der junge Mann und wer der Vater der Tochter wäre, und als ihm gesagt wurde, daß beide Maler seien, sagte er: dann sind sie gleich und gleich, und gab Befehl, daß die Tochter aus dem Kloster geholt und mit Roos getraut wurde; der Vater mußte dies, so unlieb es ihm war, auf des Papstes Befehl geschehen lassen.

„Er würde sich wohl mit dem Vater wieder befreundet haben, wenn er nicht am Tage nach der Trauung einen Schritt getan hätte, den er später bedauerte, obwohl wir glauben, daß er die Sache nicht so schlimm meinte, als sie aufgenommen wurde, und daß er dadurch lediglich zu erkennen geben wollte, daß er das Mädchen ohne jede andere Absicht, nur aus Liebe geheiratet habe und sie auch durch seine Arbeiten wie in ihren vorigen Verhältnissen erhalten wolle. Er stand am ersten Morgen nach der Trauung früh auf, nahm alle Schmucksachen, Kleider, Wäsche, Schuhe, bis auf das Hemd, band alles in ein Bündel und schickte es ihrem Vater mit den Worten: daß der Tiermaler dies alles nicht benötige, da er seine Tochter bloß nackt haben wollte. Das nahm Brandi übel auf und kränkte sich so sehr darob, daß er kurz darauf starb, nachdem er sie zuvor enterbt hatte.

„In ihrem Ehestande lernte sie noch andere Veränderungen, an die sie nicht gewöhnt war, kennen, denn abgesehen von Entbehrung und Armut, war sie oft verlassen und allein, da er ein eifriger Jäger und Bentbruder war, der oft Tage und Wochen außer dem Hause zubrachte, ohne daß sie etwas von ihm hörte. Er bewohnte ein großes baufälliges Haus bei Tivoli nächst Rom, in dessen Gehege er verschiedene größere und kleinere Tiere aufzog, um nach ihnen zu malen, weshalb seine Wohnung in der Bent auch Arche Noah genannt wurde. Von dort ritt er oft ohne Geld in Begleitung eines Knechtes nach Rom und malte in der einen oder anderen Herberge rasch ein oder zwei Bilder, die der Knecht naß, wie sie von der Staffelei kamen, forttragen mußte, um sie zu jedem Preise zu verkaufen, denn es mußte Geld hergeschafft werden, um ihn und sein Pferd im Wirtshause auszulösen, da ihm ja niemand in Rom borgen wollte. Le Blon und andere haben mir auch erzählt, daß seine Bentbrüder, wenn sie ihn von ferne kommen sahen, sofort wissen konnten, ob er Geld habe oder nicht, denn hatte er keines, und er sah einen seiner Freunde, so wich er ihm auf anderem Wege aus, hatte er aber Geld, so trat er stolz an ihn heran und ließ nicht ab, als bis dieser mit ihm in das nächste Wirtshaus ging, um ihm sein Geld verzehren zu helfen.

„Da er aber rasch arbeitete, liefen so viele seiner Bilder in Rom herum, daß ihr Preis sank, was sein Knecht, der scharfsichtiger als er und vielleicht auch von seinen Freunden mit Geld dazu gedungen war, sich zunutze machte. Denn als die Kunsthändler ihren Wert nicht mehr bezahlen wollten und er mit den Bildern wieder zurückkam, Roos aber doch Geld haben mußte, machte er, als wenn er ihm welches bringen würde und trug die Bilder in eine zu diesem Zweck gemietete Stube, stapelte sie auf und brachte ihm soviel Geld, als vorhin angeblich dafür geboten worden. Sein Knecht soll, als er später nicht mehr in seinem

Dienste war und die Preise für seine Arbeiten wieder stiegen, Tausende daran verdient haben."

Das leichte Künstlerblut, das Jan Lis, Philipp Roos und andere zu ihrem Verderben führte, brachte dem Gillis Mostart unter anderem den Vorteil, daß er einmal auf scherzhafte Weise einen widerwilligen Käufer und Zahler überwand. Er hatte in Parma, als dort im Jahre 1594 der Erzherzog Ernst von Österreich Gouverneur war, wie van Mander berichtet,

„für einen Spanier eine Madonna gemalt, und als dieser ihm nicht genug dafür zahlen wollte, überstrich er das Bild mit weißer Leimfarbe und malte die Maria mit einem ganz unverständigen Kopfputz und leichtfertig von Aussehen wie eine Dirne. Darauf ließ er den Spanier in seine Werkstatt heraufkommen und sich verleugnen. Dieser kehrte das Bild um, das er von hinten kannte und mit einem Zeichen versehen hatte, und als er eine derartige Madonna sah, geriet er in großen Zorn und lief, den Markgrafen zu holen. Gillis hatte inzwischen das Bild abgewaschen und gut abgetrocknet auf die Staffelei stellen lassen. Als nun der Markgraf kam, sagte er zu Gillis: ‚Was muß ich hören, Gillis? Mir sind Beschwerden über dich zu Ohren gekommmen, die mich schmerzen. Was fällt dir bei, solche Sachen zu machen!' Gillis ließ die beiden heraufkommen und zeigte ihnen das Bild. Da war nun alles in bester Ordnung, und der Spanier wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Darauf begann nun Gillis sich seinerseits über den Spanier zu beklagen, dieser wolle ihn nicht für seine Arbeit bezahlen und suche ihm darum allen Tort der Welt anzutun, damit er das Bild schließlich umsonst bekomme, und das Ende war, daß der Spanier in jeder Beziehung unrecht bekam."

Etwas von diesem leichten Temperament wäre dem berühmten deutschen Maler Adam Elsheimer sehr nützlich gewesen, aber er soll nach der bekannten Erzählung Sandrarts einer von denen gewesen sein, die das Leben ungewöhnlich schwer nehmen.

„Solange Elsheimer im ledigen Stande lebte, reichte sein Verdienst zu, als er aber eine junge Römerin heiratete, die ihm viele Kinder gebar, geriet er in dürftige Umstände und vermochte nicht, seine zahlreiche Familie zu ernähren. Dies machte ihn traurig und niedergeschlagen. Er entfernte sich von aller Gesellschaft, irrte einsam unter den alten Ruinen und Gräbern in der Gegend von Rom herum und zeichnete solche ab. Die finsteren Gedanken verbreiteten sich über seine Gemälde, die ein dunkles, trauriges Kolorit erhielten. Der Papst Paul V. nahm sich zwar des Künstlers an, gab ihm freie Wohnung und einen gewissen Vorrat von Wein und Brot, allein demungeachtet geriet er in solche Schulden, daß die Gläubiger ihn in Verhaft nehmen ließen. Rubens und andere Freunde unterstützten ihn zwar so viel möglich und verschafften ihm zu wiederholten Malen die Freiheit wieder; allein alles dieses war nicht vermögend, ihn ruhig und zufrieden zu machen. Er starb vor Kummer und Gram in Rom 1620 im sechsundvierzigsten Jahre."

Wir wissen seit kurzem aus urkundlichen Forschungen, daß der Grund für Elsheimers Bedrängnisse von Sandrart nicht richtig angegeben ist. Der Künstler heiratete am 22. Dezember 1606 in Rom eine Frankfurterin schottischer Abkunft, Carola Antonia de Stuart, und hatte nur einen Sohn. Er wohnte im nördlichen Teile der Via Babuino gegenüber der Kirche S. Atanasio und starb bereits am 11. Dezember 1610 im Alter von zweiunddreißig Jahren.

Zuweilen kehrte wohl auch ein Künstler mit einer Schuld auf dem Gewissen heim. Von Karel van Ypern, der 1563 oder 1564 starb, erzählt van Mander: „Einige wollten wissen, daß er in Rom oder sonstwo in Italien eine andere angetraute Frau hatte und immer schwermütig und bekümmert darüber umherging, daß er so treulos gewesen, seine erste Frau auf diese Weise betrogen und verlassen zu haben." Ein anderer, Pieter Mulier, genannt Tempesta, soll sogar Blutschuld auf sich geladen haben. Houbraken, der ihm fälschlich den Namen Molyn gibt, sagt:

„Die beste Zeit seines Lebens hat er in Genua sowohl in Glück als in Not zugebracht. In Not sage ich, weil er unter der Anschuldigung, seine eigene Frau gemordet zu haben, lebenslänglich eingesperrt wurde. Andere sagen, es wäre seine Geliebte gewesen, die er, nachdem er ihrer müde geworden, von zwei oder drei Buben, die er zu diesem Zwecke mit Geld erkauft hatte, umbringen ließ. Nachdem er sechzehn Jahre gefangen gewesen, ward ihm im Jahre 1684, als die Franzosen die Stadt bombardierten, die Freiheit gegeben. Er ging nach Piacenza in das Gebiet von Parma, wo er sein Leben beschloß."

Den Leichtfüßen standen andere gegenüber, die eifrig arbeiteten. Als Hendrick Goltzius am 10. Januar 1591 in Rom ankam, war er schon so berühmt, daß er fürchtete, durch Kunstgenossen und Neugierige in seinen Studien gestört zu werden. „Daher verkleidete er sich bäurisch und auf deutsche Art und gab sich für einen Deutschen aus," sagt van Mander, und Sandrart fügt hinzu: „Alle die Schönheiten der Kunst nahmen ihn anfangs so ein, daß er gleichsam außer sich war und eine Zeitlang nichts vornehmen konnte als die Antiken und Malereien zu betrachten." Er unterbrach sich in seinen Arbeiten auch nicht, als die Pest Rom verheerte, und zeichnete, zwischen Sterbenden und Leichen sitzend. Auch der berühmte Bildhauer Franz Quesnoy „führte', sagt Sandrart, „ein ordentliches Leben, war von gefälligem Charakter und aufgeräumtem Wesen und machte sich seinen Freunden durch ein aufrichtiges Betragen schätzbar." Öfters taten sich mehrere Künstler zu gemeinsamen Studien, namentlich vor der Natur, zusammen. In Rom waren Elsheimer, Pieter Lastmann, Johann Pynas und Jakob Ernst Thoman von Hagelstein aus Lindau am Bodensee „beständig beieinander; sie besuchten die Gegenden um Rom, zeichneten nicht nur alles Merkwürdige in denselben, sondern auch zu verschiedenen Tageszeiten ab, um die Veränderung des Lichtes und der Luft zu bemerken, mit einem Wort, sie ließen sich das Studium der Natur äußerst angelegen sein. Sie wußten, daß Landschaftsmaler solche nie zu genau beobachten können." Pieter van Laer lebte in Rom mit Sandrart, Poussin und Claude Lorrain in genauer Bekanntschaft. „Sie gingen häufig miteinander aufs Land, teils um zu zeichnen, teils sich lustig zu machen, und bei dieser Gelegenheit munterte van Laer die Gesellschaft gemeiniglich durch seine Einfälle auf."

„Poussin war", fährt Sandrart später fort, „wegen seiner Kunst und übrigen Wissenschaften durchgängig beliebt, jedermann suchte seinen angenehmen und zugleich lehrreichen Umgang; deswegen sah man ihn auf den Spaziergängen, die er alle Morgen zu tun pflegte, allemal von vielen Leuten umringt, die sich ein Vergnügen daraus machten, seinen Unterredungen zuzuhören.

Die übrige Zeit des Tages war er sehr fleißig und ließ sich dabei vorlesen. Dadurch erlangte er die vielen Kenntnisse in den Geschichten, Gebräuchen und Altertümern, welche aus seinen Werken hervorleuchten." Wir haben damit schon einen Künstler, der sich bedeutend aus dem Schwarm der übrigen heraushebt.

Aber noch weit mehr treten zwei große Flandrer in Gegensatz zu den übrigen: Meister und Schüler, die zu Anfang des 17. Jahrhunderts im Abstand von zwanzig Jahren Italien bereisten, Rubens und van Dyck. Während alle anderen sich schwer abmühen, um ihr bloßes Leben zu gewinnen oder sich auf einen höheren Platz in der Kunst emporzuschwingen, sind sie sofort bei ihrem Eintritt in Italien gern gesehene Gäste in der vornehmsten und reichsten Gesellschaft, und mühelos strömen ihnen große Aufträge zu. Es ist ein interessantes Gegenbild: auf der einen Seite die Bohème, wie wir jetzt sagen würden, die Bent mit ihrem demokratischen und oft wüsten Treiben, der großen Zahl von Mitgliedern, die ein höchst armseliges Leben führten und nicht imstande waren, die Gewohnheiten des niederen Volkes abzulegen, und auf der anderen Seite die beiden jungen Maler, die wie Aristokraten lebten. Und diese beiden waren nicht, wie so oft Künstler in solcher gesellschaftlichen Stellung, aufgebauschte geringere Talente, sondern aus ihnen entwickelten sich Meister, die zu ihrer Zeit in Europa nur noch ganz wenige gleichgroße zur Seite hatten, und denen unter den gleichzeitigen Italienern keiner gewachsen war.

Rubens trat wenige Wochen nach seiner Ankunft in Italien zu Venedig in Beziehung und bald darauf in die Dienste des Vincenzo Gonzaga, Herzogs von Mantua, in denen er bis zum Schluß seines italienischen Aufenthaltes, acht Jahre lang, blieb. Er bekam von dem Herzog ein Jahresgehalt von 400 Dukaten. Als er im Juli 1601 zum erstenmal nach Rom kam, war es auf Urlaub und auf Empfehlung des Herzogs an den Kardinal Montalto, einen Nepoten Clemens' VIII. Acht Monate blieb er in der ewigen Stadt und hatte dort einen Haushalt mit zwei Dienstboten. Anfang April 1602 kehrte er nach Mantua zurück. Im Frühling des folgenden Jahres sandte der Herzog ihn nach Spanien zur Überreichung von Geschenken an König Philipp III. und seinen Hof. Dort trat der Künstler in enge Beziehungen zu dem Günstling des Königs, dem eigentlichen Beherrscher Spaniens, dem Herzog von Serma. Zu Anfang des Jahres 1604 war er wieder in Mantua und ging von dort Ende 1605 zum zweiten Male nach Rom. Im Juni 1607 mußte er den Herzog in Mantua abholen, um mit ihm nach Genua zu reisen; Ende August kehrte er nach Rom zurück, das er erst Ende Oktober 1608 wieder verließ, als ihn die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Mutter traf. Er eilte nach Antwerpen und hat Italien niemals wiedergesehen. Aber noch lange hallten nicht nur in dem Künstler, sondern auch in dem Menschen die Erinnerungen an die dort verlebten Jahre nach. Im August 1630 schrieb er an Peiresc, daß er in seiner Jugend den entzückendsten Aufenthalt in jenem Lande genossen habe (godato della deliciosisima residenza de quel paese nella mia giouentù).

Nicht weniger glänzend war die Stellung, die sich van Dyck in Italien zu schaffen wußte. Am 3. Oktober 1621 verließ er Antwerpen und traf am 21. November in Genua ein, das sein Hauptquartier wurde, und wohin er von seinen Reisen innerhalb Italiens immer wieder zurückkehrte. Er porträtierte Angehörige der vornehmsten genuesischen Familien, der Adorno, Balbi, Brignole-Sale, Imperiale, Lercari, Pallavicini, Spinola. Man überhäufte den mit fast unglaublicher Schnelligkeit schaffenden jungen Künstler mit Aufträgen. Noch 1780 befanden sich in Genua 99 Gemälde van Dycks, darunter 72 Bildnisse. Seine ersten Reisen führten ihn nach Rom, Florenz, Bologna, Venedig. Von der Lagunenstadt aus begleitete er die Gräfin Alethea Arundel, die Gattin seines englischen Gönners, nach Mantua, wo ihm der Herzog die goldene Ritterkette verlieh. Auf Veranlassung des Kardinals Giulio Bentivoglio ging er zum zweiten Mal nach Rom, malte das berühmte Bildnis dieses Prälaten, das sich jetzt in der Pittigalerie befindet, und die anderer hochgestellter Personen des päpstlichen Hofes. Trotz der reichen Beschäftigung kehrte er nach Genua zurück. Um den spanischen Vizekönig Philibert Emanuel von Savoyen zu porträtieren, reiste er von dort nach Palermo, wo außer diesem und anderen Bildnissen auch Altargemälde für Oratorien und Kirchen von ihm verlangt wurden. Beim Ausbruch der Pest verließ er Palermo, und wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1626 kehrte er nach Antwerpen zurück. Auch er hat Italien nicht wiedergesehen. — —

(Ein Schlußartikel folgt.)

Gerhart Hauptmann in Lauchstedt.

Von dem Theater Goethes und Schillers in Lauchstedt war kaum eine Sage übrig geblieben; es hatte sich zu einem Stück Literaturgeschichte entseelen lassen, von dem nur die Gelehrten in ihrer abstrakten Art wußten. In den Briefen des Schauspielers Becker, dessen Tochter Goethes Euphrosyne, das Wunder ihrer Tage, war, las man von dem niedrigen „Schafstall", gegen den sich die Selbstachtung des werdenden deutschen Schauspielerstandes empörte, und Eduard Genast erzählt uns in seinen reichen Erinnerungen, wie sich unter Goethes Leitung das würdigere neue Haus erhob, in dem er mit Vorliebe seine literarischen Experimente anstellte, und von dem aus mehr als ein Werk Schillers seinen Triumphzug angetreten hat. Man wußte, daß dort vor seinen Augen die erste Aufführung der „Braut von Messina" stattgefunden hat, daß ein wirkliches Gewitter das leichte Haus zum Schwanken brachte und die gewaltigen Rhythmen des Chors mit Donnerschlägen unterstrich; aber man wußte kaum, daß dieses Haus noch existiert und daß es auf einem der lieblichsten Flecken des altkultivierten Saalegebiets steht, dem das 18. Jahrhundert den klaren, ordnenden Geist seiner Lebensauffassung unvertilgbar aufgeprägt hat. Bad Lauchstedt und sein Theater ist nun wieder zu einer Wirklichkeit geworden, und die Kultstätten des deutschen Geistes haben sich um einen schon geläufigen Namen vermehrt.

Die eisenhaltige Quelle oder der martialische Gesundbrunnen, wie sie ihr Entdecker, der durch seine heilsamen Tropfen unsterblich gewordene Medizinalrat Hoffmann, nannte, hat allerdings im Laufe des 19. Jahrhunderts ihre Anziehungskraft auf das reiselustige Publikum verloren; aber gerade weil das einst neben Pyrmont berühmteste Modebad in Vergessenheit fiel, hat es die alte Eigenart um so treuer bewahrt. Man sieht die Quelle in ihrer ursprünglichen schlichten Fassung wie ein Heiligtum in die Mitte einer feinen übersichtlichen Anlage gestellt, man sieht die Pavillons, wo den beiden großen Passionen des 18. Jahrhunderts, dem Tanz und dem Hasard, geopfert wurde, und man fühlt unter den Schatten gerade gereihter Kastanien und Linden die Würde, die Bedeutung der alten Kurpromenade, wo die Leipziger Professoren, die thüringischen Adligen in getrennten Gruppen sich ergingen, um die Wirkung des martialischen Gesundbrunnens in gemessener Bewegung abzudämpfen.

Es ist kein Zweifel, daß Goethe und Schiller als Theatermänner dort ihre besten Stunden verbracht haben, als das neue Haus im Jahre 1802 eingeweiht worden war. Das Defizit, das sie aus der Weimarer Wintersaison regelmäßig hinüberbrachten, wurde in Lauchstedt unfehlbar gedeckt. Frei von den Verpflichtungen, mit denen der Hof das Theater bedrückte, fanden sie dort nicht nur ein zahlungsfähiges Publikum, sie begegneten auch einer breiteren und tragfähigeren Welle des Enthusiasmus als in Weimar, wo es sozusagen die ganze Woche klassisch berging. Die Hallenser Studenten, die zu Roß und Wagen herüber pilgerten, warfen wohl Kirschkerne auf die Bühne, um einem mittelmäßigen Darsteller ihre

Ansicht auszudrücken, aber sie feierten auch ihren Schiller, wo er sich flüchtig und scheu blicken ließ, und Goethe ertrug ihre akademische Zwanglosigkeit mit einer Gelassenheit, die er den Wildheiten ihrer Jenenser Kommilitonen in Weimar nicht immer bewilligte. Es war die Stätte, wo die Jugend am persönlichsten und am unmittelbarsten mit den großen Mächten verkehrte, wo sie bereitwillig aufnehmend, begeistert weiter tragend ihre Schöpfungen empfing. So bedeutet Lauchstedt einen demokratischeren, weiter in die Masse greifenden Ausbau der Weimarischen Hofbühne, und wer Architektur zu lesen versteht, wird nicht zweifeln, daß das damals neue Haus von Goethe für dieses Bedürfnis oder für diese Bestimmung gedacht worden ist.

Heute bedeutet es eine stolze Erinnerung und zugleich ein lehrreiches Vorbild für eine Zeit, die das ganze Theaterwesen wieder zum Problem gemacht hat, die die oft wunderliche historische Erscheinung unserer Schauspielhäuser auf eine absolute Zweckmäßigkeit zurückführen möchte. Das zwischen dem Bade und dem alten bischöflichen Schloß lang und niedrig hingestreckte Bühnenhaus ist vor dem drohenden Zusammensturz durch schonendste Hände gerettet worden, die die Munifizenz eines Hallenser Großindustriellen in Bewegung gesetzt hat. Die Wiederhersteller empfanden die unverletzbare Schlichtheit von Goethes Werk, in seinen für uns heute kleinen Ausmessungen noch imposant durch die ideale Einheitlichkeit des Raumes, der Bühne und Saal zusammenfaßt. Man brauchte nicht wie in Weimar auf die Schichtung der Zuschauer nach Titel und Rang Rücksicht zu nehmen, man hatte für die Repräsentation des Hofes durch keine Loge zu sorgen, und so entstand, wie auch Adolph Dobber, der sorgfältige Biograph dieses Theaters, bemerkt, eine Art Vorbildung der heutigen Volksbühnen, die den von der Renaissance überlieferten Saalcharakter ins Amphitheatralische hinüberzubringen suchen. Keine Barockverzierung, kein Stuck, kein Eingriff in die Gemeinsamkeit des Raumes, der zugleich höchst öffentlich und höchst intim wirkt. Auch die verdienstvollsten neueren Versuche der Theaterbaukunst, die sich jede Freiheit gestatten, um auf alte Notwendigkeiten zurückzukommen, haben die beiden Seiten des Problems nicht glücklicher zusammengefaßt.

Als das Haus, in dem Goethe seinem Freunde Schiller die denkwürdige Totenfeier veranstaltete, wiederum dem hundertsten Gedenktage dienen sollte, konnte die Polizei es nur als eine Ruine erachten, die sie zu dem besonderen Zwecke unter ängstlichen Vorsichtsmaßregeln auf einige Stunden frei gab. Nach der Wiederherstellung ist im Lauchstedter Theater mancherlei gespielt worden, und die Behörden, in Übereinstimmung mit dem Fürsorge tragenden Verein, machen sich in sehr löblicher Zurückhaltung dafür haftbar, daß das denkwürdige Gebäude den Berechnungen des regulären Theaterbetriebes verschlossen bleibt, daß es die Weihe eines Festspielhauses wahrt. Man gab das neu entdeckte Lustspielfragment des Menander, man suchte einige Reliquien, wohl auch Petrefakte, unter Goethes Gelegenheitsstücken zusammen, man ließ sich von der Würde des Ortes auf besonders literarhistorische und antiquarische Interessen einschränken, und wenn im vorigen Jahre zur Eröffnung der nationalen Kleist-Feier der „Zerbrochene Krug" gespielt wurde, so bedeutete die Aufnahme einer unserer haltbarsten und auf allen Bühnen heimatberechtigten Komödien wohl eine symbolische Handlung. Kleist sollte in dem anderen Hause Goethes gastlich aufgenommen werden, der ihn in Weimar mit seinem ersten und einzigen Versuche dem größten Theaterskandal der Zeit ausgesetzt hatte.

In diesem Jahre ist Gerhart Hauptmann dort eingezogen, nicht als ein Triumphator, der sich die letzten Ehren holt und den Göttern dieses Tempels die errungenen Lorbeerkränze bringt. Nach vielen gewonnenen, verlorenen und unentschiedenen Schlachten suchte er einen stilleren heiligen Bezirk, der die Roheit und den Lärm des Theaterbetriebes durch seine Einsamkeit, durch seine historische Würde abwehrt. Oder vielmehr diese Zuflucht wurde ihm angeboten zu dem Festspielhause, das als dramatisches Pantheon à toutes les grandeurs de la nation offen sein sollte, und ich habe selbst den Namen Lauchstedt ausgesprochen, als Hauptmann

sein jüngstes Werk herausgab mit der Erklärung, daß er es nicht auf den Hasardtisch einer Premiere legen wollte. „Gabriel Schillings Flucht" ist so bühnengemäß wie nur irgendein Stück von Hauptmann, und wenn er es nur zögernd herausgab, als eine Angelegenheit nicht für das große Publikum, sondern für die Passivität und Innerlichkeit eines kleinen Kreises, so begleitete er dieses Kind wohl mit einem besonders zärtlichen und ängstlichen Vatergefühl, als ob es sich nicht ganz von ihm zur eigenwilligen Selbständigkeit und Fremdheit losgelöst hätte. Auf dem Hasardtisch der Premiere ist immer gesetzt worden, seitdem es ein Theater gibt; das wußten die griechischen Tragiker schon, die mit bestimmten Rivalen zu rechnen hatten und aus den Agonen nicht anders als die Ringer und Wagenlenker siegend oder besiegt hervorgingen. Es war auch im Grunde kein anderes Publikum, das Hauptmann von Berlin nach dem ihm fremden und sagenhaften Lauchstedt folgte; aber die Würde des Ortes, die idyllische Sanftmut seiner träumerischen Verlorenheit haben ihre Schuldigkeit getan, und man empfing dieses Bekenntniswerk, auch da gegen Schluß seine innere Kraft zu verrinnen schien, mit eifriger sammelnder Aufmerksamkeit, mit wärmer hegender Güte, als der zwischen Sensationen taumelnde Theaterbesucher an irgendeinem Abend der Saison aufzubringen vermag. Als Hauptmann seinen feinen Asketenkopf auf dem Balkon an der Stelle neigte, wo man Schiller zuzujubeln pflegte, schien er auf gewisse Weise entrückt, wenigstens den brutalen Einzelheiten eines Erfolges oder Mißerfolges; man sah den Dichter wieder im Ganzen, eingehüllt in den zähen Schutz seiner Zartheit, seiner Liebenswürdigkeit und Lauterkeit.

Hauptmanns jugendliche Poesie war ein großer Akt der Hingebung an die leidende Schöpfung und ihre Geschöpfe, in die er sich auflöste, mit denen er sich identifizierte, ein Pantheismus des Allerbarmens. Man forderte eine persönlichere Religion von ihm, man wollte ein Götterbild in dem germanischen Hain, wo die Gottheit nur im Fließen des Wassers, im Rauschen des Windes verehrt worden war, man verlangte letzte Worte über das Problem des Lebens, Kampf und Sieg des Geistes und Willens über passives, dumpfes Vegetationswesen. Hauptmann hat diesen Forderungen nachgegeben, und er konnte es nur, weil er sie an sich selbst stellen mußte. Alles, was er etwa seit der „Versunkenen Glocke" geschrieben hat, zeigt den Willen, ein Herrscher über das Leben, ein dramatischer Stratege zu werden in dem männlichen Alter, da sich die Poesie nicht mehr als glückliches Liebesabenteuer betreiben läßt. Und fast alles, was er seitdem geschrieben hat, ist nicht ganz fest geworden, ist im Schwanken geblieben, in einer Art Schwebezustand zwischen dem Elementarischen und dem begehrten Symbolischen. Es entspricht dieser Not und auch seiner lyrischen Natur, daß er sich öfter an Märchen und Legende wendete, daß er die Schätze der letzten Erkenntnis etwas unauffindbar im dunklen Strom des Mythischen versenkte.

„Gabriel Schillings Flucht" verzichtet auf alle symbolischen Einkleidungen, es ist ein direktes, leicht lesbares Bekenntnis, ein Werk autobiographischen Charakters, und vielleicht weil der Dichter, der Mensch hier so nackt aufgetreten ist, hielt ihn eine schamvollere Bedenklichkeit zurück, nachdem er sich jahrelang so tapfer wie unermüdlich den Sensationen der Premieren und den rohen Zufälligkeiten des Theaterbetriebes ausgesetzt hatte. „Denn wir sind Männer", heißt es im Armen Heinrich an der entscheidenden Stelle seines glänzendsten, souveränsten Dramas, das dieser Nachfolge am stärksten vorgeklungen hat. Man muß mit dem Leben fertig werden, das man uns aufgedrängt hat, und für das uns niemand verantwortlich machen darf. Es ist das Schauspiel der Vierzigjährigen, und es trägt innerlich eine Widmung, die sich an die ganze Generation richtet. Der Maler Gabriel Schilling kommt durch die Weiber um. Seine Frau hat ihn sich antrauen können, weil er gegen sie eine Verpflichtung anerkannte, und die andere, Hanna Elias, die russische Jüdin, der blasse Vampyr, hat sich an ihm festgesaugt. Hauptmann schrieb eine Stoffe über Heines kurzgefaßte Lektion: Verfehltes Leben, verfehlte Liebe — Ver-

fehlte Liebe, verfehltes Leben. Wer Mann geworden ist, darf nicht mehr ungesund lieben, und Gabriels Freund, der Bildhauer Mäurer, als der Vertreter der männlichsten Kunst, erledigt das Thema in seiner schmucklos kräftigen Weise: „Wer hat nicht mit Weibern Zeit verloren! Ja welcher Mann, der wirklich einer ist, hat sich nicht selbst mehr als einmal an Weiber verloren. Das schadet nichts! Man läßt sich fallen, man hebt sich auf, man verliert sich und man findet sich wieder. Hauptsache bleibt, daß man Richtung behält. Wenn man Richtung behält und entschlossen fortlebt, so wette ich tausend gegen eins, was schlecht geheißen hat in der Zeit, muß dann in der Zeit auch wieder mal gut heißen." Es ist die Lehre des Egoismus oder des Selbsterhaltungstriebes, und wir kennen schließlich nichts Besseres. Das Leben ist nur durch Wiedergeburten möglich, von denen uns jede eine neue Unschuld gibt, und auch Balzac entscheidet „La vie ne va pas sans de grands oublis". Vergessen ist die Stärke der Reife, des Mannes, und die Weiber haben die teuflische Politik, uns immer erinnern zu wollen, uns das böse Gewissen zu erhalten. Wer sich als armer Sünder fühlt, geht an sie verloren, und so wird Gabriel Schilling in den Tod gehetzt oder in die große Ruhe gebettet, und Mäurer wird immer am Leben und an seinem Werke bleiben, auch wenn er seine prachtvolle Lucie einmal betrügen sollte. Das sind die beiden Männer von vierzig Jahren, sozusagen am Mittag ihres Wiedergeburtstages, in den Widerstreit von Weib und Kunst gestellt, dem Ibsen als einem großen modernen Problem seinen dramatischen Epilog gewidmet hat. Der alte Rechner zog die Bilanz und stellte das Defizit fest. Auf einer von beiden Seiten bleibt man schuldig, der Kunst oder dem Leben; das gilt für die Schlußabrechnung der siebzig Jahre. Hauptmann zeigt sich weniger puritanisch, und so stellt er sein Werk mit einem Oder auf zwei Köpfe. Wer an sich glaubt, darf handeln, was nach Goethe immer gewissenlos geschieht. Der Arme zahlt mit dem Letzten, der Reiche läßt sich nichts kümmern. Wer sich zu dieser Kantigkeit nicht härten kann, wird kein Mann, geht an der Majorsecke des Lebens zugrunde.

Die Organisation, die Körperlichkeit des Dramas habe ich absichtlich noch nicht angetastet, um zunächst seinen Sinn, seine Gesinnung zu abstrahieren. Ihre Träger könnten Typen nach Tasso und Antonio sein, sie verwirklichen sich aber als ein sehr modernes Widerspiel. Hauptmann hat, um Erlebtes, Innerlichstes zu bekennen, ein sehr familiäres Drama geschrieben, schreiben wollen, und ich habe von der Aufführung wie von jeder Lektüre den Eindruck gehabt, daß die typische Bedeutung des Gegenstandes sich durch eine allzu gemütliche, drastische, realistisch motivierende Kleinmalerei beschwert und verkümmert findet. Die Leute treffen sich auf einer kleinen Insel der Ostsee, die ungefähr unter demselben literarischen Klima wie der Fjord in Ibsens „Frau vom Meere" liegt. Die Gallionfigur eines gestrandeten Schiffes, die im Blinkfeuer des Leuchtturms ihren Ausdruck ändert und einem jeden ein wenig wie sein Liebchen vorkommt, herrscht als Symbol über den einsamen Strand, der ferner mit Kirchhof, Leichenhalle besetzt ist, und ein Totengräber fehlt auch nicht mit dem unbestellten Sarge, der vielleicht gebraucht werden könnte. Es ist ein Ort, an dem die große, einsame Natur uns prüft, ob wir zum Sterben oder zum Weiterleben reif sind, und das Meer wird in dieser Bedeutung etwas zu stark redigiert, wie es auch die kleine Bühne in Lauchstedt szenisch belastete. Es läßt sich nichts dagegen sagen, daß die Kameraden und ihre Freundinnen sich familiär und burschikos aussprechen, daß sie sich als Berliner benehmen und jede pathetische Erregung in den Jargon des Ateliers oder der Kameradschaft übersetzen. In dieser Art hat Hauptmann seinen Figuren immer die feinsten Worte abgewonnen. „Schneid habe ich wohl, aber keine Traute", sagt Gabriel Schilling, da Freund Mäurer ihn aus allen Miseren nach Griechenland retten will. Sie sind keine Griechen, sie sollen und wollen ganz von heute sein, und auch der große Mäurer geht ganz in Zivil, dem Ansehen nach ein stämmiger Gelehrter mit goldener Brille. Sie haben es innerlich. Aber es fließt und leuchtet nicht mehr von innen

wie einst aus Hauptmanns Figuren. Es sind Leute, die man trifft, die man schon getroffen hat, deren leibliche Vorbilder man aufweisen möchte, aber sie bleiben außer uns als Begegnungen, Bekanntschaften, und so sehr der Gegenstand eine ganze Generation und besonders die des Dichters angeht, ich kann nicht sagen, daß ich mir selbst in ihnen begegnet bin, daß ich mich selbst mit dem gewissen süßen Schrecken gefunden habe. Eine höchst typische Angelegenheit, durch Persönlichkeiten vertreten, die sich innerlich nicht genug ausweiten, um uns aufzunehmen, um uns mittätig zu machen. Man stimmt zu, aber man greift nicht ein. Wir lassen Gabriel Schilling ziemlich gelassen umkommen, der aus mindestens drei Gründen zum Tode verurteilt wird. Er trank schlechtes Brackwasser, weil er aufgeregt war. Er war aufgeregt, weil ihm die Weiber zusetzten; er konnte ihnen nicht widerstehen, weil er schlapp war, und er war schlapp, weil er krank war. Es ist zu viel, zu Kleines und Wirkliches, und wir können nicht recht mit ihm mitgehen, weil wir von seiner Schwäche nicht die Kraft, die Leidenschaftlichkeit fühlen. Man liebt eben die freie und gesunde Lucie Heil wie der vernünftige Mäurer, und keine Hanna Elias. Ihr ist kein Blinkfeuer gegönnt worden wie der symbolischen Gallionsfigur, eine Wirklichkeit, von der man ausrückt, aber keine von den Lügen, die ihre Wahrheit haben und die uns versuchen können. Eine Manon Lescaut, eine Philine findet immer ihre Unschuld wieder; diese russische Jüdin, die ein so drastisches Signalement bekommen hat, lebt nicht in Unwillkürlichkeit und Selbstverständlichkeit, sie wird dauernd beurteilt, aber nicht als etwas anerkannt, was sein kann und deshalb sein muß. Sie ist eine ganz individuelle, genrehafte Bildung, eine gefährliche Person für Gabriel, aber keine Gefahr für den Mann, für Leben und Schaffen. Ihr am meisten fehlt die typische Geltung, das symbolische Ansehen.

Der Naturalismus, zu dem Hauptmann in vieler Hinsicht zurückgegangen ist, steht wieder vor der Grenze, und mit welcher Beschaulichkeit und auch Lauterkeit er sich in der Enge einrichtet, man fühlt wieder, wie er hinüber möchte. Die Männer und Frauen hier wünschen sich fast alle den sechsten Sinn, möchten durch die Pforte, die sich manchmal zu öffnen scheint, ins Unbedingte, Absolute hinübertreten. Aber so viel das Meer auch angestrengt wird, um den Menschen vernehmlich mitzureden, die große Natur bleibt doch fern und außen, und die Anspannung der fühlend suchenden Gedanken erzielt nicht viel mehr als einige mystische Anspielungen. Man spricht vom „Wafeln", vom zweiten Gesicht, und alle diese halb ironisch, halb gläubig gepflegten Visionen bringen schließlich nur einen Apparat, nur eine Unterstützung der sichtbaren Dekoration zusammen, die auf das Ende deutet, auf das Verschwinden eines Fiebernden im Meere und die Bergung einer Leiche. Diese Absichtlichkeiten wachsen, je mehr die Hauptfiguren ihre nicht sehr reiche Geistigkeit ausgeben, und so verebbt das Stück gegen den Schluß. Wenn die beiden Frauen um den kranken Mann gestritten und ihn in die letzte Ruhe getrieben haben, bleibt nur noch eine verlängerte Exekution.

Gerhart Hauptmann wünschte seinem Drama eine einmalige Aufführung vollkommenster Art, im intimsten Theaterraum. Heute hat er nichts mehr dagegen, daß es über alle Bühnen geht, die es nehmen wollen; aber er wird sein Werk manchmal nach Lauchstedt zurückversetzt wünschen. Der Genius des Ortes hat es bei seinem ersten Erscheinen offensichtlich geschützt, oder er hat ihm wenigstens das bereitet, was ein Mann von seinen Verdiensten überall finden sollte, eine huldigende und dankbare Gesinnung, die sich auf jeden Fall beugt, um verehrend zu empfangen. Gerhart Hauptmanns Flucht von Berlin hat ihn in den geweihten, mit Asylrechten ausgestatteten Bezirk von Goethe und Schiller geführt. Und so läßt sich hoffen, daß eine Kulstätte, von deren Bedeutung nur noch die Bücher wußten, wieder die Aufgabe einer ins Leben wirkenden Kulturstätte übernimmt.

Arthur Eloesser.

Die Krisis in den Vereinigten Staaten.

Jedes Jahr einer Präsidentenwahl ist in den Vereinigten Staaten ein stürmisches und aufgeregtes. Schon durch die Wahlbewegung, die Konvente der Parteien, die Volksversammlungen, den Kampf in der Presse und mit den Flugblättern und den Karikaturen. Aber meist war es doch immer nur ein Sturm im Glase Wasser, der nicht in die Tiefe reichte, sondern sich zwischen den Wortführern und den Drahtziehern der Parteien abspielte. Die überwältigende Mehrheit im Volke, unter den Gebildeten wie unter den Arbeitern, sah ihm wie einem Wettrennen zu. Seit der Wahl Abrahams Lincolns 1860, als die Entscheidung über die Frage der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von der Bevölkerung gefordert wurde, sind die Präsidentenwahlen, mit der einzigen Ausnahme der ersten Wahl Clevelands im Anfang der neunziger Jahre, nur innerhalb der Politiker ausgetragen worden, das „Volk" nahm als Stimmvieh aus Wettsport, aber nicht aus tieferen Antrieben daran teil. Besonders nicht, wenn es sich bei der Wahl nur um die Verlängerung der Amtszeit des Präsidenten von vier auf acht Jahre handelte. Die vierjährige Amtszeit hatte sich längst in der allgemeinen Meinung als zu kurz erwiesen. Gegenüber der Fülle der Geschäfte, der Mannigfaltigkeit der Interessen, der Vielgestaltung des modernen Lebens und dem raschen Wechsel der Ereignisse genügte die Kürze des Amtes auch der begabtesten Persönlichkeit nicht mehr, um eine Einsicht in die Dinge zu gewinnen, viel weniger einen Einfluß auf ihre Entwicklung auszuüben. Schwierigere Probleme, in der inneren wie in der auswärtigen Politik, umfassendere Kulturaufgaben, als einst an Washington und Jefferson, treten an die modernen Präsidenten heran. Die wirtschaftlichen Fragen, die sozialen Schwierigkeiten zwischen Kapital und Arbeit, der Schutzzolltarif, das Verhältnis zu den beiden großen asiatischen Mächten, China und Japan, die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen ihnen und den Vereinigten Staaten im Stillen Ozean bürden dem Präsidenten eine Last der Verantwortlichkeit und Arbeit auf, geben ihm aber auch eine gebietende Stellung, von der die Väter der Republik nichts ahnten, und die ihn, im Gegensatz zu dem Wesen der Verfassung der Vereinigten Staaten, aus dem obersten Beamten eines friedlichen Volkes zum Imperator einer zur Eroberung bereiten Rasse macht. Nicht die Leidenschaften der Menschen, die Entwicklung der Dinge hat diese Wandlung herbeigeführt. Als Portorico den Anschluß an die Vereinigten Staaten begehrte, konnten diese die Bitte nicht abschlagen; als die Kreolen in Kuba im Kampfe gegen das Mutterland zu unterliegen drohten, mußten die Vereinigten Staaten ihnen zu Hilfe kommen und den Krieg gegen Spanien erklären. Ursprünglich war unter den Yankees nur eine kleine Partei für den Eintritt in die Weltpolitik, die Umstände trieben wie eine Sturmflut die Massen in sie hinein. Wider ihren Willen. Jetzt stehen alle unter diesem Fatum, wie einst das Volk im alten Rom, wo mit der Welteroberung die alte Stadtverfassung zusammenbrach und das Imperium emporwuchs, als einzige Möglichkeit, das Ganze zusammenzuhalten und die Bürger zu ernähren. Pompejus und Cäsar leben in Taft und Roosevelt wieder auf, in Bryan und Clark. Denn wie die Republikaner, spalten sich auch die Demokraten in eine fortschrittlich-demagogische und in eine konservativ-seßhafte Fraktion. Die alte Maschinerie ist eben brüchig geworden: die modernen Bedürfnisse und Anschauungen haben ihre Räder und Schrauben in Unordnung gebracht.

Der Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden, den industrie- und den ackerbautreibenden, den sklavenfreien und den sklavenhaltenden Staaten, besteht nicht mehr in der alten Form. Der aristokratische Zug und Tick in der

Bevölkerung der Südstaaten, der sie so vorteilhaft über die öde Gleichheitsflegelei der Nordstaaten emporhob, ist seit der Befreiung der Neger dahingeschwunden. Das Gesetz, das die Sklaven zu freien Bürgern erklärte, konnte natürlich weder den Rassenunterschied und das Rassenvorurteil überwinden noch die wirtschaftliche Abhängigkeit der einzig auf ihre Arbeitskraft angewiesenen Neger von den Weißen, die den Boden und das Kapital besaßen, ändern, aber es beeinflußte das Stimmverhältnis, indem es den Republikanern in den Negern eine starke Reserve bei den Wahlen verschaffte. Demokraten und Republikaner sind jetzt nicht mehr geographisch geschieden, sondern stehen sich in allen Staaten und Städten gegenüber. Auch die Trennung in Freihändler und Schutzzöllner hat ihre Schärfe verloren, die Demokraten denken in ihrer Mehrheit nicht daran, den McKinley-Tarif abzuschaffen, höchstens wollen sie seine Härten mildern und der Teuerung der Lebensbedürfnisse, die durch ihn eingetreten ist und schwer auf den ärmeren Klassen lastet, steuern. Geblieben ist beiden Parteien die Macht- und Beutegier. Die Republikaner sind seit so vielen Jahren im ausschließlichen Besitz des Staates, daß sie ihre Herrschaft fast schon als ein Gewohnheitsrecht betrachten, und die Demokraten verzehrt der Hunger danach. Diese Gründe wirken indes bei jeder Präsidentenwahl, ihren besonderen Charakter erhält die bevorstehende, durch den Zerfall der beiden großen Parteien, die sich bisher geschlossen gegenüberstanden und keine Lockerung der Reihen, keine Außenseiter duldeten. Das Vordringen der Arbeitermassen und die wachsenden Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Verhältnisse, da die gerühmte Ellbogenfreiheit immer mehr durch die Zunahme der Bevölkerung eingeschränkt wird, haben die politische Maschinerie in Unordnung gebracht. „Wir wollen von Diebstahl und Dieben nichts mehr wissen", ruft Roosevelt den Republikanern zu, und in dem Konvent der Demokraten eifert, gleichsam als sein Echo, der Silbermann und ewige Präsidentschaftskandidat Bryan gegen die Geldmagnaten. In der Tagung der Republikaner in Chicago siegte noch mit großer Mehrheit der konservative Flügel der Partei. Tafts Wiederaufstellung für den Präsidentenposten wurde trotz des Geschreies der Anhänger Roosevelts ohne Mühe durchgesetzt, sie geschah mit einer gewissen Einstimmigkeit, da sich die Rooseveltianer der Abstimmung enthielten. Gälte noch der alte Parteigrundsatz und die alte Einheit der Partei, müßte sich Tafts Wahl am 10. November dieses Jahres ohne Widerspruch vollziehen. Aber daran ist nicht zu denken. Mit allen Mitteln, Künsten und Ränken der Demagogie wird Roosevelt seine eigene Wahl betreiben, wie feierlich er auch im Anfang dieses Jahres noch dem ehemaligen Freunde Taft seine Hilfe versprochen. Wie Pompejus, stützt sich Taft auf den Senat, die Kapitalisten und die Bureaukraten, auf die Leute in Amt und Würden und mit dem großen Geldbeutel; wie Cäsar hat Roosevelt die Massen, die Ehrgeizigen, die Abenteurer und Enterbten für sich, alle, die danach trachten, den Besitzern die Herrschaft zu entreißen. In der Tagung der Demokraten in Baltimore setzte sich der Streit zwischen den beiden Fraktionen, der konservativen unter Clark, der fortschrittlichen unter Bryan, bei Tag und Nacht in vierzig Abstimmungen ohne Resultat fort. Clark und Wilson standen sich gegenüber, da Bryan eine Kandidatur ablehnte und nur hinter den Kulissen der Königsmacher bleiben wollte. Endlich in der sechsundvierzigsten Abstimmung siegte Wilson.

Aber schließlich ist es nur eine Erhöhung der Wettlust und der Spannung, wenn statt der gewohnten zwei diesmal drei Läufer nach dem Präsidentenstuhl rennen und das Kampffeld sich erweitert. Diese politischen Verwickelungen sind Stürme auf der Oberfläche im Vergleich zu denen, die sich in der Tiefe vorbereiten. Mit der Eröffnung des Panamakanals, die in kurzem bevorsteht, treten die Vereinigten Staaten in eine neue Phase ihrer Entwicklung. In eine entscheidende für Gegenwart und Zukunft. Eine Herrschaft und eine Verantwortlichkeit ohnegleichen fallen ihnen zu. Die amerikanischen Teile des Atlantischen und des Stillen Ozeans werden ihr Eigentum. Ihre Befestigungen in Colon und Panama können die Pforten dieser Meere

gegenüber Europa und Asien schließen. Für den europäischen Handel ist die Sache von geringer Bedeutung, er hat sich durch den Suezkanal und den Schienenweg durch Sibirien und die Mandschurei Land- und Seewege nach Indien, Japan und China, nach dem Indischen und dem Stillen Ozean und der Westküste Amerikas in ihrer ganzen Ausdehnung gesichert, aber die Vereinigten Staaten bringt der Kanal in unmittelbare Berührung mit China und Japan, sie werden Nachbarn, und zugleich wird der Kanal zur Mainlinie zwischen den Vereinigten Staaten und dem spanisch-portugiesischen Südamerika. Die Unabhängigkeit Mexikos und Mittelamerikas besteht fortan nur zum Schein, so lange die Yankees sie gelten lassen wollen. Gerade wie die Kubas und Haitis, gegen deren Annexion die Vereinigten Staaten sich nur sträuben, um ihre Negerbevölkerung nicht zu vermehren. Neben dem wirtschaftlichen Problem, der Übermacht der Trusts und der Millionenmagnaten, ist es diese Rassenfrage, welche die nachdenklichen Köpfe in den Vereinigten Staaten beunruhigt. Noch heute wie vor hundert Jahren wächst die Bevölkerung nicht durch eigene Vermehrung, sondern durch Einwanderung. Und diese Einwanderung, die bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in einer Auslese deutscher, schottischer und irischer — also stammverwandter — Elemente bestand, verschlechtert sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Schon der Zustrom italienischer Leute mit ihrer Neigung zur Geheimbündelei und Blutrache, zur Kamorra und Mafia, in die Handelsstädte des Ostens war unerwünscht, aber noch viel unwillkommener sind die Scharen armer und bettelhafter Auswanderer aus Ungarn und der Bukowina, aus Galizien, Rußland und Rumänien. Am liebsten schlössen die Vereinigten Staaten ihnen die Tür, wie den Chinesen und Japanern, die sie auch nur unter erschwerenden Bedingungen und in beschränkter Zahl aufnehmen. Aber sie fürchten die Wiedervergeltungsmaßregeln der betreffenden Staaten, mit denen vor allem Rußland drohte, indem es den amerikanischen jüdischen Kaufleuten den Aufenthalt in Petersburg und Moskau verbot. Bisher hat das Yankeetum eine bewunderungswürdige Fähigkeit bewiesen, die verschiedensten Volkselemente, die in seinen Schoß fielen, aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen, ihnen seine Sprache, seine Sitte, Lebensgewohnheit, Gesinnung und Denkweise aufzuzwingen. Guter Samen und Unkraut ist auf diesem fruchtbaren Boden zu einer einheitlichen Kultur zusammengewachsen. Nach außen hin sind die siebzig Millionen Menschen der Vereinigten Staaten eine Einheit von angelsächsischer Rasse, politisch geschlossener als die Germanen, Romanen und Slawen in Europa, von einer unvergleichlichen Arbeitskraft getragen und einem titanischen Selbstgefühl beseelt. Sie halten sich dazu berufen, eine neue Kultur zu schaffen, eine höhere als sie die alte Welt, Europa und Asien, besaß; sie stehen am Beginn eines neuen Weltzeitalters: dem assyrisch-ägyptischen, dem griechisch-römischen, dem christlich-europäischen folgt das amerikanische. Sie sprechen es nicht offen aus, aber sie betrachten das spanisch-portugiesische, kreolische Element in Amerika als ein minderwertiges, nicht viel höher stehend als das indianische, mit dem es sich zu seiner Schwächung und Entartung verbunden hat. Alle früheren Kulturen sind Dungstoff für die angelsächsisch-amerikanische, Homer und Dante, Shakespeare und Goethe, Raffael und Rembrandt sind die Vorläufer der kommenden angelsächsisch-amerikanischen Denker, Dichter und Künstler.

Dieser imperialistische Drang, diese messianische Hoffnung, es allen anderen zuvorzutun, ist bei ihnen nach der Beendigung ihres Bürgerkrieges emporgewachsen. Aus der gefährlichsten Krisis war das Yankeetum als eine nationale und staatliche Einheit gerettet worden, und zugleich hatte der von Napoleon III. mit unzureichenden Kräften unternommene Versuch, das katholische Kreolentum zusammenzufassen und den Vereinigten Staaten als Gegenmacht entgegenzustellen, kläglich Schiffbruch gelitten. Seit 1866, nach dem Rückzuge Bazaines aus Mexiko, seit der Erschießung des österreichischen Erzherzogs Maximilian in Queretaro — „lieber in Queretaro erschossen, als in Europa ein Stoff für Possen", setzte ihm der „Kladderadatsch" den welthistorischen Nekrolog — wissen die Vereinigten Staaten,

daß sie die Herren des Weltteils sind. Es mag noch eine Zeit dahingehen, ehe sie sich offen zu dieser Herrschaft bekennen, aber die Tatsache springt schon jetzt allen ins Auge, und ihre Hegemonieversuche, die mittel- und südamerikanischen Republiken gegen ihre europäischen Gläubiger zu schützen und sie zugleich nach Möglichkeit zur Zahlung ihrer Zinsschulden anzuhalten, zeigen, daß sie den Ernst ihrer Aufgabe und Pflicht wohlverstehen. Aber natürlich kann man eine solche Rolle nicht ohne Kosten und Kraftaufwand durchführen. Unaufhaltsam treiben die Vereinigten Staaten in den Militarismus hinein. Beständig müssen sie ihr Heer und ihre Flotte vermehren. Je weiter sich das Imperium entwickelt, desto mehr Soldaten und Schiffe braucht es. Aus dem Präsidenten einer friedlichen Vereinigung wird ein Kriegsfürst. Selbst ein so friedfertiger Mann wie Taft muß wiederholt bald gegen Japan, bald gegen Mexiko rüsten. Und wenn solche Rüstung, durch die Umstände geboten, noch gegen die Neigung und Stimmung der Nation vor sich gehen müßte! Aber ein großer Teil der Nation sehnt sie herbei, es gibt eine Menge unbeschäftigter Arme, die gern zur Flinte und zum Degen griffen, heute lieber als morgen, die einen aus Not, die andern aus Lust zum Abenteuer. Ihnen allen ist Theodor Roosevelt der geborene Führer. Vielleicht gegen seinen Willen ist seine achtjährige Präsidentschaft eine bemerkenswert friedliche gewesen. In ihrem erbitterten Krieg hatten Rußland und Japan keine Zeit und Gelegenheit, sich mit dem nächsten Nachbar, den Vereinigten Staaten, politisch zu beschäftigen, sondern mußten alles tun, ihn bei guter Laune und Neutralität zu erhalten. Bereitwillig gewährte er den Japanern die Anleihen, die sie zur Führung des Krieges gebrauchten, rüstete sie mit Waffen und Munition aus und spielte bei den Friedensverhandlungen in Portsmouth hüben und drüben den ehrlichen Makler. Diese kluge Haltung brachte damals Roosevelt den Ruf eines gewandten Staatsmannes ein und verlieh seiner Präsidentschaft einen unerwarteten Glanz. Seitdem ist freilich in den hitzigen Parteikämpfen dieser Glanz bedenklich verblichen und der Demagoge in Roosevelt stärker geworden, als es sich mit der Würde des Staatsmannes verträgt.

Woodrow Wilson, der vom Rektor der Universität Princeton im Staate New Jersey zum Gouverneur des Staates aufgestiegen ist, findet nicht nur in der demokratischen, sondern auch in der republikanischen Partei Anerkennung und Zustimmung. Schon erheben sich Stimmen, die erklären, daß durch Wilsons Kandidatur die neue, von Roosevelt geplante fortschrittliche Partei überflüssig geworden sei. Wilsons Persönlichkeit verspräche die Erfüllung des volkstümlichen Programms: Einschränkung und vielleicht sogar Abschaffung des Schutzzolltarifs, Bekämpfung der Trusts und der Verteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, Ausscheidung der bestechlichen Beamten und Richter und Verstärkung des Einflusses der breiteren Volksschichten in der Gesetzgebung des Gesamtstaates. Als Professor vertrat und verfocht Wilson die Anschauungen und Grundsätze der deutschen Kathedersozialisten, als Gouverneur entwickelte er ein bedeutendes Organisationstalent und erwies sich als strenger und schneidiger Beamter, der seine Untergebenen in Furcht hielt und keiner Faulheit und Unregelmäßigkeit durch die Finger sah. Durch Wilsons Kandidatur sind die Aussichten der Demokraten, endlich einmal wieder den Präsidentensitz zu erlangen, von dem sie so lange ausgeschlossen waren, erheblich gestiegen, da Taft ihm gegenüber den Eindruck der Minderwertigkeit macht; aber die Voraussetzung seiner Wahl, daß Roosevelt nicht ernstlich als Mitbewerber auftritt, bleibt doch ungewiß. Sollte diesen der Konvent der Republikaner trotz alledem, um die republikanische Herrschaft zu retten, zum Kandidaten für die Präsidentschaft ernennen und Taft beiseite schieben, würde sich die persönliche Frage in eine Prinzipienfrage verwandeln und die Entscheidung für das Ausland noch einmal so interessant werden.

Zwei Momente bedingen mit der Eröffnung des Panamakanals die Zukunft der Vereinigten Staaten: ihr Verhältnis zu Mittel- und Südamerika und ihre

Stellung zu Ostasien. Nach der einen wie nach der anderen Seite hin sind sie zur erhöhten militärischen Bereitschaft gezwungen. Sie mögen sich scheinbar noch so sehr sträuben — sie sind fortan die Protektoren der Kleinstaaten in Mittelamerika, der Inselwelt des mexikanischen Meerbusens und schließlich Mexikos, das nach dem Sturze des Porfirio Diaz weder die Ordnung in seinem Innern noch nach außen hin aufrecht erhalten kann und gerade wie Kuba die angelsächsische Intervention jeden Tag herausfordert. Durch ihr moralisches und ihr materielles Übergewicht sind sie verantwortlich geworden für alles, was innerhalb dieser Sphäre geschieht. Von der Theorie zur Praxis ist in diesem Falle nur ein Schritt: Amerika den Amerikanern, Europa und Asien würden ohne Zögern zustimmen, wenn unter den Amerikanern die angelsächsischen Yankees und nicht die Bastardgeschlechter von Spaniern, Indianern und Negern verstanden würden. Gegen China und Japan ist der Gegensatz ein gegebener und ein auf die Dauer nicht friedlich zu beschwichtigender. Da die Ostasiaten zum Angriff nicht imstande sind, werden sie in kürzerer oder längerer Frist den Angriff der Yankees über sich ergehen lassen müssen, denn die „friedliche Durchdringung" Chinas wird sich, wie die in Marokko, Tripolis und Persien, als Chimäre offenbaren. Wo immer die Weißen eingreifen, spricht die Überlegenheit ihrer Waffen das letzte Wort. Kann man sich wundern, daß sie sich wie die Römer als die geborenen Herren der Welt betrachten? Bereit, die Unterwürfigen zu schonen, aber die Widerstrebenden unbarmherzig zu bekämpfen: „parcere subjectis et debellare superbos".

Die Nordamerikaner sind ein junges Volk, mit allen Vorzügen und allen Ungezogenheiten dieses Alters. Sie glauben, daß ihnen alles erlaubt sei, und daß ihnen alles gelingen müsse. Aus der Klugheit des Instinkts heraus enthalten sie sich darum aller Übergriffe gegen Europa und fassen ihre Kräfte einzig gegen Asien zusammen. Nicht auf dem Atlantischen, auf dem Stillen Ozean sehen sie ihre Zukunft, weil sie wissen, daß hier die Widerstände geringer sein werden. Der Zerfall und die Zerrüttung Chinas kommen ihren Bestrebungen auf halbem Wege entgegen. Was noch vor wenigen Jahren allen europäischen Beobachtern ausgeschlossen zu sein schien, eine Aufteilung des Reiches, ist durch den Sturz der Mandschudynastie unmittelbar bevorstehende Wirklichkeit geworden. Die Herrschaft der Japaner in der Mandschurei und der Russen in der Mongolei befestigt sich mehr und mehr, und die Trennung zwischen den Nord- und Südprovinzen, zwischen Monarchisten und den Republikanern schreitet immer weiter fort. Die chinesischen Republikaner sind eine Frucht der amerikanischen Schulen, sie ebnen ihren Schulmeistern den Weg und würden amerikanische Soldaten mit offenen Armen empfangen. So weit aber ist es für die amerikanischen Politiker noch nicht gekommen. Die Stunde des tätlichen Eingreifens hat für sie noch nicht geschlagen, sie erwarten den weiteren Fortgang der Auflösung und Anarchie in China. In der Nordhälfte des Reiches sind sie offenbar von den Russen und Japanern schon überholt worden, und über die Landschaften, die der Yangtse durchströmt, wachen eifersüchtig die Engländer. Man darf neugierig sein, was am Schlusse für die Yankees herausspringen wird. Denn die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Chinas ist längst ein inhaltsleeres Wort, wie die Persiens und Marokkos. Sie besteht noch, weil die Mächte in ihrer gegenseitigen Eifersucht sich fürchten, die Einflußsphären, die jede für sich in Anspruch zu nehmen gedenkt, auch tatsächlich zu besetzen. Keine will voreilig den ersten Schritt tun, keine ihre Karten aufdecken. Der nachdenkliche Beobachter erkennt jedoch, wie ähnlich die Lage des von Parteien zerrissenen, von Aufständen und Hungersnot heimgesuchten Chinas der des unglücklichen Polens bei der ersten Teilung vor hundertvierzig Jahren ist. Nur daß sich alle Verhältnisse ins Gigantische erhöhen und für unsere Auffassung und Empfindung ins Groteske verzerren. In dem Schauspiel, das sich hier vorbereitet, werden die Yankees ihre erste große welthistorische Rolle spielen.

Karl Frenzel.

Zur Vorgeschichte der Berlin-Hamburger Eisenbahn.

Mitgeteilt
von
Ernst Springer.

Unter den Papieren meines mütterlichen Großvaters, Georg Ferdinand Oppert (geboren 1791, gestorben 1845), befindet sich eines, das sich auf die Entstehung und Vorgeschichte der Berlin-Hamburger Eisenbahn bezieht und als Illustration zu dem interessanten Aufsatz Sr. Exzellenz des Herrn Dr. Alfred von der Leyen „Aus der Jugendzeit der deutschen Eisenbahnen“ [1]) dienen mag.

G. F. Oppert hatte in den letzten Jahren seines Lebens sich eingehend mit Verkehrsfragen und ganz speziell mit dem Gedanken einer Förderung des Verkehrs zwischen Berlin und Hamburg beschäftigt. Bereits im Jahre 1829 hatte er aus eigenen Mitteln ein für den Verkehr zwischen Berlin und Hamburg auf dem Wasserwege bestimmtes Dampfschiff „Henriette“ unter Aufwendung der für die damaligen Verhältnisse bedeutenden Summe von mehr als 16 000 Talern erbaut. Später, dem beginnenden Fortschritt des Eisenbahnbaues in England und Belgien sowie den Listschen Ideen folgend, war er ein eifriger Befürworter der Schaffung eines Schienenweges für Güter- und Personenverkehr zwischen Berlin und Hamburg. Alle die Fährnisse und Widerwärtigkeiten, welche die ursprünglich nur kleine und kühne Schar der Förderer eines solchen Unternehmens auf sich nehmen mußte, hat er zu seinem Teile redlich mitgetragen und geschickt zu bekämpfen gewußt. Er hatte die Genugtuung, seine Bemühungen noch bei Lebzeiten durch den Erfolg gekrönt zu sehen, wenn auch die Vollendung des Bahnbaues und die Eröffnung des Verkehrs erst ein Jahr nach seinem Tode stattfand.

Das älteste unter seinen persönlichen Papieren noch vorhandene Dokument, welches einen Einblick in die ersten dem Unternehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten gewährt, besteht in dem vom 7. Januar 1837 datierten Entwurf einer Eingabe an den preußischen Minister von Alvensleben. Der Entwurf zeigt G. F. Opperts Handschrift und trägt seinen eigenhändigen Vermerk, daß derselbe in etwas veränderter Fassung, unterzeichnet von sieben angesehenen Berliner Firmen und Personen, mit einer Vorstellung vom 11. März 1837 zur Einreichung gelangt sei. Die darin entwickelten wirtschaftlichen Gedanken decken sich mit den von ihm anderweit vertretenen Ideen. Er war sicherlich der Verfasser.

Aus dem Entwurfe geht hervor, daß die Antragsteller bereits am 21. September 1836 ein Gesuch auf Einholung der vorläufigen allerhöchsten Genehmigung zur Anlegung einer Eisenbahn von Berlin bis zur preußischen Grenze, in der Richtung nach Hamburg, eingereicht hatten, dieses aber in einer ministeriellen Resolution vom 16. November 1836 abgelehnt worden war. Die neue Eingabe beschäftigt

[1]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1911 (Juliheft), S. 103 ff.

sich nun damit, die in der Resolution vom 16. November 1836 geltend gemachten Ablehnungsgründe unter sorgfältiger Schonung der vom Verfasser kritisierten hohen Staatsregierung zu widerlegen

Alles, was der zögernden und gegenüber dem Neuen mißtrauischen Regierung an Gegengründen vorgehalten wird, erscheint uns heute nach 75 Jahren so selbstverständlich, daß wir die damaligen Zweifel kaum zu begreifen vermögen. Freilich war es die Zeit, in welcher der Generalpostmeister Nagler, ein abgesagter Gegner der Eisenbahnen, nach seiner Ansicht über die Nützlichkeit einer Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam befragt, diese mit der Begründung in Abrede stellte, daß seine Postwagen kaum voll genug seien, so daß eine Eisenbahn sich gewiß nicht lohne. Man vergesse nicht, daß damals ein so weitblickender Mann wie Beuth, der große Förderer der preußischen Industrie, dem neuen Verkehrsmittel ohne Sympathie, ja voller Mißtrauen gegenüberstand, und daß gleichzeitig der bedeutendste militärische Ingenieur, der General v. Aster, die Nützlichkeit eines Eisenbahnnetzes vom militärischen Standpunkt aus entschieden in Abrede stellte.

Soweit bekannt ist übrigens gerade der Minister von Alvensleben, an welchen die Eingabe gerichtet ist, eines derjenigen Mitglieder des preußischen Ministeriums gewesen, welche sich am ehesten zu dem Gedanken der allgemeinen Nützlichkeit von Eisenbahnverbindungen zwischen den großen Verkehrsmittelpunkten bekehrt haben.

Die Eingabe lautet:

Hochwohlgeborner Herr!

Höchstzuverehrender Herr Wirklicher Geheimer Staatsminister und Ritter!

Eure Exzellenz haben geruht, auf das gehorsamste Gesuch vom 21. September v. J. wegen Einholung der vorläufigen Allerhöchsten Genehmigung zur Anlage einer Eisenbahn bis zur preußischen Grenze in der Richtung nach Hamburg, uns, die ehrerbietigst Unterzeichneten mittelst hoher Resolution vom 16. November v. J. dahin zu bescheiden:

daß bei der Unwahrscheinlichkeit die Einwilligung der auswärtigen Regierungen zur Fortsetzung einer solchen Anlage nach Hamburg zu erlangen, bei dem Mangel an Erfahrungen über den Einfluß ausgedehnter Eisenbahnunternehmungen auf die Verkehrsverhältnisse in Deutschland und namentlich auf den Verkehr der Stadt Magdeburg, sich weder über die Ausführbarkeit, noch über die Gemeinnützigkeit des projektierten Unternehmens, schon jetzt mit der Zuverlässigkeit urteilen lasse, um für dasselbe die vorläufige Allerhöchste Genehmigung bevorworten zu können.

Verehrend erkennen wir die vorsichtige und sorgfältige Berücksichtigung der allgemeinen wie der besonderen Interessen an, welche aus dieser Hohen Verfügung hervorleuchtet, und sind selbst weit entfernt davon, vor vollständiger Erörterung und Erledigung dieser und ähnlicher Bedenken, zur Realisierung unseres Unternehmens, solche Schritte zu tun, welche dem für dergleichen Unternehmungen jetzt rege gewordenen Geist der Spekulation oder der Agiotage, bei dem unsrigen einen Spielraum gewähren könnten. Bei dem allen läßt sich nicht verkennen, daß wenn überall in Deutschland größere Eisenbahnanlagen sich als gemeinnützig und im Interesse der Unternehmer als ausführbar darstellen lassen, dies vorzugsweise von einer Verbindung des größten Seeplatzes in Deutschland mit einer großen und volkreichen Residenz, deren Lage und Wasserverbindungen sie als einen Durchgangspunkt für den Verkehr des südöstlichen Teiles der Monarchie mit diesem Seeplatze bezeichnen, gelten möchte.

Ein praktischer Beweis dieser Gemeinnützigkeit und Ausführbarkeit solcher Unternehmungen läßt sich niemals denken; denn selbst wenn ähnliche Anlagen im In- und Auslande, schon jahrelang ein günstiges Resultat gewährt hätten — wie sie es größtenteils wirklich gewährt haben — so würde doch die Verschiedenheit der Verhältnisse zu einem sicheren Schlusse von jenen Resultaten auf die hier zu

erwartenden schwerlich jemals berechtigen. Für alle Unternehmungen der Art können aus den schon vorhandenen ähnlichen nur sehr allgemeine und sehr vorsichtig anzuwendende Lehren geschöpft werden. Eine aber erscheint durch die Erfahrung unter allen Umständen und an allen Orten auf das Entschiedenste gegeben: daß nämlich überall das Bestehen von Eisenbahnen den Verkehr nicht nur zwischen den Endpunkten derselben, sondern zwischen allen angrenzenden Distrikten und Orten im hohen Grade erleichtert und vermehrt hat. Zur Beurteilung der Ausführbarkeit einer größeren Eisenbahn und ihres Nutzens für die Unternehmer, ferner ihres Einflusses auf den Verkehr solcher Orte, welche der Bahn nicht nahe genug liegen, um sich ihrer unmittelbar zu bedienen, können nur sorgfältige Untersuchungen, Nachforschungen und Berechnungen einigermaßen haltbare Grundlagen geben; und solche sind in unserem Falle zum großen Teile nur durch Unterhandlungen mit Behörden des Auslandes zu gewinnen.

Das provisorische Komitee zur Prüfung der Ausführbarkeit einer Eisenbahn von Berlin nach Hamburg, hatte selbst Eurer Exzellenz die Notwendigkeit der Einwilligung der benachbarten Regierungen ehrerbietigst vorzustellen erlaubt und deren Wichtigkeit in unserem gehorsamsten Gesuche vom 21. August v. J. so hervorgehoben, daß es nicht einmal an eine Aktienzeichnung gehen könne und wolle, ehe sich nicht die präsumtive Aussicht herausstelle: die betreffenden Zugeständnisse zu erlangen. — Aber zur Erlangung dieser Konzessionen, oder vielmehr, schon zum Anknüpfen der dahin zielenden Unterhandlungen bedarf es einer offizielleren Stellung, als die Mitglieder des, vorläufig als Privaten zusammengetretenen Komitees, den Regierungen des Auslandes gegenüber, in Anspruch nehmen können. Diese Stellung sind sie ihrer eigenen und der Würde des so überaus belang- und umfangreichen Unternehmens schuldig, welches sie zu gründen und einstweilen zu repräsentieren beabsichtigen, wenn ihnen von ihrer eigenen Hohen Staatsbehörde die Bewilligung dazu geworden sein wird. Sie selbst wiesen von Haus aus die Supposition von sich, daß sie in ihren Demarchen irgendwo und wie als unberufen erscheinen dürften und ersuchten deshalb ganz gehorsamst um Hochgeneigte Beantragung der vorläufigen Allerhöchsten Genehmigung, um sich damit bei ihren ferneren Schritten legitimieren zu können. Die Gründung des Unternehmens muß irgendwo ihren Ausgangspunkt haben, der späterhin das Zentrum seiner Wirksamkeit werde; es scheint ganz natürlich, diesen Punkt da aufzusuchen, wo die überwiegendsten Interessen vorhanden sind, und nicht diejenigen Territorien, welche in der Linie als einzelne Glieder liegen, können zu der ausschließlichen Wichtigkeit eines bedingenden Lebensmomentes erhoben werden. Es möchte mit dem Ansehen und der imponierenden Würde der Hohen Preußischen Staatsbehörde unverträglich sein, die Konzessionen an die eigenen Landesangehörigen abhängig zu machen von den Zugeständnissen kleinerer Staaten, denen ja mit einer Verbindungslinie in das Herz des mächtigen Nachbars und darüber hinaus ein neuer Kanal innerer Wohlfahrt zuflösse! — Mit Recht steht es dem preußischen Bewerber zu, hierin die Initiative zu ergreifen; beinahe zwei Drittel der ganzen Linie gehen durch preußisches Gebiet und bieten für sich selbst schon ein abgeschlossenes Ganzes dar, welches allenfalls und nicht ohne Aussicht auf Gewinn, die Entwicklung einzuleitender Verhandlungen ruhig abwarten könnte, wenn es so weit vollendet in diesem Augenblicke dastände. Aber eine so großartige und wichtige Unternehmung erfordert eine Reihe von Jahren zu ihrer Vollendung, und ein solcher Zeitraum bietet mehr als notwendige Muße dar, um die Verhandlungen zu Ende zu führen. Würde aber selbst der Anfang abhängig gemacht werden von der Verleihung aller Konzessionen, so wäre der kleinlichsten Eifersucht, dem obskursten Einwande ein breites Feld gegeben, Hindernisse herbeizuführen. Die Bahn hat in ihrer ganzen Ausdehnung bis Hamburg nur ein Gebiet zu passieren, welches nach den gegebenen Prämissen anscheinend hemmend entgegentritt; es ist dies die 4—5 Meilen lange Linie durch das Dänische, wenn der Bahnzug auf dem rechten Elbufer bleibt. Würde er sich auf das linke Ufer wenden, so schlösse

er sich an das projektierte hannöversche Bahnsystem an, und dann blieben die Erörterungen lokaler Schwierigkeiten die einzigen möglicherweise vorzufindenden Hindernisse. Auf dem rechten Elbufer durchzöge die Bahn

pp. 22 Meilen preußisches Gebiet
„ 7½ „ mecklenburgisches Gebiet,
„ 4½ „ dänisches Gebiet und
„ 2½ „ hamburgisches Gebiet.

In Mecklenburg hat die Landesbehörde sich nicht allein bereitwillig zur Annahme des Prinzips gezeigt, sondern sie ist selbsttätig ein- und vorgeschritten und hat dem zu Malchin versammelten Landtage Propositionen zu einem vollständigen Landstraßensystem, so wie zur Anlage einer Eisenbahn von Wismar nach Boitzenburg, zum Anschlusse an die von Berlin und Magdeburg nach Hamburg zu führenden Bahnen gemacht. In Hamburg selbst findet das Unternehmen entschiedenen Anklang, und der Senat hat bereits eine Kommission ernannt, welche sich mit allem dahin ressortierenden zu beschäftigen und Vorschläge zur Vorbereitung eines Expropriationsgesetzes zu machen hat. Wenn dort die Regierung und der Kaufmannsstand vorläufig weniger entschieden und öffentlich auftreten, so ist dies eine mit Hinblick auf Dänemark gebotene Vorsicht. Es bleibt mithin nur dieses letztere allein, über dessen Gesinnungen Zweifel vorhanden sind, denen die Verhandlungen über den Chausseebau zugrunde liegen. Sie sind indessen nach den vorläufig eingezogenen Privatberichten keineswegs unbesiegbar, und es soll sogar den holsteinischen Ständen ein Expropriationsgesetz vorgelegt werden. Die Grundsätze besserer Kommunikation haben auch dort im Laufe der Zeit mehr Terrain gewonnen, und die Besorgnis, sich ganz zu isolieren, wenn rings um das Gebiet sich abwendende Straßenzüge bilden, wird eben so mächtigen Einfluß ausüben als die zu zeigende Perspektive: daß man es gar nicht nötig habe und ebensogut auf hannöversches Gebiet gehen, als die Bahn vorläufig in Boitzenburg enden lassen könne, bis wohin Dampfschiffe in wenigen Stunden auf und ab gelangen. — Gewinnt überdies die Dänische Regierung die Überzeugung (woran wohl nicht zu zweifeln), daß sich für ihre deutschen Provinzen ein umfangreicherer Markt ihrer Landeserzeugnisse eröffnet, so möchte dies einen ebenso guten Eingang finden, als die Aussicht, daß durch eine Eisenbahn der Elbzoll (welcher auf der ganzen Stromfahrt der kleinste ist und nur acht Pfennig Geld vom Zentner beträgt) nicht wie durch eine Chaussee geschmälert würde. Die Frage stellt sich also, angemessen zur Sprache gebracht, vielleicht nicht so schwierig, und wäre immerhin unter den vorhandenen Verhältnissen keine Lebensfrage für das Unternehmen, dem jedenfalls die Alternative bleibt, die Bahn in Wittenberge oder Boitzenburg abzuschließen und sie vorläufig als vollendet zu betrachten, bis günstigere Aussichten deren Fortsetzung zulassen. Dies Bedenken wird sich also hoffentlich (wenn auch nicht sofort) erledigen lassen, und es bliebe nur Sache der Unternehmer, sich die betreffenden Konzessionen der fremden Staaten selbst zu beschaffen, wenn die diesseitige Genehmigung vorangegangen wäre, ohn ejene Konzessionen zur Bedingung der ihrigen zu machen. Die gehorsamst Unterzeichneten glauben sich hier mit ihren Wünschen und Begehren auf dem ihnen von der Hohen Behörde selbst angewiesenen Terrain zu bewegen. Der Artikel 22 der „Allgemeinen Bestimmungen usw." besagt wörtlich:

„In Fällen, wo die beabsichtigte Eisenbahn sich durch das Gebiet auswärtiger Staaten erstrecken, oder an dort vorhandene oder anzulegende Eisenbahnen sich anschließen sollte, bleibt der Gesellschaft die Erwirkung des Konsenses der auswärtigen Regierungen überlassen."

Es wird allerdings schwer sein, den ganzen Einfluß im voraus zu bestimmen, den Eisenbahnen als Haupthandelsstraßen auf die Richtungen und Gestaltungen des Verkehrs in Deutschland ausüben werden. Welche Veränderungen aber auch in der Form des Betriebes dadurch herbeigeführt werden, so sprechen

doch alle bisherigen Erfahrungen dafür, daß da, wo sie mit Einsicht und Berücksichtigung günstiger lokaler und kommerzieller Verhältnisse angelegt wurden, ihr Einfluß der wohltätigste für alle Klassen der Gesellschaft geworden ist. Grund und Boden der benachbarten Ländereien stiegen im Preise, und für alle Landeserzeugnisse eröffneten sich neue Märkte. Menschenreiche Gegenden, wo die ersten Lebensbedürfnisse oft, im Verhältnis zum Erwerbe, in hohem Preise stehen, sind in den Stand gesetzt, sich ihren Bedarf rascher, sicherer und billiger zu verschaffen. Daß aber die Bedürfnisse großer Städte z. B. sich steigern, wenn sie von allen Seiten mit guten, nahrhaften, frischen und wohlfeilen Lebensmitteln versehen werden, ist unzweifelhaft; denn je billiger das Benötigte zu beschaffen ist, je größer wird die Zahl der Begehrenden; und Gegenden wiederum, welche sonst keinen leichten Ausweg für ihren Überfluß hatten, finden einen bereiten Markt, wenn sie ihre Erzeugnisse auch dem Unbemittelten zugänglich machen. Was hier von den ersten Lebensbedürfnissen gesagt ist, gilt für alle Gegenstände des Handels, der Industrie und des Luxus, gilt selbst für das rohe wertlosere Material. Wenn nun der bereits stehende Zug des Handels und die Frequenz von Personen auf einer bestimmten Handelsstraße sich schon als genügend für ein günstiges Bestehen einer dieser Richtung entsprechenden Eisenbahn ausweisen, so würde die Vereinigung aller jener neu hinzutretenden Einwirkungen ein noch vorteilhafteres Resultat gewähren. Und ohne hier fernere, vielfach erschöpfend geführte Beweise für das neue Verbindungsmittel anführen zu wollen, dürfte doch unbedenklich der Satz gelten: daß isolierte Bahnen nur ausnahmsweise günstige Ergebnisse herbeiführen werden; daß aber ein wohlkombiniertes Straßensystem, weit entfernt, sich durch seine verschiedenen Bahnzüge zu präjudizieren, in denselben ebenso viele fördernde Elemente erhalten würde. Eine Erfahrung, deren Richtigkeit die Hohe Staatsbehörde anerkannt und in vielfachen Bestrebungen ausgeführt hat. —

Es kann nicht in den überall wohlwollenden Absichten der Regierung liegen, einen Teil der Landesangehörigen vor dem anderen auf dessen Kosten zu begünstigen, wenn sie das Prinzip aufstellt: den einen nicht durch den anderen beeinträchtigen zu lassen. Berlins geographisch-kommerzielle Lage steht in dem entschiedensten Nachteil zu der Magdeburgs, und trotz der früherhin vorzugsweise besseren Kommunikationsmittel Berlins zu Lande, wodurch dasselbe in eine raschere und bequemere Verbindung mit Hamburg versetzt worden war, trotz des Sitzes überwiegend großer disponibler Mittel und umfassender Geldinstitute, trotzdem daß Berlin als Wechselplatz auf vielen europäischen Börsen notiert wird und durch diesen so wirksamen Hebel der Geldverhältnisse in eine höhere und bedeutendere Stellung zum Welthandel gebracht werden könnte — trotz aller dieser schlagenden Vorzüge steht es und wird es stets im ausgesprochensten Nachteil zu Magdeburgs solidem und umfassenden Stapelhandel stehen. — Von fruchtbaren und reichen Landesstrichen umgeben, wenige Meilen von der Mündung der Saale, in dem eigenen breiten Elbstrom und in der Nähe des Harzes gelegen, ist es das natürliche Depot und der große Markt eines überaus wichtigen Getreide- und Produktenhandels sowie aller Förderungen des Bergbaues. Diese Grundlage seines Handels entwickelt sich höchst blühend in viele andere bedeutende Zweige des Verkehrs. Viele und sehr beschäftigte Fabriken für die Bedürfnisse des Landmannes und Kleinstädters, ein erstaunenswürdiges Detailgeschäft für eine Stadt von 40—45 000 Einwohnern und ein Engrosgeschäft in allen Kolonialwaren, Land und fremden Tabaken, in Weinen und Öl, in welchen es mit den größten Handelsstädten Deutschlands rivalisiert — das sind die Quellen seines steigenden Wohlstandes. — Die Gunst unserer väterlichen Regierung hat es nach allen Richtungen hin mit trefflichen Landstraßen umgeben, und im Verein mit diesen und durch seine Elbbrücken ist es auch noch in den Besitz des lebendigsten und ebenso gefahrlosen als lukrativen Speditionshandels gebracht. — So steht Magdeburg gegenwärtig schon ohne Eisenbahn; wie aber Berlin? Sein ganzer, allerdings nicht unbedeutender Handel reduziert sich

am Ende größtenteils auf den Konsum der Hauptstadt und ihrer nächsten Umgebungen; und wenn einige einsichtsvolle und durch ihre Mittel und Verbindungen begünstigte Häuser auch darüber hinausreichen, so führt dies noch nicht jene belebende und befruchtende Tätigkeit herbei, welche den Mittelhandel Magdeburgs auszeichnet. Die Berliner Fabriken, welche durch Umfang und Bedeutung so wesentlich auf unsere städtische Wohlfahrt influieren, lukrieren nur dann, wenn sie die Vorarbeiten ihrer Industrie unter den Beschwerden, welche die Trennung zueinander gehöriger und eingreifender Etablissements mit sich führt, in von der Hauptstadt entfernten Gegenden anfertigen lassen oder sich mit Gegenständen des Luxus beschäftigen. Seine disponibeln Kapitalien gehen in die Bankgeschäfte einzelner oder in ein steriles Fondsgeschäft über, und wenn ein Sommer ohne Bauten oder einige schlechte Messen eintreten, so krankt es an einer Überfüllung müßiger Hände, welche die Mittel der Kommune erschöpfen. Berlin hat alle Vorzüge einer großen Stadt in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht, aber auch alle Mängel, welche aus einem teuren Lebensunterhalt ohne Äquivalent für den Unbemittelten und den Handwerker hervorgehen. Sein Speditionshandel hat sich bedeutend verringert, und nur sein alljährlicher Wollmarkt ist ein wahrer Glanzpunkt lebendigen Verkehrs! — Alle höheren Lebensstellungen, alle intellektuellen Richtungen bewegen sich allerdings hier in ihrer Sphäre, und weit entfernt, den Wert dieser Quellen sittlicher Wohlfahrt gering schätzen zu wollen oder sie den materiellen Interessen zu unterordnen, muß man doch auch anerkennen, daß sie nur dann ihrem vollen Werte nach zu würdigen sein werden, wenn auch der relative äußere Zustand ganzer Klassen der Gesellschaft diese nicht unempfindlich dagegen in dem Kampfe um die notwendigste Existenz macht; die Gegensätze treten dann nur um so greller und schroffer hervor. Man glaube nicht, daß hier ins Schwarze gemalt ist, leicht könnte ein noch dunkleres Bild von Zuständen entworfen werden, deren Grundübel in einer ermangelnden Basis eines reellen und nachhaltigen Verkehrs und Handels zu suchen ist.

Nachdem wir uns bemüht haben, durch die vorhergehende Parallele darzutun, wie weit Berlin gegen Magdeburg als Handelsplatz zurücksteht, und wie die Vorteile und Vorzüge des letzteren Ortes aus den ihm eigentümlichen lokalen Verhältnissen hervorgehen, können wir mit Sicherheit die Überzeugung aussprechen: daß selbst die Konkurrenz der besten Kommunikationsmittel Magdeburg nicht um die Vorzüge eines Stapelplatzes zu bringen vermöchte, da mit einer trefflichen Landstraße nicht gleichzeitig die Elemente jener Vorzüge zu übertragen sind. Berlin dürfte keine es ausschließlich begünstigende Eisenbahn verlangen, und die gehorsamst Unterzeichneten huldigen zu sehr der freien natürlichen Bewegung des Verkehrs, um nach einer künstlichen Nebenbuhlerschaft zu aspirieren; sie haben aber auch das feste Vertrauen zu den väterlichen und wohlwollenden Gesinnungen der Hohen Staatsbehörde, daß der Berliner Handelsstand nicht im Interesse anderer Städte zurückgesetzt werden wird, deren Vorteil überdies mit dem Wohlstand und der Blüte der Hauptstadt gewiß Hand in Hand geht. — Magdeburg bereitet seine Eisenbahnen durch das Braunschweigische und Hannöversche nach Hamburg vor; es steht alsdann in noch überwiegenderem Vorteil gegen Berlin, es schließt sich in kürzester Richtung an die Rhein- und Weserbahnen an, und indem es seine Verbindung in gleicher Weise mit Leipzig bewerkstelligt, bemächtigt es sich der Haupthandelsstraße von der Nordsee bis in das Herz Deutschlands. Wir können es mit voller Aufrichtigkeit aussprechen, daß wir diese blühende Zukunft ohne Eifersucht betrachten; aber auch ohne Besorgnis für uns, wenn uns nur nicht jene Elemente vorenthalten oder entzogen werden, welche uns zu gleichem Gedeihen auf andere Verkehrsrichtungen leiten können. Weisen die Bahnzüge Magdeburgs wesentlich nach dem Süden und Südosten, so ist die natürliche Hauptfrequenz Berlins der Osten, der Norden und Nordosten. Diese abweichenden Richtungen beseitigen wohl hinlänglich jede Besorgnis einer präjudizierenden Konkurrenz.

Es sei uns gestattet, hinzuzufügen, daß wir in Magdeburg selbst, wo wir unsere Entwürfe den geachteten Sachführern der dortigen gleichartigen Unternehmung mitgeteilt haben, keine Besorgnis und Bedenken einer benachteiligenden Rivalität gefunden haben; daß uns vielmehr die freimütigste Anerkennung gleicher Bestrebungen entgegenkam.

Die unleugbare Wichtigkeit des Gegenstandes mag der Ausführlichkeit der obigen Auseinandersetzung zur Entschuldigung dienen. Weit entfernt von der Anmaßung, dadurch die einer Eisenbahnanlage nach Hamburg entgegenstehenden Schwierigkeiten und Bedenken als leicht besiegbar bezeichnen zu wollen, ist der einzige Zweck,

daß ausgedehnte Bahnen im allgemeinen eine begründetere Aussicht auf Gemeinnützigkeit eröffnen als kleine isolierte Eisenbahnunternehmungen, und daß, wenn solche nicht überall von der Hohen Staatsbehörde als vorläufig unzulässig betrachtet werden, auch das von uns projektierte Unternehmen, soweit es innerhalb der Grenzen des Staates zur Ausführung kommen könnte, auf einen solchen Schutz und eine solche Ermächtigung einigen Anspruch haben dürfte, welche uns den Mut geben kann, der sorgfältigen näheren Untersuchung und Unterhandlung über die Ausführbarkeit desselben Zeit, Arbeit und nicht unbeträchtliche Auslagen zu opfern, und uns schließlich befähigt, in der Qualität einer vorläufig von der Regierung unseres Vaterlandes anerkannten und erlaubten Privatgesellschaft im In- und Auslande aufzutreten.

Wenn Eure Exzellenz die obigen, zur näheren Entwicklung unseres ganz gehorsamsten Antrages vom 21. September v. J. vorgetragenen Gründe und Ansichten lediglich aus diesem Gesichtspunkte zu würdigen die hohe Geneigtheit haben wollen, so wird sich unseres Erachtens zugunsten dieses Antrages mindestens so viel herausstellen, daß demselben, abgesehen von den in der Größe des Unternehmens liegenden, von uns wohl zu beachtenden Schwierigkeiten weder im Interesse des Staates noch im Interesse eines anderen preußischen Handelsplatzes besondere Bedenken entgegenstehen, die sich nicht mutatis mutandis jeder anderen Eisenbahnunternehmung von einigem Umfange entgegenstellen ließen.

Die nochmalige reifliche Prüfung unseres Planes, und das Bewußtsein, daß wir vor dessen spezieller Erörterung und Einleitung zur künftigen möglichen Ausführung mit größter Bedachtsamkeit und Vorsicht nur gehen wollen und werden, geben uns den Mut:

unseren ganz gehorsamsten Antrag vom 21. September v. J. Eurer Exzellenz hier durch zur nochmaligen hochgeneigten Prüfung ehrerbietigst zu unterstellen. Die wir mit größtem Respekt zu unterzeichnen die Ehre haben

Eurer Exzellenz Ganz gehorsamste

(folgen die Unterschriften).

Interessant ist ein zeitliches Zusammentreffen: am 11. März 1837 wurde die Eingabe eingereicht, im April 1837 legte der Minister Rother, damals noch ein entschiedener Gegner der Anträge auf Eisenbahnkonzessionen, nach lebhaftem Streit mit dem Kronprinzen über die Stellung des Staates zur Eisenbahnfrage, die Leitung der Handelspolitik nieder, und am 3. November 1838 wurde das preußische Eisenbahngesetz erlassen, welches die Verhältnisse der Eisenbahnen bis in die neueste Zeit geregelt hat und durch seine grundsätzliche Ordnung der Materie einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung des Eisenbahnwesens in Preußen auszuüben begann.

y. **Goethe. Sein Leben und seine Werke.** Von Baumgartner-Stockmann. Dritte neu bearbeitete Auflage. Bd. I. 1749–1790. Freiburg i. Br., Herder. 1911.

„Ein einfaches, großes Ziel hat dieses Werk: Goethe zu geben, wie er war, ohne Heroenkult, aber auch ohne Gegnerschaft. In einer Zeit, da eine nahezu religiös gestimmte Goetheverehrung das wirkliche Bild des Altmeisters bis ins kleinste verwischt und verändert hat, ist ein Werk wie Baumgartners Biographie doppelt wertvoll, weil es leidenschaftslos und unvoreingenommen nur darstellt, was die Quellen aussagen und die Forschung bestätigt." Mit diesen Worten spricht sich der Verlag über Absicht und Wert des Werkes aus, und man darf zugeben, mit einer gewissen Berechtigung. Denn es ist unmöglich zu bestreiten, daß Alexander Baumgartner und nach seinem Tode sein Nachfolger und Ordensgenosse Alois Stockmann einen riesigen Fleiß aufgewandt haben, um die ungeheure Goetheliteratur Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens und Amerikas zu bewältigen und zu ihren Ergebnissen Stellung zu nehmen; Stockmann lag für die dritte Auflage ein Zettelkatalog von 4000 Nummern vor, den er seit der zweiten Auflage des Werkes angelegt hatte, während Friedrich Meyer für 1886–1905 nur 2200 Nummern zusammengebracht hatte (Katalog der Goethebibliothek 1908). Wegen dieses ungemeinen Fleißes und wegen des von jedem „Heroenkult" freien Standpunktes wird die Goethewissenschaft von diesem Werke Notiz nehmen. Damit ist aber auch die Grenze seiner Bedeutung angegeben. Wenn ein Jesuit davon spricht, daß er „ohne vorgefaßte Meinung" schreibe, so lese man als Beweis für seine Auffassungsweise die Würdigung der Iphigenie, S. 328–345, deren Kern der Satz ist: „Während die Iphigenie des Euripides sich gleich anderen Sagen des Altertumes als ahnungsvoller Typus erst später geoffenbarter christlicher Wahrheiten darstellt, umdüstert die Iphigenie Goethes den hellen Glanz dieser Wahrheiten mit antiken Anklängen und zieht Erlösung, Sühnung, Heiligung des Menschen aus dem Bereich des Göttlichen ins rein Menschliche hinab." So kommt das Werk zu dem Schluß: „Goethe ist 1790 ein Meister des vielseitigen Erfahrungswissens, feiner Weltklugheit, glänzender Kunstvollendung in Form und Sprache; ein Meister in tiefer gründlicher Wissenschaft, männlicher Tugend, christlicher Weisheit ist er nicht."

y. **Schiller. Sein Leben und sein Schaffen.** Dem deutschen Volke erzählt von Albert Ludwig. Berlin, Ullstein. 1912.

Schon wieder eine Lebensbeschreibung Schillers, nachdem erst Berger und Bellermann hervorgetreten sind! Und doch hat Ludwigs Buch ein Existenzrecht. Es will Schiller nicht sowohl als Opfer eines bitteren Schicksals beklagen, wie so oft geschieht, sondern ihn als den heldenhaften Überwinder dieses Schicksals preisen und so sein Bild dem deutschen Volke einprägen. Ludwig versichert, daß er die Quellen zugrunde gelegt und die neuere Forschung verwertet hat: eine Prüfung seines Werkes zeigt, daß er damit die Wahrheit sagt. Er will aber kein Buch für die Gelehrten schreiben, sondern eine lebendige Darstellung für die, welche sich in Schillers Leben und Schaffen wollen einführen lassen; das ist ihm auch in so trefflicher Weise gelungen, daß wir nicht zweifeln, sein Buch werde in weite Kreise dringen und vielen eine Freude und Erhebung bereiten. Man lese nur z. B. den Bericht über Schillers Eltern, über seine Jugend, seine ersten schweren Kämpfe als freier Schriftsteller. Auch die Art des Urteilens ist sehr sympathisch; namentlich hat uns der Abschnitt über Charlotte von Kalb sehr gefallen, welche durchaus gerecht und verständnisvoll gewürdigt ist. Daß das Buch eine Fülle von guten Abbildungen und zahlreiche Druck- und Schriftproben enthält, erhöht seinen Reiz und seinen Wert sehr bedeutend.

gs. **Theodor Körner.** Von Karl Berger. Mit 8 Einschaltbildern, 2 Autogrammen und 64 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1912.

Nach seiner Biographie Schillers zur Lebensbeschreibung des Schillernachahmers Theodor Körner überzugehen, war für Berger ein kleiner Schritt. Die ganze Umgebung, in der Theodor Körner aufwuchs, ist die aus Schillers Leben bekannte; und ebenso gehört des Jünglings dichterische Betätigung vor den Freiheitskriegen zum Nach- und Fortwirken Schillers. Erst in den Gedichten aus der Zeit seiner Teilnahme am Freiheitskampfe wird er selbständig und charaktervoll, aber eigentlich auch nicht allein aus sich heraus, sondern durch eigenartig-persönliche Ausbildung schon von Schiller, namentlich im Tell, ausgestreuter Keime. Goethe konnte seinem Volke keine jungen Kriegssänger erziehen, aber Schillers Geist ward in der mitkämpfenden Jugend mächtig, am mächtigsten und eigentümlichsten in Körner. Ein Leben Körners zu schreiben, wird immer eine lockende Aufgabe sein, deren Erfüllung von vornherein auf die Gunst und Sympathie des Publikums zählen kann. Aber die bequem daliegende Überfülle des Quellenmaterials, das zumal bis 1898 in Peschels und Wildenows zweibändiger Körnerbiographie ausgebreitet ist, verlockt bei völliger Problemlosigkeit leicht zu einem nacherzählenden Überschwang, und dieser Gefahr ist Berger nicht ganz entgangen. Aber Theodor Körners Leben wird nun einmal im Glanze idealsten Lichtes gesehen, und da Bergers neues Buch in dieser Tradition steht, darf seine Art der Darstellung kein besonderer Vorwurf treffen, sind im Gegenteil die Vorzüge seines Buches als einer Erweiterung der Körnerliteratur nicht zu verkennen.

γ. **Gesammelte pädagogische Abhandlungen von Friedrich Paulsen.** Herausgegeben und eingeleitet von Eduard Spranger, Professor der Philosophie und Pädagogik in Leipzig. Stuttgart, Cotta. 1912.

Friedrich Paulsen hat, indem man alles, Großes und Kleines, zusammenzählt, wie das am Schluß dieses Bandes geschieht, 365 Schriften und Aufsätze verfaßt. Aus der großen Fülle der Arbeiten, welche sich auf Erziehungsfragen erstreckten, werden hier 48 gesammelt dargeboten, und in einer vortrefflichen Einleitung von 26 Seiten gibt der Herausgeber einen Leitfaden durch die lange Reihe von Betrachtungen, mit dessen Hilfe wir einen Überblick über Paulsens pädagogischen Entwicklungsgang und über sein Verhältnis zu den Fragen der Erziehung erhalten. Es braucht nicht lange ausgeführt zu werden, eine wie wertvolle Gabe der Band darstellt. Alle die warmherzigen, tief gründenden und vom Geist des Wohlwollens wie der Selbständigkeit getragenen Äußerungen Paulsens zum Kapitel der Universität, der höheren und der Volksschule, welche bisher in Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut waren, sind hier vereint und vor dem Vergessenwerden bewahrt. Vieles ist, um den Band nicht über 45 Bogen anschwellen zu lassen, weggelassen worden, und manches hat auch der Berichterstatter schmerzlich vermißt. Aber — sunt certi denique fines. Was ist die Summe des Gebotenen? Paulsen hat dem Realschulwesen Bahn brechen helfen und ist für das Realgymnasium in dem Sinne eingetreten, daß dessen Ausgestaltung und Anerkennung als eines Weges zur Universität dem Gymnasium selbst zum Heil gereichen müsse; im Gegensatz zur „Einheitsschule" sah er in der Differenzierung der höheren Schulen nach Gymnasium, Realgymnasium und Realschule das einzig Richtige: 1890 unterlegen, hat er 1900 den Sieg seines Gedankens erlebt. Den Oberlehrerstand hat er tief in sein Herz geschlossen und für seine wirtschaftliche Besserstellung wie für die Möglichkeit seiner wissenschaftlichen Betätigung ist er stets tapfer eingetreten; dieser Stand sollte seiner Ansicht nach mit den Hochschullehrern der führende Stand der Nation sein; Paulsen wollte der Professor der Oberlehrer sein. Daß er für die Freiheit der Hochschulen eintrat, daß sie ihm als Dienerinnen der Wissenschaft gelten, nicht des Staates und der Kirche, braucht kaum gesagt zu werden. Die Volksschule hält er als universitas artium humanarum in hohen Ehren und hat stets seine Verehrung für seinen alten Lehrer, den Küster Brodersen, bezeugt. Daß er die Simultanschule als wurzellos und bildungsunkräftig verwarf, ist ein Beweis für seine Fähigkeit, über die Tagesphasen hinweg die Wirklichkeit der Dinge zu erkennen.

δ. **Philosophische Fragen der Gegenwart.** Von Max Ettlinger. Kösels Verlag, München und Kempten. 1911.

Gehaltvolle Bücher bedingen aufmerksame Leser. Diese werden in die Anerkennung mit einstimmen, die Fachgelehrte wie Eucken und Hertling diesen gesammelten Aufsätzen bei ihrem ersten Erscheinen im „Hochland" gezollt haben. Ihnen eröffnet sich der Zusammenhang, der die Essays über Darwin, Romanes, Herbert Spencer mit solchen über die jüngsten Experimente in der Psychologie verbindet. Auch da, wo der Verfasser, sein eigentliches Arbeitsfeld verlassend, zu künstlerischen Problemen übergeht, zeigt er sich als einsichtiger, geschmackvoller Kenner und vortrefflicher Stilist, der sich Unabhängigkeit des Urteils zu wahren versteht. Die Bemerkung Ettlingers, der auf greifbare Wirklichkeit gerichtete Sinn der Engländer sei zum Philosophieren im eigentlichen Sinne wenig geeignet, erscheint angesichts der englischen überreichen Produktion in bezug auf metaphysische Probleme doch nicht zutreffend. James Wards Gifford-Vorlesungen, z. B., „The Realm of Ends or Pluralism and Theism", die ganz kürzlich erschienen sind, hat die Kritik das hervorragendste Werk genannt, das die christliche Apologetik dem religiösen Problem zur Verfügung stellt. Es ist eines unter vielen. In einer Note zum Essay über Jaime Balmes wird der Diplomat Donoso Cortes als der größte Schüler von Balmes bezeichnet. Aber Donoso Cortes ging geistig ganz andere Wege und gehört zur schroff ultramontanen Schule Veuillots. Das hat sein Lehrer nicht bezweckt und würde es beklagt haben. Im übrigen empfehlen wir das Buch nochmals.

ε. **L'Orientation religieuse de la France actuelle.** Par Paul Sabatier. Paris, Armand Colin. 1911.

Die Gedankenrichtung und die religiösen Anschauungen Paul Sabatiers dürfen als bekannt in den Kreisen vorausgesetzt werden, die von der Überzeugung ausgehen, daß das religiöse Problem allen anderen zugrunde liegt. Der Verfasser des Lebens des heiligen Franz von Assisi bleibt in diesen Betrachtungen seiner Vorliebe und Wertschätzung des Katholizismus treu, wenn auch im Gegensatz zu dem, was er, nicht immer mit Recht, als Klerikalismus bezeichnet. Charakteristisch für seine Anschauung ist folgende Äußerung: „Es gibt zwei Arten von Katholizismus, der eine kommt, der andere geht. Und eben weil es zwei Katholizismen gibt, wovon der eine alt, der andere jung ist, bleibt die Kirche, trotz aller Niederlagen, die sie erlitten hat, lebendig; kein Prophet darf es wagen, ihr das Ende zu verkünden." Und wieder: „Die gewaltige Krisis, die, in diesem Augenblick, die Kirche durchzumachen hat, ist nicht das Ergebnis des Unglaubens einzelner Menschen, auch nicht das Werk von Geheimbünden — eine kindische Erklärung, die es befremdlich ist immer wieder auftauchen zu sehen —; sie ist vielmehr der Tatsache zuzuschreiben, daß die offizielle Moral der Kirchen hinter der Gewissensmoral, und zwar plötzlich, zurück

geblieben ist." Da Sabatiers andererseits die katholische Kirche u. a. deswegen bewundert, weil sie in verschwenderischer Weise zu heroischen Taten der Aufopferung zu begeistern versteht, so korrigiert sich der Vorwurf, den er auch gegen sie erhebt, von selbst. Besonders, wenn er uns sagt: „Pius X. und seine Vorgänger mögen immerhin keine überlegenen Menschen sein, aber die Idee, deren vergängliche und schwache Symbole sie sind, bleibt eine der größten und fruchtbarsten, die der Menschheit zu schauen beschieden ist, und ihrer Verwirklichung eilen alle lebendigen Kräfte der Demokratie auch heute entgegen."

λγ. **L'Exotisme Américain dans la Littérature Française au XVI. Siècle, d'après Rabelais, Ronsard, Montaigne etc.** Par Gilbert Chinard. Paris, Hachette. 1911.

Ein anziehendes Buch, das ein neues Problem geschickt und gelehrt darstellt. Daß Montaigne in seinen Essays vielfach Amerika erwähnt, wußten die Kenner der französischen Literatur des 16. Jahrhunderts, ebenso, daß er in einer Art, die an Rousseau erinnert, die Wilden, von der Kultur noch nicht angetränkelten, für bessere Menschen erklärte. In betreff dieser Ausführungen weist der Verfasser nach, daß Montaigne seine Angaben teils aus Léry, teils aus Chovetons Übersetzung von Benzoni genommen hat. Schon aus dieser Notiz erhellt, daß sich der Verfasser unseres Buches nicht mit der Wiederholung bekannter Tatsachen begnügt. Er schildert in seinem Werke das allmähliche Bekanntwerden der Entdeckung Amerikas zunächst durch die Übersetzungen von Sebastian Brants Narrenschiff, dann durch den berühmten Brief des Amerigo Vespucci. Weiter geht er die einzelnen Reisebeschreibungen durch, hebt den freilich nicht sehr beträchtlichen Anteil hervor, den die Franzosen an den großen Entdeckungen genommen haben, und verweilt mit besonderer Ausführlichkeit bei Rabelais (Pantagruelische Reisen) und bei Montaignes Lob der Indianer. Ronsard, der ja auch ausdrücklich auf dem Titel genannt war, erhält kein besonderes Kapitel, wird aber in dem, das die Expeditionen nach Brasilien und das Werk des Kosmographen André Thévet behandelt, ausführlich dargestellt. Desgleichen der Moralist Léry, der Brasilien bereiste und sich über die Grausamkeiten ereiferte, die man gegen die Ureinwohner des Landes beging. Interessant ist der Abschnitt, in dem die Äußerungen der französischen Dichter abgedruckt sind, die einzelne Verse Amerika gewidmet, und von großer Wichtigkeit die Ausführung, daß Rousseau den oben genannten Thévet gekannt hat. Das Werk verdient trotz seines scheinbar speziellen Inhaltes auch weiteren Kreisen empfohlen zu werden.

βλ. **Œuvres complètes. Romans Vol. VII.** Par Paul Bourget. Paris, Plon. 1911.

Seitdem Paul Bourget, durch die Zeichen der Zeit gemahnt, als Schriftsteller und Dichter an die brennendsten Fragen der sozialen Ordnung herangetreten und, geistiger Waffen mächtig, in die politische Arena hinabgestiegen ist, hat sein Talent an Kraft unleugbar gewonnen und seine feine, kunstvolle Beredsamkeit fließt natürlicher. Davon zeugen die im Band VII vereinigten Romane, „L'Etape" und „Le Divorce", die sich mit dem Problem der Ehe, richtiger gesagt, der in Frankreich so schlimme Früchte zeitigenden Ehescheidung beschäftigen. Seine letzten Gaben sind es nicht. Ein neuer Band von Novellen gehört in das Gebiet, das als Evolution der französischen Sitten bezeichnet wird und ihm wertvolle Dokumentationen verdankt. Auch die Literatur seines Volkes hat evolutioniert und Bourget mit ihr, wenn auch nicht in dem Sinne der Zustimmung mit ihren gefährlichen Wagnissen. Er ist vielmehr im Kampf mit diesen, und wie so mancher seiner berühmten Kollegen, unter die Dramatiker gegangen und hat mit „Le Barricade" einen durchschlagenden Erfolg errungen Das Vorwort zum Drama ist ein Meisterstück und sollte von allen denjenigen gelesen und wohl erwogen werden, die, wie Bourget, an den großen Krisen der modernen Gesellschaft nicht nur mit dem Herzen und dem Patriotismus, sondern vor allem mit dem Gewissen beteiligt sind.

βλ. **Gounod, sa vie et ses œuvres.** Par J. G. Prod'homme et A. Dandelot. 2 Vol. Paris, Delagrave. 1911.

Für die umfangreiche Lebensgeschichte des liebenswürdigen, edlen Menschen und Künstlers Gounod hat Saint-Saëns die Vorrede geschrieben. Er lobt den Meister, der, wie Mozart vor ihm, es unternahm, eine Oper zugleich vokal und instrumental, melodisch und symphonisch zu schaffen, der Stimme die erste Rolle zuwies und der Deklamation das Gepräge der Wahrheit zu geben suchte. „Sie werden nie Erfolg haben," so wurde auch Gounod von der Kritik gewarnt. Er ging seiner Wege und schuf keine fehlerlosen, aber von unvergänglichem Zauber umflossene Werke. Den besten Kommentar, den wir über sie besitzen, gab kürzlich Camille Bellaigue. Die Kirchenmusik verdankt dem Meister Schönheiten, die aus seiner Seele strömten. Allen Anfeindungen zum Trotz, blieb das große Publikum ihm treu: sein „Faust" hat 1500 Aufführungen erlebt. Er selbst schätzte den „Polyeuct" am höchsten. Sein Ende nahte, als er sagte, die Verkennung dieser Schöpfung sei der größte Kummer seines Lebens, nach seinem Tode werde man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Auer. Der Aufklärer Nicolai. Von Pfarrer Dr. Karl Auer. Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. 6. Heft. Gießen, Alfred Töpelmann. 1912.

Arminius. — Venezianische Novellen. Von Wilhelm Arminius. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Baedeker. — Berlin und Umgebung. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. 17. Auflage. Mit 5 Karten, 9 Plänen und 16 Grundrissen. Leipzig, Karl Baedeker. 1912.

Baedeker. — Südbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. 35. Auflage. Mit 74 Karten, 16 Plänen und 11 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker. 1912.

Benzmann. — Die soziale Ballade in Deutschland. Typen, Stilarten und Geschichte der sozialen Ballade. Von Hans Benzmann. München, C. H. Becksche Verlagshandlung Oskar Beck. 1912.

Berlin. Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Zehnter Band. Abteilung XIV: Buch- und Bibliothekwesen, Zeitungen, Zeitschriften, Allgemeine Wissenschaftskunde und Geschichte der Wissenschaften, Allgemeine Schriften. Berlin, Otto von Hoven, Kunst- und Buchdruckerei. 1912.

Bonus. — Sieben Geschichten vom Sande. Von Beate Bonus. München, Georg D. W. Callwey. 1912.

Bourdeau. — La philosophie affective. Par J. Bourdeau. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1912.

Bourget. — Die Schuld. Von Paul Bourget. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen und mit einem Vorwort versehen von Martha Schiff. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Brentano. — Clemens Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Unter erstmaliger Benutzung des gesamten handschriftlichen Materials herausgegeben und eingeleitet von Alphons M. von Steinle. Mit vier Beilagen in Kunstdruck. Trier, Petrus Verlag. 1912.

Brüning. Der Herr der Erde. Tragödie in fünf Akten. Von Erich Brüning. Hannover-Döhren, O. F. Kaiser. 1912.

Büttner. — Von der Materie zum Idealismus. Skizze eines einheitlichen Weltbildes. Von A. Büttner. Krefeld, Albert Fürst Nachf. O. J.

Cervantes. — Des scharfsinnigen Junkers Don Quixote Leben und Rittertaten. Von Miguel de Cervantes. Mit Bildern von Gustav Doré. Berlin, Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben. O. J.

Christe. — Erzherzog Karl von Österreich. Ein Lebensbild, im Auftrage seiner Enkel, der Herren Erzherzoge Friedrich und Eugen, verfaßt von Oskar Christe. Drei Bände. Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.

Clasicos. — Clásicos Castellanos. Cervantes: Don Quijote de la Mancha. IV. Madrid, „La Lectura". 1912.

Cramm. — Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers von 1812—1813 und über seine späteren Staatsdienste bis 1848. Herausgegeben von Burghard Freiherr von Cramm. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Dannemann. — Wie unser Weltbild entstand. Die Anschauungen vom Altertum bis zur Gegenwart über den Bau des Kosmos. Von Dr. Fr. Dannemann. Zweite Auflage. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. O. J.

Dehmel. Blinde Liebe. Eine Geschichte aus den höchsten Kreisen, sehr frei nach dem Englischen des Laurence Housman. Von Richard Dehmel. Berlin, Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben. O. J.

Delafarge. — La vie et l'œuvre de Palissot (1730—1814). Par Daniel Delafarge. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1912.

Deutsche Schrifttafeln des 9. bis 16. Jahrhunderts aus Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München. Herausgegeben von Erich Petzet und Otto Glauning. Zweite Abteilung: Mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler des 11. und 14. Jahrhunderts. München, Carl Kulm. 1911.

Durkheim. — Les formes élémentaires de la vie religieuse. Le système totémique en Australie. Par Émile Durkheim. Paris, Félix Alcan. 1912.

Dussauze. — Les règles esthétiques et les lois du sentiment. Par Henri Dussauze. Paris, Félix Alcan. 1911.

Eulenburg. Die Preissteigerung des letzten Jahrzehnts. Von Prof. Dr. Franz Eulenburg. Mit 7 Diagrammen. Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. Band IV, Heft 1. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Félix. — Les Armements allemands. La Riposte. Par Capitaine Pierre Félix. Paris et Nancy, Berger-Levrault. 1912.

Filon. — Le Prince impérial. Souvenirs et documents (1856—1879). Ouvrage illustré de 45 planches tirées hors texte et de 3 fac-similés. Par Augustin Filon. Paris, Hachette et Cie. 1912.

Fred. — Impressionen. Aus dem Notizbuch eines Wanderjournalisten. Von W. Fred. Leipzig, Ernst Rowohlt. 1912.

Friedlaender. — Interessante Kriminalprozesse von kulturhistorischer Bedeutung. Von Hugo Friedlaender, Gerichtsberichterstatter. Eingeleitet von Justizrat Dr. Erich Sello. VII. Berlin, Hermann Barsdorf. 1912.

v. Gagern. — Der Roman einer Hofdame. Von Ruth Freifrau v. Gagern-Kospoth (Ruth Gräfin Fau). (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek, Bd. XXI, XXII, 28. Jahrgang). Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1912.

Genji. — Die Abenteuer des Prinzen Genji (Genji Monogatari). Ein altjapanischer Roman der Murasaki Shikibu. Nach dem englischen Text des Kenchio Suematsu ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Maximilian Müller-Jabusch. München, Albert Langen. O. J.

Goldene Jugend. Anekdoten und Kuriositäten aus dem Schul- und Hochschulleben. Berlin, Hermann Sack. 1912.

Gorce. — Histoire religieuse de la révolution française. Par Pierre de la Gorce. Tome II. Avec trois cartes. Paris, Librairie Plon. 1912.

Hamblen. — Friedrich Nietzsche and his new gospel. By Emily S. Hamblen. Boston, Richard G. Badger. 1912.

Hamilton. — Die Memoiren des Grafen v. Gramont. Aufgezeichnet von L. Hamilton. Illustriert von F. v. Bayros. Berlin, Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben. O. J.

Handbuch der Politik. Herausgegeben von Paul Laband, Adolf Wach, Adolf Wagner, Georg Jellinek, Karl Lamprecht, Franz von Liszt, Georg von Schanz, Fritz Berolzheimer. Band II, Lieferung 3. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1912.

Hartmann. — Fünf Vorträge über den Islam. Von Martin Hartmann. Leipzig, Otto Wigand. 1912.

Hausbücherei. Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. XX. und XXI. Band. Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der schönsten und beliebtesten Weihnachtsdichtungen in Poesie und Prosa. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1911.

Haven. Le maître inconnu Cagliostro. Étude historique et critique sur la haute magie. Par Dr. Marc Haven. Paris, Dorbon-Aîné. O. J.

Hedenstjerna. — Ingenieur Brander und Anderes. Erzählungen und Skizzen von Alfred af Hedenstjerna. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Brausewetter. Leipzig, Wilhelm Strübig. O. J.

Heine. — Heinrich Heines Sämtliche Werke. II. und IV. Band. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Heine. — Die Erscheinung. Novelle von Anselma Heine. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Hellström. — Kutscher. Roman von Gustav Hellström. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Alice Berend. München, Albert Langen. O. J.

Hensel. Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel in Erlangen. Zweite Auflage. Mit einem Bildnis. (Aus Natur und Geisteswelt. 180. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Herrmann. Quellen. Gedichte, Gedanken und Betrachtungen. Von Heinrich Herrmann. Dritte Auflage. Mannheim, im Selbstverlage des Verfassers. 1912.

Hesse. — Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. Von Paul Hesse. Fünfte Auflage. I. Band: Aus dem Leben. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1912.

Hladny. Der heilige Judas. Roman von Ernst Hladny. Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung Theodor Weicher. 1912.

Höffding. — Jean Jacques Rousseau et sa philosophie. Par Harald Höffding. Traduit d'après la seconde édition danoise avec un avant-propos par Jacques de Coussange. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1912.

Holzamer. — Pendelschläge. Geschichten und Legenden. Von Wilhelm Holzamer. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Nina Mardon-Holzamer. Berlin Egon Fleischel und Co. 1912.

Holzamer. — Gedichte von Wilhelm Holzamer. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Nina Mardon-Holzamer. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Holzamer. — Pariser Erzählungen. Von Wilhelm Holzamer. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Nina Mardon-Holzamer. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1912.

Houssaye. — Jéna et la campagne de 1806. Par Henry Houssaye. Introduction par Louis Madelin. Paris, Perrin et Cie. 1912.

Hyan. — Abenteuer des Staatsanwalts und andere Erzählungen. Von Hans Hyan. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Dr. Karl Schneider. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildnis, einer Übersichtskarte von Kamerun und Afrika. Essen, G. D. Baedeker. 1912.

Janitschek. — Stille Gäste. Erzählungen von Maria Janitschek. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Janson. — Lügen. Geschichten vom Kriege. Von Gustaf Janson. Leipzig, Georg Merseburger. 1912.

Kahlenberg. — Das starke Geschlecht. Von Hans von Kahlenberg. Charlottenburg, Vita. O. J.

Kapp. — Arthur Schnitzler. Von Dr. Julius Kapp. Leipzig, Xenien-Verlag. 1912.

Key. Rahel. Eine biographische Skizze. Von Ellen Key. Einzig autorisierte Übertragung aus dem schwedischen Manuskript von Marie Franzos. Zweite, durchgesehene Auflage. Halle a. S., Edgar Thamm, O. J.

Kläsi. — Der malaiische Reineke Fuchs und anderes aus Sage und Dichtung der Malaien. Von Dr. med. C. Kläsi. Mit sieben Vollbildern nach Entwürfen von Hans Witzig. Frauenfeld, Huber und Co. 1912.

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. 21. Band. Watteau. Des Meisters Werke in 182 Abbildungen. Herausgegeben von E. Heinrich Zimmermann. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1912.

Kluge. — Wortforschung und Wortgeschichte. Aufsätze zum deutschen Sprachschatz. Von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Freiburg. Leipzig, Quelle und Meyer. 1912.

Knauth. — Die Naturphilosophie Johannes Reinkes und ihre Gegner. Von Dr. Adalbert Knauth. Regensburg, Verlagsanstalt, vorm. G. J. Manz, A.-G. 1912.

Kretzschmar. — Geschichte des neuen deutschen Liedes. Erster Teil: von Albert bis Zelter. Von Hermann Kretzschmar. Band IV, 1. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1911.

Kuderna. — Aus dem Wechsel der Stunden. Neue Gedichte von Béla Kuderna. Wien, Wilhelm Braumüller. 1912.

Kuhn. — Aus berühmten Handschriften und seltenen Drucken in bayerischen Bibliotheken. 12 Lichtdrucktafeln. Den Teilnehmern des Münchener Bibliothekartages, vom 29. Mai bis 1. Juni 1912, gewidmet von Carl Kuhn. München, Carl Kuhn. 1912.

Kühn. — Die Frauen um Goethe. Weimarer Interieurs. Von Paul Kühn. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1912.

Kühnemann. Herder. Von Eugen Kühnemann. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit einem Bildnis in Photogravüre. München, C. H. Becksche Verlagshandlung. 1912.

Le Roy. — Une philosophie nouvelle Henri Bergson. Par Édouard le Roy. Paris, Félix Alcan. 1912.

Lerour. — Das Phantom der Oper. Roman von Gaston Lerour. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Rudolf Brettschneider. München, Albert Langen. O. J.

Lodge. — La Survivance humaine. Étude de facultés non encore reconnues. Par Sir Oliver Lodge. Traduit par le Dr. H. Bourbon. Préface de J. Maxwell. Paris, Félix Alcan. 1912.

Louis-Dop. — Le présent et l'avenir de l'institut international d'agriculture. Par Louis-Dop. Rom, Institut international d'Agriculture. 1912.

Luise. — Luise von Preußen. Fürstin Anton Radziwill. Fünfundvierzig Jahre aus meinem Leben (1770 bis 1815). Herausgegeben und mit Anmerkungen und Personenverzeichnis versehen von Fürstin Radziwill, geb. von Castellane. Aus dem Französischen übertragen von E. von Kraatz. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Lucka. — Buch der Liebe. Von Emil Lucka. Wien, Deutsch-Österreichischer Verlag. 1912.

Majorana. Trattato di economia politica. Volume primo e secondo, aggiunta la notizia della vita e delle opere dell'autore. Terza edizione. Opere di Salvatore Majorana Calatabiano. Volume primo. Catania, Stab. Tip. Crescenzio Galàtola. 1911.

Manzoni. Opere di Alessandro Manzoni. Edizione Hoepli. Vol. IV, parte prima: Carteggio. Di Alessandro Manzoni. A cura di Giovanni Sforza e Guiseppe Gallavresi. Con 12 ritratti e 2 facsimili. 1803—1821. Milano, Ulrico Hoepli. 1912.

Marsan. — La Bataille romantique. Par Jules Marsan. Paris, Hachette et Cie. 1912.

Moriggl. Von Hütte zu Hütte. Führer zu den Schutzhütten der deutschen und österreichischen Alpen. Unter Mitwirkung der Sektionen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und der übrigen hüttenbesitzenden Vereine herausgegeben von Dr. Josef Moriggl, Alpenvereinssekretär. Zweites Bändchen. Ötztaler Gruppe, Stubaier Gruppe, Sarntaler Gruppe, Sesvennagruppe, Ortlergruppe, Adamello-Presanellagruppe. Leipzig, S. Hirzel. 1912.

Mornet. Le romantisme en France au XVIIIe siècle. Par Daniel Mornet. Ouvrage contenant 16 gravures hors texte. Paris, Librairie Hachette. 1912.

Nexö. — Die Küste der Kindheit. Novellen. Von Martin Andersen Nexö. Einzige berechtigte Übertragung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. München, Albert Langen. O. J.

Novalis. — Auswahl aus Novalis' Schriften. Mit einem Geleitwort von Ludwig Tieck. (1815). Herausgegeben von Hans Hahn. Berlin, Reichl und Co. O. J.

Papus. La réincarnation, la métempsychose, l'évolution physique, astrale et spirituelle. Par Papus (Dr. G. Encausse). Paris, Dorbon-Aîné. O. J.

Philippi. — Begriff der Renaissance. Daten zu seiner Geschichte. Von Adolf Philippi. Mit 24 Bildertafeln. Leipzig, E. A. Seemann. 1912.

Pillion. — Les Sculpteurs français du XIIIe siècle. Par Louise Pillion. Paris, Plon-Nourrit et Cie. O. J.

Plotke. — Helldunkle Jahre. Gedichte von Georg J. Plotke. Buchschmuck von Wilhelm Kuh. Straßburg, Josef Singer. 1912.

Porizky. — Von jungen Philosophen und alten Narren. Von J. E. Porizky. München, Georg Müller. 1912.

Port. — Hermann Lingg. Eine Lebensgeschichte von Frieda Port. Mit vier Bildnissen. München, C. H. Becksche Verlagshandlung, Oskar Beck. 1912.

Promber. — Zurück ins Jugendland! Ein Buch für alle, die Kinder lieben. Von Otto Promber. Mit zahlreichen Illustrationen von Max Handrick. Magdeburg, R. Zacharias. O. J.

Rachilde. — Son Printemps. Roman. Par Rachilde. Paris, Mercure de France. 1912.

Ravensberg, von. — Grundriß der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung der königlich preußischen Unterrichtsverwaltung verfaßt von Dr. Freiherrn Goeler von Ravensberg. Dritte Auflage. Unter Mitwirkung von Fachgenossen neubearbeitet von Dr. Max Schmid-Aachen. Mit 11 Tafeln. Zweite Hälfte: Neuzeit. Berlin, Carl Duncker. 1912.

Redslob. — Die Staatstheorien der französischen Nationalversammlung von 1789. Ihre Grundlagen in der Staatslehre der Aufklärungszeit und in den englischen und amerikanischen Verfassungsgedanken. Von Dr. Robert Redslob. Leipzig, Veit und Co. 1912.

Robiquet. — Le cœur d'une reine. Anne d'Autriche, Louis XIII. et Mazarin. Par Paul Robiquet. Paris, Félix Alcan. 1912.

Rousseau. — Emil oder Über die Erziehung von J. J. Rousseau. Nach der Übersetzung von K. Grosse. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Zwei Bände. Leipzig, Alfred Kröner. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Stephana Schwertner.

Ein Steyrer Roman

von

E. von Handel-Mazzetti.

(Schluß des ersten Teiles.)

IX.

Es war zu Abend des gleichen Tages. Die Sonne versank düsterrot und riesig groß jenseiten der schwarzen Wälder der Saß. Der dämmernde Himmel war wolkenlos und doch nebelig, als brüteten die Geister der Seuche, die Miasmen, in roten giftigen Schwaden über Steyr, der Stadt.

Eine Viertelstunde nach Sonnenuntergang erschien im Norden taborwärts, einem Gestirn ähnlich, eine leuchtende Kugel und schweifte langsam über den nördlichen Himmel, eine blutige Straße hinter sich herziehend.

Da schrie, wer auf der Gasse war: Komet! Komet! Alle rannten aus den Häusern und zeigten einander das Gesicht, das eben entschwand; bange Scheu war im Volke; was kündete das Zeichen an?

Fekler, der Medicus, der über den Stadtplatz zu einem Kranken ging, sprach:

„Der Schweif ist purpurbraun, als exanthemata sind. Es ist wissend, daß die Kometsterne, item Konjunktiones oder Vermischung der Planeten, die vier Elementa, aus denen alles Geschaffene besteht, erschrecklich verändern tinen. Möge er uns nichts Böses bedeuten!"

Und er wandte sich an einen Mönchen, der eben auch über den Platz wanderte: „Was bedünkt Euch vom Kometen, Herr Pater?"

Der Mönch war kein anderer als Albert, den sein in tödlicher Furcht schwebender Oberer ausgesandt hatte, in Steyr zu erkundschaften, was an dem Pestrumor Wahres sei.

Albert sprach:

„Wir wissen, daß solche Zeichen schon oft Gottes Zorn ankündigten, manchmal aber auch in einer Stund des Heiles erschienen sind. Als Christus starb und die Welt erlöst ward, geschahen Zeichen am Himmel. Wir sollen aber in einer Stund der Gefahr nit wie ein abergläubisches Weib zu den Sternen, welche Gottes Geschöpfe sind, sondern zu Gott selbst die Augen erheben und beten, daß er die Geißel von uns nehme."

„Herr, Ihr habt recht," sprach ehrerbietig der Arzt.

Da ertönten aus dem Rathaustor Trommelwirbel wie unterirdischer Donner. Das Rathaustor ging auf. Der Stadtfähnrich erschien mit zween Trommlern und einem Trommeter und trat neben dem Tor zur Seite. Jetzt schritt durch das Tor mit einer Corona von wohl zwanzig Ratsmännern der Richter Händel bedeckten Hauptes. Links von ihm, etwas zurück, ging der Ratsschreiber, mit entdecktem Haupte, ein Quartblatt in der Hand.

Da ward tiefe Stille im Volke, das erwartend am Stadtplatz stand. Auf die Trommelwirbel waren auch Lehrer und Prediger mit ihren Schülern aus dem Gymnasium herbeigeeilt; die Magister- und Scholarenmäntel, im Winde wehend, bildeten wie eine schwarze Insul im buntfarbigen Menschendurcheinander auf dem Platz.

Nun ward Trommetenzeichen gegeben; der Stadtrichter mit großer Stimme, die über den schweigenden Platz wie der Spruch des Herrn am jüngsten Tage scholl, rief:

„Steyrer! Die Pest ist vor den Toren. Das menschliche Leben zu erhalten, den wunderbaren Born der Kraft und Gesundheit in unseren Adern ungeschwächt strömen zu lassen, steht bei der ewigen Allmacht.

Doch auch uns Menschen ist Geist und Verstand gegeben, damit wir unser Leben vor schädlichen Einflüssen bewahren, soweit wir können, und in Sterbensläufen uns nit verwahrlosen, sundern dem Unheil der Krankheiten fürzukommen trachten, soweit es uns möglich ist.

Meines Amtes halber, aber viel mehr der Liebe wegen, die ich zu Steyr trage, und weil mein Herz in tiefste Trauer versetzt würde, sollten edle Bürger greuligen Pesttodes sterben und dem Vaterlande verloren gehen in dieser Zeit, wo jeder rechte und tüchtige Mann notwendig im Staat ist, gebe ich ein neues Pestgesetz, und es soll allen Steyrern so heilig sein wie jedes alte verbriefte und unverrückbare Gesetz, und soll wie jedes Gesetz unter dem Schutze des Schwertes stehen. Symprecht, nimm die Handschrift und lies."

Der Stadtschreiber Symprecht Kolmann begann entdeckten Hauptes in ehrfürchtiger Haltung, als verkünde er eine kaiserliche Bulle, die Schrift zu lesen.

„Dieses ist die Ordnung, auf die Pestzeit in Steyr einzuhaltende, vom Richter von Steyr erlassene, vom Rat in plenum angenommene. Auf dem Weg von Süd nach Nord ist die orientalische oder schwarze Pest bis nach Johnsbach in admontischem Gebiete gekommen.

So groß und begründet aller Völker Schreck und Abscheu vor der Pest, so wenig bekannt ist ihr eigentliches Wesen.

Darumb vor allem andern sei euch, Bürger von Steyr, über die Natur dieser Seuche folgendes gesagt.

Die Pest hat nicht lentum venum, sondern ist eine akute Krankheit, die eilends anhebt und geschwind zum Ende eilt. So müssen auch die praeservationes schnell und kräftig sein.

Die Pest ist keine stationar sundern reißende Krankheit, die zu einer Stund und an einer Stadt und Ort tausend Leut töten kann. Daher ihr erstes Einfallen mit den größten Fürsichten muß abgewehret werden.

Was die Zeichen der Peſt betrifft, ſo ſei euch wiſſend:

Ihr Anfang iſt Lethargia, das iſt Neigung zum Schlaf, Abfall aller Kräfte, aller Glieder Zerſchlagenheit, Ohnmachten, gering und ſchneller Puls, formicanti similis.

Iſt die Peſt am Leib ausgebrochen, ſo ſind unmittelbare Zeichen Naſenbluten und kalter Schweiß, die Haut ſchauert, die Zähne klappern, für Angſt gerät der Angegriffene außer ihm, worauf die Peſtmailer zutag treten, erſt ſchwarze kleine Flecklin, Totenflecken ähnlich, exanthemata genannt, dann sugillata, blaue Mäler, und apostemata, Beulen, als ſeien ſie mit Prügeln geſchlagen, purpur, braun, blei- und leberfarben, gräßlich anzuſehn.

Das Antlitz wird blau, die Zunge dürr, die Naſenlöcher ſchwarz, der Mund braun, und der entſetzlichen ausgeatmeten Fäulnis Geruch iſt kaum zu ertragen und bringt Tod, wohin er dringt.

Dies iſt die Geſtalt der kontagioſiſchen Krankheit, ſchwarze oder orientaliſche Peſt genannt. —"

Mit gläſernem Glotzen, mit ſtockendem Atem und zu Berg ſteigendem Haar lauſchten die Steyrer dem ſchaurigen Bericht. Angſtvoll drückte ſich Mann an Mann; allen war's, als ſchleiche das Geſpenſt, das ihnen eben mit ſo ſchreckhafter Anſchaulichkeit geſchildert worden, auf leiſen Sohlen über die Berge heran, blau und bleich wie die Waſſerleiche aus der Enns . . . Und es fühlten die Bedrängten, daß nur bei dem Starken, der ruhig und gebietend vorm Rathaus ſtand, Hilfe in der annahenden ſchweren Not war, und noch ehe ſie ſein Geſetz vernahmen, waren ſie ſeinem Willen bedingungslos verfallen.

Symprecht der Schreiber wandte das Blatt und las den zweiten Punkt.

„Andertens: Die ausgebrochene Peſt zu heilen, gelingt in einem Fall von hundert. Die Prophylaxis oder Fürbeugung iſt hier mehr als bei jeder Krankheit die einzig mögliche Kuration.

Nähere Urſachen der Krankheit ſind, ſoweit die heuntigen Ärzt dies erforſchet haben:

Erſtlich die Luft, in der wir leben, ſo ſie verderbt iſt. —"

Eine Stimme ſprach dumpf vom Pfarrberg her: „Hippokrates nennt zuerſt Gottes Zorn."

Alles ſah ſich um. Händel lächelte verachtungsvoll. Er hatte Alberts Stimme wohl erkannt.

„Lies weiter," ſagte er dem Schreiber, der auch betreten herumſah. „Was der Pöbel hineinredet, des ſollſt du nit acht haben."

Der Schreiber, aus dem Kontext gebracht, ſuchte die Stelle, bei der er unterbrochen worden war. „Zwotens — die Nahrung, die wir zu uns nehmen, ſo ſie ungeſund iſt.

Item das Waſſer zum Trinken und Kochen, ſo es nit rein iſt.

Sohin befehlen und verordnen wir:

Es ſollen in jedem Hauſe, da zu kleine Tör und Fenſter und alſo Mangel an friſcher Luft, mehr und größer Tör und Fenſter ſogleich ausgebrochen werden. Etliche ganz ſchlecht erbaute Häuſer aber in der üblen Badgaſſen ſollen abgeriſſen werden, die Eigentümer werden entſchädiget werden. Man

soll acht haben, daß die Stuben und Kammern, darin man wohnet, in der Höch gelegen, und daß die Fenster die kühle Luft von Ost oder Mitternacht, nicht die warme weiche von Mittag oder Niedergang, woselbst die kontagiosischen Ort gelegen sind, empfangen.

Item:

Die Verkäufer deren Lebensmittel, insonderheit Fleisches, seind zu wiederholtenmale streng ermahnet, nur frisches Fleisch und beste Fische auszubieten. Bei welchem icht welches mindergutes Sachen gefunden wird, dem solle sein Gewerb genomben und er aus dem Fried der Stadt ausgeschafft werden.

Item:

Die Brunnen, wie wir schon vielmals gesagt haben, sind reinzuhalten. Sieht das Wasser vom Regen oder andrer Ursach trübe, so ist es zu sieden, bevor man's geneußt, was gedestilliertem Wasser gleichkombt. Wer Brunnens Unsauberkeit geduldet, wird der Stadt verwiesen.

Item:

Kranke in Häusern haben, ist gefährlich, welches immer ihre Krankheit sei. Wer nit der Kranken Pflege wohl zu leisten imstande, solle seine Kranken in unser Spittel in Steyrdorf bringen, da alle Vorkehr getroffen ist; bricht aber die Pest aus, so solle mein Meierhof in Neunst den ungefährlich Kranken ohne Entgelt, das Spital in Steyrdorf aber den Pestkranken zur Unterkunft dienen.

Item:

Die toten Körper des umgefallenen Kleinviehes, so mannigmal zum Abscheu in den Dörfern und umb die Stadt liegen bleiben, sind gute Träger aller Infektion. Es soll zum allerhöchsten verboten sein, gefallenes Vieh umbliegen zu lassen, und welcher ein gefallenes Vieh nit eingrabt, soll bis 800 Gulden Pöne[1]) zahlen oder zween Jahr im Wiener Stadtgraben arbeiten.

Item:

So das alte Traid aufgesammelt wird, das mit dem Stroh den durchziehenden Kriegsleuten und Rossen (als den Passauern) zur Liegerstatt diente, und vermahlen wird, welches ein abscheulicher Mißbrauch, tut solches der Sucht zweifelsohne Fürschub. Wer solches unsaubere Traid mahlt und verbackt, soll büßen mit 800 Gulden oder Stadtgrabenarbeit wie eben verkündt."

Als der Schreiber so weit gekommen war unter atemloser Aufmerksamkeit der Menge, nahm Händel ihm das Blatt aus der Hand und sprach: „Das dritte Stück lese ich. Licht!" rief er, denn die Dunkelheit nahm zu, schon stieg das erste Sternlein zitternd über der geängsteten Stadt empor.

Eine Fackel flammte auf und beleuchtete das bleiche und stolze, entschlossene Gesicht im pechschwarzen Bart und die Hand des Richters mit dem grünblitzenden Ringstein, als er, die Schrift in Händen, mit mächtiger, ausdrucksvoller Stimme nun selbst zu lesen begann:

„Es folgt der dritt und fürnehmste Punkt der Ordnung, die ich aufgerichtet habe, vernehmet ihn und nehmt ihn in acht:

[1]) Strafe.

Die allerhöchst Gefahr in Sterbenzeiten sind große vieler Leut Zusammenkunften als in Reichstagen, Feldlagern, sogenannten katholischen Jubeljahren, katholischen Prozessionen. — Ich sage dies letztere nicht aus Haß der überlebten alten Religion, sondern weil es in der Historia unverbrüchlich feststeht und die besten Ärzte, neuerlich Philipp Persius, Archiater zu Linz, es bestätigen, daß derlei Zusammenfließen vieler Menschen die maligna humorem putredine so reißend weiterleitet, wie Eisen den Blitz."

Ein riesiges Gelärme von Rufen und Waffen, das gleichzeitig von oben und vom Wasser zu kommen schien, rauschte in des Richters dröhnenden Baß.

Der Richter unterbrach die Verkündigung, sah scharf und finster herum, plötzlich ward sein Gesicht heiter, das kann nur der Supremus Capitaneus sein, Gieffinus, den er durch seinen Sohn zitieren ließ, und dieser kombt wol mitgeritten, das ist gut. Sie kommen recht zum letzten und größten Punkt der Ordnung, den, wenn not, Schwerter und Bombarden schützen müssen.

Ha, da sprengen sie schon, die zwei, von der Enge herein, ihnen nach dringt eine ungeheure Zahl bewaffneter Männer, im blutigen Fackellichte gleißen die Bombarden, funkeln die Schwerter.

Über die Mayerstiege rücken andere Gewaffnete herab, Pechflammen auf langen Stangen weithin blutflammendes Licht. Nun ist die ganze Gewaltschar auf dem Platze, im Schrecken stiebt das Volk auseinander.

Händel winkte und rief:

„Steyrer, werdet doch Steyrer nit fürchten, das seind unsere tapfern Schützen, die ich habe zum Schutz der Stadt einberufen."

Die beiden Reiter stiegen von den Rossen, der junge Heinrich Joachim stand schon vor dem Stadtrichter, indes Gieffinus noch seine Karabinerstiefel umständlich aus den kolossalen Steigbügeln zog.

„Also es ist alles geschaffen," sprach Joachim Heinrich, mit dem Handschuh über sein heißes Gesicht fahrend. „Hier ist der Hauptmann Gieffing, da seind die zwei Stadtkompanien und Kompanie Ennsdorf, morgen bringen wir noch die Steyrdorfer auf die Beine."

„Brav." Händel der Richter streckte seine Hand mit dem Ringe aus und schüttelte die des Sohnes, die im Handschuh glühte.

„Laß die Schützen Halbkreis umb uns formieren."

Es geschah.

„Stell dich nun hier rechts zu mir, Gieffinus links, daß sie sehen, das Gesetz führ ich durch mit Waffenmacht.

„Ist's scharf?" fragte Joachim Heinrich mit blitzenden Augen.

„Du wirst es hören. — Heiß deine Trommeter mit den unsern blasen!"

„Steyrermarsch!"

Ein wildes Geschmetter stieg zum Himmel auf wie Posaunen des letzten Gerichts. Und nun wieder ward Totenstille.

Der Richter las mächtig, Haupt, Hände und Schrift umglüht vom Fackellichte:

„Während der Kontagionsgefahr[1]) sind untersagt alle Zusammenkünfte mehr denn zwanzig Person, ausgenommen die Militia und der Rat. Verboten sind aufs allerschwerste in der Kontagionsgefahr und fürder alle und jede katholischen sogenannten Prozessionen, theophorische oder wie das Wort lautet, sakramentalische, in und außer der Stadt, Osterumzüg, Fronleichnamsumzüg. Ferner alle privaten Prozessionen, alle Umzüg nach den sogenannten Gnadenorten der Umgebung, alle Betfahrten der Bruderschaften, gleichviel ob von Geistlichen, Laien, Armen oder Reichen."

Durch die bislang stumme Menge lief ein scheues Murmeln. „Alls verboten, Heiliger Gott." Dumpf regte sich's: Dös därf koa Mensch verbieten. Händel aber, sein Auge, das Feuer auszusprühen schien, fest auf die Murrenden gerichtet, sprach, jetzt ohne die Schrift zu benützen, mit eiserner Stimme: „Wer unser Gesetz in diesem wichtigsten Punkte mißachtet und tut, was wir verboten haben, der soll Strafe leiden, wie die gemeinsten Übeltäter, denn er gibt überlegt und mit bösem Willen eine ganze Stadt dem Tode preis. Wer eine katholische Prozession in Steyr oder außer Steyr zu führen wagt, soll im Grimmordt in der schwersten Gefängnis gehalten sein, in Eisen und bei Wasser und Brot, solang wir es vor gut finden, und soll hienach mit Schimpf aus dem Lande weichen.

Wer zu einer solchen verbotenen Prozession die Leute auffstiftet, soll am Pranger in Eisen stehen im Angesicht von ganz Steyr, wie es sonst zu größter Schande den Metzen und Dieben geschieht.

Das übrige arme Volk, so mit der Prozession mitgeht, soll nach den Umbständen, von einem silbern Schilling bis zu 20 Gulden per Kopf bestraft werden. — Ergibt sich aber aus einer solcher Prozession nur Ein casus von eingeschleppter Pest, so soll der Anstifter wie auch der Führer der Prozession den Tod am Galgen leiden und wir wollen Gnad nit tun, noch sollen sie Gnad begehren dürfen. Dies ist an Stund Gesetz. — Ist es streng, es ist, damit ihr nicht alle des Todes seid."

Hier hielt Händel aus: Das Murren war verstummt. Der Schrecken über diese in Steyr nie erhörte Strenge des Richters legte sich wie Blei auf alle Lippen. Aus allen Herzen zitterte es: Herr im Himmel, Heiliger, bewahr uns! Aber es ist, damit wir nit des Todes seind. Wir müssen ihm gehorchen.

In der Pfarrgasse aber, wo sie beginnt anzusteigen, stand mit verschränkten Armen im Dunkel ein Mönch und sprach halblaut vor sich hin: „Denket an mich! Wenn er seine Larva von sich tut, wenn die große Verfolgung sich erhebt — denket an mich." Es war Albert. In tiefem Weh gedachte er des sterbenden Vaters; o wohl den Toten, die diesen Tag nicht mehr erleben. Siehe Antichristus. Siehe sein Reich. Wie lang ist es her, daß dieser Mensch, der Mann der Bosheit, sprach: das Leben ist heilig. Auf dem Steinfeld,

[1]) Ansteckungsgefahr.

dem Steyrer Hochgericht der Stadt, wachsen Himmelsschlüssel und Veigelein; kein schuldiges Blut ist dort geflossen, seit Händel Richter ist. Todverbrechern schenkt er das Leben; über schuldlose Bürger aber, die in diesen Tagen der Prüfung katholisch zu beten wagen, zückt er das Richtschwert. Antichristus! Antichristus! Ja hülle deinen Mordbefehl in salbungsvolle Wort, er ist um das schnöder! Sprich wie ein Archiater, male die Pest mit satanisch grellen Farben, ganz wider deine Art und Fürsicht, um die vom Schrecke Zermalmten umbso fester in deiner Tyrannenhand zu halten — wehe, du hältst sie schon! Zum Weinen ist es, dies niedergeschmetterte, hilflose Volk zu sehen .. Aber horch, horch, nun erschallt zum drittenmal seine Machtstimme, des Tieres, das nicht war und sein wird und dem Abgrunde entsteigt; o Zeichen des Menschensohnes, erscheine! Aber der Himmel bleibt still und klar, traurig wie feurige Tränen der Engel zittern die Sterne.

„Zum letzten künde ich euch dies: den Zusammenrottungen vieler Menschen kommen gleich an Gefahr die Begräbnisse der toten Leiber in Gruften, die seicht, schlecht verwahret oder beschädigt sind.

Ungeheure Kontagionsgefahr birget die katholische Pfarrkirche, die, seit sie uns entrissen und wieder zu päpstlichem Gottesdienst mißbraucht ward, verwahrlosen gelassen wird und lauter halboffene und zerborstene Gruften hat. Diese Mißständ gründlich zu heben ist jetzt nicht Zeit; davor ediziere ich im Einklang mit allen bis auf Einen im Rate: die katholische Pfarrkirche darf von morgen ab nit mehr betreten werden, weder vom Priester noch vom Volke. Morgen umb 6 Uhren wird sie von Amtes wegen gesperrt und die Schlüssel werden durch den Kämmerer mir übergeben.

„Und wer in das pestilenzische Ort, die katholische Kirche, nach ihrer Sperrung einzudringen wagt, der soll seiner Güter und Habe quitt mit Schande aus unsrer Stadt ausgejagt werden. Und bringt er die Kontagion von den verwesenden Gruften mit, so soll er des Todes am Galgen sterben, und ich sage auch einem solchen alle Gnade ab, daß er nicht einmal dürfe um Gnade bitten. — Und wer diesen meinen Befehlen trotzt, und wiegelt die Leute wider mich auf, an diesen soll, wer ihn widerreden hört, jeder Steyrer Hand anlegen und ihn mit der Waffe schlagen dürfen. Dies, Steyrer, ist das neue Pestgesetz, geben im 1615ten im März. Und solange es mein Wille, solange bleibt es in Kraft."

Ein verrollender Donner erklang dies letzte Wort des schweren Gesetzes über dem Volke. Jetzt schwieg der Richter und gab das Blatt dem Stadtschreiber zurück.

„Souverainement bien fait," sagte in der Sprache seines furchtbaren Ahnherrn der Sohn Händels und lachte und sah mit mordblitzenden Augen herum. Das Edikt, in dem Feuer lodert, in dem Blut rinnt, das Händel las, wie es der Orator des Reichs nicht könnt, herrlich ist's, und wenn die papistische Kanaille dagegen aufmuckt, Vater ruf mich, ich steh für dein Gesetz.

Jetzt wohl, jetzt ist kein Widerstand in der papistischen Kanaille. Nur lautes wehes Klagen hebt sich über den Platz schaurig. — „O unser Kirchen,

unser Kirchen. Wo sollend wir denn beten in dieser Todeszeit. Herr, Herr, in allem wir euch dienen, aber tut Gnade, nehmt uns unsre Eine Kirche nit."

Ein Mann kam an ein unbeleuchtetes Fenster und schrie gegens Rathaus:

„Bietet Ihr uns das? Wir werden es nit ertragen, es gibt noch eine Majestät in Wien."

Doch als Händel hinüber rief:

„Ehrn Praunfalk, seid Ihr wieder in Steyr? Zerreißt Euch nur die Zunge in Wien, wir stehn auf unsrem Willen," da war der Mann im Fenster, als bedauerte er, erkannt worden zu sein, verschwunden.

Doch ein anderer kam langsam und schwer — die tiefe Sorge um das übergroße Leid beschwerte seinen sonst kraftvollen Schritt, — vom Berg herunter, und auf seinem Wege strich er schluchzenden Kindern die Köpfe, seine Augen aber waren über sich gerichtet, brünstig, als spähe er noch immer nach dem Himmelszeichen.

„Herr von Händel," rief er laut, und stand jetzt auf wenig Schritt vom Mächtigen. „Ihr sagt, Ihr sorget für Steyr, die Stadt, sind bloß Leiber in der Stadt? Leben hier nit unsterbliche Seelen? Gibt Euch die Pestgefahr das Recht, den Seelen das Brot abzubrechen und sie zu langsamer Verschmachtung zu verdammen? Glaubt Ihr an Gott oder glaubt Ihr nit? Wenn Ihr glaubt, wie könnt Ihr es wagen, uns das Gebet zu verbieten, und das Haus Gottes, wo Gott selber seinem Volke sich neigt, in der Stunde der Gefahr den Seelen zu versperren?"

„Euch ist mein Gesetz nicht recht, Herr Albert, wie?" fragte Händel; von den Fackeln umleuchtet, lachte er verschmähend zum Priester hinüber.

Satan lacht, weil die Engel weinen.

„Macht ein besseres nach den Normen eurer Kirche, die die Seelen rettet, wenn die Leiber verfault sind. Aber du sprichst pro domo, du hast nun keine Kanzel für deine Brandreden mehr und es bleibt dir nichts übrig als den Wölfen und Fischen wie dein Divus Antonius zu predigen."

„Herr!" rief Albert mit einer Stimme, die der Schmerz brach und in der der heilige Zorn knirschte. „Das wisset Ihr, daß ich nicht für mich rede. Soll predigen wer will! Wölfe sind noch baß dann steinern Herzen ohne Barmherzigkeit. Aber Herr, seht doch dieses arme Volk hier an, seht diese Zähren, Herr, sie werden zum Himmel wider Euch schreien; wer Witwen und Waisen das Brot nimmt, ist in Blutschuld, wer ihnen das Seelenbrot nimbt, ist von Gott verflucht!"

Joachim Heinrich sprach:

„Vater, das Gezücht hält den Mund nicht. Soll ich Hand an ihn legen?"

Eisenhart sagte er es und lockerte das Schwert in der Scheide.

Der Vater legte seine Hand auf des Sohnes Arm, trunkene Freude durchfieberte ihn, daß sein Sohn strack zu ihm stand, dawährend einige von seinen Freunden unsicher zu werden schienen und wehleidige Grimassen schnitten.

„Morgen," sagt Händel zu seinem Sohn, „wenn ers zum andernmale tut, magst du dreinfahren." Dann sprach er zum Mönch mit erhobener Stimme:

„Wer Gottes ist, kann beten wo er will, Gott wird ihn überall hören. Gott ist ein Geist; dies Volk aber, von euch Mönchen verführt, treibt Götzendienst. Gegeben ist das Gesetz und steht. Die Kirche wird geschlossen. Das ist Heilfürsicht."

Das Weinen auf dem Platze ward so laut und erschütternd, daß einer um den anderen vom protestantischen Rat sich über die Augen fuhr und das Gesicht abwandte. Insingus, der Prädikant, ging mit seinen Schülern weg, weil er diesen Jammer des armen Volkes anzusehen nicht stark genug war. Nur Händel und sein Sohn standen unbewegt, wie der heidnische Gottvater und sein Apollo, als sie ihre Feinde aus dem Menschengeschlecht mit Pfeilen überschüttet sterben sahen.

Albert rief: „Herr, es kombt vor uns alle die Stund, und diese wird einmal wie alle Berg und Felsen im Land auf euch wuchten. Das ist nit Heilfürsicht, das ist Mord."

„Meinstu," lächelte kalt der Richter. „Wie du es nennst, schiert mich am Ellbogen. Dein Pfarrer ist von der Pestangst krank, du scheinst von ihr verrückt worden zu sein, oder willst du mit Gewalt ins Ratsgefängnis?"

„Mord an Vipern ist kein Mord," rief der junge Händel, und so ähnlich war seine junge Stimme plötzlich an Kraft und Klang der des Vaters, daß Albert im Augenblick meinte, jener rede.

Schmerzvoll fragte er zurück: „Wo sind sie denn? Dies unglückliche Volk nennt Ihr so, das schon sechs Monate unter dem Joch Eures Regimentes keucht und kaumb mehr lebt; die Vipern zischen anderswo. — Leut," sagte er dann zu den ihn Umgebenden, „nun kombt, wir erweichen diese Männer nicht, die Gott über uns wie einst den Sanherib über sein Volk gesandt hat, uns zu züchtigen. Wir habend es durch unsre Sünden wohl verdient, daß Jesus von uns scheide. Kombt, wir wollen ihn bitten, daß er uns segne, bevor er Abschied nimbt von dieser unglücklichen Stadt."

Um die achte Abendstunde, als die Gerichtsboten, von Steyrer Schützen mit Fackeln und Waffen begleitet, in die Vorstädte zogen, den Außenwohnenden das Pestmandat kundzutun, klangen durch die dunkle Nacht schwer und klagend die drei Glocken der Pfarrkirche auf dem Berg; nicht laden sie zur Predigt und nicht zum Rosenkranz, auch nicht zur Corporis-Christi-Andacht; auch nicht zur Josefiandacht — morgen umb sechs Uhren zu frühe wird auch diese letzte katholische Kirche Steyrs geschlossen, wie schon einmal vor siebenzig Jahren; und die Glocken, die der Mönch Albert läuten ließ, da der Pfarrherr von Steyr, vom Pestschrecken fast der Sprache beraubt, krank liegt — die Glocken läuten das katholische Steyrervolk zusammen, Abschied zu nehmen von seinem Heiland im Sakrament.

Schwarze Gestalten huschten, Laternen und Kerzen tragend, aus den Häusern auf dem Pfarrberge, wo die meisten Katholiken wohnen. Und durch das Gilgtor, das der Mandatsverkündigung in den Vorstädten halber noch offen war, kam aus Steyrdorf, der katholischen Insul, eine große Schar von Leuten die Schweizergasse herauf.

Es fiel fast kein Wort zwischen den vom Schreck und Schmerz noch fast Gelähmten; aber vor dem Tor der Kirche redete ein Mann ein Mädchen, das unter den letzten mit ihrem Hornlaternchen schritt, laut an: „Jungfrau, ist das der Schutz Gottes und der Sieg der Kirche, von dem Ihr immer geredet habt?" — Der Mann war ein zur Pletschi gehörender Bürger, und das Mädchen war Stephana.

Sie erwiderte mit ruhiger klarer Stimme:

„Seind doch auch die Juden bis aufs Blut erdrückt gewesen, bevor sie ins gelobte Land haben ziehen dürfen. Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten."

Damit ging sie ins Tor.

Und nicht bloß dem Herrn, der sie gefragt, sondern auch anderen, die ihre schlichten Worte gehört hatten, stieg der erstorbene Mut wieder etwas, als könne doch noch nicht alles verloren sein.

Seltsam war die Kirche anzuschauen, in deren uraltem rissigen Gewölbe die schwarze Nacht hing, während auf dem Hochaltar, dem Kreuz- und Muttergottesaltar etliche arme Kerzen wie verlorene Sternlein schmachteten. Geisterhaft schauten von den in der Nacht blinden Glasfenstern die aus Blei gebildeten grauen Umrisse von Engeln, Teufeln, Heiligen und Ungeheuern in die drei Schiffe der Kirche, die riesig groß erschienen, herab; mächtig ragten an den Wänden die roten und ehernen Gestalten der Gutbrodt, der Zuvernumb und viel anderer frommer katholischer Steyrer aus uralter Zeit empor.

Es senkte am Hochaltar der Steyrer Christus sein dorngekröntes Haupt tief auf die Brust, und seine hagern Arme brachen ein, als vermöchten sie nicht mehr, das arme Steyr an sein Herz der Liebe zu ziehen. Es klagte Maria und weinte Magdalena, selbst die Engel, deren hölzerne Gesichter sonst fröhlich lachten, schienen zu trauern über diesen Tag, den bittern Tag des Zornes, an dem ihr Heiland aus Steyr schied.

Langsam gingen, schattengleich, die Gläubigen zum Tore ein; einige versteckten sich in Winkeln oder in Beichtstühlen, in der Angst, Händel könnte selbst diese letzte traurige Stund der Andacht den gehaßten Papisten mißgönnen und durch seine Kriegsleute sie fassen und strafen lassen. . .

Immer noch sang die Glockenharmonie im Turm bang und traurig, jetzt riß sie ab — nur das Zügenglöcklein wimmerte noch. — In der Sakristei stand, totbleich und mit von Tränen gerösteten Wangen, Albertus. Er hatte zuerst gedacht, etwas zum Volk zu reden, und jetzt klebte ihm die Zunge am Gaumen. Was sagen, Herr des Himmels? Nicht konnte er in heiliger Begeisterung den Tabernakel mit seinem Leibe decken, da der Mann der Sünde die Kirche hatte Pestort genannt, und das Volk ihm glaubte. — Nicht konnte er das Volk zum Widerstand gegen das Gesetz auffordern, das tödlich zugleich und gütig, wahrhaft teuflisch in seiner verborgenen, mit dem Schein des Mitleids und väterlicher Sorge umkleideten Bosheit war.

Er konnte nichts tun, nichts als Abschied nehmen — vom Heiland und von den verlassenen Seelen — an dieser Stätte, wo er oft, so oft Gottes Wort und Wahrheit wider die falsche Lehre verkündet hatte und wo er sich abgemüht

hatte, die verblendete Stadt gegen ihren grimmigsten Feind zu wappnen und zu warnen — zu spät, zu spät und ach, umsonst, umsonst.

Er trug die Albe und Stola, die Hände hingen ihm bleich und schlaff herab, sein Auge stierte ins Leere.

Morgen, wenn sie kommen, nimmt er das Sakrament in die Hand und widersteht, bis sie ihn mit ihren Schwertern und Bombarden niederschlagen.

Euge, euge! Dein Volk verlassen willstu, Mönch? Viel ein treuer Hirt bistu. Der Martertod ist nichts, mehr ist in Marter leben und die Brüder in der Verfolgung stärken. Aber du bist weichlich; du willt dein Kreuz nicht weiterschleppen. Du rechter Münch, euge.

Gott! Gott! fleht er. So gib nur, daß dies dein Eines Haus dem Volke wieder gehöre. Laß sie nit wie das Vieh in den Wäldern verkommen. Es ist unterm Vorwand der Pest, daß dieser Gottesraub geschieht, von diesem Mann, der grausamer ist als die Pest. Wende die Pest, befreie dein Haus, beschäme den Mann, du kannst es. — Wie drin im dunklen Dom die letzten Lichter im Weihrauchdunkel aufflammen, so geht es ihm für in seinem namenlosen Elend und seiner Todverlassenheit, als rede es ihm eine Macht, ist es Gott oder der Teufel, er weiß es nit, vor:

„Weng! Weng! Betfahrt nach Weng!" Schon unten auf dem Stadtplatz, unter der Geißel des Spottes, mit der ihn Händel schlug, stand dieser Gedanke in seiner Seele auf, um wieder in Trostlosigkeit zu ersterben. Doch jetzt wird der Gedanke körperlich. Die Gnadenstätte schwebt vor seinem Blick empor mit ihren Opfern, Kerzen, mit ihrem wunderbaren Segen, in Stein gemeißelt und in Gold gegraben. — Aber das Blutmandat des Händel verfinstert, unnachtet das leuchtende Bild, — darf er, darf er des Richters Zorn herausfordern — gegen sich, das wäre nichts; aber gegen die hilflose Armut, gegen die Katholischen von Steyr, die Heloten, die der Fürchterliche mit seiner Faust zerschmettern wird, verletzten sie sein Gebot.

Und Weng ist in der Pestprovinz. . . Darf man Gott versuchen?

Weh — wo ist unser Glaube, der Berge versetzet? Wehe uns, wie arm und elend sind wir worden. Albert, wo ist dein Glauben hin?

So rang er, wie Jakob mit dem Engel, wider die Stimme, die ihn will dringen, das Volk in Todgefahr zu stürzen.

„Läut das Glöckel," sagte er ganz verstört zum Meßdiener, „die warten drin..."

Die kleine Glocke am morschen alten Strange schrie und ließ in der Kirche alle die Schatten, die traurig und verweint in den Betstühlen hockten und in den Winkeln knieten, auffahren und sich bekreuzigen.

Albert schritt schwer, langsam und mit gesenktem Haupt ins Presbyterium. Sein Herz war zerrissen und sein Denken wie gelähmt. „Ich kann nichts tun als sie segnen," sagte er sich, „und dich, mein Gott, ins Elend tragen, daß dich morgen die Ketzer nit finden und schänden. Alles andre ist mir verwehrt."

Siehe aber, als er am Mariä Schmerzensaltar vorbeischritt, stand ein Mädchen rasch von den Stufen des Mariä Schmerzensaltars auf, eine Hand faßte nach seiner im Dunkel, ein Kindeskuß berührte sie, und eine klare Stimme sprach:

„Euer Hochwürden, wir sollen nach Weng fahren. Es droht uns die doppelte Pest, von der Ihr habt geredet. Die leibliche und der Untergang der Religion in Steyr. Fahren wir nach dem Ort der Gnade und bitten wir Gott und er wird uns erretten."

Albert stand und blickte das Mädchen scheu an, seine hagere Hand krampfte sich über dem Herzen in seine Kutte . . . So sah einst Samuel in heiligem Erschrecken, als ihn Gottes Stimme rief, und Josef, als vor ihm der Engel des Herrn um Mitternacht strahlend stand: Mach dich auf nach Ägypten.

Durchschüttert von Schauern des Erschreckens und der Andacht vermochte der Mann kaum das Wort zu formen: „Stephana — Stephana — umb Weng ist die Pest."

„In Weng ist das Heiltumb, das sie heilet," sprach sie ruhig und fest.

Köpfe reckten sich im Dunkel und nasse Augen gleißten, er stehet und redet mit einem Mägdlein am Altar?

Er sprach abermal:

„Kind, hastu das Mandat vernomben?"

„Jo freilich, sie habends grad fürhin in Steyrdorf austrummelt, es ist schlecht. So habend die schlechten Kaiser in uralter Zeit den Christen das heilige Opfer verboten und die Christen habend das schlechte Gebot verachtet. — Und so müessen auch wir tun. Dann wird Gott uns beistehen. — Sunst wird er uns verlassen."

Sie stand im Glanz der Ewiglampe, die glänzte über ihrem Haupt wie die Pfingstflamme Mariä.

Der Priester aber, vor dem sie schon oft gekniet und ihre Sündlein bekannt hatte, und der sie umb ihre Sündlein gescholten hatte und sie angemahnt, zu glauben und zu vertrauen, er kniet jetzt im Geist vor ihr nieder und küßt im Geist die Kindeshände, die über ihrer reinen Brust gefaltet liegen. Der er Führer zu sein glaubte, sie ist Führerin ihm und allem Volke.

Folge ihr, frage nicht! Hörtest du nicht den sterbenden Vater, der Händels Meintaten schrecklich vor Augen sah, mit seinem letzten Hauche die Heilige verheißen, die Steyr retten würde, sanctam? — Hier ist sie.

„Stephana," sagte der Priester, selbst vor dem Wort erschaudernd. „Hastu Mut zur Marter? — Du weißt, was er drohte."

Da erglänzten ihre herrlichen Augen.

„Viel gern möcht ich für den Herrn mein Leben geben."

„So bete für mich umb gleichen Sinn."

Er stieg zum Altar empor, und sie kniete ruhig vor der Schmerzhaften nieder, zog ihren Rosenkranz, den sie vom toten Vater hatte, und begann zu beten, daß Gott ihn bestärke, die Betfahrt anzutreten.

Er stand am Altar und öffnete den Tabernakel. Kein Orgelton erklang, keine fromme Stimme sang, schweigend fiel alles Volk auf die Knie.

Er trat, den goldenen Kelch in seinen Händen, vor das Volk und sprach:

„Jesus, den ich in meinen unwürdigen Händen halte, der du aus diesem Hause morgen scheiden wilt, weil ein Gesetz erging, das die Pest nennt und den katholischen Glauben zertritt, segne dein armes Volk, das hier vor dir

sein Knie beugt, und verlaß uns, die wir mit Gewalt von dir weggetrieben werden sollen, nicht, der du lebst in Ewigkeit."

„Amen," schluchzte das Volk.

Und hoch den Kelch hebend und nach West und Ost und nach den Grüften zu ihn bewegend, segnete der Priester die Knienden, und behielt den Kelch in Händen und sprach:

„O Jesus, der du allein das Heil und der Heiland aller Welt bist, mache zuschanden den, der ein Gebot über dein Gebot geben wollte, und wende den geistigen wie den leiblichen Tod von dieser Stadt, du, dessen alle Kraft und Herrlichkeit, der du lebst von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Da rauscht es wie viele Wasser durch die ganze Kirche: Amen, Amen! Als redeten die Wände und schrien die Grüfte auf.

Da ließ Albertus den Kelch etwas hernieder und sprach abermal:

„O Jesus! aus diesem Hause tragen dich heunt meine unwürdigen Hände, wenn die Kerzen erlöschen, ins Elend, weil du der Heiden Beute nit werden sollt. Aber walte du es, daß über ein kleines meine Hände dich wieder dürfen in dies Haus heimbtragen. Dann wollen wir diese Kerzen, die wir jetzt mit tausend Schmerzen löschen mußten, dir tausendfältig wieder anzünden. O Herr, heunte ist der große Chartag von Steyr; wir verwaisten beraubten Kinder, denen du in Jerusalem hinweggenommen wirst, o Herr, sieh, wir wanken im Glauben nicht; erscheine uns in Emmaus und brich das Brot mit uns und laß uns deine Herrlichkeit leuchten in Emmaus und in Jerusalem und in deinem himmlischen Reiche, wo du lebest und thronst mit dem Vater, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Als der Mönch mit gottbegeisterter Stimme diese Worte zum Himmel rief, da der heilige Kelch in seinen abgezehrten Händen strahlte wie eine Sonne, heilige Sonne, die untergeht, war alles in der Kirche bang weinend und schluchzend niedergesunken, und hundert Hände rangen sich im Dunkel nach dem Kelch, doch, bei seinem letzten Worte: erscheine uns in Emmaus, verstummte das Weinen, und aller Augen sahen einander im Düster fragend und fast froh erwartend an, denn alle fühlten, daß jetzt eine Verheißung gegeben worden war; obwohl keinem außer einer ahndete, ob dies Emmaus, wo Gottes Herrlichkeit sich ihnen neigen sollte, irdisches oder unirdisches Land war.

Unterdes gab Albertus mit dem Kelche nochmals, beim leisen lichten Klingeln des Glöckleins, den Segen seinem Volk; setzte das Allerheiligste auf den Gnadenthron; stand davor im Kerzenschein mit tief gebeugtem Haupt; und ein Gebet, so glühend wie seine Liebe zu Gott und zu den Seelen, brach aus seinem Herzen; dann stand er auf, faßte das Allerheiligste mit den vom Velum überdeckten Händen, schritt die Stufen herunter, gab dem Meßknaben ein Zeichen; der gieng glockenschwingend vor ihm her das südliche Schiff hinab. Von der Turmlatane spähte der Türmer, und in trauervollem Basse begannen alsbald die gewaltigen katholischen Glocken zu klagen; und riefen es über die dunkle Stadt, daß der Herr seinen letzten Gang aus Steyr in die Fremde vollzieht.

Die Menge drängte lautlos mit ihren Kerzen und Fünzlein dem Priester nach, murmelnd, fragend und deutend. Wohin gehet es? Geht es nach Emmaus? Was ist Emmaus? —

Vor St. Kolomanns Altar, des Pilgrims, der auf seiner Betfahrt ermordet und an einen dürren Ast gehenkt worden war, blieb Albertus stehen und segnete wieder und sprach, während oben ihm die Glocken donnerten und unter ihm aus den Grüften, wo Sebastian Händel und Anna Steer, die Erzeuger des Gewaltherrn, der Christum aus Steyr verbannt, ruhen, ein hohles leises Summen kam:

„Es steht viel Meilen von hier ein Heiltum, Weng genannt, da in Pestzeiten das gläubig Volk sich niederwirft und die Priester mit gesegneten Pfeilen es segnen. Dort hat sich die Pest gewendet, als sie das ganze Land und Gebirg verheerte Anno 1485. Dorthin hat mich der Engel des Herrn eben jetzo ziehen heißen.

Ihr wisset das Gesetz, das der Richter geben hat, das ungerecht ist, weil es Menschenwillkür wider Gottes Allmacht setzet. Ihr wisset also auch, es geschieht mit höchster, ja mit Lebensgefahr, wenn etliche von euch auf der Betfahrt mich begleiten. Ich fordere nur die aus euch, die den Glauben höher als Leib und Blut achten, hier im Angesicht meines Gottes, den meine Hände halten, auf, mit mir nach Weng, dem großen Heiligtum, zu ziehen.

Wer mitzuziehen willens ist, möge fürtreten und sich melden; ich erwarte die morgen mit aufgehender Sonnen beim Burggericht in der Freysing, und unser Zug gehet alsdann über Losstein und Weißenbach in die Steiermark, und im Schutze Gottes wollen wir fahren, unsern Glauben wider des Feindes Hoffart setzen und von Gott dem Herrn des Lebens und Todes Heil für unsere Stadt erringen.

Wenn wir aber heimkommen, von Gott gesegnet, wollen wir mit unserer Fahnenstange an dieses Gotteshaus pochen, es wird sich auftun, und Jesus wird seinen geraubten Thron in Steyr wieder besteigen. Also wird es geschehen, von Gott ist es mir offenbart."

Es war still ringsum, nur die Glocken schwebten hin und her in feierlicher Melodie. Begeisterung kämpfte mit Furcht in den Seelen des Volkes, es senkten sich die tränennassen Augen und die Hände pflückten an den Rosenkränzen und Kleiderfalten . . .

Sieh, da trat eine Jungfrau an die Stufen des Kolomannialtars und sagte hell und fröhlich:

„So Ihr es erlaubt, Herr Pater, ziehe ich mit nach Weng."

Da rührten sich mit einmal mehrere Männer, und wie von einer Last befreit, riefen sie:

„Stephana geht mit, wir gehen auch mit."

Und wie eine freudige Welle lief es durchs Volk: Stephana!

Und wie die lothringischen Bauern, die zagen, vom Beispiel jener Heldenjungfrau entflammt, zu den Waffen griffen, da sie zuvor in den Häusern um ihr Leben gezittert hatten, so geschah's auch hier. Mehr und mehr Leute

kamen zum Altar, Männer, Weiber, ja halbwüchsige Kinder, und sprachen: Ich fahr auch mit. Ich auch. Ich auch. Und eine heilige Freude und Andachtsglut war auf allen Stirnen, daß des Priesters Herz, welches die Streiche des Verfolgers so schwer getroffen hatten, aufjubelte. Ja die bitterste Stunde der leidenden Kirche ist zu einer gnadenschweren gewandt, noch stehen die drei Kreuze am Hügel, aber schon dämmert der Ostermorgen auf.

Im Kreise von fast zweihundert Mannen und Frauen — unter den letzteren verschwand bescheiden das weiße Tüchlein, das die schönsten blauen Augen von Steyr beschattet — hob Albert nochmals seine Stimme und sprach unterm leisen Verklingen der Glocken die oratio contra pestem:

„O Domine, quia sine tuo nomine nihil est in homine, nihil est innoxium. Obsecro salva nunc, obsecro Domine, da nunc prosperitatem. Confitemini Domino, quoniam bonus, quoniam in saeculum misericordia ejus."

Diese Worte gesprochen, zog er langsam mit dem gebenedeiten Kelche, dem eine ärmliche Klause im Pfarrhofe bereitet ist, nach dem Hauptportale. Ein Kranz von Lichtern umschwebte ihn, und die Menge des Volkes begleitete ihn, und jetzt lag die Kirche völlig ausgeödet, schwarz und unhold wie ein Wald, wo Grauen und Schrecken hauset, da; eine Eule geisterte aus dem Orgelchor mit ihren grünen glosenden Augenrädern und quiekende Fledermäuse schwirrten durchs Gewölbe, das in der Finstern ins Wesenlose wuchs, und taumelten gen die Gräber.

Über den Gräbern fiel jetzt dumpf ein eiliger Schritt. Ein Mann tastete sich, mit einem schwelenden Kerzlein, dessen Wachs ihm über die Finger und auf den Boden troff, hastig über die steile Chorstiege herunter.

Hier blieb er einen Augenblick stehen; zum Portal, das weit offen stand, strich ein kalter Wind herein und löschte ihm beinah die Kerze; er beschattete sie mit der Hand, da sprangen aus der Wand zwei kleine Teufel und reckten ihm die Zunge heraus. Er erschrak, lachte aber gleich über sich; vom irren Licht bewegt, wandern die Steinbilder an der Wand durcheinander, und hart neben ihm war eines von einem Jesuitenpriester, der einem Knaben zwei Teufel austreibt.

Eins der greulichen Bildwerke, wie es die Römischen lieben. — Der Mann zog seinen Mantel, den Magistermantel, den er der Huld des Richters von Steyr dankt, um sich und lugte scharf durch die Nacht gen das Pfarrhaus. Da sah man noch Lichter. Er stand, wartend, bis das letzte verschwunden wäre, der Nachtwind blähte seinen Mantel, die Fledervögel taumelten um sein fahles mönchisches Gesicht.

„Wann ich dich noch nicht kannte, Mörderin, der ich entflohen bin, jetzt kenn' ich dich!" zischte er. „Kein Gesetz ist, als deines! Keine Macht, als deine! Du Mensch, der meinen weiland Sklavenrock tragt, dich strafe Gott, weil du ihn versuchst und meinem teuren Herrn, der nach Jesu der Beste der Menschen ist, dich widersetzest! In das verseuchte Pestnest fahren und uns verseuchen willt du, und die Dirne, die dich so süß angelächelt hat, hilft dir dazu.

Tu es; aber ich sage dir, weiter als bis zum Galgen kombst du nit."

Das letzte Lichtlein erlosch beim Pfarrhofe. Fromme Mädchenstimmen beteten unsichtbar auf den dunklen Wegen, dann verhallten sie im Winde.

Aus dem Kirchenportal kroch leise wie ein Schatten, leise wie Judas über den Kidron zum Ölberg schlich, Kern, der Apostat, und eilenden Fußes begab er sich durchs offene Gilgentor, wo Pechlicht brannte und Bombarden aus und einblitzten, nach Vogelsang, dem Wohnsitz des Stadtrichters.

Aus dem Schlosse Vogelsang, das mit Ecktürmen und Giebeln mächtig in die Nacht emporragt, jenseits des Walls, außer dessen Schirm es gebaut ist, blicken leuchtende Fensteraugen hinunter auf die Stadt, deren dumpfes, angstvolles Summen noch nicht in Schlafruhe erstorben ist. Stet blicken die leuchtenden Fenster, als kündeten sie der Stadt: Sieh, dein Wächter schläft und schlummert nicht.

Zwei Wachslichter strahlen auf Händels Schreibkasten. Nach dem harten Tag, da er sich keinen Augenblick Ruh gönnte, arbeitet der Richter noch jetzt in die Nacht hinein an Briefen. Die Pestkommissär sind zu ernennen; verläßliche Männer müssen es sein. Lauter Evangelische, kein Papist. Nie soll mehr ein Papist ein Vertrauensamt in Stadt Steyr haben, bei Gottes heiligem Bluet! Nie mehr.

Wie ein wildes Wetter im Felsgebirg stürmt es in Händels Brust. Der Grimm gegen die Katholischen, zuvörderst gegen den Mönch Albert, den ersten und einzigen, der sein Pestgesetz mit vipergiftigem Maul begeiferte. . . ."Händel, wie Bergeslasten wird der Tag auf dir lasten." Auf dir, Pfaffe, wird er lasten! Acht's gut, päpstischer Schänder! Noch ein Tropfen und das Maß läuft über — und dann ruf deinen Herrgott an und deine Maria, es ist umbsonsten.

Die Kerzen schwelen, in ihrem Licht scheint das Gemach anders als sonst, alles hat seltsame Gestalt. Über einen Ladenschrank scheinen große Echsen zu laufen, doch es sind nur die geschnitzten Blätter am Fries; daneben blickt ein Frauenhaupt mit langen Haarbändern fahl den Mann am Schreibtisch an, es gehört zum Hals einer Laute.

Auch der Mann am Schreibtisch ist ein anderer als am Tage. Seine glühenden Augen im schwarzbärtigen Gesicht geben Licht, als gehörten sie einem dämonischen Wesen an, und der Smaragd an seinem Finger wirft einen geheimnisvollen zittrigen Feuerfleck auf die ins Ungeheure strebende schwarz getäfelte Decke. . . .

Etlich Zimmer weit von seiner Arbeitsstube ist sein Schlafgemach auch noch hell. Das Ehebett ist aufgebettet, und in flämischem Linnen und französischer Seide vergräbt sich angstvoll die blonde Helena, ihr kleines Dirnlein fest an ihre Brust drückend, als müsse sie es mit ihrem Leib vor dem ††† tetra! . . .! schwarzen Tod schützen.

Eine Kammerjungfrau streicht auf leisen Sohlen durchs Zimmer, das ein Öllicht in blau und goldenem Glase matt erhellt. Fürsichtig hält sie ein Schänflein über ein Glutbecken und gießt aus einer Kristallflasche Rosen-

wasser darauf, im Glutel glosen goldene Tränen, kostbare Bernsteinperlen, und ein betäubender Wohlgeruch, dessen jede Unze einen schweren Goldtaler wert ist, schwebt durchs Gemach . . .

Doch die Dame im Bett stöhnt: „O, es ist noch nicht das Richtige, es mueß noch etwas dazu. Und kann mir nicht ausdenken, was. Aber ich habe es von meiner Großmutter vor sicher gehört, es gehören drei zum Rauch wider Pest. Bernstein, Rosenöl und — Ach! Ich kann's mir nicht ausdenken," schrie sie. Dann klagte sie, die blühend wie eine Rose im Bette lag, sie hätte kalte Füße und Wehetag in der Brust. O, es komme schon über sie . . .

Ach, jetzt wisse sie aber das Dritte. Ein gerechter Saphir am Hals getragen, verwahre gegen alle Infektion. „Cäcili, bring mir meinen Geschmuck . . . nein, rufe mir meinen Herrn herüber! Ich mag nit schlafen ohne ihn, o, warum kombt er nicht, soll ich allein hier verzagen?"

Die Zofe griff sich an ihre schmale kammertuchene Brust und zitterte vor Scheu, als sie sich zum Gebieter hineinstahl.

„Euer Gnaden," lispelte sie, „die gnädige Frau laßt bitten."

„Was," fragte er rauh; drüben lauschte im Bett mit Angstaugen Helena auf den harten, poltrigen Ton der über alles geliebten Stimme . . . .

„Sie soll der Ruh pflegen," sagte er barsch. „Ich habe zu tun. Sitzt sie auf?"

„Nein, sie ist im Bett," flüsterte das Mädchen.

„Sie soll also schlafen." — Er horchte, die Feder in der Hand, gegen das offene Fenster, an dem die Frühlingsbäume bräuselten. Mit Zorn und Abscheu hatte er noch eben die katholischen Glocken kleppen gehört, und ihm schien, als fingen sie wieder an. Aber es war eine Einbildung.

„Übrigens sag du mir, was für ein schändliches Brennpulver habt ihr denn drüben angezunden? Man schmeckt es bis hier; abscheulich!"

Das Mädchen stotterte: „Rosenwasser und — und Bernstein. — — Wider die Pest" —

Er herrschte sie an: „Macht die Fenster auf! Von solchem Giftdunst bekombt sie, wer sie noch nicht hat!"

Die Magd machte sich eilends davon. Der Richter schwang die Glocke, die bronzene Seejungfrau; schneidend fuhr der Schall durchs tote Haus.

Ein Diener kam zitternd und untertänig. Händel fuhr ihn an:

„Ist mein Sohn, der Leutnant, noch nicht da?" —

Er hatte kaum vor fünf Minuten nach ihm, der die Oberstadt bewacht, geschickt, und nur mit Abracadabra hätte er schon können da sein. Aber im Fieber der in ihm siedenden Aufregung mißt Händel keine Zeit, und so schnell wie seine glühenden Gedanken soll alles um und um fliegen, wenn er befiehlt.

Doch unter den Bäumen unten, trapp, kommt es schon in Eil. Ein kriegerischer Schritt treppauf. Joachim Heinrich kommt fliegenden Atems an.

„Da bin ich, was befehlt Ihr?" Der Vater sprach: „Vieles, hör zu. Ich hetz dich aber herum, gel."

Er klopfte ihm die Achsel.

„Bist nit müd?"

„Ah! Müd. Ich könnt bis Linz reiten. Also?"

Händel trat an den Schreibkasten, nahm Papiere von da.

„Die Pestkommissär habe ich nominiert. Hier habe ich die Brief geschrieben, es ist Vertrauenssache, ich gebe sie keinem in die Hand als dir."

Er zählte sie seinem Sohn in die Hand:

„Berthold für Pyrach. Wolf für Steyrdorf und Aichet — Man wird sagen, ich nominiere lauter Händels. — Michel für Gleink — für die Stadt: Than und Traumer, für Ennsdorf — den Franz Abel. Du hast alle Zeit zu reuten, bis Mitternacht soll jeder die Nomination haben".

Joachim Heinrich steckte die Briefe in seine panthergeschmückte Brust.

„Stadtplatz, Pyrach, Neubrück, Ennsdorf, Brücke, Aichet," legt er sich den Weg zurecht.

„Die nominierten Herrn wollen morgen um sechs Uhr bei der katholischen Kirche am Berg erscheinen, die ich absperre und mit meinem Siegel verwahren lasse. Umb halber achte. Es ist Gericht, wie du weißt, ancilla illa — die ihr Kind soll ermordet haben. Nachher handeln wir über die Pest. Alles dies ist in den Briefen geschrieben. Es steht auch in den Briefen, du mußt es aber noch mündlich herfürheben, daß die erste und höchste Sorge der Kommissare sein muß, die Schwefelrotta, die Papisten, schärfstens zu überwachen. Diese Hunde nämlich haben es abgesehen, die Stadt zu verpesten. Erzähl den Herren nur, was unten am Wasser vorgegangen ist, wie die wollten den Pestkörper processionaliter in die Stadt tragen." —

„Die Herren Papisten meinten das ja gut," sagt Joachim Heinrich mit einem ironischen Lachen. „Sie wollten doch nur, daß wir die Pest bekommen, damit ad maximam Dei gloriam die Stadt von uns quitt sei und die Schweine auf dem Stadtplatz und die Ratten in den Fleischbänken spazieren gehen können, wie anno katholischer Zeit".

„Recht! Und die Mönch mit dem Ablaßkasten!" lachte der Richter mächtig auf.

„Du!" fragte er plötzlich heiser, mit unterdrückter gärender Wut, nahe an den Jüngling herantretend.

„Ich hab die Läuterei gehört. Was haben sie getrieben? Haben sie Gottesdienst gehabt?"

„Ich weiß nicht," erwiderte der junge Mensch. „Es soll einer gepredigt haben, und dann haben sie allerhand für Litaneien gebetet, sagte man mir."

„Gepredigt! der Albertus?" Händels, des Richters, Augen schossen Blitze herum.

„Was gepredigt?" herrschte er, „Weißt du's nit? Warst nit drin?"

„Ich mag nicht horchen," sprach Joachim Heinrich mit einer abwehrenden Bewegung seiner schlanken Hand, deren Finger er nach innen bog, wie auf alten Tafeln der Urteil fällende Calvinus dargestellt wird. Den Vater hat es schon oft still gewundert, wie das Blut, das in anderm schweigt, in diesem äußern Zeichen sich verrät. „Horchen ist Schelmensach . . . Was gehn mich denen ihre Tänz auch an. Ich war nie in einer katholischen Kirchen und will nie in eine gehen, so wenig als ich mir ein Beinhaus anschauen mag."

„In Kriegszeiten ist ein Kundschafter kein Schelmb, er kann vielmehr ein Held sein," wies der Richter scharf den Vorwurf, den seines Sohnes Abwehr in sich barg, zurück.

„Beinhaus, ja, das ist das rechte Wort. Ein Leichenhaus voll lebendiger Toter, das ist die abgestorbene Kirche, wider die wir stehen."

Indessen klopfte es unten heftig ans Haustor. Händel schritt ans Fenster und rief hinab „wer da?" — Niemand antwortete, die Kette der Tür aber rasselte von innen, Licht ergoß sich in die schwarze Finsternis vorm Hause. Ein Schatten ging zur Tür ein, und jetzt schlürfte, schlich etwas über die Stiege empor.

„Die lassen mir auch Tod und Teufel herein," sagte Händel gereizt. „Ich ließ die Bollwerk umbs Haus abreißen, zu Zeiten ist mir dies aber leid . . Ich wette, es kombt jetzt so ein papistischer Totenvogel angeschlichen und bitt mich, daß ich das Pestloch von Kirche wieder freigeben soll. Hinaus mit ihm!"

Abwehrend schritt er gegen die Tür, da ward diese schon vorsichtig geöffnet und das fahle Kerzenlicht zeigte den Umriß eines Mannes im Festkleid der evangelischen Magister.

„Kern, Ihr?" fragte Händel überrascht, die ehrerbietige Verbeugung des Ankömmlings mit leichtem Nicken erwidernd. Der junge Händel maß den Exmönch von oben bis unten und zuckte keine Wimper zu einem Gruß. Ekel der. Was sucht er bei uns?

„Edle und gnädige Herren, verzeiht der Störung," sprach Kern, im Kerzenlicht sah man, daß seine sonst farblosen Wangen stark gerötet waren. „Aber es ist höchste Gefahr, Steyr ist in Todesgefahr durch die Bosheit der Papisten und vor allem des Albert."

„Also doch!" sprach Händel zu seinem Sohn. Beider Augen begegneten sich in einem raschen Aufflammen. Da legte der junge Händel, der sich zum Gehen angeschickt hatte, seinen Hut weg, trat zwar ohne eine Spur von Freundlichkeit, aber mit Spannung in allen Zügen ganz nahe an Kern heran und fragte: „Was also ist die Gefahr, hoffentlich kein Altweibergewäsch."

Kern sprach gedämpft, rasch um sich blickend, als fürchte er einen unberufenen Lauscher: „Ich war in der Pfarrkirche beim Abschiedsgottesdienst, mein gnädigster Herr. Ich wagte mein Leben und ging hin, als ich hörte, Albert werde zu den Leuten vom Altar aus sprechen. Wie Albert redet, weiß ich wohl, ich habe ihn vor drei Stunden aufm Stadtplatz schänden gehört nach Verlesung der Pestordnung.

Ihr Herren!" schrie der Apostat heiser, „ich bin ein verachteter und geschmähter Mann, ich weiß es, trotzdem mir Eure Güte, Herr Richter, ein Asyl in Steyr gab. — Man kann mich aber grüßen und nicht grüßen, ja mich mit Füßen treten, ich bin der Schlechteste nicht in Steyr. Es hat sich keiner in die Löwenhöhle gewagt als der Hetzpfaffe seine vergifteten Pfeile wider Euch schoß, wie ich allein."

„Kommt zum Zweck," sagte Händel der Vater kurz und hart, „meine Zeit ist knapp."

„Ich bin daran," erwiderte Kern, „mein gestrenger Herr und gütiger Gönner, und Gönner und Schirmherr dieser Stadt. Mit dem Kelche in der Hand, den die Papisten ihr Sanctissimum nennen, hat Albert das Volk mit Mordreden aufgestiftet, Eurem Pestgesetz zum Hohne eine Pestprozession anzustellen und zwaren ins Pestgebiet, nach Weng."

„Mensch, ist das Wahrheit?" fragte der Richter heiser; wie ferner Donner fürchterlich dräute es in seiner Stimme. Sein Sohn stand ruhig da und wog das Schwert. Dessen Schärfe verdiente der Schandpfaff Albert, bei Gottes heiligem Blut.

„Herr, was hätte ich vor Nutzen," sprach Kern, „meinen und dieser Stadt größten Wohltäter zu belügen, und in einem so verhängnisvollen Augenblick?"

„Haben sich Leut zu dem Affenzug gemeldet und wieviel? Und wann wollen sie anheben?" fragte Händel hart.

„Es haben sich, was ich sah, bei 100 Mann und Frauen gemeldet. Die zweite im Bund, die unter den Leuten herumblief und den nit allerweg verständlichen Schwarmreden des Albert mit ihrer gelenkigen Zungen nachhalf, war die Biernymphe vom Wieserfeld, die Stephana Schwertner."

„Pfaffen und Weiber gehören zusammen," sagte Händel.

„Die vom Wieserfeld, o!" rief sein Sohn, „die Lästerzunge kennen wir. Wir brennen keine Lichter . . . . Die also hat den Albert seinen lieben Andächtigen verdolmetscht? Das muß wunderbar gewesen sein."

„Wann gehen sie nach Weng?" fragte der Richter kurz.

„Morgen umb Sonnenaufgang. Sie ziehen aber nit von Steyr noch von Garsten aus, so schlau sind sie wohl. Sie sammeln sich in der Freysing, und von dort ziehen sie über Losenstein und Johnsbach nach Weng."

„Geht die Zott aus Steyrdorf auch mit?" fragte der junge Händel. Sein Atem schnauft, und seine Hände fiebern am Schwert, und seinem Vater ist es eine grausame Freude, ihn so zu sehen.

„Freilich geht sie mit. Sie führt die Frauen," erwiderte Kern.

Es ward eine Stille, in der man nur das Brausen der Bäume hörte und eine klagende Frauenstimme, die über die Zimmer rief: „Joachim! — Kombst du nit? — Joachim!"

„Seid Ihr zum Schluß?" fragte Händel den Angeber. „Oder habt Ihr etwa noch Komplotte aufzudecken?"

Kern vereinte mit dem Haupt.

„Ihr könnt also gehn!"

Kern zögerte noch.

„Wahrscheinlich will er Geld," sagte der junge Händel auf französisch. Spott und Verachtung für den Judas flackerte aus dem kurzen Wort.

„Non, Seigneur!" sprach Kern, um in elendem Französisch fortzufahren, „ich tue nichts umb Geld, was ich heunt tat, hab ich in Vergeltung von Gutem, das ich empfing, getan. Euer edler Vater hat mich geherbergt, und ihm zu dienen und meine armen Kräfte ihm zu leihen habe ich mit Eiden gelobt. Ich tat es aber auch in Vergeltung von Bösen!" Hier verfahlte und verzerrte sich Kerns verrunzeltes Gesicht, daß es aussah wie eine Mönchs-

fratze, die uralte Maler in den Höllenschlund versetzten, als Verkörperung mißbrauchter Gnade. Teutsch redete er weiter:

„Die römisch Lügenkirche hat mich zermartert und zertreten, als ich in ihrer Hörigkeit lebte. Bekämpfen muß ich sie, der Geist treibt mich, gerechte Vergeltung zu üben für alles Elend, das sie über mich brachte, nicht über mich allein, sundern über die ganze Welt, mit Erstickung, Verneinung des wahren, freien und adeligen Menschen und der wahren Lehre Christi. Ihr Herren könnt dem schwarzen Reptil den Fuß auf den Nacken setzen, denn Ihr habt Macht und Geld; ich geringer Mann kann nur beihelfen, das Reptil, wenn es aus seiner Höhlen kriecht, zu binden; Ihr habt den Ruhm, ich habe die Schmach, gleichwie nicht die Schleuder Davids, sundern David von den Jungfrauen verherrlicht wurde, und doch hatte die Schleuder Goliath getötet."

„Wenn das Eure Gründe sind, ist es ja löblich," sagte Händel der Richter mit verdeckter Ironie; sein Sohn dagegen gab sich gar keine Mühe, das Lachen zu verbeißen, zu dem ihn das mißglückte Bild von der Schleuder Davids herausforderte.

„Daß ich Euch," fuhr Händel fort, „den heutigen Dienst danke, will ich eben nicht sagen, ich danke Euch für die redliche Gesinnung, aus der Eure Denunziation entsprang. — Habt Ihr noch etwas," fragte er; der Mann schien nämlich nicht zu verstehen, daß er entlassen war.

„Ja, ich bitte. Wenn Herr Albert wird umb seine Aufwiegelung gestraft, so bitte ich, gnädigster Herr, nicht ungestraft zu lassen, daß er meine, mir hier unter Eurem Schutz angetraute Gattin beleidigt hat."

Die bleiche Fratze wurde wieder krebsrot, und plötzlich rückte der kleine dürre Mann dem Gewaltigen mit den mächtigen Schultern so nahe an den Leib, daß es war, als versuche ein speres Teufelein am großen Christoph emporzuklettern.

„Das sind Dinge, für die hier nicht der Ort ist," sagte Händel ungeduldig. „Albert schändete halb Steyr auf der Kanzel; wir könnten zwei Monat zu Gericht sitzen, wollten wir das alles verhandeln."

„Nit auf der Kanzel — in foro coram publico hat er sie meretricem und samaritanam laut zu einem Gesellen redend genannt." Der Mann zitterte vor Wut. „Soll das ohne Strafe hingehen?"

„Wir werden sehen. Die Samaritaner waren doch barmherzige Leute."

„Meine Gespons", gurgelte Kern, und jetzt rang wirklicher Schmerz in seiner Stimme, „hat für Schande einen Zufall bekommen. Und es ist nicht unmöglich, ja es ist gewiß, sie ist umb ihr Hoffnung eines Kindleins kommen durch dieses sogenannten Gottesmanns infernales Schänden . . . der Arzt hat mir 30 Gulden kost — die wir armen Leut nit haben."

„Wirklich," sagte der junge Händel für sich, „seine Dulcinea putzt sich sonst schön genug heraus."

Händel der Richter sprach kein Wort, ging zum Schreibkasten, schloß ihn auf; in einem Lädel funkelte und gleißte Gold und Silber.

Dem Apostaten sprangen die Augen aus dem Kopf — ja der hat Million — und du armer Mensch hast Schulden — nit für den Arzt allein —

auch vor Schneiderin, Bandelkram, Goldspangen, vor all den Frauenplunder und Putz von deiner lieben Charitas.

Händel zählte aus der funkelnden Lade dreißig Gulden heraus, schritt auf den Apostaten zu und gab ihm das Geld, kaum die hagere Hand, die einst gesalbt war, anrührend.

„Da habt Ihr vor den Arzt, jetzt geht."

Der Mann stammelte „Gratias" und ging leise, wie auf Fuchspfoten, davon.

„Wie viel hat er gesagt, daß Leut mit der Prozession gehn?" fragte Händel heiser seinen Sohn. „Mir gehen die Gedanken durcheinander.

„Hundert Leut," erwiderte der junge Händel.

„Hundert Leut," wiederholte Händel, „die ihren Gran Energie, die sie haben, und ihren Skrupel Verstand, den sie nicht haben, aufwenden, umb mich zu verspotten, mein Gebot niederzureißen, das ich der Stadt zum Heile gegeben habe. Sechs Monate lebe und leide ich nur für Steyr. Alles hab ich meinem Steyr geopfert. Die schönste Frau, euch meine Kinder, die Handlung, die mich zu einem König in den Ländern macht, setzte ich hintan, und zuerst kamb Steyr!

Und nun gehen Steyrer her, steyrische Papisten zwar, aber doch Steyrer, und treten mein Gesetz mit Füßen. Die Arbeit meines härtesten, schwersten Tages — und richten mein Steyr zugrund, das ich mit meinem Herzblut schützen wollte, schleppen mir die Pest in meine Stadt. Das ist mein Dank."

Die mannbare Wut, die sich in ihm bäumte, schien plötzlich im Schmerz zu ertrinken. Er drückte die Finger in die Augen und wiederholte dumpf und wehvoll: „Das ist der Dank!"

Aus seinem Schmerz aber loderte eine dämonische Flamme und ergriff das Herz seines Kindes mit noch mächtigerer Gewalt, als dies alle haßsprühenden Worte des Gewaltigen bis jetzt vermocht hatten, durch die er langsam und überlegt an diesem fürchterlichen Tag im Sohn den Henker erwecket, dessen er in Steyr bedarf.

„Herr," der junge Händel trat zu ihm und suchte seine Hand. „Ich bin hier, befehlt, was soll ich tun? Soll ich die ganze Lumpenprozession niederknallen, ich tue es in dieser Stund." —

Der Vater lächelte zu dem schauerlichen Wort, zu dem die Mutter, die zarte Mutter seines Sohnes, würde geweint haben.

„Dank dir, Heinrich," sagte er und hielt die heiße junge Hand fest mit seiner umspannt, und sein zwingender Blick bohrte sich in die groß starrenden Augen seines Sohnes.

„Du bist mein rechtes Bluet! Und bist ein rechter Enkel eines großen Ahnen, der ein Gottesreich mit der Schwertesschneide hat erbaut und beschützt. Was diese Meute betrifft — niederknallen lassen will ich sie nicht ohne Urteil," sprach er, noch immer die warme Hand liebkosend, „sundern gerechtes Gericht über sie halten. Der Mann hat gesagt, sie sammeln sich in Dambach. Heinrich, willt du deines Vaters Ehr beschirmen, die ein Halbnarr von Mönch und eine Dirne, ein Wirtsmädel prostituiert haben, und deine Vaterstadt vor dem Tod erretten — so bitt ich dich, nimm deine Kompanie und marschiert

nach Dambach und verbergt euch im Walde und wartet im Wald den Morgen ab, bis ihr das Kreuz und die Fahnen kommen sehet."

Der junge Händel rief wild atmend: „So wollen wir ihnen entgegen mit Schwert und Bombarden, anstatt der Fahnen, und Gott soll ihnen gnädig sein."

„Wenn sie dann komben," sprach der Vater ruhig und ließ die Hand seines Sohnes immer nicht frei, „so sperrt ihr ihnen die Straße und nehmt ihnen ihre Götzen ab und heißt sie steyrzu kehren — und wenn sie Waffen ziehen, zieht ihr eure, und wenn Bluet sein muß, muß Bluet sein; und du lege dann Hand an den Pfaffen Albert und an die Dirne, — diese Dirne, die mich an meinem Wahltag verspottet und seither eine Lumpenpropagand in Steyrdorf treibt, und ich habe es aus Langmut bis heute gelitten — und führ diese zween gefangen auf das Rathaus, wo ich im Rat sein will umb frühe Stunde."

„Herr, ich will, ich bring sie Euch beide," und Joachim Heinrich riß seine Hand, zur Kriegsfaust geballt, aus der Rechten des Vaters, und blitzend stand er da; in seinem braunen Aug, in das die Kaiserin schon hold das ihre gesenkt hatte, loderte greulich der Mord.

„Und wenn sie sich wehren, ich will ihnen Euer Pestgesetz in die Fratze schreiben."

Er riß sein Schwert heraus.

„Aber das ist zu plump und breit. Ich hol mir ein anderes, hab ihrer mehr oben. Nachher will ich reiten."

Er rannte davon. Der Vater hob das Licht hoch, ihm zu leuchten und zugleich seine Kraft und pantherhafte Grazie zu bewundern.

Bei der Tür stand ein Ladenschrank. Der hastig Davonstürmende stieß mit dem Schwert daran, da erscholl ein leise klagender Laut.

Auf dem Ladenschrank lehnte die Guitarre mit dem Bennskopf und den alten vergilbten Bändern, auf der vor zwanzig Jahren weiße Hände, die schon lange moderten, Liebeslieder gespielt hatten . . .

Oben, wo der junge Mensch seine Kammer hat, hörte der Richter hin- und wiederrennen und hörte Eisen hinfallen — eine Klinge — noch eine — noch eine — noch ist es die schärfste nicht. Doch es war dem Richter, als summe die angeklungene Saite fort, während oben das Eisen klirrte, und als flehte aus ihrem dünnen zitternden Ton die Stimme eines Weibes.

Er ging und legte die Hand auf den elfenbeingeschmückten Körper der Laute, sie verstummte; aber sein Herz umschwebte bebend die Stimme der Toten und ließ sich nicht bannen.

Verdüstert stand Händel mitten im Gemach, sein Kinn mit der Hand umfassend.

„Oh, mon bienaymé."

Da sah er sie auch vor sich im Bette sitzen um Mitternacht und die Sterne sich in ihren wunderschönen irren Augen spiegeln. Sie weinte.

Leis in ihrer Sprache klagte sie ihm dann, ihr sei bang vor ihrer Stunde. Calvin ihr Ahnherr habe den Glauben aufgetan, aber viel Blutes vergossen,

und am Tage, wo Calvin den armen Narren aus Hispanien ließ auf einer Horde brennen, da sie seit Jahren bete und faste, habe das Kind unter ihrem Herzen einen Sprung getan. Und sie wisse, es sei ein Kind des Zornes, ein böser Wolf, aber sie bete zu Gott Tag und Nacht, daß dem nicht so sei.

Sie sprach so süß wie ein trauernder Engel: „Mon bien aymé, veux-tu bien prier pour ton enfant que je porte en mon sein.“ Und er sprach, sie zu beruhigen mit ihr ein Gebet. Das Kind aber, für das du gebetet hast, Händel, es holt sich jetzt seinen schärfsten Stahl, um ihn in blutigem Schergendienst zu schwingen . . . o! o! weinte es aus der Laute. Was willst du, Weib! reckt sich der Gewaltige auf. Dein Kind ist ein Mann worden, und dein Liebster steht im eisern Kampf.

Tochter Calvins! Wenn du sähest die Wolfbrut von Papisten wider mich anstürmen, würdest du dein Kind nit lassen das Schwert für seinen Vater ziehn? — Ha, du würdest ihm das Schwert selbst umgürten, oder du hast mich nie geliebt.

Die Tür flog auf, und vor ihm stand sein Sohn, groß, stolz, gebietend, und ließ ein Schwert im Kerzenglanz aufblitzen.

„Ich nehm mir das. Es ist zwar mein allerschönstes, und mehr für Pracht, aber es hat die handlichst Form. Ich mein, es ist das, so mir die Befreund der Mutter zur Tauf geschenkt haben? Ich hab's umgehabt, als der Kaiser hier war. Aber Blut hat es, seit es mein ist, noch keins gesehen. Ich will es bei meiner Aktion morgen einweihen. Wenn sie nur mit Messern und Sengsten ausrückten; o, und wenn nur die Zott ein Mann wär, ich würde ihr diese Klinge durch ihr falsches Herz bohren umb dessentwillen, was sie Böses an Euch verbrach.“

„Zeig her! — Ja, das ist das savoysche, das dir dein Großvater von Genf durch drei Herren vom Grand Conseil schickte. Ein Prachtstück! Gib's her.“

Der Vater griff nach der Schwertangel und wollte seinem Sohn die Waffe abnehmen; der gab sie aber nicht frei, sondern legte sie auf den Schreibtisch, die Hand fest an der Angel.

„Aha, der Roland und die Alta Clara halten zusamb,“ lachte der Vater.

„Ja, da lag er noch heiopopei, als die Großräte ankamen, ihrer drei, und das Schwert in einer samtenen Theka mitbrachten; eine Ferroniera, wenn es ein Mägdlein wäre; ein Schwert vor einen Sohn führten sie mit sich.

Herrliche Arbeit das, die Klinge vom besten Stahl.

Es war dies Schwert ein Beutestück deines Oheims Hélie Riccard; er nahm es einem Ritter aus Savoyen im Nahkampf ab.“

„Ja,“ sagte der junge Händel, kühn blitzten seine Augen. — „Der Ritter hieß Chaffardin. Er war vom bigotten Herzog von Savoyen gesandt, umb mit List oder Gewalt die Pläne der Befestigung Genfs zu rauben.“

Fest umspannte seine Hand, darin die Kraft und Wut der hugenottischen Helden schwoll, die silberne Fusee, das Stichblatt, geschmückt mit köstlichem lapis lazuli aus dem Schoß der Schweizer Berge.

„Meiner Mutter Bruder Heli rannte dem katholischen Lumpen sein Schwert durch die Gurgel und riß ihm dieses von der Hüft.“

Ein Ruck — wie ein blauer Wetterstrahl schimmerte durchs Gemach die entblößte Klinge.

„Und ich will's führen, wie es einem aus seinem Blute ziemt. Ich hab gesagt, ich geb Euch einen des Adrets. Sollt sehen!"

Des Adrets, der Nam ist Brand und Mord; vor Händels Blick fliegen vorbei brennende Kathedralen, rauchende Wälle, Straßen, die in Blut flossen, Mönche mit zerspaltenem Haupt. Adrets, Schrecken der Papisten, ein solcher wird mein Sohn, soll ich's hindern, nein, bei Gottes heiligem Blut, ein solcher muß über Steyr her; wir verzogen lang, jetzt aber ist die Stund und der Kampf bis zur Vernichtung.

Da rief der Vater: „Wolauf, zeuch gegen den Feind, mein mutiges Kind! Deiner Mutter Prediger würde sagen, daß dies das testimonium spiritus sancti internum ist. Ich will es erleben, daß man dich tapferer als selbst den des Adrets nennt."

Draußen heulten Eule und Uhu, und das leichenblasse Gesicht des Mondes tauchte in schwarze Wolken unter, und mit offenen Schreckensaugen sah von Margaretens Laute die schöngekräuselte Venus die beiden grausamen Männer an.

Kleine Schritte fielen auf den Seidenteppich des Nebengemaches. Ein kleines Stimmlein schrie wie ein geschreckter Vogel, im weißen Hemd und bloßfüßig stand Händels Töchterlein an der Schwelle. Den Vater holen soll sie, ohne den die Mutter nit schlafen mag, und sie wollte anheben: Papa komb, die Mami laßt viel schön bitten, aber das Wort bleibt in ihrer kleinen Kehle stecken, da sie den großen Bruder sieht bei ihrem Vater im Kerzenglanz stehen mit ausgerissenem Schwert und mit schwarzem, mordfinsterm Gesicht.

„Heinrich!" schrie das Kind entsetzt. „Was tust denn, bringst wen umb?" Und bitterlich fing sie zu weinen an.

„Mir scheint, die Kleine ist da? Was will sie denn?" fragte der Vater, ohne sich umzuwenden; der große Bruder aber lehnte sein Schwert weg und kam zum weinenden Dirnlein und lachte: „Was gibt's?" Sie schluchzte, ihren Kopf im Ärmchen bergend, den Vater soll sie holen, die Mami kann nit schlafen, aber sie hat viel Angst. Da packte er sie auf den Arm und sagte: „Bisa, Bisa." Er trug sie zum Vater und sagte: „Das kleine Freyln da bittet, der Herr wolle schlafen gehen." Das Kind schmiegte sich fest an ihn, drückte ihr weiß und rotes Gesichtlein an seine Wange, die war braun wie schönes gedunkeltes Elfenbein.

„Heinrich, ich hab Angst. Tu nit Leut umbringen mit dein Schwert."

„Dich nit, Mädi. Nur giftige Kröten spieß ich daran." Aber er sprach nicht mehr grimmig. Seine noch eben schrecklich dräuenden Züge schienen von plötzlicher Müdigkeit gelöst, und er atmete schwer auf, als drückten ihn plötzlich die wilden Taten, die er bald üben wird. Vater, was machst du aus deinem Sohn? für den du einst gebetet hast, daß er sollte fromm und milden Sinnes sein . . . Abermal stieg das Erinnern an die Mutter vor Händels Augen auf, als er den Sohn mit der kleinen Unschuld auf dem Arme stehen sah, und abermal trat er es nieder.

„Komb, Maus, Heinrich hat jetzt zu schaffen."

Mit raschem Zugreifen nahm er das Dirnlein dem Bruder aus den Armen und setzte es auf den Boden. Der junge Joachim rief:

„Ha, ha, es wird Zeit, ich will's schaffen," griff sein Schwert, gürtete es an, schüttelte des Vaters Rechte mit seiner hugenottischen Schwerthand.

„Morgen, umb sechs Uhren, liefere Euch die Brut lebendig oder — tot."

Die Kerzen brannten jäh hochauf, wie er aus der Stube schritt, kampfstark, grimmig und entschlossen. Auf der Treppe klangen seine festen Schritte, und jetzt, horch, dröhnte toll durch die verschwiegene Nacht der Huf seines Hengstes.

„Geh zur Mamma, Maidl!" rief Händel — „sag ihr, ich komme."

Die Kleine trippelte fröstelnd davon, er tat die Lichter aus, lauschte einen Augenblick auf die verklingenden Hufe und ging machtvollen Schrittes in sein Schlafgemach.

Sein Weib lag weinend da; der Saphir, der Glücksstein wider die Pest, hing ihr an einem Goldfaden in die Brust, in der Hand hatte sie ein Essigfläschchen. Als er eintrat, richtete sie sich auf und war schön wie der Tag, den ein leiser Regenschleier umdüstert, und flehte: „O, kombst du endlich, ich hab deiner mit Schmerzen gewartet."

„Ja, jetzt hab ich geschaffen, was zu schaffen not war," atmete er tief. „Frau, die Papisten von Steyr sind eine Mordbrut. Aufs Herz treten sie mir für all meine Sorg und Arbeit. Man könnte an der Menschheit verzweifeln . . . aber Helena, ich lache ihrer, denn ich habe einen Helden zum Sohn, umb den können mich alle Kaiser der Welt beneiden."

„Nur einen Sohn?" zitterte es aus den Kissen. „Sunst niemanden? Und ich und mein Maidl?"

„Aber ja. Ich weiß schon. Du bist mein schönes Weib, und mein Sohn ist meine Ehr, Ruhm und Leben. Er wird diese Pestbande züchtigen, und dann können wir schlafen wie am Hochzeitstag."

Er riß sich den flämischen starren Kragen ab, warf ihn weg, trat ans Bett mit offenen Armen und preßte die rosige Schönheit, die ihm in Tränen entgegen lächelte, an sein Herz.

X

Es war eine Stund vor Tag; langsam erst begannen sich die Bergeszeilen im Ost in der Ferne aufzuhellen; Steyr, die Stadt, lag nach der angstvollen wachen Nacht in tiefem Schlafe, noch von nächtlichen Schatten umsponnen bis zu den güldenen Kreuzen der exsekrierten Kirche hinauf.

Stille waren die jungbelaubten Wälder, heimlich rieselte die Enns. Nur drüben, fern überm Dambacher Wald, pfiff seltsam ein einsichtiger Waldvogel.

Da sieh, kam im Zwielicht, vom Garstener Ufer, ziemlich oberhalb des Klosters her, ein Kahn im heimlich rinnenden Wasser mit weit ausgreifendem kräftigen Ruderschlag gefahren. Es war keine Mutze, es war kein Salzboot, es war kein Eisenboot, sonderbare Fracht hatte es geladen. Über den Häuptern von drei Leuten, die drinnen saßen, davon einer ruderte, schwebte in weiten Falten eine Fahne, rot und blau mit einer Heiligen darauf; neben der Fahne ragte ein schwarzes Kreuz, daran der bleiche Korpus hangend, ernst in die

stille Dämmerluft, die kaum ein Wind bewegte; ein Chorknab hielt das Kreuz, ein schwarzer Mönch die Fahne, und ein Knecht schwang schweigend die Ruder. Albertus, der Mönch, zieht zur Pestfahrt aus in aller Gottesfrühe; in der Freysing da werden die Gläubigen sein warten, zweihundert Mann und Frauen, und die fromme Stephana, der Engel, der ihn zu dieser Tat des Glaubens rief, wird unter ihnen sein.

Es rannen klagend die Wellen, es ist, als murmelten sie heimlich: die Pest ist an unsern Ufern beeden, wo fährst du hin, wo fährst du hin.

Drohend wachsen die Türme der Stadt empor, der Stadt, wo Ketten und Banden und der Strick den Rebellen wider Händels Gesetze bereitet sind. Albertus aber beugt sein hohlwangiges Gesicht, über das die Kapuze fällt, auf das Brevierbuch, das in seinem Schoß liegt, und betet Psalmen; und sein Herz jubelt, wenn es an die Gnadenstätte denkt, von da er zur ewigen Ehre Gottes und zur Schand des Widersachers den Segen nach Stadt Steyr tragen wird.

Das Wasser murmelt und rauscht, das Ufer im Nebel kommt näher. Hinter den hohen Tannen ob Dambach glänzt ein feuriges Leuchten.

Der Ministrant, ein Sängerbübel aus dem Konvent, schaut mit findigen Augen um sich, deutet mit dem kleinen Finger über sich und spricht:

„Herr Albert, schaugt, wia es do blau im Grienen herschaugt im Wald überm Mayer z' Dambach seltsamb."

Albert, im Buche fort lesend, spricht:

„Blüht der Ezian heuer so früh, es ist nit verwundersam, heuer ist ein außergewöhnliches Jahr in allem."

Spricht das Bübel und äugt allweg nach dem grünen Wald:

„Vater, es steigt ein Rauken auf, und es tuat blitzen als Silber und Stahel."

Jetzt wirft der Mönch einen Blick empor und lächelt:

„Auf den Höhen raucht der Morgennebel zu Gott wie das Opfer des guten Abel und der Morgentau fällt zur Erde als wie Tränen der Engel über der Menschen Sünd."

Der Knecht hebt seine Ruder hoch auf, von denen blitzende Bächlein rinnen, und spricht:

„Herr Albert, wenn es Händlische Kriegsleut seind oder Passawer?"

„Wo soll es Händel her wissen," spricht abermal lächelnd der Mönch; „die in der Kirche waren, hat ihm's keiner gesagt; hätt ihm's aber einer gesagt, ich führ jetzo nicht auf der Enns, ich läg schon viel Stund gefangen. Fürchtet euch nicht, Gott ist mit uns, Gott schützt seine Kinder."

Wunderbaren Mutes voll ist sein Herz, des heiligen Mannes, und keine Gefahr achtet und kennt er mehr. Die Jungfrau, die heilige, zarte, hat nicht umsonst für ihn gebetet. Wie ein Held stand er vor dem Vikar Karl, der, vor Angst schlotternd, ihn schalt, er stürze Steyr und das Kloster in Seuche, Tod und Verderben.

Er nahm des Vikars Hand und legte sie auf des Christus Hand, in der Sterbezelle des Abtes, und sagte: Gedenket der letzten Stunde eines Heiligen,

der die Verfolgung kommen sah, und lasset mich fahren. Steyr und Garsten und ihr und alle sollen gerettet sein.

Und der Prior, nicht vermögend, solchem Glauben zu widerstehen, ließ ihn fahren, wie Gott wollte. Gott ist mit ihm, und wenn tausend ihm in die Rechte und zweitausend in die Linke fallen würden, er wird nimmer wanken, Gott ist mit ihm, Gott führt ihn den Weg, Gott wird seinen Glauben krönen.

Das Schifflein fährt jetzt rasch ennsabwärts gegen die Freysing zu, über den Dambachwäldern hebt rotes Morgenlicht zu brennen an. Der Ruderknecht und der Knabe spähen bald vor, bald hinter sich, ob nicht Kriegsleut oder Schergen ankommen; Albertus betet aus seinem Buche: Egredietur virga.

Oben aber, im Wald über dem Mayer zu Dambach, da blühen nicht blau der Enzian und Speik, da liegt kein Tau wie Engeltränen; da steigt Rauch, der kein frommer Opferrauch Abels, auf.

Oben im Wald, da regen sich wildprächtige Gestalten, vierzig, fünfzig, tragen blau und weiß, als seien die grünen Tannen bei Nacht zu Kriegsleuten worden, haben grimme Bombarden von Eichen und von Stahl; um ihr verglühendes Wachfeuer stehn und sitzen sie herum, die Steyrer Schützen landberühmt. In ihrer Mitte steht der junge Händel, die Hand auf dem Schwertknauf, und lauscht mit fieberhaft gespannten Sinnen hinunter ins Tal. Wann kommt die Schwefelbande? Sein rotes Pferd grast neben ihm, an einem in die Erd gerannten Landsknechtdolch angebunden.

Der Waldvogel flötet süß über seinem Haupt und ruft in Liebestönen die Vogelin. Und das erste Morgenlicht küßt seine finstern Augen, die so schöne lange Wimpern haben, und von einer hohen Bergwiese wehen seidenweiße Blütensterne auf seinen stolzen Kriegsrock. Zu seinen Füßen spielen und küssen sich possierlich zween glasgrüne Eidechslein. Er aber steht wild und trotzig da und umspannt das Schwert, das Heli, sein Ohm, dem Papisten Chaffardin von der Seite gerissen hat und das nach einer zweiten Bluttaufe verlangt. Mordbande, warumb verkriechst du dich so lang? Zeuch deine verstohlenen Messer, hier wartet mein Schwert . . .

Plötzlich fährt er auf. Er hat etwas im Wasser fern platschen gehört, jetzt wieder. Und jetzt sieht er deutlich durch die Bäume den Kahn und darin den Mönchen, Kreuz und Fahne. Schandrotta! Sie wagt es also wirklich. Mit Kreuz und Madonna holen sie uns feierlichst die Pest . . .

Bombarden bereit! Jetzt wird's bald losgehend.

Etwas herseiten der Freising fuhr der Kahn ins Röhricht, der Schiffmann kettete ihn an, und alle drei, der Mönch, der Chorbub mit dem Kreuz und der Knecht mit der Fahne, stiegen zur Eisenstraße hinan. Es war heller rosiger Morgen geworden. Von Steyr schlugen die Uhren; jetzt läuteten die Glocken der Schulkirche. Doch alle andern schwiegen. Albert wandte sich und blickte gegen die Stadt und sprach für sich: jetzt schließt der Feind die Kirche und legt sein Siegel an den Stein. Nach drei Tagen wird Christus auferstehen.

Raschen, belebten Schrittes legte er aus, und in wenig Augenblicken war er, den Meßknaben und den Knecht überholend, auf der Eisenstraße.

Da erstaunte er.

Er brauchte nicht der Pilgram zu warten. Wirklich, sie waren schon da. Vor dem Kapellein, das alt und vermorscht aus dunklen Holunderzweigen schaute, wo die Verbrecher der Herrschaft Steyr vor dem Gericht pflegen ihr letztes Gebet zu tun, stand und kniete in stiller Andacht eine Schar von etwa hundertzwanzig Leuten. Die Männer hatten die Hüte in Händen, und viele Frauen lagen mit der Stirne gegen Boden.

Die Frauen waren alle in ihren weißen Gugeln, und Albertus sah in der Menge Stephana nicht sogleich, hörte aber wie einen Engelruf aus seligem Lande ihre Stimme: „Jetzt wollend wir noch den Engel des Herrn beten. — Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom heiligen Geist. Gegrüßet seist du" — der Chor, viel fromme Frauen- und einige gewuchtige Mannesstimmen, fuhr andächtig fort: Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir.

Albertus trat langsam und vorsichtig ganz nahe von rückwärts zum Haufen. Wie schön, wie schön ist dieses Volkes Glaube und Andacht. Ja solchen Glauben muß Gott lohnen. Der junge Tag kam rot und strahlend über die Eisenstraße. Rechts erflammte der Turm von St. Ulrich, und links sah man zwischen dunklen Tannen das Gericht und dort einen Knochenmann am Galgen hangen; ja wahrlich, zwischen Heil und Gericht, zwischen Leben und Tod fäht unsre Pilgerfahrt an. Selig, die glauben und die den Tod nicht fürchten.

Stephanas holde Stimme klang aufs neue:

„Maria sprach: Sieh, ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte!" Und abermals antwortete der Chor.

Als aber das fromme Kind zum drittenmale anhub: „Und das Wort ist Fleisch geworden," da fiel Albert mächtig ein; „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, selig sein die Brüste, die du gesogen hast," und nun wandte sich eines der frommgeneigten, weißverdeckten Frauenhäupter rasch um, und zwei blaue Kindesaugen grüßten mit frohem Leuchten den Mönch, und sie rief:

„Gelobt sei Jesus und Maria, hochwürdiger Herr!"

„Ihr habt mir den gueten Morgen abgewunnen!" sprach der Mönch, und durch die Menge, die sich ehrerbietig rings erhob, schritt er auf Stephana los, winkte auch den Kreuzträger und den Knecht mit der Fahne heran.

„Wir seind noch nit gar lang da," erwiderte das Mägdlein, „wir habend unterdes a weng gebet't. Es mueſſend aber noch Leut nachkomben. Ah! da kemmend grad wieder oan."

„Hastu wol guete Schuch, Stephana?" fragte der Mönch. „Hastu dich auch gestärkt, denn die Fahrt ist lang."

„O je, i kann lang nichtern aushalten!" lächelt das Mägdlein. „A Milch hab i schon trunka," und sah in ihrem Zwilchkleidlein und bäurischen Kopftuch so wunderhold, so lenzfrisch und maienlicht aus, wie ein schwellendes Röslein im grünen Laub.

„Guete Schuh hab vom böhmischen Schuasterl aa no! Schabts Hirschhorn hab i aa." Sie lüpfte ein kleines Bündlein, das sie am Arm hängen hatte, „wenn jemandem am Weg schlecht wird, das ist viel guet fürs Herz. Aber Hochwürden, jetzt sollend wir fahren."

„Was hat denn deine Mutter gesagt?" fragte der Mönch. Die beiden stunden jetzt in der Mitte der Pilgramen, deren Blicke ehrfürchtig an den beiden hafteten, denn fast so ehrwürdig wie der Priester steht jetzt vor allem Volk die Stephana da, die erste, die die Furcht von sich tat und die Betfahrt wagen wollte und den Mut der andern durch ihr liebliches Wort erweckte.

Als Albert nach der Mutter fragte, zog ein leiser Schatten über des Kindes Antlitz.

„Sie hat eh zuerst nit wolln," sagte es leis, „und gestert hat sie noch geweint, bald sie so eine Angst für dem Händel hat und seinem schlechten Gebot. Aber," da wurde sie wieder zuversichtlich, „i hab ihr gesagt, daß es Gottes Willen ist, und Gott uns schützen wird, wie er uns damalen aa beschützt hat, wo wir vor den Händel kein Licht brennt haben. Und dann habe ich ihr gesagt" — ganz zart bebte ein Tränlein in der Stimme des Kindes — „i bring ihr einen Grueß vom Vater mit, wenn wir heimb komben. Dann hab i den Rosenkranz vom Vatern umg'hängt" — sie holte unter ihrem Brusttuch ein kristallen Kreuzel mit zartem Finger heraus — „und sixt, da ist des Vaters Segen mit mir, han i der Mutter g'sagt, da hat sie sich getröst. Hab auch der Michaela g'sagt, sie soll ihr recht schön helfa und wenn's mit dei Gäst recht gnädig ist, so habe ich die Dina vom Abrahamb gebittet, sie soll aa a weng herüberschaugen, und sie will es tun." —

„Recht," sagte Albert, „du hast an alles gedacht als rechte kluge Jungfrau." Sein Blick voll sorgender Vaterliebe rastete auf ihrem braunen Scheitel. „Und also hastn keine Angst, siehe was dort hängt. Du und ich sind die Rädelsführer, wenn etwas geschicht."

Die Sonne, die in ihrem herrlichen Morgenglanz das Land verklärte, flog blitzend vom Turm von St. Ulrich, der rechts auf grünem Hügel wie ein Finger gen Himmel wies, in die graufe Tannentiefe rechts, da am Galgen der Knochenmann klapperte.

Stephana sprach mit ihrer holden Kinderstimme:

„Han ihn schon g'segen den arm Hascher, wir habend auch ein Aus der Tiefe rufe ich vor ihn gebet't. Wia wir von Admont komben seind, da war noch Fleisch und Bein an ihm, habend die Oxen sich gescheut, da han i Darbeit g'habt. O nein, ich fürchte das Gericht der Menschen nicht; wenn aber der Händel noch über uns kombt, tät ich gar gern das Martyrium leiden, vor meinen göttlichen Heiland, den liebe ich so sehr."

„Also fahren wir!" sprach feierlich der Mönch. „Ihr Leut tut euch zween und zweene stellen. Bueb, mit dem Kreuz fährst du voran, dann gehe ich Priester und nach mir die Fahn." —

Er nahm sie dem Schiffknecht, entließ diesen und fragte die Pilgram, welcher die Fahne tragen wolle, zur Ehre Gottes, sie sei aber hübsch schwer. Noch ehe von den Männern einer sich meldete, trat Stephana vor:

„Ich bitte, Herr, umb die Fahne. Es müesset mir nur wer mein Binkerl tragen." Sogleich streckte sich ein Dutzend Hände nach dem Bündelchen aus.

„Kind, die Fahn ist aber schwer," sagte Albertus.

„O nein!" rief Stephana und faßte mit ihrer rosenfarbenen Hand kühn die mächtige eichene Stange und hob triumphierend, die Stange auf ihre blühende Hüfte stützend, das Banner über sich, daß in Lüften über ihrem braungoldigen Scheitel der schwere Rotdamast mit dem alten gestickten Mariabild an der goldenen Wage wogte und rollte, wie weiland über dem Haupt der Jungfrau Johanna das Lilienbanner wehte, vor dem Scharen von Rittern die Flucht ergriffen.

„Behalte sie," sprach der Priester gerührt, „kräftigere Händ seind wohl da, aber eine reinere nicht."

Nun trat der Zug in Reihe, der Knabe mit dem Christus schritt voraus, ihm folgte der Priester, diesem schlossen sich die Männer an, etwa zwölf Paare, und nach diesen trug Stephana die Fahne einher, und ihr folgten die Frauen, die bei hundert waren.

Der Priester warf einen Blick gen Steyr, es lag in Stille im Morgenglanz, von Pyrach krähten die Hahnen; kein Fahrzeug war auf der Enns zu sehen. „Gott ist mit uns," dachte der Mönch, „er hat unsere Feind geblendet."

Da hob er seine tiefe Stimme und begann das uralte Kirchfahrerlied:

Wir fahrend in Gottes Nam dahin,
Schütze uns Jungfrau und Königin.

Wie ein helles silbern Glöcklein fiel Stephana ein:

Wir büßen unsre Sünden,
Drum lasse bei deinem Jesulein
Maria uns Gnade finden.

Singend und betend stiegen sie bergan, immer tiefer unten murmelte die blanke Enns, und fröhlich rauschten links die Tannen. Im trunkenen Morgenlicht schwebten wie Silber, Gold und Perlgegleiß die südlichen Bergesketten aus Morgennebeln hervor, Priel und Hochsense und die lichten Schatten der steiermärkischen Gipfel.

Ward es denn auch Wahrheit, daß dort in jenem Zauberland die Pest hockte? Würzig stürmte der Morgenwind aus dem Gesäus, blähte die Tüchlein der Frauen und das vielfaltige Plodergewand der Mannen, und ließ über Stephanas Haupt die Fahne fröhlich an der Wage tanzen.

Der Weg geht weit zu der heiligen Statt,
Dahin uns Gott gerufen hat,

erklang fromm das Kirchfahrtlied.

Wir lassen's uns nit verdrießen.
Jesus auch mühsamb wandern tat
Mit seinen heiligen Füßen.

Da stieg ein Vogel schreiend überm Wege auf. Es war ein böser, ein Rab. Stephana wachelte scherzend mit der Fahne, ihn zu verscheuchen. Was aber konnte ihnen der Rabe an? Gott war mit ihnen und segnete den Weg.

O es wird nit lang anstehn, dachte das fromme Kind, so sehend wir schon die Buechau liegen, so hören wir es schon tulu tulu, das Horn des südlichen Turm. Da meint sie, sie müsse herausjubeln, daß es Admont zugeht, dem liebsten Ort auf der Welt . . . o an der Rinn sitzen und ins Haus luegen, und das Münster schauen, und das alt der Nonnen Kloster im Grünen . . . aber ernst schilt sie sich alsbald ob dieser Gedanken, eine Bußfahrt und Betfahrt ist es, am Tod vorbei, und Gottes Zorn zu bannen, und Frohes denken ist unrecht, ja Sünd. Nach Weng zum Pestheiltum ziehen wir, nit nach Admont, zwischen Weng und Admont ist die Brucken und — es ist schwer, aber Gott mueß Opfer haben — über die Brucken darfst du nit, sei es nur zum Vater.

Sie waren jetzt an einer Stelle angekommen, wo man das Kloster Garsten wunderschön wie eine Insel auf dem Wasser schwimmen sieht, da die Enns die große Schlinge macht.

Ein paar Bauersleute zogen vorbei und knieten nieder, als sie das Kreuz und die Fahne sahen. Albertus segnete sie.

Der Meßknab mit dem Kreuz lief, da es nun bergunter ging, munter voran; plötzlich blieb er stehen und kehrte hastig zurück: „Herr Albert!“ stammelte er blaß, „beim Mayer zu Dambach komben Soldaten herauf.“

„Wia, wer kombt?“ fragten die Pilgram untereinander. Albert winkte ihnen mit der Hand ruhig zu sein und ging spähend selbst einige Schritte vor. Ja, es war so. Vorm Mayer zu Dambach leuchteten drohend die blauen Röcke der Steyrer Stadtschützen und blitzten Schwerter und Bombarden.

„Steyrer Schützen, fürwahr!“ sprach Albert halblaut. Die Kreuzmenge fing angstvoll zu branden und durcheinanderzureden an: Kehren wir umb, kehren wir umb.

Stephana war ruhig und unerschrocken: „I moan nit umbkehren?“ fragte sie gegen den Priester zu. „Seind es Feind, so nützt es nichts, seind es gute Leut, da habend wir nichts zu fürchten.“

„Wir sind in Gottes Hand und diese Fahrt ist Gottes Wille,“ sprach laut der Priester, entschlossen, der Gefahr zu trotzen, die er sehr wohl erkannte. Denn es war klar, sie waren verraten. Der Mann, der auf rotem Roß dem Gewalthaufen voransprengte, war Händels Sohn.

„Schütze nur die Jungfrau, Herr, mit mir geschehe was will,“ betete Albertus im Herzen; dann befahl er dem zitternden Meßknaben:

„Heb hoch dein Kreuz, wir wollend ihnen zeigen, daß wir Furcht nit haben, denn was wir tun, ist weder Schande noch Unrecht.“

Und kraftvoll hub er im Basse zu singen an:

Bistu mit uns, Maria rein,
Mag uns der Feind nicht schaden,

und wundersam erwidert der Supremus Cantus, Stephana ganz allein, da aller andren Kehlen von Schreck wie zugeschnürt sind:

Wir fahren zum heil'gen Sohne dein,
Drum nimb uns in dein Mantel ein,
O Mutter, voll der Gnaden.

Die Steyrer Schützen waren ganz nah herangerückt, jetzt standen sie still und schwenkten quer über die Eisenstraße auf.

Der Mann auf dem Rotroß vor der Front der Schützen rief trotzig: „Halt da!" und ein dreifaches Echo gab den Ruf aus den Waldesgründen schaurig wieder.

Aufs neu erschraken die Pilgrime heftig, der Zug drohte auseinanderzufallen.

„Beisamb bleiben! weiter ziehen!" befahl Albert, und die Prozession bewegte sich weiter, mußte jedoch nach einigen Schritten dennoch halten, denn der Ritter zu Pferd und seine Schützen in doppelter Postenkette sperrten die Straße.

Der junge Händel sah nun die ganze Kreuzmenge und ihren Führer vor sich. Bagage, schändliche! die seinen Vater zu spotten ins Pestland fahren, der Baalsmönch voran! He, die Zott, wo ist sie? Ist's etwan die mit der Fahn?

Ein blutjunges Gesicht blickt aus dem Kopftüchel. Nein, die Biermamsell müßt' älter und derber sein.

„Er — Herr da!" herrschte er verächtlich vom Pferd herab den Mönch an, der ruhig, die Hände ums Buch gefalten, vor ihm stand.

„Was sucht Ihr mit diesen Leuten allen da auf dem Wege nach Steiermark, dem Pestland, he? Fährt man mit Kreuz und Fahnen aus, um Hirschbärte zu kaufen?"

Albertus erwiderte:

„Ich bin ein Mönch und bin einem unkatholischen Herrn Antwort in dem, was meine Seelsorge betrifft, mit nichten schuldig. Wir fahren nit ins Pestland, die Pest ist link, wir fahren rechts. Ja, unsre Fahrt ist eine Betfahrt, die wir im Namen Gottes antreten, umb Hilfe wider die Pest zu erbeten für alle unsre Mitbürger in Steyr, auch für Euch."

„Wir danken vor Euer Gebet," entgegnete schroff der junge Händel. „Meines Vaters Mandat salviert uns besser als Euer Rosenkranzgeplärr. Die Pest ist link, Ihr macht mich wirklich zu lachen, wißt Ihr nicht, daß sie an einem Tag hundert Meilen reist? Ihr wißt es gut. Aber Euch ist es nur zu tun, ein Gebot zu übertreten, das mein Vater geben hat, weil Ihr ihn und seine gerechte Hand haßt . . . Gestern habt Ihr ihn in Worten besudelt, heute tut Ihr's durch die Tat; aber heute bleibt Ihr nit ungestraft, und statt nach Weng werdet Ihr ins Gefängnis fahren, à la marche kehrumb aufs Rathaus."

Schrecken malte sich auf allen Gesichtern; Herr Jesu, es wird ernst. Stephana beruhigte leise die zitternden Frauen mit einigen ihrer sanften, zuversichtlichen Worte, schritt dann rasch vor und stellte sich links neben Albertus.

„Ich bitte, Herr Hauptmann," sagte sie.

Teufel ja, sie ist es doch. Sogleich erkennt er die Stimm, die damals so hell und froh vom Fenster schrie: „Wir sind katholisch."

„Ich bin nicht Hauptmann. Was willst du?" fragte er hart, sah sie mit gerunzelten Brauen und zornigen Augen an. Das also ist die Bier-

mamsell, die Aufwieglerin. So jung — und auch schön ist sie. Wie sie ihn mit ihren großen Augen mißt, ohne Furcht, zum Teufel. Und ihm ihr Fahnenungetüm da mit den papistischen Fratzen vor die Nase hält.

„Herr," sprach sie, nicht zag, sondern so klar und bestimmt, daß er wieder staunte: „Ihr dürft diesem Priester nichts tun. Wenn jemand gestraft werden soll, aber wir haben nichts Strafmäßiges getan! so muß ich es sein, denn ich habe den Herrn Pater zuerst gebittet, uns in meine Heimat, wo die Pestkapelle steht, betfahren zu führen."

„Du führst doch nit die Prozession," sagte ungeduldig der junge Händel. Er sah, daß die Schützen sich vordrängten, um das Mädchen anzugaffen. Das erzürnte ihn, und er winkte ihnen, in Position zu bleiben. Bei Gott aber, das Mädchen war wirklich schön. „Und du hast auch diese alle nit zusammengerufen."

„Die meisten schon," fiel sie ihm ins Wort.

Und noch immer zittert sie nicht vor ihm, obschon er sein Schwert klirren läßt und seine finsterste Grimasse schneidet.

Der Mönch hatte sein Betbuch sinken lassen, und jetzt sagte er bewegten Tones zu ihr: „Kind, dein Muetter!"

„Mein ist dies Werk, ich verhehle es nicht, ich berühme mich dessen," sprach er zum jungen Händel. „Ich habe gepredigt, das Volk zusammengerufen. Und ich sag es Euch nochmals, es ist kein Gesetz, das uns hindern und strafen kann."

Stephana sah ihn schmerzlich an. Meint er, wegen der Mutter soll sie still sein? Wahrheit mueß doch sein, Wahrheit ist Wahrheit!

Der junge Händel schlug barsch mit der flachen Klinge den Mönch auf die Achsel und rief:

„Daß es von hier ausgeht, weiß ich gut, ich bin nicht vom Mond heruntergefallen. Das Mädel da braucht sich nicht wichtig machen. — Wenn du Mönch das Gesetz hundertmal leugnest, so besteht es deshalb nicht weniger, und nach dem Gesetz wirst du gestraft werden, wie du es verdienst. Jetzt aber: Kehrt! Marsch! Wir wollen hier nit unsre Zeit vertrödeln. Vorwärts, Herr Pater. Fürthaller, Kranzmayr, nehmt ihnen ihre Simulaera weg."

Der Meßknabe gab dem einen Schützen sogleich das Kreuz, nicht aber ließ das Mädchen die Fahne los. Mit festem Griffe hielt sie sie und rief, als die Schützen sie ihr zu entreißen Miene machten:

„I gib mein heilige Fahn nit her, ihr rührt sie nit an, sie ist geweiht, ihr seid nit katholisch. Wollt's raffen mit ein Weibsbild, ös seid's woll tapfere Mann."

Da mußte der junge Führer, der ihr am liebsten selbst die Fahne aus der kühnen Hand gerissen hätte, den Männern wehren; denn, alle Teufel, sie hat recht, es wäre zum Schämen, rauften sich wehrhaft Kriegsleut mit einem Mädel herum.

Im Mönch aber ließ ihr Beispiel wunderbar Kampfmut aufflammen, seine hohlen Wangen brannten rot: Martyrer sein, ja, aber von diesem Bankert sich und seine Pilgram steyrzu schleppen lassen, nein das nicht; hoch

reckt er sich empor, und mächtig schleudert er, der keine Waffe hat, dem jungen Ketzer sein apostolisches Donnerwort ins Gesicht:

„Wir gehen nit nach Steyr, kehrt umb Ihr! Du willt mir gebieten, wer bist du denn? — Weil du der Sohn vom Richter bist, wer ist der Richter? Wir sind hier in einem katholischen Land! Wir habend einen katholischen Kaiser! Gotteslästerlicher Unfug ist es, wenn einer es wagt und in dieser katholischen Stadt die katholischen Kirchen sperrt und die katholischen Andachten hindert! Ihr gehört vor des Reichs Gericht, die ihr die Stadt auf lutherisch wollt regieren, nicht wir, die wir Eurem vermessenen Gesetz Widerstand leisten. Macht uns Platz, wir ziehen nach Weng! Komb, Stephana, kombt's, Leut. Ihr, Herr Händel, braucht Gewalt und heißt Eure Schergen uns niederknallen, umbkehren wir auf keinen Fall, weder Ihr, noch Ewer Vater hat uns in dem, was unsre Seelen angeht, zu befehlen, sein Schandgesetz verachten wir und ihn dazu."

„Halt dein Zung, Schänder! Nit? Ich will's dich lehren," donnerte der junge Händel, bleich vor Grimm. Ha, was verzieht er lang, das schwarze Untier, das seinen Vater in die Ferse beißt, zu zertreten.

„Zeuch dein versteckten Giftdolch," brüllte er, „Hund! Wehr dich wider mein braves Schwert."

Da schwang er den mächtigen Flamberg, das savoyische Heldenschwert, und wie eine fliegende Schlange von Stahl sauste es nieder auf Alberts unbewehrtes Haupt — ein hundertstimmiger Schrei der Pilger ergellte — aber es traf den gesalbten Scheitel nicht. Rasch wie der Blitz hatte sich das Mädchen mit der Fahne zwischen Albert und den Ritter geworfen, und mit all ihrer jungen Kraft schlug sie, die Eichenstange in beiden Händen, das Mordschwert zurück, und so groß war die Kraft, Engelkraft des jungfräulichen Kindes, daß der Stahl sang und klang und an der Schärfe in zwei Stücke sprang — der Ort sauste in weitem Bogen in den Sand, und in seiner Schwertfaust hielt der Ritter ein Heft und eine halbe Klinge.

Einen Augenblick war alles stumm — das Mädchen ließ langsam die Fahne sinken, heftige Atemstöße bewegten ihre Brust, ihr großes blaues Auge suchte den Mönch, er war heil, Gott sei Dank. Dann entsetzte sie sich — denn die Schützen tobten vor Wut und hätten sich auf sie und den Mönch gestürzt, die ihrem Führer getane Schmach zu rächen, hätte nicht dieser selbst, der junge Händel, es ihnen gewehrt.

„Laßt, ein Mädel schlagen Männer nicht," gebot er mit barschem Grimm. „Wider einen Wiesbaum hält nur ein Wiesbaum."

Er sah die Klinge an — Schimpf, sie war ganz hin, der Ort weg, die Blutrinne zersprungen. Hätt's ein Held zerschroten, Stahl wider Stahl, das geschieht im Nahkampf wie im Buhurd, ist nit Schande. Aber zerschroten hat es ihm ein Weib!

Zornentbrannt stieß er die zerstümmelte Klinge in die Scheide, riß sich das Schwert ab und schmiß es dem Ort nach, und begehrte ein andres von einem Schützen und bekam einen ungeschlachten, rostigen, alten Fußbeißer.

Wütend gürtete er den Greuel an seine zornheiße Hüfte. Dann befahl er, den Kopf zornig abgewandt, um das Mädchen nicht zu sehen, kurz den Schützen:

„Nehmt die Leute da in die Mitten. Es geht steyrzu. Mönch, du bist gefangen, und das Mädel auch, so hat der Richter befohlen."

Diesmal regte sich keine Widerrede. Albertus neigte ruhig das Haupt. Im Angesicht des Todes, den nur die Hand der Jungfrau von ihm gewehrt, hat er sich wieder gefunden, und er weiß, daß ein Jünger des Gekreuzigten lieber alles duldet, ehdaß er sich selbst gegen ungerechte Gewalt zur Wehre setzt.

Er wandte sich also an die Kreuzmenge und sprach: „Wir kehren umb, folget mir, Gott wird euch das Verdienst zurechnen, das in eurem Willen, die Fahrt zu vollbringen, lag," — stellte sich mit dem Antlitz gegen Steyr auf und wartete, bis der Zug sich hinter ihm ordnete.

Stephana sagte leis zu ihm mit Tränen in den Augen:

„Herr, jetzt seid Ihr gleich Jesu im Ölgarten, es kombt aber der Berg der Auferstehung." Damit kehrte sie bescheiden an ihre Stelle im Frauenhaufen zurück, unterweils senkte sie die Fahne ein wenig und brachte die Schnüre die vom Gewaltschlag gegen das blanke Eisen zum Teil losgelöst waren, etwas in Ordnung.

Mit frohem Singen und Beten, süße Hoffnung im Herzen, war die Kreuzschar vor Tage ausgezogen, und stumm und niedergeschlagen, in Schmach, Trauer und Angst fuhr sie nun ihre Straße zurück.

Rechts und links vom Zuge marschierten mit dumpfem Gewaltschritt die lutherischen Schützen, und schnödes, rohes Männerlachen, rauher Spott und boshafte Stichelreden flogen über die Häupter der gedemütigten Pilger hin und wieder.

Von den armen Leuten flüsterten manche gleich wie die Israeliten in der Wüste, als Unheil und Plage statt des erhofften Segens über sie kam: O, warumb seind wir von Haus furt. O wären wir daheimb in Steyr blieben, was wird uns noch beschehen, verlassen hat uns Gott und gefangen und gebunden sind wir. Den Bösen läßt Gott siegen. —

Der Böse ritt mit finstern Brauen, mit der Linken den häßlichen Kupferknopf seines Notschwertes verdeckend, neben Albertus einher, der unentwegt Psalmen aus dem Brevier las.

Eine schöne Kampagne ist es schon, ha, ha. Des Adrets? Mehr Ritter von la Mancha; der zog gegen Riesen aus und ritt in eine dumme Hammelherde hinein. Das ist weiter Ehr, diese armselige Rasse da einzubringen, ihnen voranreiten mit eines Knechtes Schwert.

Es wühlte und bohrte in seinem stolzen Herzen:

Und wenn du das köstlichste Schwert der Welt eroberst, das Kronschwert von Frankreich, des Großsultans Seymitar, so liegt doch dein Schwert schmählich im Gras, ein papistisches Mädel hat's dir zerbrochen.

Der Zug war in der Freysing. Über dem Knochenmann am Gericht zogen die Raben hin und lachten krah, krah, hah, hah.

Das heiße Blut stieg Joachim Heinrich, dem jungen, ins Gesicht, da er plötzlich gedachte, jetzt geht sie ein paar Schritt hinter dir und sieht dich reiten

mit dem Schwert eines Knechtes, und sie trägt ihr Pfaffenpanier stolz und läßt es im Winde fliegen, daß es jeder, Mann und Weib, zu Steyr sieht.

Er wollte sie nicht schauen, und sah doch um, voll Wut, und sah sie im glorreich leuchtenden Sonnentag ruhig einherschreiten, um ihren jungfräulichen Leib weheten sanft die armen Kleider, und über ihrem braungoldigen Lockenscheitel flog ihre Fahne rot, blau und golden im trunkenen Sonnenglast. Wie eine siegreiche Deborah geht sie einher. Und was war's denn, was hat sie denn getan? Die Leut der Pest in den Nachen hat sie hetzen wollen, und dann einem Herrn und Helden mit ihrem Wiesbaum die Klinge zuschanden getrommelt.

Zott . . Zott! wiederholte er für sich. Aber eine — Pracht von einem Mädel ist sie doch.

Er sah, daß sie absichtlich langsam schritt.

„Mir scheint, du hast Zeit feil, Mamsell, ich nicht," sagte er trotzig.

Sie sah ihn an mit klarem, unerschrockenem Blick. Da färbte das Blut sein Gesicht, und er ließ die Hand über sein Schaudschwert hangen. Sie sprach: „Die armen Frauen kinen nit alli so schnell weiter." Mit den Augen deutete sie auf eine silberhaarige Greisin, die gebeugt fürbaß wankte.

„Warumb hastu sie dann zu dieser Wallfahrt, eigentlich Trutzfahrt, aufgestolpert, wenn sie nicht einmal Füß zum Gehen haben?" schalt er hart, gab aber den Schützen ein Zeichen, ihren reißerischen Gang etwas zu mäßigen.

„Vor die Betfahrt hätten wir alle Kraft gehabt, Gott hätte uns gestärkt," erwiderte das Mädchen, wandte den Blick von ihm ab und sagte freundlich zu den Frauen, deren einige, je näher die Stadt kam, je verzagter ausschauten:

„Betend wir a weng, so brauchend wir nit hören, was diese unkatholischen Manner reden." Und sie begann den schmerzhaften Rosenkranz zu beten.

Der junge Händel ritt und horchte. Blöde papistische Leier. Gegrüßet seist — gegrüßet seist du — aber hold und süß ist die Stimme. Er lärmte plötzlich mit seinem Greuel von Schwert, um sie nicht zu hören.

Die Stadt kam nahe heran, Menschenschwärme waren auf der Neubrücke und man hörte dumpfes Gerede, das in Wutgeschrei ausartete, als die Pilgram in der Schönauer Straße erschienen.

Die Kunde von der aufgehobenen Betfahrt ist also schon lautmärig . . . Der Mönch Albert erbleichte und blickte um sich wie um Schutz. Nicht für sich, für die Armen, die mit ihm sind, für das treue, heldenhafte Mägdlein bangt er. Der junge Händel aber lachte verächtlich; hastu Angst, feige Pfaffenseel? Er schickte Schützen auf die Brücke voran, die Lärmanten, es waren meist junge Messerer und Schlosser, mit den Bombarden auseinanderzujagen. Die Rotte wich, aber unten am Schiffwege trieb sie es greulich, und als die Pilgrame zwischen den lutherischen Schützen langsam über die Brücke daher kamen, wurden sie mit Spott und Schimpfgeheul überschüttet: Pestvögel! Brunnenvergifter! Pestilenzische Giftbanda! Ös g'hört's am Galgen.

Den wenigen Männern der Prozession wurde heiß vor Schande, und sie wollten zurückreden; die Frauen fingen zu weinen und zu jammern an; doch Stephana, etwas erblaßt, aber immer ohne sichtbares Zittern, beruhigte

sie mit sanfter Gebärde, zeigte ihnen die Hilfe der Christen auf der Fahne und betete die Todesangst Christi, und die holde Macht ihrer ruhigen und heiligen Stimme hielt Zorn- und Verzweiflungsausbrüche unter ihren bedrängten Mitpilgern nieder.

So kamen sie durchs Neutor auf den Grünmarkt. Hier waren noch viel mehr Leute als vor dem Tore.

„Do schaugts her, da sehts es, da kombens, das seind die Papisten, die Steyr wollend mit der Pest vergiften."

Und als Albertus laut erklärte:

„Nit vergiften, wir wollten nur uns und euch in Gottes Schutz befehlen" — da brach ein unbeschreiblicher Sturm los: Pfaff, Baalspfaff, Pestpfaff, wo ist Elias, haut ihn in Stücken. —

Weiber deuteten auf das Mägdlein mit der Fahne und keiften:

„Schwertner Steffi! Schwertner Steffi! Schambst di nit, die tragt 'n Pfaffen die Fahn."

Dagegen grüßten alle, Mann und Frauen, den jungen Händel ehrerbietigst mit abgenommenen Hüten und tiefen Bücklingen, und Sutor, der Altprädikant, der im Hause Händel Lehrer war, tat am Eingang des Marktes, woselbst er mit anderen Predigern das Eintreffen der gefangenen Aufrührer erwartete, eine feierliche Oration: „Gesegnet sei, der da kombt im Namen des Herrn, hier kombt Michael, rufend wer ist wie Gott, führet er die Pestsatanas an der Kette herbei, daß sie sein hoher Vater vor immer in den Abgrund der Hölle verstoße."

Der junge Händel aber achtete nicht auf diese Reden; mit seinem verzürnten Gesicht, seinen wilden, finsteren Augen, die keinen von allen, die vor ihm sich neigten, anblickten oder grüßten, glich er sehr wenig einem Engel Michael; viel eher schien die Jungfrau, die mit erhobenem Banner in ruhiger Würde inmitten der geschmähten Pilger schritt, eine zarte Schwester des glorwürdigen Himmelsfürsten zu sein.

Vor dem Pfefferlischen Hause standen der protestantische Arzt Oserus und die zwei katholischen Ärzte Michelis und Ortner. Sie redeten heftig:

„Es ist unerhört. Er verdient die allerschwerste Straf."

Ortner rief: „Herr Albert, wie habt Ihr das können tun, umb Gottes Himmelswillen. Wißt Ihr, was das bedeutet? Das bedeutet den Todesstoß für die Katholiken in Steyr. Ihr habt uns Katholiken in den Augen unsrer Feind zu einer Rasse von boshaften Dummköpfen gemacht."

Albertus sprach: „Herr Doktor, wir sind alle Gottes und wenn der bedrängte Mensch zu Gott in seiner Not flieht, fehlt ihm nit Verstand, noch ist er in Sünde; wer ihm aber den Weg zu Gott will versperren, der ist in Sünde, sei er Richter oder Kaiser."

Die Menge rundum murrte empört. „Er schimpft den Kaiser."

„Nein," rief eine helle Stimme, „denn der Kaiser hat das schlechte Pestgesetz nit geben."

„Du aa, Dirndl, kannst es aa schon, as Lästern?"

Drohend hob ein evangelischer Bürger seinen Stock gegen das Fahnenmägdlein.

„Schaug liaba rechts umb und schaug, was deiner harrt."

Stephana wandte ihr Haupt, und ein Lächeln spielte über ihre ernsten Züge. Dort ist der Kerker. Soll sie da hinein? in den Grimmordt, wo Kerker seind, die Sonnen und Mond nie bescheinen ... Soll es sein, Gott wird ihr beistehen, soll Gott nur den heiligen Mönch beschirmen und ihr Muetterl trösten.

Der junge Händel, als er die rohe Mannesrede hört, sah gleichfalls nach dem Kerker hinüber und sah dort mit heimlichem Grauen noch etwas andres, das Stephana nicht in acht nahm . . .

Vor dem Grimmordt steht die zweimannshohe, viereckende rote Steinsäul, oben ein Totenkopf, ringsum Schwurfinger, Spielkarten, Würfelbecher in Stein ausgehauen, mitten daran, offenstehend, der gräßliche, eiserne Gürtel, der armen Schelmen, armen Metzen um den Leib zusammengeschlossen wird, wenn sie dort im Angesicht der Stadt stehen. — Und der junge Händel weiß den Punkt im Pestgesetz — wer Leut auffstiftet zur Prozession . . . Und mitten in seinem Zorn wider die Pestrotta und das Mädel fühlt er sein Herz sich umkehren bei dem Gedanken, daß man diese Schönheit, wenn sie ihm gleich sein Schwert heimtückisch mit dem Bengel zerbrach, da hinaufführen könnte, und daß man ihr würde den greulichen Eisengürtel —

Pfui, nein; das nimmer, das tut sein Vater nit, denn sie ist eine schlimme papistische Katz, alles Böse gönnt er ihr, aber eine schlechte Dirn ist sie nit, und nur Dirnen müssen da oben stehen.

Langsam durch das andrängende Volk und unter riesigem Gelärm und Geschrei ist nun die elende Betschar bis vors Rathaus kommen.

Und Joachim Heinrich, der junge, hat sich, als er in die Nacht hinausträumte, im Wald ober Dambach, schon gesehen mit gebundenen Mordgesellen ankommen und zum Vater stürmen und den in Rebellenblut getauchten Stahl Branaulieu-Chaffardins vor ihm senken. — Aber wie anders rückt er in Wirklichkeit an.

Er stieg nicht vom Pferde, er gab einem Schützen den Auftrag, zu seinem Vater auf den Ratssaal zu gehen und ihm zu melden, daß die Prozession abgefangen sei — zweieinhalb Mann, hundert Weiber . . . und . . . und das Mädel. Mächtig tapfere Aktion.

Der Richter von Steyr saß im Großen Rat, kortegiert von allen zwölf Räten und achtzehn Genannten, in seinem schwarzen spanischen Prachtgewand und mit der ungeheuren Krause. Das Silberschwert mit Opfern und Flammen, Göttinnen und Larven lag funkensprühend vor ihm auf dem samtverhangenen Tisch, und neben dem Schwert lag offen das Halsrechtbuch und das neue Pestgesetz.

Frühlingsglanz schien in die neue Prunkhalle und vergüldete die geschnitzten Engel, die die Säulen des Gestühls trugen, und zauberten ein bleiches Lächeln auf die Lippen der schönen Philippine und ihres Erzherzoggemachs. Aber das Antlitz des Richters war hart wie Erz und Eisen und dräute über das Haupt einer armen Sünderin, die vor ihm kniete, hinweg, den andern größeren Verbrechern, deren Nahen ihm das Aufrauschen der Volksstimme unten kündete, fürchterlich entgegen.

Die arme Sünderin war ein Mädchen von zwanzig Jahren, eine Kammermagd der Burggräfin, eine Bürgerstochter aus Steyr, evangelischer Konfession.

Sie hatte ihr lediges Kind in der Steyr ertränkt und war bei dieser schweren Tat betreten und gefangen worden. Bitterlich weinend hatte sie ihre Sünde gestanden, jedoch beteuert, es sei in Unsinnigkeit geschehen. Es waren die Zeugen angehört worden, und nun sah die Armselige dem Spruch des mächtigen Herrn zitternd entgegen.

So furchtbar er erschien in seiner Herrlichkeit, so hatte er sie doch ruhig und fast gütig behandelt, daß Hoffnung für ihr noch so junges Leben in ihr aufzukeimen begann.

„Hastu," fragte er jetzt, etwas zu ihr sich beugend, daß die andern Herrn nicht alles hören sollten, „als du es vor sicher wußtest, daß du würdest eine Mutter sein, schon gedacht, das arme Weslein umzubringen?"

„Nein — nein," beteuerte sie. „Ich habe es ja gar nit gewußt, ich war dumm und hab gar nichts gedacht, und es auch nit töten wollen, gestrenger Herr, Gott weiß es."

Er blickte über sie weg nach dem Fenster. Sie meinte, er denkt dem nach, daß sie gelogen habe, denn gelogen hat sie, und erbebt in ihrem schuldigen Herzen.

Aber er denkt dem nach, wie er heunt zu frühe den Berg hinaufstieg und die Kirche schloß. Seit 1600 hatte er die Kirche nicht gesehn; mit ihren schandlichen Bildern, ihrem papistischen Affenschmuck sah sie ihn an, verflucht und dennoch herrlich, wie eine geschändete Königin.

Und er legte die Siegel an und freute sich, daß der Götzenort zerstört ist, und schwor, es soll die geschändete Königin schon zu Ostern eine neue Krone tragen. Die Säulen, Strebepfeiler, die Grüfte, die Kanzel, alles soll neugestaltet werden, in buntem Glanz sollen die Fenster leuchten und ein herrlicher, hoher Altar sich erheben — dem teutschen, unserm Gott.

Die Räte sahen ihn an, wie er mit finstern Brauen sann. Er sah wieder auf die Sünderin herab und fragte:

„Du hast den Namen dessen, dem zu sehr geglaubt und der dich verderbt hat, nicht genannt."

Sie sagte zitternd: „Es war ein Bürger von Waidhofen, Herr, i woaß den Nam, i will ihn aber nit verschimpfen, aber er ist alle Tag zu mir komben, auch dreimal im Tag, und alles mögliche hat er mir versprochen, wenn ich ihn erhöre, und mich bestürmt, und das war mein Verderb."

Dumpf rauschte und brandete unten auf dem Platze das Volk. Händel zuckte, seine Nüstern blähten sich, und seine Hand faßte krallenhaft in den samtnen Tischteppich. Sie komben, sie komben. —

Vom bleigefaßten Glase abgeschwächt, aber doch deutlich hört man Geheul: „Pestvögel — Pestvögel."

Und schon ging die Tür auf. Ein Steyrer Schütz, groß wie ein Baum, stand an der Schwelle.

„Gnädigster Herr Richter von Steyr, der Leutenant Händel lässet Post schicken, er habe die Prozession hereingebracht, seind unten."

Wie eines wilden Panthers blitzten Händels Augen.

„Ich lasse ihm danken. Er soll mir die Rädelsführer unverzüglich heraufbringen, er persönlich. Warumb schickt er dich? — Ist die Kreuzmenge sehr groß?

„Nit absunderlich, Herr Richter, bei hundert Leut," sagte ehrerbietig der Schütz.

„Die soll er lassen unten im Hof warten. Die Herren sehen," wandte er sich an den Rat, „daß es ist, wie ich sage. Es wollten einige aus Euch nit glauben, daß ein Mann in Steyr könne so frech und bösartig sein. Nun, es ist doch. Hundert Leut! Diese Papisten sind zu allem fähig."

Er blätterte im Pestgesetz, zugleich mit glastenden Augen die Tür bewachend. Auf die Mörderin, die noch immer kniete und an ihren pauschigen Ärmeln zupfte, schien er vergessen zu haben.

Die Räte murrten dumpf: „Bagage. Ja, es ist wahr. Wenn eine Schandtat wider die Ordnung geschieht, sind's zuletzt allweg die Papisten." Leonhard Radelmayr war bleich und paßte seine beiden Hände in unruhigem Spiel aneinander. Ja, die Papisten müssend es immer sein, wie die Christen im alten Rom, die sogar Rom sollen angezunden haben — weil es Nero wollte. Herr Gott — nun kombt das Letzte — warumb schliefen wir so lange Zeit, wir wußten Gott nit Dank, daß er uns den Albert gab, und jetzt nimmt er uns ihn wieder; wir können zugrunde gehen. —

Händel stand jetzt auf in seiner Pracht und schritt durch den Saal und warf einen flüchtigen Blick auf die Mörderin und sagte ihr: „Steh auf, bis ich zum Urteil sitze." — Dann öffnete er die Tür des Nebengelasses, wo in Wahlen die Räte vor dem Skrutinium zu warten pflegen, und rief hinein: „Die Herren Pest-Kommissarien." Sie kamen sogleich herein, die meisten waren Blutsverwandte des Richters; Berthold von Pyrach war dabei, unter der ganzen grimmigen Gesellschaft im Saal der einzige, dem die Pest und die Papisten die gute Laune nicht verdorben hatten. Er war soeben den anderen Kommissarien in die Haar gefahren, weil sie sagten, der Wein schade in der Pest. Er aber behauptete, daß sonderbar der alte Tokayer ein Mittel gegen die Pest, Flecken, Bräune und alle Siechtumb sei.

Der Senior des Hauses Händel, Wolfgang, Herr zu Aichet, war auch unter den Kommissarien. Er stützte sich links auf den Arm eines Kammerdieners und rechts auf einen Stock, alles erhob sich vor dem Greise, und zwei Ratsherren brachten ihm einen bequemen, gepolsterten Stuhl.

Die Sitze der Kommissarien waren rechts vom Gestühl, die der Große Rat einnahm. Der alte Herr Wolfgang, als er sich gesetzt hatte, sah im Saale herum und deutete mit dem Stock auf die Armsünderin und fragte leise:

„Wer ist dies?"

„Ich glaube, es ist eine Kindsmörderin," erwiderte Michael Händel. Berthold strich sich den Bart nach aufwärts und lachte: „Ja, ja, ein kleines L . . .; die hat's nötig, daß sie Moschen an die Zöpf hat."

Der Richter war an seinen Platz zurückgekehrt. Da saß er königlich, die Hand mit dem Ringe auf dem Pestgesetz. „Die Herren Kommissarien wissen was jetzt zu Spruch gelangt?"

„Ja woll," sagt Berthold, „die Tummen werden nia gar. Wollen hoffen, daß dieser Albert nur a gschupfter [1]) Schnaster is und kein Böswicht..." „Böswicht ist er," sagt Händel hart. Seine Hand fieberte auf dem Pestgesetz. Hundert Leut, schmählich. Hundert, die auszogen, seine Macht zu verspotten, unerhört! Vom Hof wogte schwaches Summen herüber. Da seind sie beisamme, die Schildbürger, Brut, Bagage! Ha! Aber jetzt. Endlichen! Er ließ lang warten —

Da ist Heinrich.

„Jessas, der Bua!" brummte Berthold froh. „Griaß di Gott Heinrich! zwider sammer [2]), was is denn passiert?"

Mit finsterer Stirn, niemanden beachtend und kaum merklich die Grüße, die ihm von allen Seiten zugerufen wurden, erwidernd, trat der junge Händel in den Saal, den befiederten Sturmhut in der Hand, das Schwert, Knechtesschwert, an der Hüfte. Mit kriegsmäßigem Schritt geht er auf seinen Vater zu, senkt vor ihm die Wehr und spricht:

„Ich habe die Prozession bei Dambach aufgehoben, wie Ihr befahlt. Die Kreuzmenge ist unten. Hier ist der Mönch und die Frauensperson, die sich dabei herfürgetan haben."

Mit der Hand macht er eine Bewegung gegen die Tür hin, ohne jedoch umzuschauen.

„Gut! Ich danke dir. Du hast deine Sache rasch und trefflich geschaffen," sprach Händel in fast zärtlichem Ton zu seinem Sohn, stand auf, ihm die Achsel zu klopfen, zugleich maß er mit hartem Blick die beiden Schuldigen; sie standen an der Schwelle, von zwei Schützen bewacht.

„Kombt voran, ihr zweene dort!" befahl der Richter.

Der Mönch ging ruhig etliche Schritte vor und blieb stehen. Links von ihm schritt das Mädchen. Ihre Fahne hatte sie unter dem ältesten der Pilgram in Hut gegeben, und nun ruhen ihre Hände mädchenhaft sittsam ineinandergelegt unter ihrem Busen, den ein gefältetes Tuch dicht einhüllt. Unbefangen schweift ihr dunkelblaues, leuchtendes Auge durch den Saal und begegnet furchtlos dem schreckerregenden Drohblick des Richters. Aller Augen ruhen auf ihr. Schön ist sie, die Papistin!

„Skandal, die ist ja noch ein Kind. Kinder hetzens auf. Das sind alles die Münch," knurrte Berthold.

„Mönch Albert, dich kenn ich gut," dröhnte Händels des Richters Stimme haßerfüllt dem bleichen Priester entgegen.

„Du hast oft genug und noch gestern mir ins Angesicht deine römischen Insulten gespien. Dies ist die würdige Krone deiner schmählichen Verhetzung der Armen, du Volksverführer. — Du Weibsbild bist die Stephana Schwertner aus Steyrdorf, wie?"

Das Mädchen sagte leise: „Ja; aber der Herr Pater ist das nit, was Ihr sagt," fügte sie fest bei.

„Ihr werdet beide Euren Spruch bekomben, wenn dieses Mädchen," Händel deutete auf die Kindsmörderin, „verhört und geurteilt ist."

[1]) verrrückt. [2]) schlechter Laune sind wir.

Die Armsünderin faltete mit einem wimmernden Laut die Hände.

„Solange werdet Ihr hier stehn und warten.

Leutnant Händel, dir mute ich nicht zu, deine Zeit hier anzubauen, auch tut deine Hand unten not, ich befehle, solang ich hier zu Gericht sitze, das Rathaus in deine Hut, achte mir besonders, daß die Papisten nicht Störung machen. Eines, was ich von dir wissen muß, sollst du mir aber gleich jetzt hier sagen, nämlich: Wie ging es bei der Gefangennahme zu; haben sie sich gewehrt, so ist es Aufruhr."

Joachim Heinrich klammerte die Hand um sein Schwert. Er sah das Mädchen nicht und wollte sie nicht sehen und wußte doch, daß sie in ruhiger Haltung und Würde dastand und ihn, der sie gefangen führte, nicht eines Blickes wert hielt, während die Kröte von Mörderin ihn verstohlen frech bewunderte.

Nun sollte er seinem Vater Red stehen und sollte sagen, daß sich das Mädel tätlich widersetzt hatte, sie würde es teuer büßen.... Unten stand die Schandsäul... Er preßte die Lippen aufeinander, dann sagte er wegwerfend:

„Mit Waffen Widerstand geleistet habend sie nicht."

Der Richter aber fragte wieder:

„Und sunst? Mit aufrührerischen Reden? Sie sehen mir nit aus, wie wenn sie sogleich der höheren Macht sich gefügt hätten."

Der junge Händel lächelte spöttisch vor sich hin:

„Der Mönch hat geschimpft."

Da fiel ein leichter Schritt zu seiner Linken. Er zuckte zusammen. Es war Stephana. Sie stand neben ihm und sprach ruhig:

„Das ist nicht nach der Wahrheit, Herr."

„Es ist die Wahrheit. Ich lüge nie!" fuhr er auf.

Der Richter herrschte das Mädchen an:

„Was unterstehst du dich, diesem Herrn und Helden, der mein Sohn ist, zu sagen, daß er lüge."

„Er hat dannoch nit die Wahrheit gsagt," gab sie kühn zurück. Sie hat es gar wohl gemerkt, schon beim ersten Worte des bösen ketzerischen Buben, daß dieser im Sinn hatte, dem Priester alle Schuld aufzuladen, und das darf nit sein; seine Wut soll er an ihr auslassen, gegen *sie* losstechen, der Ketzer, aber den heiligen Mann läßt sie nit verleumden, nein.

„Ihr sagt, der Priester hat geschimpft, *Ihr* habt geschimpft!" rief sie mit ihrer hellen, halb kindlichen, halb jungfräulichen Stimme. „*Ihr* habt geschimpft und ihn gehöhnt, und er hat sich nur gegen Euch verteidigt. Und Ihr habt ihn mit Euerm Schwert angriffen, der Euch nix tan hat und keine Waffe hätt, er hat sich nit gewehrt, wohl aber bin ich wider Euch mit der Fahn losgangen. Warum sagt Ihr das nit?"

„Wie?" fuhr Händel der Richter sie an. „Du hast dich tätlich widersetzt, meinem Sohn, du hast es *gewagt*, du Kreatur?"

„Ja!" sprach sie laut.

„Heinrich, warum hast du mir das nicht gesagt?"

Der sah wild um sich, ein Wetter stieg zwischen seinen jungen Brauen auf. Ha, Revanche! Wo ist sie? Keine. Davor noch einmal schimpflich

geschlagen von der Papistin; nun hängt sie ihm noch an, er sei ein Schelm und sage, was nit wahr.

„Bin ich ein altes Weib, daß ich Euch jeden Kletzen klatschen soll?" begehrte er auf.

„Ja, du bist mit der Fahn wider mich gerannt!" schrie er plötzlich wutentbrannt, gegen das Mädchen sich kehrend. Da lachte das Teufelsmädel, papistische, auf, wie ein Lachtäublein mitten unter Raubgevögel.

Berthold der Alte hat sich aus der Reih der Kommissär etwas vorgeschoben, und sein borstiger Mund schmunzelt, und er murmelt: „Kinter, Kinter, nöt raffen." Seind ja wirklich noch zwei Kinder, und er mueß ein Scherg sein und sie mueß da im Gericht stehen, ist hart das. —

„Du hast mich angerannt und mir das Schwert zerschmissen. Meinstu, daß mir das was macht — von dir?" stampfte der junge Ritter. „Meinst du, daß ich das vor einen tätlichen oder mörderlichen Widerstand halte, den ich mueß anzeigen. Da lach ich nur — und wenn ich auch jetzt muß eines Knechts Schwert tragen." Er rüttelte wütend an dem Greul von Fußbeißer; sie lächelte leise.

„Du kannst mir, papistische Zott, nicht an, weder tätlich, noch mit deiner Zungen, aber das sage ich dir, gelogen habe ich nicht, nia; ja, ich hab geschändet, aber der Pfaff hat auch geschändet, wer der erst war, ist Gott wissend, aber Lügner schilt du einen anderen.

Jetzt gehe ich. Mit einem Weib mich zu streiten, dazu bin ich mir zu gut."

Er reckte seine schlanke Gestalt zu ihrer ganzen gebieterischen Höhe, warf dem Mädchen einen sprühenden Blick zu und stampfte aus dem Saal.

„Unerhört! Das muß sich ein Händel von einer Kellnerin in unsrem Stadthaus gefallen lassen!" redeten zornig die Räte.

„Ruhig, meine Herren!"

Des Richters Antlitz ist Nacht und Wetter, doch sein Mund lacht:

„Mein Sohn hat recht, beschimpfen kann ihn ein solches Mensch nicht. Übrigens wird sie auch für diese Frechheit ohne Straf nit bleiben."

„Tretet zurück, ihr zwei! Bleibt dort stehen!" herrschte er das Mädchen und den Priester an. „Schützen, bewacht die zwei strafmäßigen Leute gut, bis ich sie aufrufe."

„Stephana," sprach Albertus leise tadelnd, „du hättest den Ritter fürhin nit reizen sollen.

„Ich mag aber die Wahrheit nit vertun lassen!" entgegnete sie und sah ihn bittend an. Viele Männer im Saale sahen auf sie, während der Richter sich wieder der Mörderin zukehrte.

„Ich weiß, mein Kind. Du hast aber mir zuliebe", des Priesters Stimme ward noch leiser, „diesem Menschen auch etwas Ungerechts gesagt, nämlich er hätt ohne einen Ungrund sein Schwert gezogen. Nein, mein Kind. Ich habe auch gescholten, und zuerst! Und das läßt sich ein solcher Mensch nicht bieten."

Stephana ließ den Kopf hängen. Also nit zufrieden ist er wieder. O, das ist ihr viel leid.

Der Richter sah auf die Sünderin nieder, die wieder auf die Knie gesunken war, jeweils sandte er einen eisigen, dräuenden Blick dem Mönch und dem Mägdlein zu, die da, auf Vernehmung harrend, standen.

„Gertrud Katzengruberin, du hast mir, will ich hoffen, in Wahrheit alles, was zu wissen notwendig ist, gestanden und nichts verborgen. Nun sollt du mir noch sagen, ob der Mann, welcher der Vater deines unglücklichen Kindes war, dir vor diesem die Ehe versprochen und dann erst sein Wort gebrochen hat, oder ob von einer Ehe zwischen euch nia gehandelt worden."

„Hör jetzt nit zu, Steffi, was diese redet," sagte Albertus halblaut im gebietenden Tone, den er im Beichtstuhl hin und wieder brauchte.

Das Mägdlein hatte mit ihren mitleidigen Kindesblicken die Armsünderin betrachtet und fragte:

„Warumb denn nit? Wer ist sie?"

„Ich weiß es nit, aber sie ist den bösen Gelegenheiten nachgelaufen, und das zu hören ist für dich nit nötig."

Er suchte aus seinem Brevier einen Zettel mit Druck heraus und gab ihn ihr. „Das lies," sagte er, „damit du nit Zeit lang hast." Es war auf dem Zettel das Grab des heiligen Berthold von Engeln bewacht zu sehen, und die Geschichte von der Heilung des besessenen Bauern Rudolf stand in Reimen darunter.

Stephana las gehorsam.

Die Räte hatten zum Teil gehört, was der Mönch gesprochen hatte, und Madlseder griente:

„Sind das zarte Gewissen."

Der Richter lachte verschmähend über das Haupt der Gertrud Katzengruber hinweg.

„Jawol. Sehr zarte Gewissen. Mücken seihen, Kamele schlucken."

„Er hat mir die Ehe versprochen. Gott weiß es, gestrenger Herr," sagte, die Hand an ihr Herz drückend, Gertrud. „Noch am Thomastag hat er mir es gesagt, Traudl, es werdent die Veigerln nit blühend sein, werde ich dich in Schuelkirch führen, ich, dein Treuliebster, und wir werden Mann und Weib in Ehren sein."

„Und also belog er dich," sprach mit dumpfer, tiefer Stimme der Richter. „Ein sauberer Treuliebster."

„Herr gestrenger Richter, belogen i moa nöt. Er hat es damals woll so gemeint," richtete das Mädchen ihr tränenüberströmtes Gesicht empor. „Er hat mich geliebt, er hat es wirklich im Sinn gehabt, glaubt mir, Herr, aber andere Madeln habend ihm agredt nachher, daß er sein Wort nit gehalten hat."

„Meinstu, armes Kind." Händel richtete plötzlich seinen Blick, der wie ein Dolch schneidet, auf Stephana und herrschte:

„Du Papistin dort! Da höre zu."

Sie zuckte leicht zusammen, reichte das Blatt dem Pater und fragte mit ihrer kindlichen Stimme unbefangen:

„Schaffen?"

„Höre zu, was diese arme Magd hier sagt. Die hat ein Verführer betrogen, daß sie nun im tiefsten Elend liegt, und diesen ihren Verderber will sie einer Lüge nit zeihen. Und du, giftige Lästerzunge, hast fürhin einen der besten Ritter zu Steyr, den der Kaiser selbst ehrte, meinen Sohn, der Lüge geziehen, aus purem bösem Willen und aus Haß wider uns, eure Herren, die ihr papistisches Gesinde verleumdet, wo ihr könnt. Schäme dich, mit deiner Fahn und Betbuch und allem deinem frombem Kram, vor einer Sünderin, die die wahre Nächstenliebe besser kennt als du."

Stephana bewegte die Lippen, doch ohne ein Wort zu sprechen, da der Pater ihr mit einem strengen Blick Schweigen gebot. Seine Angst um sie und ihr Geschick stieg immer höher, je länger er den furchtbaren Mann, in dessen Hände er und sie jetzt gegeben sind, und sein haßerfülltes Gebaren sieht und anhört, und schon beginnt er, sich bittere Vorwürfe zu machen, daß er sie, die die Welt so wenig kennt, in einer so groß gefährlichen Sache nicht dringender auf das mögliche verhängnisvolle Ende hingewiesen hat.

Händel richtete noch einige Fragen an die Kindesmörderin, die diese zitternd beantwortete. Dann las er das Protokoll des Ratsschreibers durch, und ohne eine Abstimmung vorzunehmen, stand er auf und der ganze Rat mit ihm und er sprach:

„Das Leben ist heilig. Du armes Mädchen, die du hier zu unsern Füßen liegst und deine Sünde beweinst und den schändlichen Betrüger in letzter frommer Scham, die dem Weibe geben ist, nit der Lüge zeihen willst, hast in einer Stund, da du vor Schmerz und Schreck und Schande deiner Sinne nit mächtig warst, dies Gebot vergessen; dein armes Kind ist dahin, und von einer Stunde leichtsinniger Lust ist dir ein ganzes Leben voll Jammer und Verzweiflung blieben. — Es war eine Zeit, das war zur Zeit der papistischen Greul, da hat man Mägde, die solche Tat begingen, lebendig eingegraben und ihnen einen Pfahl durchs bebende Herz gerannt, wie es der Apollonia Schreinhuberin geschah."

Die Armsünderin stieß einen gellenden Schrei aus.

Unter den Räten murrte entrüstet einer: „Apollonia Schreinhuber ist vom protestantischen Richter Adam Pfefferl gericht worden, müssend wir alle Sündlast tragen, die je in Steyr geschah?" Es war Radelmayer, das Herz quoll ihm empor vor Schmerz. Das ist der gerechte Richter von Steyr, der, der lügt, noch viel frecher als sein Bankert . . ."

Händel fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Geben war das Greulgebot von Katholiken, und leider bestand es auch noch — wie mancher alte Modus — unter der späteren evangelischen Herrschaft. Ich habe es aber aus dem Gesetz, wie ich dasselbe handhabe, ausschieden, weil es unmenschlich ist. — Es seind etlich Jahr, da wurde die letzte Kindesmörderin am Steinfeld gerichtet und der Rat war equitando dabei. Da hörte ich mit Weh und Trauer ihren letzten Schrei „mich richtet ihr, ihn lasset ihr ledig." Als der Ratsschreiber das Urtel las, floß ihm das Blut so stark von der Nasen, daß er innehalten mußte, da rief alles Volk, sie ist unschuldig. Damals, als sie nach einem Fehlschlag des Beiles starb, habe

ich mir gelobt, werde ich je Richter und stünde so ein armes Weib zu meinen Gnaden, die nicht aus Haß, sundern aus zu großer Liebe in tiefste Not kam, so würde ich mild sein wie Christus mit Magdalena und sie schonen, soweit es an Hand des Gesetzes möglich ist. Dessen will ich heute gedenken.

So hart in vielem das bestehende Carolinische Gesetz ist, lässet es doch zu, daß der Richter linder strafe, wenn eine solche Unglückselige gar jung und unerfahren war, als sie ihre Tat vollbrachte; oder wenn sie für großem Schmerz und Wahnsinnigkeit nit wußte, was sie tat.

Gertrud hier ist jung, etliche Monat über 20 Jahre bloß, und wie sie mir sagte, auch durch Zeugenschaft erhart ist, war sie an dem Tage, da sie ihre Tat beging, beinah von Sinnen vor Schmerz und Schande. Sie hat uns auch gesagt, daß sie nicht einmal weiß, wie es geschehen ist, und ob sie es in die Steyr mörderisch geworfen hat, oder ob es ihr aus der schwachen Hand geglitten.

Also bin ich, Richter von Steyr, nach dem geschriebenen Rechte im Rechte, wenn ich diese unglückliche Magd hier nicht aufs strengste, sondern mild strafe. — Muß ich sie strafen? Es gibt noch ein andres Gesetz als die Carolina. — Der, nach dem wir evangelische teutsche Christen uns nennen, Christus unser Herr, hat armen irrenden Frauen nicht einmal, sondern dreimal, so steht es in der Bibel geschrieben, in Milde vergeben. Denn als die Ältesten die Ehebrecherin vor ihn führten, da sprach er: ‚Wer unter uns von Sünde frei ist, werfe den ersten Stein auf sie.‘ Zu Magdalena aber sprach er: ‚Deine Sünden sind dir vergeben. Ihr wird viel vergeben, weil sie viel geliebt hat.‘

Mit diesem Worte will ich, der Richter von Steyr, heunt das Urteil über dich, Gertrud Katzengruber sprechen:

Dir sei vergeben, was du in Unverstand, in deinem Wahnwitz des Schmerzes und in der Not deiner verlassensten Stunde begangen hast. — Geh hin und sündige nicht mehr. — Du bist frei.“

Das Burgmägdlein war während der gewaltigen Rede, die durch den Saal schütterte und in aller Herzen drang, elend und immer elender beisammengekauert und hatte auf ewigen Kerker als höchste Gnade gewartet. Doch als die letzten Worte nicht donnerhaft, sondern ruhig und fast zart an ihr Ohr trafen, gehe hin, du bist frei — schnellte sie auf, rannte an den samtverhangenen Tisch, stürzte da nieder, mit der Stirn den Boden küssend; ihre blau gebänderten Zöpfe fielen über den Schuh des Richters, und mit den dünnen Händchen umkrallte sie seinen Fuß und drückte so glühende Küsse darauf, daß er sie durch den Korduanschuh und den dicken seidenen Brabanterstrumpf spürte. Er ließ lässig seine Rechte auf den Blondkopf Gertruds fallen und sah zugleich im Saal herum, wie die Herren sich zu diesem Spruch, den er ohne ihre Zustimmung gefällt hatte, verhielten. Die meisten trugen Rührung zur Schau, nur der Radelmayer verzog die Lippen geringschätzig lächelnd, und Berthold murmelte: „Brueder, Brueder, heunt warstu zu gut. Die geht aufs Jahr her und bringt wieder eins umb.“

Der Mönch stand in schweren Gedanken. Tiefe Falten gruben sich in seine bleiche Stirn; seine hageren Hände suchten das Kreuz seines Rosenkranzes.

Sieh, Antichristus! Ein Fratzenbild von Christus und Magdalena! Satanischer Mann, der du die abgefeimte Buhlerin mit dem frechen Dirnengesicht als verführte Unschuld aller Strafen ledig sprichst, du wirst mit dem Fuß auf die wahre Unschuld, die jetzt deines Gerichtes harrt, treten.

Arme, arme Stephana! —

Als jetzt die Mörderin frohlockend davonlief, lächelte das fromme Kind ihr zu, denn es hatte Mitleid mit ihr und freute sich, daß sie nit sterben mußte. Und als der Richter jetzt gebieterisch vor seinem Prunkstuhle rief:

„Der Führer der verbotenen papistischen Prozession und seine Helferin vortreten! Jetzt ist die Reih an euch!" ging sie leicht und fast fröhlich durch den Saal, an den Platz, den eben noch die Schändliche eingenommen hatte.

Des Mönchen Schritte fielen schwer neben ihr, düster war sein Blick, sein Atem ging mühsam. — Sie denkt: Viel müd ist er, und keinen Trunk hätt er getan so lang, und Mitleid zittert in ihrem frommen Herzlein, aber nicht der Schatten einer Furcht.

Sie stunden beide vor dem Richter abermal, der Mönch rechts von ihr. Stephana sah den Richter groß an und dachte jetzt, er und sein Sohn haben die gleichen wilden Augen und die Augenbogen pechschwarz und schräg, wie die Satanas, beide gleich. Sie lächelt.

Der Richter maß einen Augenblick schweigend und unbeweglich das Mädchen und den Mönch. Nur seine Hand mit dem grünen Stein spielte unruhig, die Sonne schien grell auf den Ring, ein grüner Feuerstrahl sprang aus dem Ringe und wie ein Homunkulus im Saale herum.

Der Richter wandte sich zuerst an den Mönch; und so ruhig und fast weich der Klang seiner Rede, als er die Dirne verhörte, war, so eisenhart und kalt hörte sie sich jetzo an:

„Mönch Albert aus Garsten, der schon zu mehrenmalen durch Hetzreden und Schmähpredigten sich in Steyr hat herfürgetan, gib uns dein Alter, Eltern, Geburtsort an; Symprecht, schreib alles nieder."

„Ich bin aus Karthaus in Tirol bürtig, dreißig Jahre alt und Profeß vom Stift Lambach, jetzt Hospitant in Garsten."

„Du machst diesen beiden Klöstern große Ehre. — Du hast, nachdem du ein ganzes Jahr auf der Kanzel geschändet und gelästert hast, und ich es ruhig ansah, nun im Augenblick der allerhöchsten Gefahr das Gesetz, das ich zum Schutze Steyrs vor der Pest erließ, frech übertreten, hast, da ich alle Prozessionen strengstens untersagte und du bei der Verkündigung des Gesetzes beiwesend warst, eine Prozession angezettelt, und zwar ins Pestgebiet, nach Weng im Admontischen und hast zu dieser Büberei auch andere aufgestiftet, wobei dir dieses Mädel hier behilflich war. — Gibst du alles dieses zu?"

Albert stand hochaufgerichtet, er hielt die Hände in den Ärmeln seines Ordensgewandes und sah dem Richter voll ins Auge, als er laut erwiderte:

„Die Tatsache gebe ich zu, ich habe eine Prozession nach Weng, dem großen Pestheiligtum, führen wollen und zwar in Kenntnis, daß Ihr, Herr, uns Katholiken alle äußerliche Betätigung unsres Glaubens durch ein Gesetz untersagt.

Ich habe keine Büberei verübt. Wenn göttliches und menschliches Gesetz sich im Raume stoßen, so folgt, wer aus Gott ist, dem göttlichen Gesetz."

Es war totenstill im Saale. Stephanas Busen hob sich unter zitterndem, bewunderndem Atmen. O schön! Wie ein Engel spricht er. O dieser böse Richter kann ihm nia nit an, nein! Schöner spräche selbst der Heiland nit.

Händel sprach:

„Den Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Gesetz, den du jetzt, dich zu retten, erfindest, gebe ich nicht zu. Ist die Obrigkeit gerecht, so ist ihr Gesetz gleich göttlichem Gesetz. Paulus spricht, der Obrigkeit ist das Schwert von Gott gegeben. Ist in deinen Augen, du blinder Scholastiker, ein Gesetz schlecht, wenn es die Leibeswohlfahrt bedenkt und irdische Güter schützt? Freilich wohl, laut Eurer verrotteten Moral müssen die Leiber zuerst verkommen, damit die Seelen durch das katholische Ablaßgeld können selig werden."

„Ihr verleumdet," sprach der Priester ruhig. „So halten wir es nicht. Aber wir sagen: Zuerst die Seele und was ihr not, und dann soll des Leibes Wohlfahrt nit vergessen sein. Euer Gesetz aber bestand darin, daß ihr den Seelen das Brot abbracht; daß ihr zwischen Gott und die leidenden Menschen euch gestellt habt und verbieten wolltet, was Gott gebeut. Befehlt dem Maien, daß er soll keine Blüten haben, und dem Winter, daß er keinen Schnee bringe; fangt die Sonne in eine Kammer ein, und laßt die Welt dunkel werden; gebt dem Blitz ein Haus, da er auf Euren Befehl wohne und nicht zünden dürfe; ebenso unsinnig ist es, wenn Ihr, ein sterblicher Mensch, wollt zwischen Gott, dem ewigen Herrn alles Erschaffenen, und die Menschheit Euch stellen, deren Sehnsucht zu Gott drängt, wie das Kind zur Mutterbrust, wie das Lamm zur Weide, wie der Strom zum Weltmeer."

Aus dem schwarzen Kreis der Räte rief einer vom Jungen Rat höhnisch:

„Jesus, das seind viel Wort umb einen Kreuzer."

Händel lächelte kühl; doch Wut sprühte aus seinem Blick.

„Was soll dieser Galimatias, was haben Sonne, Blitz, Mutterbrust und dein ganzes Gered mit meinem Pestgesetz zu tun? Was faselst du von Schranken zwischen Gott und Menschen, die mein Pestgesetz, das eine kontagiöse Kirche schließt und verderblichen Umzügen wehrt, soll aufgerichtet haben? Setze du dich in eine Stadt und verwahre sie vor der Pest und laß Tausende über den verwesenden Toten im Leichendunst beten und andere Tausende auf schlechten Wegen, bei elender Atzung und schlechtem Trunk in unsaubere oder gar versenchte Krähwinkel, des Gebets zu pflegen, fahren; ich wünsche Glück der Stadt, die du regierst, und den Seelen, die du errettest."

Albertus rief, indes sein bleiches Gesicht sich dunkel färbte, und die hagern Hände in den Ärmeln zuckten:

„Ihr wißt sehr gut, daß, will man einen Staat regieren, die Bildung eines Mönchen nicht genug ist; aber bei Gott: es hat katholische Stadtrichter von Steyr geben, die habend für Steyr eben alsoviel getan als Ihr . . .

Es gibt gewiß unter uns ihrer, die verachten den Leib und was des sterblichen Leibes ist und streben nur nach den ewigen, als den einzig wünschens-

werten Gütern. Aber dies ist nit Gebot. — Aber es gibt Widersacher der Lehre Christi, die verachten die Seele und bauen dem Leib und der Zeitlichkeit einen Altar, wie einst die verführten Israeliten dem güldenen Kalb, das Moses zerschlug. Schlechter aber ist es, nur dem Leib und seinen Lüsten zu fröhnen, als ihn mit Füßen treten umb der Seele willen. Christus hat gesagt: Suchet zuerst das Reich Gottes, alles andere wird euch hinzugegeben werden."

Wieder war es still, Nadelmayer sprach in Ehrfurcht vor sich hin: „Mann Gottes, du sprichst wahr."

Man sah auch unter den evangelischen Herren ernste, lauschende Mienen.

Doch mit schneidendem Hohn sprach Händel zu jenem, der vor ihm wie Stephanus vor dem Hohen Rate stand:

„Evviva das goldene Kalb. Das wurmt euch, ihr Faulenzer, daß wir mit unsrem Fleiße und unsrer zähen Kraft es zu Gütern brachten, die ihr nit habt, außer sie springen aus dem Ablaßkasten ... Ist das Reich Gottes im Pestnest? Muß es in Weng gesucht werden? Es ist überall, wo echte, treue und wahre Christen beten. Wo zwei oder drei beisamb sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Dein langes Gesalbader anzuhören, gehört Geduld dazu. Du bist hier, nit zu predigen, sundern umb dich vor deinem Richter zu verantworten.

Das Gesetz stand, ich, der ich hier an Kaisers Statt Recht zu sprechen befugt bin, habe es geben, und du hast es mit Füßen getreten. Verantworte dich mit einem Grund, den ich gelten lassen kann, und sprich nit wie ein Klatschweib von Titius und Cajus, statt zur Sache."

Albertus, der Mönch, sprach mit stolz erhobener Stirn und großer Stimme, da kam dem Richter ein Erinnern wie der Blitz an jenen kampfstarken Greis, den er hatte vor drei Monden sterben gesehen, auf der Asche, die seiner Kirche ein Zeichen war.

„Ich verantworte mich damit, Herr, daß Euer Gesetz nit ist, wofür Ihr es ausgebt. Nicht habt Ihr Euer Gesetz geben, die Stadt vor der Pest zu salvieren, sondern Ihr gabet es, umb der katholischen Kirche, die Ihr bis aufs Messer haßt, den Todesstoß zu versetzen, wie Ihr es lange im Plane habt.

Es ist nit wahr, daß die Grüfte unter der Pfarrkirche offen und giftig seind, gestert als ich in der Kirche zum Abschied stund, da habe ich Blumenduft, aber nicht Gräberduft verspürt. Es ist nit wahr, daß eine Betfahrt durch die Lande Verderben bringt, oder das Verderben ist schon ohnehin unterwegs, dann bringt es die Luft, und der Schrei eines Vogels kann es weitertragen.

Euer Gesetz, Herr, ist nicht von Heilsfürsicht, sundern vom Hasse ausgebrütet worden, und unter dieses Beil legen wir unser Haupt freiwillig nit. Euch zu widerstehen, da Ihr uns und unsren Glauben ausgefordert habt, ist unsere Pflicht gewesen, als die Dekrete der römischen Kaiser wider die Christen kamen, da rissen die sanftmütigen Christen solche von den Wänden und ließen sich dann für die Löwen werfen.

Wider Euch, Herr, Klag zu erheben bei Gott unsrem Herrn, und seine Gnade für uns sein bedrücktes Volk anzurufen, wollten wir ausziehen, Ihr

habt uns mit Gewalt gehindert, aber Herr unsre Herzen seind frei, und unser aller Herzen seind jetzt in Weng und beten."

„Meins aa, Herr!" sagte Stephana innig, beugte ihren goldbraun umlockten Kopf auf seine Hand und küßte dieselbe.

Da reckten sich Köpf über Köpfe in weißen Krausen vor, lieblich wie ein Engel sah sie aus in ihrer arglosen, kindlichen Begeisterung.

Der Richter allein sah finster und ungerührt über sie hinweg den Mönch an und rief gebieterisch:

„Ja — sind eure Herzen in Weng? Umb gegen mich Hokuspokus zu treiben? Steckt ihr dort Nadeln in wachserne Männer, daß sie mich stechen sollen? Betet ihr dort Fluchpsalmen, daß mich der Herr Sabaoth mit dem schwarzen Tode schlagen soll? Ihr Heuchler, ihr scheinheilige Brut! Jetzt hastu dich bei einem Haar verraten. Du behaupteste, ich gebe mein Gesetz aus Haß. Und wenn! Christus hat seiner Gesetze viel auch aus Haß gegeben, nämlich aus Haß des unvollkommenen Glaubens — damals hieß dieser Synagoge, heute heißt er Papsttum. Ja," donnerte er und schmetterte seine Faust auf den Tisch, und von seinem Ring sprühten Funken und wie ein grüner Teufel schoß der Homunkulus toll über die Saaldecke. „Aus Mannshaß wider die Schandkirche habe ich ediziert und werde ich edizieren, und sterben **muß** sie, ich habe es gelobt. Haß wider Haß, hasset Ihr mich und mein Werk etwan *nicht*? Verstellt Euch nicht, Ihr haßt mich, mein Werk und das viele Gute, das ich Steyr tat, ist Euch ein Dorn im Auge. — Mein Pestgesetz, das über allen Glauben hinweg Liebe an dieser Stadt übt, steht als ewiges Wahrzeichen an der Heerstraße der Zeit; die es ehrten, haben sich selbst, nicht mich geehrt; die es bespeien, haben sich selbst angespieen. Amen!

Schandmönch, der du deine erlöschende und verwesende Kirche wie einst dein Herr zu heilen meinst, indem du das siegreiche neue Glaubenspalladium mit deinem Geifer besudelst, ich lache dein; ich könnte dich an den Galgen schicken, ich tue es nicht, Schelmenstraf sollst du haben und weiterleben, und meinen Triumph in Steyr ansehen müssen, und dann ersticken an deinem gelben Neid.

Symprecht, lies aus unsrer Pestordnung die Strafe für, der Mensch soll es hören."

Symprecht der Schreiber stand auf und las:

„So einer führet eine Prozession, der soll im Grimmordt in Wasser und Brot und Eisen gefangen liegen, als lang wir es verordnen, und nachher mit Schimpf und Schande aus dem Stadtfrieden weichen."

Albertus stand mit gekreuzten Armen verschmähend da. Aber das Mägdlein rief hell und zitternd:

„Ich *bitte* Herr Richter, es war ich's, ich hab es eingeraten. Ich bitte, daß Ihr mich strafet, nit den hochwürdigen Herrn."

„Sei du still jetzt!" fuhr der Richter sie an. „Du kombst nach ihm daran. Deiner Straf wirst du nit abkommen, sei darob ruhig."

Die Männer im Saal flüsterten. Berthold brummte: „Das armi Kind. Wia der sie mag anghetzt haben, und jetzten will sies auf sich nehmen, a so a zarts Dirnderl wird Prozession anstiften. Jo. Aber, wenns ans Leiden geht, habend Frauna immer mehr Muet als wir Mannsleut."

Stephana sah, daß der Richter nicht hören wollte, da traten Tränen in ihre reinen Augen, Heiland, bat sie fast laut, tu ihn doch erretten, er ist dein treuester Diener auf Erden. Da meldet sich plötzlich, ihr zu helfen und den Mann Gottes zu befreien, ein Bote Gottes in Gestalt des Ratmannes Radelmayer.

Dieser erhob sich von seinem Stuhle und rief: „Herr Richter, mit Gunst, hier ist die Sprach von Verurteilung eines Mönchen. Beliebt es dem Herrn sich zu erindern, daß ein Priester, sei er Weltpriester oder Mönch, nicht kann von einem weltlichen Gericht verurteilt werden. Ich bin hier im Rat der einzige Katholische; Königstorf fehlt und Praunfalk habt ihr ausgeschlossen, aber ich allein erhebe meine Stimme und will es nicht dulden, daß ein Priester hier wider das Privileg seines Standes behandelt wird."

Alles im Saale war in Verwunderung. Radelmayer war sonst ein friedliebender, schweigsamer Mensch, der nur im strengsten Falle das Wort in Sache seiner Partei ergriff. Ihn heute zu mehrerenmalen so entschieden reden zu hören, war neu.

Es war die apostolische Glut Alberts, die hatte auch in diesem Nikodemus eine Stephansseele geweckt.

Händel lächelte geringschätzig.

„Wo ist das Privileg? Legt den Finger darauf. — Steht es im römischen Ritual? Das römische Ritual scheert mich, einen teutschen Richter in Steyr, am Ellbogen!"

„Das Privileg steht in welt- und geistlicher Gesetzesbücherei!" begehrte Radelmayer auf. „Ich bin nicht so bewandert in Schriften wie Ihr . . . aber ich weiß, das Gesetz steht, und ich sage es Euch nochmals, dieser Mönch hier, ein ehrwürdiger und heiliger Mann, wird nicht gleich einem Mordbrenner und Straßenräuber gestraft, solang ich Leben in mir hab. Ich habe es gesagt."

Ein glücklicher Blick Stephanas flog zum Mann, der so kühnes Wort sprach, und ein zartes Dankgebetlein atmet aus ihrem Herzen.

Händel spottete ironisch nach:

„Ich Radelmayer habe es gesagt. Alle Achtung vor Herrn Radelmayers Majestät. Aber ich wiederhole, ein evangelischer Richter, der gesetzgebende und strafende Gewalt besitzt, steckt sein Schwert vor keinem tonsurierten Stänkerer und Giftmischer ein. — Den unsere Gesetze schützen, der beuge sich unserer Gerechtigkeit."

„Ich beuge mich dem Ratschluß Gottes, Eurer Gerechtigkeit mit nichten," ließ jetzt in edler Manneswürde Albert seine mächtige Kanzelstimme schallen. „Herr Radelmayer, Dank für Eure mannhaften, eines katholischen Bürgers würdigen Worte. Ich ruf das Privilegium aber nicht an, dieser verhänge über mich Galgen oder Pranger, ich nehme es hin als Gottes Schluß, und aus meinem Blut möge der geknechteten katholischen Kirche in Steyr Heil und Freiheit erblühen. Desiderio desideravi, mit Sehnsucht habe ich mich schon lange nach dem Tod für Jesu gesehnt."

Radelmayer, noch keuchend vor Erregung, setzte sich nieder.

Händel lächelte sarkastisch: „Aus der Not eine Tugend machen." Aber mit ganz erblaßtem Gesicht und zitterndem Busen stand Stephana da. Der

heilige Priester soll Marter leiden! Und er wills! Er weiset den Schutz des guten Herrn dort zurück! Marter! Galgen und Pranger! Ein Frost schüttelt sie, o nimmer! Der so gut ist! Der so viel für die Seelen in Steyr tat! Und für ihre! Nein, nein, er darf nimmer gemartet sein! Sie muß reden! Sie hat ja noch viel zu sagen! Und der Richter muß sie hören, steht sie denn nit auch hier, umb gerichtet zu werden?"

„Herr, ich bitte, daß Ihr mich endlich anhört!" rief sie. „Der hochwürdige Herr ist nit schuldig, Ihr dürft ihn nit strafen, denn ich habe ihn gebittet, die Prozession zu halten. Strafet mich, aber nit ihn."

„Du hast uns dieses Lied schon ein paarmal gesungen." Händel wandte sich zum Ratschreiber und sagte ihm etwas auf lateinisch.

„Mönch, tritt zurück," fuhr er dann diesen barsch an. Dein Urteil steht bei unsren Gnaden, das Privilegium erkennen wir nicht an.

Jetzt zu dieser Dirne hier und ihrem Anteil an der Schandprozession."

Albert sprach: „Jungfrau, Herr."

Händel sandte ihm einen sprühenden Zornesblick zu und sprach rauh zu Stephana, die vor ihm sittsam stand, ihr weißes Tüchl mit zartem Finger fester anziehend, daß das Prachthaar fast ganz darunter verschwand und fast nichts hervorsah als die reine Stirn und die herrlichen Augen, davor alle Veilchen erbleichen müssen.

„Wie heißt du?"

„Schwertner Stephana."

„Wie alt?"

„Achtzehn Jahr."

„Bürtig von wo?"

„Gottshaus Admont."

„In Steyr seit wann?"

„Im Hirgst seind wir herkommen."

„Hast noch Eltern?"

„Der Vater ist schon gestorben."

Einer der Herren, einer im roten Bart mit einer gröhlenden Stimme, schob sich mit seinem engelverzierten Stuhle ohne aufzustehen etwas nach vorwärts und fragte:

„Ös habts das Wirtshaus zum Hirschen in Steyrdorf, wia?"

Sie blickt sittsam ein wenig herum, von wo die Frage herkam.

„Ja, Herr," sagte sie.

„Ihr habts aa in Admont a Wirtshaus ghabt?" „Ja, Herr!"

„Und das habt ihr verkauft?" fragte der Richter, dem Zwischenfrager einen unfreundlichen Blick zuwerfend.

Stephana nickte. Plötzlich, sie weiß nicht wie's geschieht, ist ihr das Herz schwer um das alt Haus an der Rinn — und schwer ist ihr das Herz, daß sie da im Gericht steht. Ihre Lippen beben. Was wird mit ihr geschehen?

„War das Wirtshaus nit vom Gordan?" fragt Berthold. „Wiari die zwoa Feldstuckel dem Erzherzogen Karl in Person gliefert hab, bin durch Admont komben, beim Gordan einkehrt, Wein war echt, aber sehr leicht,"

wendete er sich an die anderen Herren. Schneid's nit so finstere Gefrißer ös! Arms Hascherlein da. Und du Vetter, so eisenhart und streng — zu hart, zu hart! — „Und also, das Grodanwirtshaus war nit euer?" wiederholte er seine Frage an Stephana.

„Na," sagte sie, „das von Gordan ist das ander, das hat er noch, das unsrig hat jetzt der Wirig."

„Hat euch nixi tragen bald ihr furt seid?" fragte Berthold, seine struppigen roten Brauen zwirbelnd. „Wia?"

„Bald der Vater krank war, ist es uns nit recht guet gangen," erwiderte das Kind. „Sunst wärend wir eh von Admont nit furt . . ." ein Seufzer hob ihre Brust.

„Armitschki," murmelt Berthold, sah seinen mächtigen Gefreund lauernd an. Das Kind ist lieb . . . Geh Joachim . . . Doch keine Miene zuckte im furchterregenden Gesicht des Gewaltherrn, als er das Verhör wieder aufnahm.

„Seit wann kennst du den Menschen dort?" Er deutete auf den Priester.

„Was vor an Menschen?" frug sie zurück, es lag eine schlichte Hoheit im abweisenden Ton ihrer Rede.

„Den Mönch Albert," hob Händel zornig seine Stimme.

„Von Weihnacht her."

„Hastu seine Schimpfpredigten fleißig besucht?"

„Ich war oftmalen in seinen schönen Predigten," erwiderte sie, wie zwei glänzende Sterne waren ihre Augen, wie zwei wilde Dolche seine.

„Und von daher kennstu ihn so gut — oder?"

Sie sah vor sich hin.

„Woher sunst noch?"

Sie sah bang um sich. Soll sie es dem bösen lutherischen Menschen sagen?

„Wirstu antworten!" dräute er.

Aber ja, muntert sie sich auf. Es ist ja nichts Böses.

„Ich gehe zu ihm in die Beicht," sagte sie leis.

Ein Ausdruck verächtlichsten Hohnes, der das schwarzbärtige Gesicht vor ihr verzerrte, ließ sie sich scheu in sich selbst zurückziehen.

Dieser Mann, der die Welt und ihre Schliche gut kennt, aber nie den Wegen Gottes nachdachte, hat von Anfang des Mägdleins zarte Sorge für den Mönch und des Mönches für das Mädchen mit lutherischem Spottblick angeschaut und davon gedacht, was Männer von Welt denken. Und jetzt, bei ihrem Bekenntnis, sie sei Alberts Beichtkind, lacht er innerlich schnöde auf. Was weiß der Stolze von der Liebe Eustochiums zu Hieronymus und Catharinas zu Raimund, der Liebe, die zwei Seelen in Jesus und für Jesus sich finden läßt? — Er lacht schmählich über das Kind, deren Haupt unsichtbar der Glorienschein umschwebt, und denkt: „Also im Beichtstuhl hat sich das würdige Paar gefunden. — Schön."

Noch grimmer als vorher war sein Ton, als er die Jungfrau nun fragte:

„Wenn du seine getreue Jüngerin bist, so wirstu auch seine Lärmpredigt gestern abends gehört haben, und ich wette hundert gegen eins, daß aus seinen

Brandworten der Heilige Geist über dich kam, der dich ins heilige Pestland ziehen hieß."

„Nit ins Pestland," wies sie den Anwurf entschieden zurück. „Nach Weng zum hohen Heiligtum, wo Gott alle Pest heilet. — Herr Albert hat aber gestert in der Kirche nit geprediget am Predigtstuhl. Er hat nur mit dem hochwürdigsten Gut" — hier neigt sie anmutig ihr Haupt — „in der Hand Abschied von Steyr genomben und Gottes Segen über uns herabgefleht. — Ich habe aber den hochwürdigen Herrn, bevor er den Segen gab, gebittet, er möchte ein Betfahrt nach Weng halten, und er hat dann zuletzt gefragt, wer mitgehen will."

„Hastu dir das jetzt schnell ausstudiert, den Münch, deinen Freund, zu retten?"

„Nit ausstudiert, Gott weiß es, Herr Richter, ich habe die Wahrheit gesprochen," sagte das Mägdlein fest.

Der Mönch trat etwas vor.

„Ja, sie spricht die Wahrheit, und wer von ihr sagt, sie lügt, verleumt einen klaren Engel, der die Lüge nicht kennt!" rief er mit bebender Stimme. „Ja, sie hat mich gebeten, nach Weng zu ziehen, aber daß sie mich hat, das kamb, sunder Zweifel, von meiner Art sie zu leiten her. . . . Ich habe sie zum harten und eifrigen Bekenntnis unsres heiligen Glaubens erzogen und zur Verachtung des Fleisches, und ich schäme mich dessen mit nichten."

Wieder lachte Händel hohnvoll auf.

„Es ist wahrhaft rührend, wie diese zween Leut bestrebt sind, sich gegenseitig herauszulügen, und mit Tertullian sage ich bewegten Herzens: ‚Sehet wie sie einander lieben'. Ich will des nähern nit untersuchen, wieweit die rebellische Tat dieser Person auf deinen schändlichen Einfluß, Mönch, zurückzuführen ist, ich sitze hier, deine und ihre Tat zu strafen.

Schwertnertochter!" redete er wieder rauh zur Jungfrau. „Wie steht es nun aber mit deiner Kenntnis meines Pestgesetzes. Es ist überall ausgetrommelt worden. Hastu es gehört oder nicht?"

„Ich habe es gehört!" antwortete sie.

„Ja, aber nit verstanden," fiel einer aus dem Rat dazwischen, der rotbärtige Herr, der schon einmal gütig zur Armen geredet hat. „Ich gebe meinen Kopf dafür, sie hats nit kapiert. Es ist ja sehr umbfänglich und umbständlich, mir selm ist es erst in zwoa- und dreimal hören alser ganzi eingangen. I wett, das Dirnderl da woaß ja nit einmal rechtschaffen, was die Pest vor ein Wesen is."

„So, meinstu," Händel maß den alten frohen Vetter mit einem verächtlichen Zucken um den Mund. Weil sie ein paar leidliche Augen und ein Grübchenkinn hat, hilft ihr der Alte zu, so ist er.

„Sie kann es mir ja selber sagen. Schwertnertochter, dieser Kommissarius meint, du habest die Pestordnung nit verstanden. Hastu sie verstanden? Was befahl ich im letzten Punkt?"

„Ihr habt gesagt," antwortete sie laut und klar — so mag am letzten Gericht ein Engel dem, der zur Linken Gottes steht, seine Sünden zurufen:

„Daß die katholische Kirchen auf dem Berg ein Pestort ist, und Ihr sie sperren werdet, und daß die katholischen Prozessionen, Betfahrten und Andachten gefährlich sind, und Ihr sie verbietet, und Ihr habt schwere Strafen allen angedroht, die in unsre alte Kirche komben oder Prozessionen halten würden."

„Sehr guet gemerkt hast du es dir." Der Hammer flog auf den Amboß nieder zornstark, der Homunkulus tanzte lustig auf allen Wänden. „Ich hört es, Herr Berthold."

„Aber was die Pest ist, weiß sie doch nit," beharrte dickköpfig der Rotbart. So armes, viel armes Dirndl hier zum Recht gestellt, wo eben ein Luderlein lossprochen wurd, sollt du keinen Anwalt haben, bloß weil du papistisch bist, du kannst ja nit davor.

„Also Kind, sage uns, was ist die Pest, aber genau!" fragte er, mit den kleinen Zwinkeraugen die holde Gestalt anblinzelnd, wie etwa ein gutmütiger rotzottiger Waldgott eine scheue kleine Nymphe. Jetzt soll sie nur nix wissen, heilig na.

Sie dachte nach:

„Viel a schiache Krankheit."

„A schiache Krankheit is aa d' Bräun. Sie weiß nixi," stellte Berthold befriedigt fest.

Sie legte zween Finger nachsinnend an ihre zarte Wange.

„I woaß schon," sagte sie ruhig. „Beulen sind es. Sie komben sehr schnell und werdent blau und braun als mit Prügeln geschlagen, und sehr schnell kombt der Tod, und diese Beulen habend fast sehr einen abscheulichen Geruch und wer den schmeckt, muß sterben."

„Sie weiß es sehr gut!" dröhnte Joachim Händels Stimme schwertmächtig. „Sie hat das Pestgesetz sehr gut gehört, aber zu Herzen genommen hat sie es nicht. Weiter! Wer hat die meisten Pilgram aufgestiftet?"

Stephana sprach fast fröhlich, ihr reines Herz frohlockt, daß sie ihr nun glauben müssen und der Mönch der Strafe ledig geht — indes der Mönch todbleich da stand und um die zarte Taube trauert, die der Geier unter seinen Klauen, sie zu zerreißen, hält.

„Ich habe die meisten Pilgram aufgestift, i hab mi zuerst gemeldet und dann seind glei a Schippel komben und dann in Steyrdorf habe ich noch spät abends dreißig bis vierzig Frauna zusammen bekommen."

Die Wut des Richters gor auf wie Wein, da man Lab hineinträufelt. Er herrschte heiser:

„Dessen berühmst du dich noch?"

„Nit berühmen," sagte sie, „aber i hab schon Freud ghabt, daß Gott mein armes Wort gesegnet hat — aber jetzt —", sie seufzte und spielte mit dem Kreuzlein des Rosenkranzes, der um ihren rosenlichten Hals hing, „ist die Freud gar."

„Ja, jetzt ist sie gar," wiederholte der Richter. „Mädchen!" fuhr er plötzlich auf. „Du hast meinen Pesterlaß gehört und wohlverstanden, du hörtest auch und weißt, daß die Pest wie Feuer reißend ist, daß ganze Städte und

Länder zusammensterben — und du hast hundert Leute angehetzt, ins Pestgebiet zu fahren. — Dirne! Was kannstu fürbringen, diese deine Schandtat zu rechtfertigen?"

„Ich habe es in Vertrauen auf Gottes Gnad, daß er uns hilft, getan; aber ihr glaubt ja an keine Gnade Gottes," antwortete das Kind.

„Dafür glaubt ihr an Götzen!" schnaubte der Richter.

„Wir glauben, was Jesus Christus gelehrt hat," sprach Stephana.

„Ja, was Jesus Christus gelehrt hat. — Ihr verzerrt sein Bild und seine Lehr!" schäumte Händel. „Meine Herren!" wandte er sich an die Ratsmänner, „Ihr habt gehört, sowohl, was der Schandmönch, als auch, was das freche Geschöpf mir ins Gesicht an Schandreden zu schleudern wagte. Meine Geduld ist zu Ende. Mein Gesetz ist mit Füßen getreten, nicht durch arme unwissende Bettelbrut" — hier schoß er einen Dolchblick dem roten Berthold zu, „sondern durch einen gelehrten Bruder eines Konventes, dessen Mitgliedern große Bildung und hohes Wissen allgemein nachgesagt wird, und durch ein Mädchen, das zwar jung an Alter, aber alt an durchtriebener Ränke ist. Wir wollen Urtel sprechen, und streng muß es sein, nicht wegen unsrem Ansehen, nicht wegen meines Namens, sondern Steyr und dem ganzen Reiche zum Schutz. Die Herren Kommissare sind befragt, was ziemt euch, ist es eine Tat, geringer als Raub und Mord, mit Absicht die Pest in eine Stadt, die die Pforte eines ganzen blühenden Reiches ist, schleppen?"

Wolfgang, der Alte, erhob sich mühsam. Berthold unterstützte seinen zitternden Arm. „Die Tat ist schwer," sagte Wolfgang, „und die Gefahr, in die diese Leute, dieser Mann und dieses Mädchen, Steyr stürzten, ist unermeßlich groß, und Dank sei dem Herrn, der sie von Steyr abwandte. Ich möchte wohl nit glauben, daß es nur Bosheit ist, ich möchte glauben, es war mehr Unverstand. Ich habe Zeit meines langen Lebens Katholiken viel gekannt, habe ja auch katholische Knaben auf meine Kosten studieren lassen. Ich habe guete Leut unter ihnen gefunden. Auch die Mönch, die sich geißeln, hart fasten, aller Lebenszierde sich begeben und in einem finstern Geiste Christus suchen und zu finden glauben, sind die schlimmsten Menschen nicht. Es ist nit, weil es Katholiken seind, die ein wohltätiges Gesetz so schwer verletzten, es ist umb Willen des Heils der respublica, daß ich spreche: Sie müssen Strafe leiden, doch sei sie nicht zu hart."

Ein großes Gemurmel ging durch den Saal. Hört, hört! Wolf Händel, den das Volk den mildreichen Fürsten von Aichet nennt, verlangt als erster Strafe der Übeltat. Des Richters Augen sprühten Feuer. Er sprach: „Herr Wolfgang hat wohl geredet: Der Fall schreit nach Ahndung. Ich meine, so wie er denkt ein jeder Steyrer, der Steyr liebt. Ich bitte die übrigen Kommissarien und den Rat, ihr Urteil abzugeben, ob Gefahr bei dieser Sache, und ob schwere Strafe am Platz."

Hierauf der ganze Rat erhob sich, mit einziger Ausnahme Radelmayers, und Madlseder erklärte: „Das Delikt ist ungeheuer, wir begehren, alle für einen und einer für alle, daß die zwei Strafmüßigen mit äußerster Strenge gebüßt werden sollen." Berthold fügte bei: „Daß sie gestraft werden mögen, aber nicht zu hart."

„Es ist gut," sprach Händel, der Richter, laut, die Rede Vertholds übertönend. „Ich habe von Steyrer Bürgern und Patriziern, die ihre Stadt lieben, nichts anderes erwartet. — Dort sitzt ein einsamber Spatz!" lacht er auf und deutete auf Nadelmayer. „Ihr wollt wohl wider majoritatem absolutam demonstrieren, an meinem Wahltag habt Ihr es nit getan. Ich glaube, daß ich Euch damals zum Skrutinium rief. Ich muß sagen, die Nachsicht und Gütigkeit, die ich an Katholiken übte, hat in jedem einzelnen Fall zehnfachen Zins getragen. Heunt verpesten sie mir mit vereinten Kräften das Land. Ihr wollt reden, Herr? Ihr habt das Wort, aber kürzer als der Albert, bitte."

Nadelmayer erhob sich, bleich wie Kreide im Gesicht. „Ich weiß," sagte er, „wenn ich rede und bitte, Ihr werdet mich verlachen. Ich bin Einer gegen alle. Die Räte seind Lutheraner, und die Kommissarien gehören außerdem noch sämtlich der Oligarchie an, die Euren Namen führt. Dennoch begehre ich: wenn Ihr schon das privilegium fori nicht gelten lasset, so schickt wenigstens das geschöpfte Urtel, bevor Ihr es vollziehen laßt, nach Wien, an katholische wie evangelische Juristen, wie es in wichtigen Fällen immer zu geschehen pflegt. Diese Sache ist so schwer, daß ich für einen Priester und ein unbescholtenes Mädchen die Wohltat wohl verlangen darf, die man keinem Mörder weigert."

„O ja, Ihr könnt verlangen. Verlangt was Ihr wollt. Ich dagegen kann verwilligen und verweigern, und ich verweigere, was Ihr begehrt. Die Pest holt auch nicht ein Gutachten bei der medizinischen Fakultät in Wien ein, bevor sie in einer Stadt einfällt. Dieser Mann und diese Dirn wollten das Land verpesten. Wir alle schwebten in Todesgefahr, und rasch wie der Tod muß Urtel und Strafe sein, und alles Volk soll sprechen Amen."

Die Sonne war schon hoch am Himmel. Es war acht Uhr, die evangelische Glocke von der Schulkirche sang ihr Morgengebet. Und fern, fern wimmerte die Glocke von Garsten. Dumpf brandete unten das Volk.

Es kam ein Knabe aus der Unterstube, mit einem schön geschliffenen Krug und Gläsern, und bot von den Räten denjenigen, die es begehrten, einen Morgentrunk an. Der Mönch Albert sah bleich und erfahlt aus, er hatte den Tag noch nichts genossen. Stephana sah sehnsüchtig nach dem Labewein, den die stolzen, prächtigen Herren mit den glühenden Gesichtern tranken, viel gern hätte sie dem heiligen Mann wie eine kleine, unschuldige Schwester der Samaritin am Jakobsbrunnen einen Trunk geboten, aber der Knabe ging den zwei papistischen Missetätern in weitem Bogen aus dem Wege.

Vertholds kleine, funkelnde Augen wanderten, als er einen Zug aus dem Glase tat, wieder zum Mägdlein hinüber, und der Wein mundete ihm nicht mehr, obwohl es der vorzüglichste Möppachtaler war. Er sah, daß sein Befreund das Urtel konzipierte, ein fürchterliches, das sah er an des Richters strengen Brauen und dem wilden Ausfahren der schreibenden Hand. Berthold stand nochmals auf und begehrte das Wort. Das Mägdlein habe sich schier sehr belastet, und er fürchte noch immer, zu schwer. Es sei nit wahrscheinlich, daß sie habe die Pilgram alle zusammengefangt. Es müsse doch die Predigt des Mönchen das gewirkt haben. Die Pilgram seien ja noch unten. Man

sollt sie holen und ausfragen. Viel eher würde man dann die Sach, wie sie sich eigentlich verhielt, erfahren. Man sollt auch den Mosjö Kern komben lassen, der Herrn Albert zur Anzeig habe gebracht, und auch ihn ordentlich ins Verhör nehmen.

„Die Pilgram holen," sprach Händel, ohne von seinem Blatt aufzublicken. „Ja, das mag sein. Ruft sie herauf. Man wird sie befragen. Was Kern betrifft, der kann nicht kommen. Er ließ mir sagen, daß er unwohl ist."

„Kriegt er do nit die Pest?" griente Berthold. „Wär schad umb so ein rares Exemplar."

Albert lächelte bitter. Also Kern. Der lieferte ihn ans Messer und das unschuldige Kind, Weiland Profeß von Garsten. Judas, weiland Apostel.

Berthold torkelte unterdes zur Tür, wo die zwei Schützen habtacht standen, und entsandte einen in den Rathaushof hinunter, und in wenig Augenblick murmelte es wie überschwellende Wasser die Stiege herauf und dumpf und angsthaft tastete es, tappte es in den Saal, bleiche Gesichter, Stirnen, auf denen der Schweiß stand, abgetretene Röcke und Schuh ohne Schnallen; das unkatholische Bubenvolk, das sie bei ihrem elenden Einzug in Steyr verhöhnt und bedrängte, hat die armen Pilger gar übel zugerichtet.

Ein Mann trug die Fahne, aber tief gesenkt, das Bild schleifte am Boden.

Der Priester, in schweres Sinnen versunken, sah nicht auf, als sie kamen. Aber Stephana wendete sich und grüßte sie mit ihren klaren Augen, und in ihrem frommen Herzen zitterte ein Gebet: daß sie nur alle dem Pater helfen, daß nur keiner ihn jetzt im Stiche läßt. Er ist der Vater für alle gewesen, so, sie sollen auch dessen gedenk sein. Ihr tat es an, daß sie so armselig und furchtsam kamen — sie waren aber wohl gar müde und auch alle noch ungegessen . . . Sie macht dem Fahnenträger, der ihre liebe Fahne trug, ein Zeichen, dieselbe aufzuheben; er schien das nicht zu verstehen.

Der Richter Händel schob das Papier weg, erhob sich und ging der elendigen Schar entgegen.

„Da seid ihr also, ihr armen Leut," sagte er, „euch hat man schön verführt. Ich will es dir, armes Volk, nit entgelten lassen; ihr habt wahrscheinlich nicht gewußt, was ihr tatet. Ihr habt das Mandat wohl nit gekannt oder nit verstanden?"

Sein ehrfurchtgebietendes, dabei doch leutseliges Wesen schien die Leute zu bannen und zu bezaubern. Keiner sprach ein Wort. Ein Weib murmelt: Mir kin nit lesen. Ein Mann sagt: In Sierning hat man nixi nit aufkündt.

Jetzt sah auch der Priester die Kreuzmenge an. Sein Herz blutet. Das Mißgeschick hat wieder manchen Glauben erschlagen. O wie schön war es, da sie in der Freising knieten und beteten, die zarte Magd des Herrn unter ihnen . . .

„Fürchtet euch nicht," redete Händel aufs neu zu den Verzagten. „Ihr werdet streng nicht gebüßt werden. Ich habe euch mir rufen lassen, einiges, was ich, umb weiter zu befehlen, wissen muß, von euch zu erkunden. Wer hat euch zu der Betfahrt aufgefordert? Der Mönch oder das Mädchen da? Wenn ihr mir das aufrichtig sagt, könnt ihr frei nach Hause kehren."

Die Pilger blieben stumm. Sie sind ohne Mut, und vielen wankt der Glaube, und fast alle schüttelt die Todesfurcht, aber weil sie wissen, daß das schwerste Gericht dem Anstifter droht, darum sagen sie nichts, trotz der Verlockung, durch ihre Aussag straffrei zu gehen. Ihrer keiner möchte den Mönch, und noch weniger möchten sie die fromme, liebreiche Stephana ins Unglück bringen.

„O ös Leut!" lächelte Stephana lieb wie ein bleicher Engel die verstört an Rockschößen und Fürtüchern Klaubenden an. „Wißts es nimmer? Bi i nit in der Kirche voran gangen an Kolomannialtar? Habts ös mi nöt mit Herrn Albert reden gsehn? Hab i die nit hambgsucht, Flori, bin i nöt bei euch gwen, Rosel, ob ihr mitkomben wollt, und ihr habt es mir zugesagt?" So hell und fast freudig lockt ihre Stimme, daß die Einfältigen denken: Eijo, es is nit gfahrlich. Gar gwiß nit. Es gschieht ihr nixi nit, sunst tats nit lacha . . . „Jo," spricht zuerst das alte silberhaarige Mütterl, dem zuliebe sie in der Freising so langsam ging, daß der junge Händel sie schalt. „Freili, nur du hast uns so ermutiget, Steffi, und du hast uns auch tröst und gholfa, wias uns schon gfangen haben." „Leut," schrie der Priester heiser, mit Entsetzen sah er Händels schwarzen Satansblick dolchhaft nach der Jungfrau fahren. „Ich habe doch gepredigt, habt ihr mich nicht gehört, ich habe euch aufgepredigt, ich — ich —."

Doch Stephana, in der Inbrunst ihrer Opferliebe, hob ihre holde jungfräuliche Stimme wie eine Glocke über seinen dumpfen Asketenbaß.

„Hab i enk gruft, ja? Hab i enk bitt mit mir zu fahren? Tuts mi do nöt verlaugnen." Unter den Räten, die wie auf ein Mirakel starrten, hörte man ein heiseres Gluckfen. Berthold hatte die rothaarige Hand vor den Augen . . .

„Geljo, ich bin mit euch in die Freysing, ich allein. Seind wir gekniet und habend wir gebet't?"

„Jo!" riefen die Pilgram, mit froh schwellenden Stimmen, und allen war es, jetzt — jetzt! Jetzt geschieht das Wunder! Jetzt kombt der Engel und befreit sie, ihn und uns. Sie ruft ihn vom Himmel herab, denn sie ist eine heilige Magd.

„Und dann," fragte sie mit strahlenden Augen und fliegender Brust — Priester, vielguter, jetzt bistu gerett! „Wia Herr Albert kamb, habe ich nit gebittet umb die Fahne?"

Da neigt sie sich zu der armen verhöhnten, der heiligen Fahne, die der Träger auf die Erde hängen ließ, und nahm sie sacht und richtet sie an ihrer zarten Schulter auf, und stand so schön und so heilig da, wie Johanna die lothringische Heldin an des Königs, den sie erlöste, hohem Tag. „Und dann —"

„Ich höre schon" — dröhnte die Stimme des Richters. „Ich weiß genug. Ich brauche keine Affenkomödie. Weg die Fahne! Weg!" schnaubte er, als das Mädchen, blaß, doch lächelnd, die noch immer verworrenen Quasten ordnete. Er tut einen Tigerschritt auf sie zu und reißt ihr das Banner weg, er haut es gegen den Boden. „O nit!" schrie sie wehevoll.

Er donnerte: „Hastu alles fürbracht! Etwas nit. Du hast mit dieser Fahne meinen Sohn geschlagen."

„Ja," sagte sie leise.

Er schnaubte: „Du wirst es bereuen. Ihr Leut', geht woher ihr komben seid," herrschte er gegen die Pilgrime. Ich habs gesehen und gehört, wie es die abgefeimte Spitzbübin gemacht hat, umb euch gegen mich und mein Gebot zu hetzen. Zieht eures Weges, ihr seid arm, ich will euch nicht büßen. Aber lasset euch nie mehr gegen euren Herrn aufreden, denn ein zweites Mal Gnade täte ich euch nicht."

Während er noch sprach, redeten laute erregte Stimmen an der Tür. Durch die Pilgrime drängte sich ein Mann im Benedektinertalar. „Albert, Albert!" schrie er. „Umb Gottes und Jesu willen, was habt Ihr uns getan."

„Wer stört ungerufen das Gericht?" rief Händel mächtig. „Er hebe sich fort."

„Verzeiht, Herr, verzeiht! Laßt mich ein, hört mich an! Ich muß Euch sprechen." Mit schwankenden Knien kam der Mann vorwärts. Es war Karl, der Vikar von Garsten. Auf die Schreckenskunde von der Gefangennahme seines Konventualen und vom tagenden Gerichte ist er, wie er ging und stand, zu Wasser von Garsten nach Steyr heruntergefahren. Einen Novizen hatte er mit sich. Er schrie: „Es ist entsetzlich. Es ist entsetzlich. O warumb mußt das über uns kommen! Herr bei Gott, ich habe es ihm verboten. Aber er folgt mir ja nit. Ich habe ihn mit aufgehobenen Händen gebeten, er hat mich verlacht. Es ist nur das Mädchen, das die Schuld hat. Herr, glaubt mir. Seit sie zu ihm zur Beicht kombt, ist er unser ganzes Kreuz worden." —

Albert war aschfahl. Mit übermenschlicher Anstrengung zwang er sich, ruhig zu reden: „Domine, da irrt Ihr, ich bin als ein fertiger Mensch vor zehn Jahren aus dem Noviziat komben und mich ändert kein Beichtkind."

Das Mädchen, das den Vikar mit Verneigen begrüßt hatte, sagte leise: „Von der Wallfahrt habe ich es ihm gesagt, es ist schon wahr."

„Tut mir leid, daß Ihr in Eurem Hause nicht besser Disziplin halten könnt," sprach Händel verachtungsvoll. „Ihr frommer Herre, macht diese Dinge gefällig im Kloster ab und stört uns nicht im Amte."

Karl aber bat aufs neue, in tödlichster Sorge, die nicht geheuchelt war — es geht ja um den Ruf des Klosters und um seinen tüchtigsten Mönch! „Herr von Händel, nur noch ein Wort. Ich rufe für Albert das Privilegium fori an. Es ist auch von evangelischen Fürsten anerkannt. Paulus selbst hat's eingesetzt: wann ihr weltliche Rechtshändel habt, bestellet — und so weiter. Der Kaiser Konstantin hat es als Gewohnheitsrecht in seinem Reiche bestehen lassen, und seithero ist es immerdar Brauch und Sitte, daß Bischöfe nur durch Synoden, Kleriker durch Bischöfe gerichtet werden können. Ich rufe Eure Gerechtigkeit an, dies Recht zu achten."

Händel sprach langsam und überlegend, sein finsteres Auge auf dem Mädchen, die er, die Laienapostolin, mit wilderem Hasse als selbst den Priester haßt:

„Das Privilegium fori ward schon einmal angerufen. Schuldig bin ich einem Priester, der wie Albert gehandelt hat, nicht die allergeringste Rücksicht auf seinen Stand, den ich als privilegialum überhaupt nicht erkenne. Welches ist das zuständige sogenannte geistliche Gericht für den Mann?"

„Passau, Herr."

Alberts Herz erzitterte.

„Reverenda paternitas," bat er. „Ich selber habe auf das Privilegium fori schon verzichtet und bin bereit, die Strafe über mich zu nehmen, die dieser Richter verhängt. Herr Händel, ich bitte, straft mich wie einen andern." Nein, er nimmt das Privileg nicht an. Er läßt nicht das arme Lamm verlassen in den Zähnen des Wolfes, der es mit doppeltem Grimm zerfleischen wird. Auch den Hirten sollstu Untier zerfetzen. Schonung will er nicht.

„Frater mi!" Der Vikar hob seine Hand, etwas wie Hoheit umfloß den sonst so Würdelosen. „Danke Gott," rief er in lateinischer Sprache, „wenn es der evangelische Richter zugibt, daß dich, einen Priester, der Bischof richte. Glaubst du das kanonische Recht verachten zu dürfen? Wenn du es verachtest, so muß doch ich es achten, oder ich wäre irregulär. Unser Kloster trägt Leid und Schand genug durch dich, soll uns noch dieser Schlag treffen, daß einer der Unsern wie ein Mörder im steyrischen Kerker sitzt?"

Ohne sich um Alberts Bitte im mindesten zu kümmern, rief Händel:

„Ich erkläre, daß ich sohin den Mönch Albert der Gerechtigkeit seines geistlichen Gerichtes übergebe; aus dem Fried der Stadt Steyr ist er ausgestoßen. Was weiter mit ihm geschieht, kümmert mich nichts."

„Jesu, Heiland, Dank!" jauchzt in seiner armen Seele das Mägdlein. Hat der Lutherische ihn doch loslassen müessen, nit umbsonst hat sie gebetet — geistlich Gericht, o das mueß ihn lossprechen . . . und bald ist er frei . . . frei! Was ihr droht, daran denkt sie nicht, und wie Rosen läßt die Freude ihr blasses Gesichtlein aufblühen . . .

Der Vikar neigte sich tief vor dem Richter und versprach, den Mönchen wohl zu wahren in besonderer Zelle und seine Sach in Passau ganz ungeschminkt zu vermelden, auf daß er Strafe, wie billig, erhalte . . . und er bat auch den Richter, gnädigst das Protokoll nach Passau zu schicken. Und der Richter wolle gnädigst das Kloster den Widerdrieß, den der Eine ihm bereitet, nit entgelten lassen . . . „Herr, Ihr kennt ja unsren Sinn, wir ehren in Euch den zweiten Gründer der Stadt und habend nichts andres im Sinn, als mit Euch in Frieden zu fahren und zu handeln."

„Das sehe ich!" hohnlachte Händel. „Ihr Sykophantenbrut! Ihr seid doppelt; die einen rennen mit den Götzenfahnen wider uns an mit Geheul; und die andern wedeln und lecken uns die Füße — wir lachen der einen, und die andern stoßen wir mit den Füßen von uns. Es war eine Zeit, da glaubte ich, man könne mit euch Gezücht in Frieden leben. Die Zeit ist gewesen! Es gibt keinen Frieden zwischen teutsch-evangelisch und römisch, niemalen, kann nit geben, wann ein Evangelischer dem Päpstlichen die Hand reicht, dann ist beeder Glaub überhaupt keine taube Nuß mehr wert. — Somit seid Ihr mit Eurem Albert da entlassen."

Er rief den Ratsschreiber: „Symprecht, Ihr wisset, seind der vom Fuchsloch und die Schergen schon bereit, jetzt kombt das Madl dran."

Albert fing das Wort auf: „Herr Händel," schrie er, „Ihr, der Ihr Euch berühmt, den Sündern mild wie Christus zu sein, Ihr könnt und dürft nit eine fromme Magd gleich einer Missetäterin strafen!"

„Was geht's dich an? Geh du deiner Wege. Stephana Schwertner!" schüttert des Gewaltherrn wildmächtiger Baß durch den Saal.

Das Mädchen kam mit ihrem leichten Schritt wieder heran, alle Männer schauten sie an, mehr als einer mit heimlichem Mitleide. Der Vikar redete heiser lateinisch auf Albert ein, zu gehen. Doch dieser wich nicht, denn noch dachte er ihr zu helfen, obwohl er ohnmächtig war, jetzt ein Gefangener seines Oberen.

„Also da steht sie, Stephana Schwertner." So grausam hämmerte die Urtelstimme des Richters, daß das Kind einen leisen Schauer nicht unterdrücken konnte und um das Rosenkranzkreuzlein auf ihrer Brust die zarten Finger krampfhaft zusammenschloß.

„Diese frombe Magd da — haha!" Wie Schloßen prasselte ein wildes Lachen auf sie nieder. „Heilige Magd also — hat hundert Leut aufgestiftet zum Widerstand gegen mein Gesetz. Wider den Ritter, der die Spottprozession aufgriff, hat sie sich zur Wehr gesetzt, wenn auch nit mit gerechter Waffe. Den Ritter, meinen Sohn, hat sie einen Lügner geheißen. Sie ist es auch, die von vier Monat her bei unserem Stadtritt nach der Wahl uns vom Fenster herab Schimpfworte zugeschrien hat. Sie ist es, die unter den Steyrdorfer Bürgern katholische Propagand frech und ungescheut betreibt. Und sie ist es, die uns Steyrern den schwarzen Tod von Weng mitbringen wollte. Unser Gesetz kennt sie sehr gut, sie weiß also auch, welchen Lohn sie für ihre Schändlichkeiten zu gewärtigen hat. Sie soll ihn erhalten."

Er stand auf, und der ganze Rat mit ihm. Er griff das Schwert, das königliche, mit den Göttinnen, Fratzen, Opfer und Flammen.

„Auf die Knie, Person!" donnerte er.

Sie kniete lautlos nieder, auf der Stelle, wo die böse Metze sich gewunden und um Gnade gewinselt hatte, sie kniete in ihrem armen Gewändlein vor der wilden Pracht des Richters wie Agnes, die dem tödlichen Streich für Christus sich hingibt. Laut schluchzte der Mönch Albert, und Berthold, der rote Hüne, wischte grinsend das Wasser von seinen borstigen Backen.

Joachim Händel, der Richter von Steyr, hielt das Schwert in der Hand und schleuderte seinen Nachespruch gegen das blasse Kind, das die Hände über dem Herzen faltete und mit leise sich regenden Lippen den Namen Jesu murmelte.

„Stephana Schwertner! du sollst von Stund vom Henker an den Pranger der Stadt Steyr gestellt werden, da in Eisen geschlossen werden und im Angesicht der Stadt Steyr zwei Stunden am Pranger stehen, wie frechen Metzen geschieht; recht soll der Schreiber, der deine Tat soll wiederholt ausrufen, und link der Henker stehen. Und wer dir helfen und dich befreien wollt, der soll mit Leib und Leben verfallen sein. Und wem die Strafe grausam scheint, dem sage ich bei Gott, die Pest, die du uns hereinschleppen wolltest, ist grausamer."

Laut auf schrie Albertus: „Antiochus! Antiochus!"

„Jesus Maria!" gurgelte Berthold.

Das Mädchen kniete regungslos, doch stille Tränen rannen ihr über das weiße Gesicht. Der Henker — das ist viel schiach — o die arm —

die arme Mutter. Dann trocknete sie ihre Tränen mit ihrem Tüchlein und fragte: „Darf i jetzt aufstehn?" Der Richter gab ihr keine Antwort, sondern rief gebieterisch den Schützen an der Tür zu: „Mein Sohn und der Gieffinus sollen heraufkommen."

„Bruder", murmelte Berthold, um und um bleich um seinen Feuerbart, „bei Gottes Tod am Kreuze, tu nit das." „Was gehts dich an, es geht umb Recht." Wolf der Alte sprach: „Herr, zu unsern Zeiten war der Pranger für ehrlos Volk." Der Richter erwiderte ihm: „Wer Steyr verpesten will, ist ehrlos."

Albertus, den ihn beschwörenden Prior zurückstoßend, schritt auf den Richter ein, und heiser schrie er:

„Du Mann, den Gott für unsre Sünden über uns kommen ließ, du Pharao, der die Kinder erschlägt! Erschlage uns Männer, aber nit die Unschulden erwürge! Nimb mich und laß mich henken und lebendig rädern, aber dieses Kind laß frei! Du hast Gnad an einer Metz getan! Tue jetzt nicht Schand an einer Jungfrau. Alle deine Missetaten kann Gott dir vergeben, diese nit. Denn das ist Sünd wider den heiligen Geist."

„Schrei doch du dir nit die Kehle wund! Mit rhetorischen Figuren wirfst du einen Händel und seinen Spruch nicht umb. Was geht dich diese Person so groß an?" Ein schmähliches Zucken war um den schwarzbärtigen Mund des Furchtbaren. „Herr Karl! Wir wollen den Frieden. Schaut, daß Ihr Euren Schreihals da weiterbringt."

Vor der Tür klirrten Männerschritte. Gieffinus trat herein. Ihm folgte der junge Händel, trotzig und finster. Was will man von ihm, die Sache scheint schon oder fast aus zu sein, und seine Zeugenschaft über die lumpige Gefangennahme hat er doch schon geleist.

„Leutnant einer steirischen Kompagnie hieher!" gebot der Richter. „Die Pestdirn Schwertner haben wir soeben zum Pranger verurteilt. Nimm sie, führe sie hinunter, bewache den richtigen Vollzug des Urteils, halte auch das Volk so weit in Zucht, daß es sie nit erheblich am Leibe schädigt. Denn die Leut werden in Wut wider das Mensch sein, und zwar mit allem Grund. Ich gebe dir nit ein Schergenamt!" hob er mächtig die Stimme, da er seinen Vetter, den Berthold, so etwas hatte murmeln hören. „Ich gebe dir ein Heldenamt! Denn das Weib hat mir und dir und der Stadt Steyr so giftige Schmach angetan, daß sie in Strafe verfällen und die Straf vollziehen einem ritterlichen Steyrer wohl geziemt, wie es dem Perseus Ehre war, das Medusenhaupt, um das pestschwangere Schlangenleiber hiengen, abzuhauen."

Der Händelsohn hörte von der ganzen Stadt nichts als den Pranger. Die ganze Weil unten jetzt hat er vor Schande, Zorn und Rachlust gefiebert, daß diese Papistin ihn einen Lügner, feilen Mann vor allen nannte, und alles Böse wünschte er ihr, ja sogar den Pranger . . . Und eine wilde Freude sprang jetzt in ihm auf bei dem Spruch, ja, Giftzung, da hast's vor den Lügner und mein zerdroschenes Schwert . . . Doch als er sie, die vor seinem Vater stand, nun mit höhnischem Blick anblitzte und sie so verlassen war und blaß und still wie die heilige Geduld und ihr ärmliches Tuch um die zarten Schultern zog, als friere sie, da wurde er feuerrot und bleich und sah auf den Estrich und fragte heiser: „An den Pranger?", als glaube er es nicht.

„Bruder! Bruder!“ beschwor Berthold. „Nit an den Pranger die arme Magd ausstellen und dein Sohn dazustellen. — Der Teufel ratet dirs, tu's nit.“

„Das Urteil steht!“ wies ihn Händel, der Richter, eisenhart zurück. „Soll mein Gesetz ein Weib zertreten dürfen und ich keine Waff haben wider solche Brut! Sind unter Euch Männer —“ er ließ einen Blick grenzenloser Verachtung auf Berthold und ein paar andre, die sich die Augen wischten, weil das Mägdlein im Elende sie rührt, fallen, „die besser Weiber worden wären, hier ist mein Sohn, der ist ein Mann! Der weiß, was meine und Steyrs und seine Ehre wert ist. Mein Kind, tu deine Pflicht und erfülle mein Gesetz an dieser, die es angespien hat.“

Heinrich preßte seine Mordhand auf den Panther über seinem Herzen, da nieder, Schwachheit, die ihm wollt sagen, Metzenstraf sei nichts für diese da. Viper! Seines Vaters Ehr! Das Schwert, der Lügner! Steh du am Pranger! Ich durch dich bin auch am Pranger gestanden, so hastu mich beschimpft.

Er fragte kalt und entschlossen: „Wie lang muß sie stehen?“

„Zwei Stund. — Jeden, der sie will aus ihrer Schand erlösen, vor die zehnte Stund geschlagen hat, stellst du mir oder machst ihn gleich nieder — Gieffinus! Führt diese Papistenbrut da, die Pestleute, nach Steyrdorf hinaus und lasset dann alle Tör schließen. Bis zehn Uhr.“

Stephana suchte mit den Augen ihren Beichtiger, jetzt hörte man ihre klare, schwache Stimme: „Ich bitte, Herr Albertus, tut für mich beten.“

Nadelmayer schnaufte: „Ich scheide aus dem Rat. In einem Mörder-senat will ich nit sitzen.“

„Tut das nur. Unser Leidwesen umb Euch ist immens, aber wir wollen Euch nicht halten, lieber Gamaliel,“ hohnlachte der Satan im schwarzen Bart.

„Gott segne dich, Stephana!“ Albertus konnte vor Tränen nicht reden. Er hob die Hand von fern gegen ihr Haupt und machte das Kreuzzeichen über sie, und von Tränen erstickt, keuchte er: „Händel! die Kirche lebt! Wie du diese Jungfrau niedertrittst, so liegt die Kirche hier in Steyr und Österreich von Euch gebunden, doch sie lebt! Sie wird erstehen! Und ihr Martyrium wird einst dein und deines Werkes Tod und euer Gericht sein!“

Karl beschwor ihn, still zu sein, und fast mit Gewalt führte er den Schluchzenden aus dem Saale.

„So, den sind wir los,“ atmete Händel auf. „Und du Kanaille stehst noch da!“ donnerte er das Mädchen an, die, ihr Engelshaupt gesenkt, noch wartend vor ihm stand. „Fort mit dir! Ich will deine scheinheilige Fratze nicht mehr sehen! Hinaus mit ihr! Wir machen ein End! Heinrich! Bring sie mir aus den Augen.“

„I geh schon! I geh schon!“ rief das Kind zitternd und lief wie ein gehetztes Tierlein zum Ausgang des Saales, und erwartete da ihren Schergen, den Händelsohn, der ihr vornehm lässigen Ganges nachschritt. An seiner Seite stieg sie die Treppe hinab. Er sah sie nicht an, noch berührte er sie mit einem Finger. In dumpfer Wut redete er für sich hin, Papisten, gemeine Giftbrut, Pfaffengenist, recht hat er, End machen; und dabei hämmerte ihm das Herz, daß es ihm den Atem versetzte.

Stephana, weil ihre Marter so nah war, bezeichnete sie sich mit dem Kreuzeszeichen und leise und innig fing sie zu beten an. „Jesu, der du hast den Kelch getrunken, sei mit mir . . .“

Als sie in den Hof des Rathauses kamen, flutete da die Kreuzmenge, von Schützen des Gieffinus umringt, eben zum Tor hinaus. Die Pilgram, da sie das Mägdlein kommen sahen, brachen in laute Rufe des Jammers und Mitleidens aus. Stephana war gefaßt, und lächelnd, ob auch schneebleich, sagte sie zu einer der Frauen: „Ich bitte viel schön, berichtet es der Mutter so, daß sie sich nit zuviel schreckt, mei arms Muetterl is nit gesund beim Herzen.“ Den Fahnenträger bat sie, auf die Fahne achtzugeben und dieselbe nach Garsten ins Kloster zurückzutragen.

Ein Gerichtsdiener, der vor dem Tor wartete, näherte sich dem Stadtoffizier und fragte, wo das Schwertnermädel sei. Stephana wich leise erschauernd zurück.

„Da ist sie,“ sagte der junge Händel und zuckte geringschätzig die Brauen gegen sie. Der Scherge nahm und führte sie aus dem Tor. Sie hatte die Hände fest gefaltet und betete.

Joachim Heinrich bestieg vor dem Tor sein Pferd und befahl einer Abteilung seiner Schützen, den Weg zum Pranger frei zu machen. Langsam ritt er durch die brandende Menge gegen die Pfarrgasse; hier, wo man den Stadtplatz wie den Grünmarkt beherrscht, hielt er sein Pferd an und ließ den Grünmarkt gegen den Stadtplatz zu durch eine doppelte Ordnung von Schützen sperren, da nun alles Volk wie ein überflutender Strom nach dem Grünmarkt drängte. — Er warf einen finsteren scheuen Blick nach dem Pranger, und als er jetzt zwischen den Bombarden das arme weiße Tüchlein und blaue Kleid sah der roten Säule sich nähern, wo die Ungestalt des Henkers links und der schwarze Schreiber rechts bereits zu sehen waren, beugte er sich auf sein Pferd hinunter und strich ihm die Ohren mit leicht fiebernder Hand. Steyr in Todgefahr — seines Vaters Ehr beschimpft — was sein muß — muß sein — aber anschauen, wie man sie in das greulich Eisen steckt — Nein.

Die Menge war lautlos. Ein paar Hexen keiften: Pestdirn! Pestdirn! Aber sonst auf allen lag es wie ein Bann. Ein Kind mit achtzehn Jahren mueß, umb daß sie das Pestgesetz verhöhnte, gemeiner Dirnen Straf leiden. Schauderlich.

Als die arme Stephana vor der Säule stand, inmitten der Tausend, deren gleißende Blicke sie von allen Seiten wie Pfeile trafen, und als sie den gewuchtigen Eisenring offen stehen sah, und die Greuelgestalt des Henkers und der andern Schergen und den Gerichtsschreiber im schwarzen feierlichen Mantel mit dem geschriebenen Erkenntnis in der Hand erblickte, da fühlte sie plötzlich alles um sich wanken und mit Tränen in der Stimme fragte sie: „Muß ich da stehn, was habe ich denn Böses getan?“ Der Mann auf dem roten Rosse zuckte zusammen, als habe dieser Ruf ihm gegolten, krampfhaft zerrte er an seinem goldgestickten Handschuh, und halblaut redete er mit sich selbst: „Ist denn die Pest in Steyr nichts, weißt du's nit, du hast uns alle umbringen wollen.“

Am Stufen der Säule ergriff der Henker das totenblasse Kind. „Du Giftdirn, wenn du nit hättest boshaft und greulich Laster tan, hätt dich Herr Händel nit daher verurteilt, er ist ein güetiger Herr," knurrte er wild. „Du Pestdirn tuast di vastecka, das gilt nit." Er nahm ihr das Tüchelchen von den Haaren und das Umhängtuch von den Schultern; sie klammerte, vor Scham zitternd, die Hände um ihren Rosenkranz, der ihr vom Nacken herabhing. „Da hast aa no an Abgötterei. Furt!" Er riß ihr die Betschnur vom Halse. „O, laßt mir doch das!" flehte sie mit schwacher Stimme.

„Kannst nöt ohne dein heidnischen Plunder beten?" „O ja, ich kann auch so beten." Sie weinte. Der junge Händel riß sein Pferd herum, um sie nicht zu sehen, sein Herz hämmerte unter seinem Panther, und sein Atem schnaufte wie nach schwerem Ritt. Bald fürbei wenns wär. Sie verdient es ja. Aber es ist greulig.

Sie stand jetzt an der Säule, die zwei Gerichsdiener hielten ihr die matten zarten Hände, während der Henker den schweren eisernen Ring um ihren Leib zusammenschloß, den unschuldigen Leib, den bisher nur eine treue Mutter in liebende Arme geschlossen hatte. Der ganze Platz starrte mit seinen tausend grellen Augen zum Pranger, einige mitleidig, andere schadenfroh, die meisten in roher Neugierde. Die Schande trieb dem armen Mädchen das Blut ins Gesicht. Sie nestelte, so gut sie dies vermochte, mit zitternden Händen das Leibchen, das die Wüsten ihr zerrissen hatten, zusammen. Dann klammerte sie die Hände zusammen und die verweinten dunkelblauen Augen über sich hebend betete sie lautlos: „Heiland, gel du bist ja auch an einer Säul gestanden! Dich haben sie geschlagen, mich nit! Und dir deine Kleider genommen, mir nicht. Und ich danke dir, daß du den heiligen Mann für dem Bösen beschützt hast, und ich will leiden, was Gottes Wille ist, o sei mit mir . . ." Mitten im Gebet traf sie wie ein Geißelschlag die Stimme des Ratsschreibers, der ihr Verbrechen laut über den Platz las. „Stephana Schwertner hat schmählicher und heimtückischer Weis' bei hundert Leut zur Rebellion aufgestiftet . . . uns wölln die Kontagion ins Land bringen . . . ist zum Pranger verurteilet, das Urtl wird hier vollzogen . . ." Als Symprecht seine Schrift wieder zusammenrollte, begann sich laut höhnisches Reden und Lachen zu regen. „Ha, die Hex. Recht gschicht ihr. Uns alli vergiften, han? Schaugt's es an! Mit der Götzenfahn is's dahergstiegn wiara Pfau. Da stehts jetzt. Recht gschicht ihr. He, Steffi! War's schön in Weng? Hat's Gnaden und Ablaß gregnet? Hast'n Herrgotten die Füeß abbissen? Wo steckt denn dein papistischer Herrgott, daß da oben stehen mueßt, daß er di nit derlöst? Han?" —

Etliche auswärtige Schüler des Gymnasiums, die zu spät zum Unterricht kamen, preßten sich durch die Bombarden durch und fingen höhnend zu leiern an: „Gegrafeistas Ma - aria," und trieben anderen bübischen Spott.

Der junge Anführer der Schützenkompagnie ergrimmte und ließ sie verjagen.

Der Menschen auf dem Platze wurden immer mehr. Wie das Brausen eines lebendigen Waldes hörten sich ihre Reden an. Mit Mühe hielten die

Schützen sie in Schranken. Aber weder Schwödchorer, weder Lindner, weder Adler, keiner der katholischen Steyrer Männer, die sonst der Stephana gut waren und sie hochschätzten, zeigten sich auf dem Grünmarkt, um ein Mannes-wort für sie zu sprechen.

Es waren wohl Gutgesinnte da, beider Konfessionen, die den Greuelspruch beklagten, aber sie standen ganz fern, weil sie den Zorn des Richters fürchteten. Albertus aber war in seinem Kloster gefangen. In dieser Stunde lag er in seiner Zelle auf den Knien, von Schmerzen durchwühlt, daß er kaum beten und keinen Gedanken fassen konnte als den: das zarte Kind, die Lilie und Braut Christi, muß jetzt die unerhörte Marter ausstehen, zu der der ungerechte Richter sie verdammt hat. Alle ihre Qualen, die sie zu dieser Stunde litt, kamen wie böse Geister ihn besuchen, wie Messerschnitte hieben die süßen Kadenzen Adams a Sancto Victore, die ihn fürher so oft in Trübsal getröstet, ihm ins Herz:

Nudam prostituit
Praeses flagitiis
Quam Christus induit
Comarum fimbriis
Stolaque coelesti . . .

Er begann zu flehen, daß Gott möge Wunder tun, Wunder wie an der Jungfrau Agnes, die ein goldener Mantel vor den Lasterknechten deckte — er schrie um einen Engel für das bedrängte Kind, und aus der Zelle auf die öden Gänge hinaus hörten ihn die Brüder und entsetzten sich . . .

Das Kind an der Säule fing an zu erschwachen. Seit vier in der Frühe ist sie auf, ein Trunk Milch alles, was sie genossen hat, nach Dambach ist sie und unter Mühsal zurückgewallt, immer mit der schweren Fahne, und dann noch mußte sie eine Stunde im Gericht stehen. Ihre zarten Glieder versagen. Sie klammert sich mit der Hand an den grausamen Ring, der keine Stütze beut, weil er streng ihren Leib umfaßt. O nur ein wenig Wasser, wenn sie haben könnte. „Gel, du hast auch gedurstet," wirrt es in ihrer Seele, die durch den ganzen Greul dieser grausamen Stunde betend schwebt, aber ach, die Schwingen wollen ihr schon brechen.

„Gel, und sie habend dir nichts gegeben als Essig — und du warst angenagelt und ich nicht — und du warst der Heiligst und ich nicht — denn ich habe den dort einen Lügner geheißen und er war es nit."

Der junge Händel thronte, indes sie in ihren Banden schmachtete, stolz auf seinem Rotroß und, wer ihn sah, erwies ihm Ehre; und doch hätte er tausendmal lieber sein Schwert mit den Korseken der Passauer gekreuzt, als hier der Marter der Papistin beiwohnen . . . Immer wieder blickte er in wilder Ungeduld nach der Uhr der Schulkirche, die heute langsam wie die Ewigkeit fortrückte, dann ritt er hin und her, um nicht den Pranger vor Augen zu haben, und doch immer wieder waren seine Augen dort, wo zwei gefaltene weiße Händchen matt über ein Eisen herabhingen und unter einem Totenkopf am Schandstein ein dunkelblondes totblasses Kindeshaupt auf eine

zarte Brust sich neigte. Und daß die dort so steht, soll des Vaters und Steyrs Ehre retten —

Da kam, im dumpfen Tosen der Tausende, von der Pfarrgasse herunter ein Schrei, daß alle Leute sich dahin umkehrten. Eine Frau mit einem kleinen Dirnlein an der Hand, gefolgt von einem größeren Mädchen, rannte die Pfarrgasse herab, und am Ende derselben, wo man schon den Grünmarkt sieht, angelangt, schrie sie wie eine Wahnsinnige auf: „Mein Kind, mein Kind, was habts meinem Kind getan.“ Alle Köpfe wandten sich, das Mädchen am Pranger erzitterte und tat einen wehevollen Schrei: „Muetterl, mei armes Muetterl,“ und fing schwach zu schluchzen an, während die Frau die Hände zusammenschlagend schrie:

„Mei Kind daherstellen wia a Mörderin! Mei Kind hat nia nix Böses tan! Das beste Kind auf Gottes weitem Erdboden ist sie!“ Sie griff nach ihrem Herzen, das zu versagen drohte, das größere Mädchen, das mit ihr war und vor Grauen stumm gegen den Pranger starrte, stützte sie, die Kleine an ihrer Hand fing gellend zu schreien an. „Nixi als Gutes tan!“ keuchte die Frau. „Still! Still!“ beschworen ein paar Weiber um sie herum, denn schon sandte ihr von oben der Ratsschreiber einen Blick zu. „Na, i bi nit still, mein Kind mir nehmen und wia a Mörderin an die Schandsäul stellen! Sie hat nixi verschuldt! Ich schwöre es! Der Priester war es mit der Wallfahrt! Gott weiß es! Mein Kind, mein liabes! Nia koana Fliegen was zuleid tan. Und arbeiten fruh und spat. Und an iadn Kreizer der Muetter bracht.“ Sie kreischte heiser: „Der sie geurteilt hat, woaß nit, was eine Muatter umb ihr Kind leidet, nein der nit.“

Ein paar rohe Männer schrien: „Warumb hast du nit besser auf sie gschaugt, stund sie jetzt nit da droben.“

Das unglückliche Mädchen an der Säule wandte sich im eisernen Ring herum und schrie so laut sie mit ersterbenden Kräften vermochte:

„Dina, Dina, gehts furt, führ' mei Muetterl heimzua! Nit her, o mir ist so weh! Dina, umb Gottes willen.“

Das größere Mädchen, das mit der Frau war, versuchte sie, die mit den Händen in die Bombarden griff, hinwegzubringen und redete ihr zu; und weil der Frau das Herz versagte, ließ sie sich endlich einige Schritte weiterführen bis zur Pfarrgasse, und vor einem Haus des Pfarrbergs sank sie auf eine Bank und stöhnte: „Der das tan hat an meinem armen Kinde dort, den wird Gott strafen, daß er nia einen Segen in sein Leben hat.“

Der junge Händel saß zu Pferde, bleich bis in die Lippen, und alles in ihm fieberte, und er knirschte mit den Zähnen, so kämpfte er mit sich, soll er dieses Urteil seines Vaters noch vollziehen, und diesen Jammer noch ansehen, oder seines Vaters Ehr und Gebot verachten, der Mann in ihm bäumt sich, es ist gemein, gemein, daß er da thront zu Roß und das Kind im Eisen vor ihm hangt wie ein gefangenes Tier. Ja, die Klinge, die sie ihm zerbrach, daß er vor Zorn raste, was wars damit? Er war ein Lümmel und fiel einen Waffenlosen an, und sie war der Ritter, und schützte diesen Vater. Vater, ist das Urtel recht und gerecht, so ist der Scherge doch gemein, warüm

mich zu einem solchen machen? Er sah sie wieder an, die wie die heilige Geduld an ihrer Säule stand und alles schweigend über sich ergehen ließ und es fiel ihm Einer ein, der stand auch am Kreuz vor allem Volk und ein Hauptmann bewachte ihn und schlug an die Brust und rief: „Er war gerecht." In diesem Augenblick kamen von der Schule her zwei Frauen, die eine war Charitas Precher.

Sie war noch etwas schmal von ihrer Krankheit, aber aufs schönste geputzt, hatte ein vielfarbenes Seidenkleid an und einen roten Vogel auf dem Kopf. Die andere, unscheinbarere Frau, die einen Einkaufkorb trug, war die Gattin des Predigers Insingus. Beide redeten so lebhaft, daß die Leute umsahen. Insingus Weib sagte:

„Ich gehe nicht hin, ich schaue sie nicht an. Es ist zu grausam, eine arme Jungfrau, wenn sie auch etwas Strafmäßiges tat, so ausstellen."

Charitas Precher lachte hell auf und sagte: „Auch mein Mann will nit schauen. Er ist schulkrank. Aber ich gehe justement hin. Euch tut die Katze leid? Mir nicht. Hat sie nit uns alle vergiften wollen? Jungfrau? Wer's glaubt?"

Das schnöde Wort war kaum gefallen, so nahmen es einige Lottergesellen, die in der Nähe waren, auf. „Jungfrau? Wer's glaubt. Haha! Sie ist ja gar koani. Hoho, gehn Mannsbilder gnua in Wirtshaus ein und aus! Tagzeit und Nachtzeit."

Der scheußlichste Teufel, der das todverlassene Kind bis nun verschont, den hetzt ein Weib, die vor drei Monat noch Dirne war, gegen die Unschuld an, und er fliegt unter den Tausenden die Rund, und nun speit er seinen unflätigen Geifer gegen die Martersäule, wo das arme Kind aus wehem, brechendem Herzen zu seinem himmlischen Bräutigam Gebete stammelt . . .

„Ha, die is a Falsche! Die Beteten habends hinter die Ohren! In d' Meß renna und d' Manner in der Kirchen abfangen! Das sand die rechten Metzna."

Der Mann zu Pferd, als das scheußliche Gezisch gegen ihn herwimmelte wie ein giftiges Gewürm, fuhr aus seinem wilden Brüten. Ha, was reden die, was waschen sie? Wo sind Metzen? Metzen?

Da schoß aus dem Gezisch ein schändliches gesleckes Vipernhaupt frech hochauf, ein Messererbursch schrie über den Platz: „Sie is a Schlechte! Ganz a Schlechte! Ja d' frumbe Steffi. Sie hat eh schon a Kind ghabt, wißts es nöt? Dös koani, was 's immer umbzarrt, sagens is vo da Alten, es is aber vo ihr, der Vater is in Admont. — Holloh, tua nit fromm, a Kind hast ghabt, hörst, mir wissends alli!" johlte er gegen die Schandsäule hinüber, und jetzt prasselte ein Gelächter, ein teuflisches, wie ein Kröten- und Schlangenregen auf das im Eisen hilflos hangende Kind nieder, das erst wirr und irr herumsah, den Sinn der hündischen Rede gar nicht erfassend, dann plötzlich vor Schmerz aufschrie, als habe ein glühendes Eisen ihren Leib gebrannt, und in ihrem grausen Martergürtel sich wand und ihr Gesicht, in dessen Ohnmachtsbläße alles Blut ihres ersterbenden Herzens schoß, mit den Händen verdeckte.

„Ah, sie schambt si. Ha, die —!"

Da dröhnte von jenseiten des Platzes eine heisere fürchterliche Stimme: „Unbrut! Schandmäuler halten!" Es war der junge Händel, seine Stirn war wie Blut. Hundsbagage, infame, schimpf du die Dirn, die ihr Kind ertränkte, oder die Precherin, des faulen Mönchen Buhle, gibt schon Metzen in Steyr, aber das Mädchen dort, so wahr Gott im Sakrament, ist keine! Ah — sie fällt zusamb — sie stirbt davon? — Schandbrut schweigst du nit? „Trommeln!" donnerte er seinen Schützen zu. „Jetzt sei Gott mir gnädig, ich mach ein End."

Dumpf begann der Steyrermarsch zu wirbeln dromdodrom — don — don — aber er donnerte: „Sturm! Sturm!" und nun rollte die Trommel ohne Aufhören und Absetzen und zerhämmerte das Hundsgebelfer und Schlangengezisch, und beim Rollen der Kriegstrommel spornte Heinrich sein Rotroß durch die auseinanderfahrende Tausendmenge auf den Schandpfahl zu, wo das Mägdlein, bleich wie der Tod, in ihrem Eisengürtel mehr hing als stand und mit schneeweißen Lippen den Namen Jesu lallte.

Der junge Händel sprang vom Pferd, ein Scherge mußte ihm's halten, und herrschte: „Den Schlüssel zum Schloß vom Pranger her!" und der Henker, der wie alle staunte und nicht wußte, was das sollte, zog den Schlüssel herfür und reichte ihn dar. Der Sohn Händels trat an die Säule, einen Stufen empor, und steckte mit fester Hand den Schlüssel an. Und er weiß, Leib und Leben verfallen. Soll hin. Sie war schön wie ein sterbender Engel. Er riß den schweren Reifen auseinander. „Komb," sagte er. Sie wußte nichts von sich, es hatte schwer gedonnert, ja, und der ganze Platz zusamt den grausamen Schändern war davongereist — nur ihr zerstochenes Herz zuckte so weh; sie wußte nicht, wer das war, der die Arm um sie schlug und sie langsam die Stufen hinuntertrug, aber unten an der Stufe kam eine Lichtwelle, und sie wußte, wer er war, und sie suchte nun mit geknickten Gliedern aufrechtzustehen, aus Scheu und Scham vor diesem Mann.

Bisher hatte alles gestarrt und gestaunt. Jetzt aber trat der Schreiber Kolmann hinter der Säule vor und rief:

„Herr, was ist das? Das steht Euch und keinem zu, das Mädchen hat die Straf auszustehen. Bis zehn Uhr ist das Urtel" — und er hielt es entfaltet dem Kühnen vor. Zugleich streckten die zwei Schergen ihre Hände nach Stephana. Der junge Händel aber, den Arm fest um die Hilflose, stieß mit der andren Hand die Schrift zurück und rief: „Steht im Urteil, daß sie an diesem Pfahl sterben soll? Ich nehme es auf mich. Ich bin Heinrich Händel. Ich kann tun, was mir gefällt."

Es schlug neun Uhr von der Schulkirche.

Die Tausendmenge murrte. Den stolzen Herrn zu schmähen wagten sie nicht, aber sie glotzten ihn scheuselig an, wie böse Bestien den, der ihnen den Fraß, ein blutendes zartes Tierlein, unter den Zähnen weggerissen hat. Sie gaben ihm nicht Raum, das Mädchen fortzuführen. Den Kopf seines roten Pferdes sah er irgendwo — es war fortgerissen worden. Er zog sein

Schandschwert und bahnte sich mit flachen Schlägen einen Weg durch das Gesindel. Mit der andern Hand umfaßte und stützte er das Mädchen.

„Schützen hindann!“ schrie er über den Platz. Ha, die sind treu! Mordskerls! Kommen angereist wie der Teufel. Ihrer fünfe nun sind an seiner Seite, heih, wie sie mit Bombarden und Fäusten die Hundsrasse wegtauchen!

„Gebts Raumb Herrn Heinrichen, oder wir hauend enk auf Safaladi...“

Als die Donnerstimmen über sie hingrölten, zuckte das Kind, das sein Arm fest umspannte, und sah angsthaft um sich.

Da sagte er übermütig lachend: „Daß seind nur die Schutzengel, die tun dir nichts.“ Und wußte nicht, daß in Wahrheit Engel des Himmels ihn umschwebten und vor der anbetungswürdigen Last, die sein Arm trug, ihre Häupter neigten.

Jenseiten des Grünmarktes waren Menschen viel, und die schändeten und knurrten nicht, die sprachen: Gott schütze den Herrn Heinrich! Und sie nahmen die Hüte ab und neigten sich, als er in der Höhe des Pfefferlhauses, aus dem Pöbelhaufen sich herausringend, sichtbar wurde. Das Kind ging mit schwachen Schritten jetzt neben ihm, aber er hatte noch die Hand um sie gelegt, es war ihm, er habe seines Lebens nie so Holdes und Zartes angerührt wie sie. Als er die Horde hinter sich auseinanderfahren sah wie einen greulichen Schlangenknäuel, da atmete er mächtig auf, dann beugte er sich zu ihr herunter, deren Haupt er so gern würde auf seiner Brust gefühlt haben; doch es hing scheu vornüber, wie eine dunkelgoldige Blume, die sich an ihrem Stengel zu Boden neigt. Er fragte: „Wo soll ich dich jetzt hinbringen?“

Sie sagte leis und scheu: „Bitt schön, zur Mutter.“

Er warf einen Blick nach der Pfarrgasse, da sah er ein kleines Mägdlein herunterlaufen. „Ich glaube, deine Mutter ist so noch oben,“ sagte er.

Das kleine Dirnlein war Michaela. Die Mutter saß noch schluchzend auf der Bank vorm Weichselbaumer Hause, da die elenden Stunden zu verwarten, bis ihr gemartertes Kind würde vom Schandpfahl losgelassen werden. Sie hatte das Rufen und Befehlen, dann das Trommeln gehört, aber nicht die Kraft gehabt, zu schauen, was das bedeute. Das kleine Mägdlein aber war heruntergelaufen, um auszuspähen. Jetzt kam es zurück und schrie von weitem vogelhell und atemlos: „Mutta! Mutta! D' Steffi kombt! D' Steffi kombt! Der Herr mitn Federbusch tuat si weisnen.“

Die Mutter tat einen schwachen Schrei: „Steffi, mein Steffi!“ Fast versagten ihr die Füße. Dina war schon wie ein Pfeil die Pfarrgasse hinuntergeschossen. Die Mutter wankte nun mit versagenden Knien, die Arme weit ausgebreitet, ihrem Marterkind entgegen. Da kam es, o so langsam, o so traurig, um die zarte Hüft stützt es der Ritter, und er hat es auch bei der rechten Hand. Dina und Michaela laufen links und rechts vom Ritter, und weil er Stephana hält und führt, wagen sie es nicht, sie zu umhalsen; aber Michaela küßt ihr die linke Hand ab, und Dina streichelt und kost ihr die Rechte, und beide nennen sie mit allen zärtlichen Namen, aber sie lächelt

fremd und weh, viel schauerlich — viel schauerlich ist — was da unten sie gelitten hat.

Beim Brünnerl kamen Mutter und Kind zusammen. „Kind, mein Kind!" weinte die Mutter laut auf, „mei Engerl, komb, komb zur Mutter, habend di die Teufeln peinigt wild, komb, mein liebstes Schmerzenskind, die Mutter wird di trösten." Jetzt ließ der Händelsohn auch seinen Arm von ihr sinken, ha, das war ihm bitter! Stephana schmiegte ihren goldbraunen Kopf still und müde an die Brust der Mutter und flüsterte weinend: „Verzeih mir den Schmerzen, den ich dir . . . hab müssen antun. Gott weiß alles." Die Mutter, statt der Antwort, überdeckte sie mit Küssen.

„Herr," sagte sie dann zum jungen Händel, der noch auf ein paar Schritte stand und unter seinen schrägen Brauen hervor das Kind betrachtete, wie es bei der Mutter weinte, „ich tu Euch danken, Ihr habt mir mein liebstes Kind wieder geben, wie sollend denn wir danken, wir seind armi Leut. Die Kinder werdend fleißi beta." Dann sagte sie zu Stephana mit sanfter Mahnstimme: „Hast aa dankt dem Herrn, Stefferl? hocher Herr, sie is ganz dakemma!"

Das Mädchen wendete sich um, und ihre dunkelblauen Augen waren noch voll Tränen, und ganz still, wie ein frommes Kind für eine milde Gabe dankt, sprach sie: „Gott vergelt's Euch, Herr."

Er winkte von den Schützen, die ihm in Entfernung wachsam gefolgt waren, einen herbei, und befahl ihm, die Frauen ans Gilgentor zu begleiten, es würde jetzt gesperrt sein; er solle seinen, des Heinrich Händel, Namen nennen und das Tor aufsperren lassen.

Nun schritt er die Pfarrstraße hinunter, festen, kriegsmäßigen Schrittes. Vielleicht wird ihm der Vater den Kriegsrock abreißen. Vielleicht sogar ihn lassen richten wie einen Übeltäter.

Und wenn ihn der Vater zwischen vier Pferden zerreißen laßt, so wird er sich in seinen Tod freuen, daß er die Stephana vom Pranger heruntergeführt hat.

Unten sah er die Schreiberseele, den Symprecht, mit dem Prangerurteil dem Rathaus zueilen, er rief ihn an: „Bleib du nur da, ich stelle mich schon selber."

Und entschlossen trat er ins Tor, das Knechtschwert, das ihn nicht mehr grämte, an der Hüfte. Auch das zerbrochene Schwert Chaffardins grämte ihn nimmer, das in der Freysing unter den grünen Maibäumen lag. Leer stand der Pranger — Henker und Schergen zogen mit langen Gesichtern ab — und den armen erlösten Engel führte die Mutter heimzu.

(Schluß des ersten Teiles.)

Goethe und die französische Revolution.

Karl Theodor v. Heigel zum siebenzigsten Geburtstage (23. August) zugeeignet

von

Richard Fester.

Unser Thema führt an ein Problem heran, das weder Biograph noch Literarhistoriker zu lösen vermocht haben, weil es eine universellere Betrachtungsweise verlangt. Wäre uns Viktor Hehn nicht den zweiten Band seiner „Gedanken über Goethe" schuldig geblieben, so besäßen wir vielleicht schon die Lösung[1]), zu der seitdem Heigel durch eines der schönsten und lehrreichsten Kapitel seiner deutschen Geschichte über die Einwirkungen der Revolution auf den deutschen Volksgeist die Wege gewiesen hat[2]).

Wer sich heute an gebildete Leser mit einer Goethe-Studie wendet, darf im allgemeinen Vertrautheit mit dem Gegenstande voraussetzen. Für unser Thema trifft diese Voraussetzung wohl nicht ganz zu. „Der Großkophta", „Der Bürgergeneral", „Die Aufgeregten", „Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" und der Entwurf des „Mädchens von Oberkirch", also das, was man Goethes Revolutionsdichtungen in engerem Sinne zu nennen pflegt, gehören zu den am wenigsten gelesenen Schriften des Dichters. Bismarck hat wenige Tage vor der Versailler Kaiserproklamation geäußert mit sieben bis acht Bänden von den vierzig der Werke Goethes könne er es wohl eine Zeitlang auf einer wüsten Insel aushalten. Die Goethe-Gesellschaft

[1]) Das absprechende Urteil über die Revolutionsdichtungen im ersten Bande ist übernommen. Es wäre sicher anders ausgefallen, wenn er das Thema „Stände bei Goethe" über die Revolution hinaus verfolgt hätte. Das Thema „Goethe und Napoleon", von E. Marcks in seiner Parallele Goethes und Bismarcks (Goethe-Jahrbuch 1911) gestreift, von Andreas Fischer in einer gedanken- und stoffreichen Studie (2. Auflage, Frauenfeld 1900) nach allen Seiten beleuchtet, ist eine Fortsetzung des unsrigen, die das Problem naturgemäß so wenig löst wie eine Napoleon-Biographie die Frage nach der Genesis der Revolution. Zerstreute auch dem Kenner leicht entgehende Äußerungen Goethes findet man jetzt bequem in Eduards von der Hellen vortrefflichem Register zur Jubiläums-Ausgabe (Stuttgart 1912).

[2]) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches. Stuttgart 1899—1911. Bd. I, S. 273—326.

ist sogar noch weiter gegangen und hat dem deutschen Volke eine klassische Auswahl in sechs zierlichen Bänden geschenkt. Von den genannten Dichtungen hat darin keine einzige Aufnahme gefunden. Aber auch „Die natürliche Tochter" mußte es durch Weglassung büßen, daß sie die letzte der Revolutionsdichtungen Goethes ist und von vornherein in dem Schatten stand, der schon bei ihrem Erscheinen auf den poetischen Auseinandersetzungen Goethes mit der Revolution gelegen hat.

Nun hat uns zwar die Bemühung mehr als einer Generation allmählich daran gewöhnt, keine Goethe-Reliquie, wenn sie auch noch so klein sei, gering zu achten. Wie Goethes Auge sinnend auf einem Blättchen Papier verweilte, weil die Hand Friedrichs des Großen darauf geruht hatte, sehen wir mit noch größerer Berechtigung in jedem Schnitzel aus der Werkstatt des Dichters ein Teilchen eines Ganzen, das als harmonische Totalität ohnegleichen empfunden und verehrt wird. Ein kleiner Teil der Goethegemeinde glaubt sogar noch weiter gehen zu dürfen. Denn er widmet auch den unscheinbarsten Reliquien einen Kult, der gesundes Empfinden immer zurückstoßen wird, weil er gerade die auf das Ganze gerichtete Grundstimmung zurücktreten läßt. Um so beachtenswerter erscheint es, daß man selbst in diesen Kreisen mit den Revolutionsdichtungen Goethes nichts anzufangen weiß. Der Lyriker, der Dramatiker, der Epiker setzt sich als Poet mit einem Stück Welt auseinander. Mag es sich um Göttliches oder Menschliches handeln, um orphische Urworte oder um ein Erotikon, immer wird man Goethe der Größe oder Kleinheit seines Stoffes gewachsen finden. Nur hier, wo es sich um den größten Stoff handelt, den ihm sein Leben zuführte, scheint er zu versagen. Ebenso groß wie unsere Verehrung des Dichters ist unser Respekt vor dem historischen Phänomen einer Umwälzung, ohne die der ganze Aufbau des modernen Staates und der modernen Gesellschaft undenkbar wären. In den Revolutionsdichtungen Goethes wird die Spiegelung dieses Phänomens vermißt. Auch die Goethomanen sehen sich zu dem Geständnis gezwungen, daß ihr Abgott vergeblich mit der Revolution gerungen habe. Die Folgerung liegt nahe, daß der Dichter seine Zeit nicht verstanden habe, daß das Älteln schon um 1789 bei ihm einsetzte.

In der Tat ist, um nur ein Beispiel zu nennen, der volkstümlichste der Goethe-Biographen, Bielschowsky, nicht mehr allzu weit von dieser Schlußfolgerung entfernt[1]). Und doch liegt für jeden Tieferblickenden auf der Hand, daß hier ein Denkfehler die ganze Fragestellung verschoben hat. Das Revolutionszeitalter und Goethe sind keine einander ausschließenden Gegensätze. In jeder großen Weltepoche wird man scheiden müssen zwischen Mitgängern, der großen Masse der Menschheit, und Männern, die ihrer Zeit den Stempel ihres Geistes aufdrücken. Den Ausdruck Führer oder führende Geister sollte man vermeiden, weil es in jedem Zeitalter eine Menge Führer gibt, die in Wahrheit nichts anderes als Mitgänger sind. Jene ursprüng-

[1]) Das Kapitel „Revolutionsdichtungen" beginnt mit dem Satze: „Auch der reichste Geist hat dürre Jahre." Goethe II (20. A.), S. 44.

lichen Geister aber mögen sich zu ihrer Weltepoche stellen wie sie wollen, sie mögen ihr Lebensschiff mit dem Strome oder gegen den Strom steuern, Kulturfaktoren bleiben sie allemal, ohne die weder ihre Zeit noch die weitere Weltwirkung eines Zeitalters denkbar wären.

Darüber, daß Goethe unter den Kulturfaktoren der 1789 einsetzenden Weltepoche an erster Stelle steht, sind heute Freunde und Gegner seiner Geistesrichtung einverstanden. In seiner „Geschichte des Altertums" sagt Eduard Meyer mit jener Unbefangenheit, die ihm so gut steht, von Euripides, er habe zwar nicht in der offiziellen Wertung, wohl aber tatsächlich für alle Gebildeten in dem Griechenland des vierten Jahrhunderts Homer aus seiner Stellung als Lehrmeister der Nation verdrängt, etwa in derselben Weise wie für die Deutschen Goethe an die Stelle der Bibel getreten sei. „Die Deutschen" ist natürlich ein zu weit gegriffener Ausdruck. Sehr vielen Deutschen ist Goethe gerade deshalb, weil er vielen an Stelle der Bibel getreten ist, ein Götzenbild. Da aber auch Götzenbilder Kulturfaktoren sind, wie es unsere Zeit täglich an dem goldenen Kalbe erlebt, so beweisen auch die heimlichen und die offenen Widersacher der Weltanschauung Goethes widerwillig ihre Macht.

Jede Weltanschauung ist aber das Ergebnis einer mit inneren und äußeren Kämpfen verbundenen Auseinandersetzung mit der Welt. Finden wir eine Geistesmacht wie Goethe in Widerspruch gegen eine neue Zeitrichtung, so ist es überheblich, davon zu reden, daß er sie nicht verstanden habe, anstatt sich dabei zu bescheiden, daß er seine Zeit eben anders verstanden habe als ihre sogenannten Führer und Mitgänger.

Wollen wir zu tieferer Erkenntnis vordringen, so haben wir zuvor noch eine andere, in die Irre führende Gedankenreihe auszuschalten. Wer über seiner Zeit steht, ist wohl imstande, neue Werte zu schaffen, aber er kann selbst von seiner höheren Warte nicht in die Zukunft schauen. Wir würden Goethe in der Tat zu einem Götzenbilde machen, wenn wir aus dem Verhältnis einer Geistesmacht zu ihrer Weltepoche die Möglichkeit übernatürlicher Prophetengabe herleiten wollten. In seiner „Campagne in Frankreich" erzählt Goethe, er habe am Abend der Kanonade von Valmy am Wachtfeuer zu seinen Kriegskameraden gesagt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Erwägt man, daß am 20. September 1792 die erste Koalition des alten Europa gegen das revolutionäre Frankreich auf den Sieg verzichtete und dadurch den unglücklichen Ausgang des Feldzuges verschuldete, so wird man in der Tat zugeben müssen, daß hier zum ersten Male das ancien régime vor der Revolution zurückgewichen ist. Als rückwärts gewandter Prophet darf der Historiker daher vielleicht sagen, daß wir von den Höhen, wo am 20. September die preußischen Batterien standen, einen Ausblick haben auf den Siegeszug der Ideen von 1789, auf die Jakobinerheere und auf den Erben und Helden der Revolution, Napoleon Bonaparte. Goethes angeblicher Ausspruch erinnert uns dagegen an die von Alfred Dove in der Jubiläums-Ausgabe ins hellste Licht gesetzte Tatsache, daß die 1820—1822 ausgearbeitete

„Campagne in Frankreich" und „Die Belagerung von Mainz" genau so wie die „Italienische Reise" nichts anders als Fortsetzungen von „Dichtung und Wahrheit" sind. Eine ähnliche Äußerung hat sich ein preußischer Offizier, dessen Tagebuch Goethe zur Auffrischung seiner Erinnerungen benutzte, schon 1809 zugeschrieben. Es darf daher als erwiesen gelten, daß Goethe eine historische Reflexion mit poetischer Freiheit zurückdatiert hat, um anzudeuten, daß jene Gruppe am Wachtfeuer des 20. September 1792 einen Augenblick erlebt hat, wo sie dem Weltgeist näher war. Im übrigen ist es Goethe mit dem Pathos des Historikers so wenig ernst, daß er seine angebliche Äußerung mit scheinbarer, leicht ironischer Absichtslosigkeit zwischen die gelassene Erzählung seiner Beobachtungen während seiner Feuertaufe und die Auseinandersetzung der Kriegslage des Augenblickes eingeschoben hat.

Bleibt also der alte Erfahrungssatz in Kraft, daß uns nicht nur nach drüben die Aussicht verrannt ist, so haben wir endlich den rechten Ausgangspunkt für das Thema: Goethe und die Revolution, gefunden, wenn wir uns zu vergegenwärtigen suchen, wie das historische Phänomen, das wir die französische Revolution nennen, in den Gesichtskreis der Zeitgenossen eingetreten ist. Da zeigt sich denn zunächst, daß die Revolution zwei Gesichter hat, ein französisches und ein europäisches.

In den Ereignissen des Jahres 1789, dem Bauernkrieg, dem Ballhausschwure, der Erstürmung der Bastille und den Beschlüssen der Nachtsitzung des 4. August, liegt etwas Elementares, Betäubendes. Trotzdem sind sie für Frankreich nicht überraschender gekommen als ein Erdstoß für die Einwohner Messinas, da sie sich auf vulkanischem Boden abspielten. Die Reformversuche der Regierung Ludwigs XVI. haben zu spät eingesetzt. Schon seit den letzten Jahren Ludwigs XIV. hatte sich die Opposition gegen den überspannten Absolutismus der französischen Monarchie aufgestaut. 1715 hätte sie sich vielleicht noch in die Bahnen innerer, gesetzlicher Reformen leiten lassen. Seit 1774 drängte sie, als die Regierung endlich Reformanläufe machte, so mächtig gegen die Dämme, daß der große Dammbruch 1789 mit historischer Notwendigkeit erfolgte. Das ancien régime wurde in den nächsten Jahren scheinbar mit der Wurzel beseitigt. An seine Stelle trat ein neues Frankreich. Nach der Überschwemmungsperiode der ersten Revolutionsjahre kehrten jedoch die alten Tendenzen der absoluten Monarchie zur Zentralisation im Innern und zur Vorherrschaft in Europa mit verdoppelter Stärke zurück. Denn sie wurden jetzt nicht mehr durch Hof und Privilegierte, sondern durch eine große, zu politischem Machtbewußtsein gelangte Nation vertreten. Die französischen Aufklärer von Voltaire bis zu Rousseau waren nicht umsonst im Reiche der Ideen so eroberungslustig gewesen wie Ludwig XIV. und seine politischen Berater. Die Jakobiner und ihre Soldaten übernahmen von der radikalen Aufklärung die Losung: Krieg den Palästen, Friede den Hütten, in der Praxis aber knüpften sie an den König der Raubkriege und Reunionen an, auch hier die Tendenzen des Absolutismus aufnehmend und überbietend.

Daraus ergab sich der europäische Charakter der Revolution und des Napoleonischen Zeitalters. Der Ausgangspunkt der französischen Aufklärung waren die Mißstände im eigenen Lande. Auf ihre Fahnen aber hatte sie die Weltverbesserung geschrieben. Mirabeau wollte das Preußen des großen Friedrich ebenso reformieren wie das Frankreich des kleinen Ludwig. Ihr Sturmlauf gegen den französischen Absolutismus und gegen die französischen Privilegierten wird zu einem Sturmlauf gegen das europäische ancien régime. In Frankreich war der Absolutismus der letzten Bourbonen die höchste schwindlichste Spitze, in anderen Ländern Europas bedeutete er eine Durchgangsstufe des altständischen Staates zum staatlich organisierten Volksganzen. In Frankreich wurde er durch die Revolution nur scheinbar zerstört, in den Nachbarländern wurde sein Zersetzungsprozeß durch die Revolution beschleunigt. So drückte die große Umwälzung einer neuen Zeit ihren Stempel auf, auch da, wo Ursprüngliches sich gegen sie stemmte und seine Eigenart zu behaupten suchte.

Von diesen beiden Gesichtern der Revolution konnte ein scharfsichtiger, zeitgenössischer Beobachter das französische wohl erkennen. Trotz der Überschwemmung von 1789 war das alte Strombett des französischen Absolutismus nicht verschwunden. Die Säbelherrschaft ließ sich ohne Prophetengabe voraussagen. Nur ihr europäischer Gang war noch nicht vorauszusehen. Die Deutschen des ancien régime hatten keine Ahnung, was das nächste Jahrzehnt in seinem Schoße barg. Als Goethe 1792 seinen Herzog und die Halberstädter Kürassiere in das Feldlager begleitete, entging ihm keineswegs der frivole Leichtsinn eines Kabinettskrieges gegen eine Bewegung von der Wucht der französischen. Den großen Korsen, den größten Nachfolger Ludwigs XIV., und seinen Siegeslauf hat aber auch er nicht ahnen können, obwohl uns heute Dumouriez wie eine Antizipation Napoleons erscheint. Dagegen besaß er eine ganz ungewöhnliche Einsicht in die französischen Zustände. Der Gedanke, daß Ludwig XIV. und Voltaire als wirkliche Führer ihres Volkes in einer Reihe stehen, stammt von Goethe und muß ihm schon lange aufgegangen sein, ehe er seine Anmerkungen zu „Rameaus Neffen" von Diderot niederschrieb[1]). Vom „Älteln" war der jüngst aus Italien Zurückgekehrte noch weit entfernt. Er fühlte sich 1789 noch so jung wie in seinen Straßburger Studentenjahren, und er hatte das nicht minder lebhafte Gefühl, zu einer jugendlichen, werdenden Kulturnation zu sprechen. Die französische Kultur der Aufklärung war ihm schon in Straßburg greisenhaft erschienen. „Deutschtum emergierend" hat er damals in sein Tagebuch eingetragen. Seine weltbürgerlichen Zeitgenossen sind durch die Sprache der Generalstände und der konstituierenden Nationalversammlung wie durch Sirenengesang bezaubert worden. Er war dagegen gefeit, weil ihn schon die Sprache der französischen Aufklärung nicht bestochen hatte. Der vulkanische Ausbruch von 1789 kam ihm nicht überraschend. Schon längst hatte er das dumpfe, unterirdische Grollen gehört. Während Klopstock

[1]) Unter Voltaire. Jubiläums-Ausgabe, Bd. 34, S. 195.

als Sprecher der Mehrheit der Nation die Morgenröte einer besseren Zukunft begrüßte, gewahrte Goethes unbestechliches Auge nur das düstere Feuer eines Kraters, der ausbrennen mußte. Aus Achtung vor den Menschenrechten vermochte er in ihrer Kodifikation nicht mehr als ein Stück Papier zu sehen und berauschte sich nicht wie alle Welt an den Ideen von 1789; denn es entging ihm nicht, daß die wahren Menschenrechte in Frankreich härter als je zuvor mit Füßen getreten wurden.

Bei dieser Sachlage könnte man versucht sein, zu sagen, daß Goethe besser den Augenblick, Klopstock und sein Anhang besser das Kommende erfaßt haben, wenn nicht dem Verkünder der Morgenröte eine klare politische Vorstellung völlig gefehlt hätte.

Das Deutschland von 1789 war auf der am Ausgange des Siebenjährigen Krieges erreichten Stufe des österreich-preußischen Dualismus stehen geblieben. Die Reichsverfassung bestand noch. Ihre Auflösung wünschte niemand, am wenigsten die kleineren Glieder des Reiches. Das Österreich Kaiser Josefs II. wollte wachsen, das Preußen Friedrich Wilhelms II. nicht minder. An eine völlige Umgestaltung des Ganzen wagte man nicht zu denken. Selbst der Fürstenbund Friedrichs des Großen sollte nur das Wachstum Österreichs aufhalten. Wir wissen heute, daß wir der Revolution und Napoleon die Vereinfachung des politischen Problems der deutschen Frage verdanken. Für die Generation der neunziger Jahre war ein solches Problem überhaupt nicht vorhanden. Die Beseitigung wirtschaftlicher und geistiger Schranken durch Mediatisierungen und Annexionen gehört erst der Napoleonischen Zeit an. Was in Deutschland 1789 an Reformwünschen aufgespeichert war, hatte eine andere Richtung, obwohl die Reformation den Gedanken der Säkularisation geistlicher Territorien längst in die Welt gesetzt hatte. Wenn auch Friedrich der Große seinem Staate Schlesien und Westpreußen gewonnen hatte, deutete nichts auf die radikalen politischen Umwälzungen von 1803 und 1815. Die Weltbürgerlichkeit der Deutschen überflog die Schranken und Schlagbäume ihrer Territorialstaaten. Das Deutschtum Goethes stand im Begriff, sie durch ruhige Bildung und geistige Annäherung still beiseite zu schieben, als die Revolution ausbrach.

In diesem Zusammenhange wollen zwei Epigramme verstanden und gewürdigt sein, die Goethe nicht in der ersten Erregung, sondern im Rückblick auf zehn Revolutionsjahre verfaßt hat. Das erste trägt die Überschrift „Nationalcharakter“:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens.
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

Die „Xenien“-Herausgeber Suphan und Erich Schmidt haben dazu lakonisch bemerkt: „Eines der einseitigsten Bekenntnisse des klassischen Kosmopolitismus.“ Goethe ist aber niemals Kosmopolit im landläufigen Sinne gewesen. Der Mann, der uns zur Nation bilden sollte, war 1799 noch nicht geboren. Friedrich der Große hatte der Nation nur durch seine Persönlichkeit einen Halt gegeben. Sie war geeint, insofern sie Fritzisch gesinnt war. Goethe durfte sich als Friedrichs eigentlichen Nachfolger ansehen, so wie Voltaire

auf Ludwig XIV. gefolgt war. Sein Epigramm besagt daher nicht mehr, als daß den Deutschen 1799 zur Staatnation der Bildner fehlte, während es in ihren Händen lag, eine Kulturnation[1]) zu werden.

Erschwert uns hier das moderne Nationalgefühl das Verständnis des Dichters, so fühlt sich durch das zweite Xenion „Revolutionen" der empfindlicher gewordene Konfessionalismus unserer Zeit verletzt.

> Franztum drängt in diesen verworrenen Tagen wie ehmals
> Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück.

Oder wie es vor der Aufnahme in die Epigrammsammlung „Jahreszeiten" im „Musenalmanach" lautete:

> Was das Luthertum war, ist jetzt das Franztum in diesen
> Letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

„Ein höchst bedenkliches Epigramm", bemerkt dazu Bielschowsky (Bd. II, S. 74). „Die Reformation wäre demnach zu beklagen, weil sie die Entwicklung ruhiger Bildung gestört? Aber war es nicht das wichtigste, daß sie echter, fruchtbarer Bildung die Bahn frei machte — wenn auch mit einiger (sic) Unruhe?"

Eine höchst bedenkliche Auslegung dürfte man mit größerem Rechte dem schulmeisterlich überheblichen Goethe-Biographen vorhalten. Goethe stand 1789 da, wo Erasmus von Rotterdam 1517 gestanden hatte. Wäre Erasmus eine stärkere Persönlichkeit gewesen, so würde sein Protest gegen Martin Luther so eindrucksvoll erscheinen wie Goethes deutsche Selbstbehauptung gegen das Franztum. Auch Erasmus hat an ruhiger Bildung gearbeitet, als die kirchliche Revolution ausbrach. Luther wähnte, der entarteten Papstkirche der Romanisten den Todesstoß zu versetzen. Erasmus aber hatte ein Vorgefühl, daß gerade die Reformation sie retten werde. Aus der Reaktion gegen die Reformation ist das nachtridentinische, antimodernistische Papsttum hervorgegangen wie der demokratische Cäsarismus des 19. Jahrhunderts als Fortsetzung des Absolutismus des 18. der Revolution seine Entstehung verdankt. Goethe will weder über Luthertum noch Franztum ein Werturteil abgeben, sondern er stellt nur eine denn doch nicht wegzuleugnende Tatsache fest, indem er sich durch die Revolution daran erinnern läßt, daß die von der Reformation verursachten Unruhen die ruhige Fortentwicklung der deutschen Kultur um mehr als anderthalb Jahrhunderte unterbrochen haben.

Kein Geschichtskundiger wird heute die historische Notwendigkeit der Reformation und der Revolution in Abrede stellen, aber ebensowenig darf übersehen werden, daß die deutsche Bildung des 18. Jahrhunderts, so tief sie Luther verpflichtet war, auch an Erasmus und die Weltlichkeit des deutschen Humanismus wieder anknüpfen mußte. Goethe aber hat mit „gottgegebener Kraft in Kunst und Wissenschaft" protestierend[2]) dafür gesorgt, daß weder

[1]) F. Meineckes Untersuchungen über das Verhältnis von Kultur- und Staatnation gehen von der Voraussetzung einer deutschen Kulturnation des 18. Jahrhunderts aus. Die hat es aber, wenn man die außerordentliche Buntheit und Verschiedenheit der Territorien berücksichtigt, vor Goethes Zeiten kaum gegeben.

[2]) Epigrammatisch. Dem 31. Oktober 1817.

Pfaffentum noch Franztum sich zwischen ihn und sein Lebenswerk drängten. Die Formen unseres nationalen Lebens verdanken wir den politischen Revolutionen von dem Territorialpolitiker Friedrich über den politischen Wecker Napoleon hinweg bis zu dem Schmiede unserer Einheit Otto v. Bismarck. Den Inhalt hat Goethe unserem Volke auf den Weg gegeben, als seine politischen Lehr- und Wanderjahre im Revolutionszeitalter begannen. Viktor Hehn hat das schon 1887, drei Jahre vor dem Ende der politischen Laufbahn unseres nationalen Helden, ausgesprochen. Heute, nach weiteren fünfundzwanzig Jahren verschärfter konfessioneller und ständischer Gegensätze, sehen wir noch deutlicher, daß auch die staatliche Einigung und der Wegfall der politischen und wirtschaftlichen Schranken das ausgleichende Moment einer gemeinsamen, rein menschlichen deutschen Kultur nicht entbehrlich machen, wenn die Form nicht inhaltsleer werden soll.

Goethes dichterische Auseinandersetzung mit der französischen Revolution sind also genau genommen seine sämtlichen Werke seit der Straßburger Entdeckung seines Deutschtums. Die Revolutionsdichtungen dürfen von seinem Gesamtvermächtnisse nicht ausgeschieden werden. Tendenzpoesie lag ganz abseits von seinen Wegen. Wer von Goethe Reden an die deutsche Nation über das Revolutionsthema erwartet, beweist, daß er sich in Dichters Landen niemals mit offenen Augen umgesehen hat. In dem Kampfe der Meinungen verstummte er und zog sich immer mehr in sich zurück. Für die Eindrücke der Außenwelt aber blieb sein Geist zu jeder Stunde empfänglich, und wenn es heute feststeht, daß die Nation der Grübler wesentlich in seiner Schule das Sehen gelernt hat, so dürfen seine Revolutionsdichtungen wohl eine größere Teilnahme als bisher beanspruchen, weil aus ihnen zu entnehmen ist, was er als Poet von der Revolution gesehen und für seine künstlerische und deshalb niemals tendenziöse Auseinandersetzung mit diesem neuen Stoffgebiete brauchbar gefunden hat.

Dabei darf allerdings eine genauere Bekanntschaft mit dem Inhalt jener Revolutionsdichtungen nicht vorausgesetzt werden. Da aber ausführliche Inhaltsangaben den Gedankengang dieser Studie nur aufhalten und verschleiern würden, sollen die einzelnen Dichtungen wie Bilder vor dem Leser aufgehängt werden. Wie ein Kunsthistoriker, der durch eine Galerie führt, werde ich kurz sagen, worauf meiner Auffassung nach zu achten ist. Vergleich und Nachprüfung mit eigenen Augen bei einem zweiten ungeleiteten Rundgange ist dann die Sache des Lesers.

Zu seinem ersten Bilde, dem „Großkophta", ist Goethe schon 1785 durch die sogenannte Halsbandgeschichte angeregt worden. Der Kardinal Rohan war am Hofe von Versailles in Ungnade gefallen. Schwindler redeten ihm ein, er könne wieder zu Gnaden kommen, wenn er der Königin Marie Antoinette ein Halsband verehre, dessen Preis, über anderthalb Millionen Livres, ihr doch zu teuer gewesen war. Der galante Kardinal glaubte das Glück zu haben, der Königin selbst bei einem nächtlichen Stelldichein im Versailler Schloßpark das kostbare Geschmeide zu überreichen, um erst hinterher zu entdecken, daß er das Opfer einer Köpenickiade geworden war.

In älteren Darstellungen der französischen Revolution wird diese Halsbandgeschichte sehr breit erzählt. Heute behandelt man sie mit Recht als eine von den Zeitgenossen zur Sensation aufgebauschte Episode, weil der Schwindelgeist des Vorspiels der Revolution durch die schwindelhafte Finanzpolitik des Ministers Calonne in ein viel helleres Licht gesetzt wird. So symptomatisch der leidige Handel für den Leichtsinn und die Korruption der Privilegierten ist, so erhält er doch seine historische Bedeutung mehr durch die unerwartete Folge, daß die Empörung der Franzosen sich nicht gegen den betrogenen Betrüger im Kardinalspurpur, sondern gegen die unschuldige, völlig unbeteiligte, aber verhaßte Österreicherin Marie Antoinette gekehrt hat.

Auch auf Goethe hatte die Halsbandgeschichte „einen unaussprechlichen Eindruck gemacht". „In dem unsittlichen Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir — erzählt er in den Annalen — die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte." Als er sie dann auf der italienischen Reise nach seiner Art doch poetisch loszuwerden sucht, erkennt er das Unpoetische der Haupt- und Staatsaktion, die mehr nach dem Griffel eines Tacitus als nach der Leier Apollos verlangt. Was dem Thema eines Schwindelgeistes, der Hof und Staat erfaßt hatte, Poetisches abzugewinnen ist, hat Goethe später im zweiten Teile des Faust in die Szene der Erfindung des Papiergeldes am Hofe des Kaisers verarbeitet. Zwischen dem Aktienschwindel des Schotten Law unter Ludwig XV. und der Assignatenwirtschaft der französischen Revolution steht das Finanzministerium Calonnes mit dem „Flammengaukelspiele" seines trügerischen Goldregens, dem die Asche des erhöhten Defizits folgte[1]). Der Eindruck von 1786 und seine Beziehungen zur Vergangenheit und Folgezeit haben also bei einer mephistophelischen Teufelei des zweiten Teiles „Faust" Gevatter gestanden. In der Sphäre des Dämonischen kann der Stoff poetisch wirken, in der Sphäre des Menschlichen nur, wenn ihm der Charakter der Haupt- und Staatsaktion abgestreift wird.

So bleibt für Goethe als poetisch brauchbar lediglich die Gestalt des Schwindlers Cagliostro, dessen Spuren er denn auch in Italien und nach seiner Rückkehr weiter verfolgt hat. Der Graf Frechschnabel (di rostro impudente) verträgt so wenig wie sein demokratischer Köpenicker Vetter Signore del popolo impudente eine tragische Behandlung. Goethe entwirft daher in Rom 1787 den Text zu einer komischen Oper „Die Mystificirten". Nach diesem ersten Entwurf sind seine poetischen Absichten zu beurteilen. Er hat die Gedichte Goethes um die zwei kophtischen Lieder bereichert, worin allen Geisteskindern Cagliostros eingeschärft wird, daß sie in der Welt die Wahl haben, Hammer oder Amboß zu sein, daß aber für Kinder der Klugheit die Wahl nicht zweifelhaft sein kann, weil die Narren, wie sich's gehört, zum Narren gehalten sein wollen.

[1]) Die Kommentatoren sprechen, soweit mir bekannt ist, nur von Law und Assignaten. In den Werken wird Calonne nicht genannt, doch ist es mir nicht zweifelhaft, daß er in die Reihe der Modelle gehört.

Zu dieser opera buffa verhält sich der Großkophta der Werke wie ein mäßiges Atelierbild zur lebendigen Skizze. Denn Goethe hat als Theaterdirektor in Repertoirenöten seinem Stoffe fast so fremd und kalt gegenübergestanden wie ein Schüler des Rubens der lebensprühenden Ölskizze des Meisters. Als Mittelding zwischen Haupt- und Staatsaktion und Burleske ist das Drama wohl verfehlt. Das Wesentliche aber bleibt doch, daß Goethe aus dem ersten seiner Revolutionsstoffe sich die Zeiterscheinung des Schwindlers herausgegriffen und einer Studie gewürdigt hat.

Das zweite Bild, der „Bürgergeneral", ist eine Variation des ersten. Der Schwindler hat aufgehört, Hofmann zu sein, und ist unter Bürger und Bauern gegangen. Der Theaterdirektor Goethe findet in einem französischen Lustspiel die komische Figur des Schnaps, und der Teufel reitet ihn, eine sächsisch-thüringische Fortsetzung zu schreiben. Schnaps, der Chirurg, rumort in der Uniform eines französischen Kriegsgefangenen als „citoyen général" und jakobinischer Kommissar in einem weimarer Bauernhause, wird von dem übereifrigen Richter ernst genommen und von dem Gutsherrn verdientermaßen ausgelacht.

Hat man sich erst einmal von dem Vorurteil befreit, daß Goethe den Prediger gegen Volksverführer spielen wollte, so wird man entdecken, daß ein weimarer Revolutionär und die Verwandlung des thüringisch-sächsischen Dialektbegriffes „egal" in die modische Jakobiner-égalité gar nicht launiger dargestellt werden konnte, als es im „Bürgergeneral" geschehen ist. Das Medusenhaupt der französischen Revolution darf uns Nachgeborene nicht versteinern. Das Jahr 1848 hat gelehrt, wie nahe das Tragische und Komische sich berühren. Shakespeares dichterische Größe beruht ja nicht zum wenigsten darauf, daß sich beides wie im Leben bei ihm die Wagschale hält. In einer dichterischen Darstellung französischer Revolutionsereignisse hätte Schnaps nur eine episodische Figur spielen dürfen wie Vansen im Egmont oder Spiegelberg in den Räubern. Nach dem Weimarischen aber war die revolutionäre Propaganda noch gar nicht gedrungen. Goethe antizipiert einen der unfreiwilligen Komiker, an denen das Jahr 1848 in Deutschland so reich gewesen ist, und er antizipiert ihn so köstlich, als ob ihm der Kerl leibhaft zu seinem Bilde gesessen hätte.

War aber auch für Weimar keine Revolution zu befürchten, so erhitzten sich doch bis in die Hofkreise hinein die Köpfe, und es kam wohl vor, daß sie, wie Frau von Stein berichtet, beim Politisieren alle zugleich schrien. Mit dem sizilianischen Pseudografen Cagliostro hatte Goethe in Palermo Fühlung gewonnen. Zu dem weimarer Pseudojakobiner mag er wohl auch Modellstudien gemacht haben. Durch die allgemeine Erregung der Gemüter wird jetzt sein Dichterauge auf das neue Phänomen der Aufregung der Stände gelenkt. So entstehen als drittes Bild „Die Aufgeregten". In den Mittelpunkt stellt Goethe wieder einen Chirurgus, aber er nennt ihn Breme von Bremenfeld, um seine Abkunft von dem politischen Kannegießer des dänischen Lustspieldichters Holberg anzudeuten. Die Handlung ist jetzt allerdings etwas näher an die französische Grenze gerückt. Die Frau Gräfin hat in Paris

gelernt, daß auch die Privilegierten verpflichtet sind, auf Besitztitel zu verzichten, wenn sie durch verjährtes Unrecht erworben sind. Auf ein Abbild französischer Zustände im kleinen ist es aber wiederum nicht abgesehen. Wie der Jakobiner Schnaps seiner selbst spottet, würde die von Breme angezettelte Revolution der dörflichen Kannegießer sicher auch dann unblutig verlaufen, wenn die Gräfin nicht freiwillig mit ihren Gutsuntertanen und Prozeßgegnern Frieden schlösse. Die Komik liegt in der Handlung und im Charakter Bremes, aber sie ist nur eine Beigabe zu dem, was Goethe eigentlich bezweckt und in der plastischen Schilderung der Aufregung der Stände und Charaktere erreicht hat.

Inzwischen war Goethe dem Revolutionswesen im Herbstfeldzuge 1792 und bei der Belagerung des von Franzosen und eingeborenen Jakobinern verteidigten Mainz persönlich näher gekommen. Er hatte wirkliche Sansculotten [1]) kennen gelernt und das Elend deutscher und französischer Emigranten mit eigenen Augen gesehen. „Der Bürgergeneral" und „Die Aufgeregten" behandelten Wirkungen in die Ferne. Das vierte Bild, die „Unterhaltungen deutscher Ausgewandertern" stellt zum ersten Male seßhafte Stände von der Scholle losgelöst in Bewegung dar. In seinen Gedanken aber ist Goethe noch immer bei seinen widrigen weimarer Erfahrungen. Die gestörte Geselligkeit an der Ilm wird auf deutsche Flüchtlinge in der Umgebung von Mainz übertragen. In Dialogen von größter Feinheit läßt uns Goethe den politischen Hader der durch die gleiche Not doch eigentlich Verbundenen erleben. Wie die vor der Pest geflohene Gesellschaft des „Decamerone" Boccaccios beschließen die Emigranten, die Gegenwart aus ihren Gesprächen zu verbannen. Da aber die angereihten Novellen heute wie zu Goethes Zeiten die Aufmerksamkeit von dem Rahmen abziehen, ohne den künstlerischen Zweck edler Zerstreuung im einzelnen und in ihrer Zusammenstellung ganz zu erfüllen [2]), hat Goethe weder Mit- noch Nachwelt befriedigt. Die reine Wirkung kann jedoch nicht ausbleiben, sobald man die Novellen sozusagen verhängt und nur den bemalten Rahmen, das einzige, worauf es dem Maler bei dieser Studie ankam, betrachtet. Keiner von Goethes Freunden stand so über seiner Zeit, daß er diesen Spiegel verworrener Zustände hätte genießen können [3]). Der moderne Betrachter mache den vorgeschlagenen Versuch und er wird beschämt gestehen müssen, daß es auch in der Literaturgeschichte Papageienurteile gibt, die vor unbefangenen Augen nicht standhalten.

Mit dem fünften Bilde, dem „Mädchen von Oberkirch" überschreitet Goethe zum ersten Male die französische Grenze. Das Fragment ist erst 1895 durch die weimarer Sophienausgabe bekannt geworden. Dem Herausgeber

[1]) Unter anderm „Belagerung von Mainz" zum 24. Juli. Die ganze Schilderung beruht auf einer anonymen Darstellung von 1794, darf aber doch in der Wiedergabe der Eindrücke für Goethe und seine Beobachtungen von 1793 in Anspruch genommen werden Jubiläums-Ausgabe Bd. 28, S. 245 ff.

[2]) Von dem Märchen und seinen Deutungen sehe ich hier ab.

[3]) Bei H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen, Bd. I (1901), S. 322 ff. kann man das verfolgen.

Gustav Roethe verdanken wir auch einen trefflichen Kommentar[1]), der durch einen Fund Bielschowskys[2]) noch ergänzt worden ist. Roethe hat sich auch der anderen Revolutionsdichtungen Goethes angenommen und ihren dichterischen Ernst wie ihren organischen Zusammenhang energisch betont. Aber er glaubt doch, dem Fragment eine Vorzugsstellung einräumen zu dürfen, weil es als bedeutendster Anlauf zur Lösung des quälenden Revolutionsproblems ganz frei von den kleinlichen Zügen sei, „die uns gegen die Revolutionsdichtungen der Jahre 1792—1795 sonst allzuleicht ungerecht machten". Mit anderen Worten, auch er meint, daß der Gegenstand der vier ersten Bilder des großen Themas nicht recht würdig sei, als ob es Goethe von vornherein auf eine dichterische Bewältigung der Revolution an sich bei seiner Stoffwahl abgesehen gehabt hätte. Gerade das Fragment zeigt ja wieder, daß der Ausgangspunkt des Dichters zu der ihm untergeschobenen poetischen Absicht einer Zeittragödie nicht stimmen will. Gewiß ist Goethe mächtig ergriffen worden, als er vernahm, daß die Greuel des sogenannten Vernunftkultus auch in dem Münster Erwins von Steinbach ihren Einzug gehalten hatten. Aber den Entschluß zu einer Tragödie hat er doch wohl nur deshalb gefaßt, weil ihm seine Phantasie plötzlich die geliebten Schatten Friederikens und der nach dem Elsaß verheirateten Lilli heraufbeschwor und mit der elsässischen Schreckensherrschaft in Verbindung brachte. Das Mädchen von Oberkirch soll bei jener Farce im Münster die Göttin der Vernunft spielen. Es gibt sich auch, um seine Wohltäter und Freunde vor den Jakobinern zu retten, zu der unwürdigen Rolle her. Bei der Feier aber bricht in Marie die lautere Wahrhaftigkeit ihrer Natur siegreich durch. Sie bekennt sich zu ihrem Gottesglauben und spricht sich damit bei den Schreckensmännern selbst das Urteil. Bisher hatten den Dichter die Metamorphosen der Stände des ancien régime, so weit sie ihm greifbar waren, gefesselt. Jetzt treibt ihn ein Persönlichstes, die Wanderungen und Wandlungen der ihm ans Herz gewachsenen Elsässer[3]) sich poetisch zu vergegenwärtigen. Und so begreift man erst, daß er, obwohl er in „Werthers Leiden" sich selbst die Pistole in die Hand gedrückt hatte, hier nicht den tragischen Mut fand, sein Drama vollendend ein geliebtes Haupt unter das Fallbeil zu legen.

Von Studien wird man im allgemeinen sagen dürfen, daß sie das Laienauge nur befriedigen, wenn die größere Komposition, die sie vorbereitet haben, daneben hängt. Auch jene fünf durch die Revolution unmittelbar angeregten Bilder Goethes sind nichts anderes als Studienblätter. Mit Ausnahme des Genrebildchens des Bürgergenerals Schnaps haben sie daher sämtlich einen fragmentarischen Charakter. Denn die Ausführung des Großkophta darf nicht darüber täuschen, daß auch der erste Versuch „Die Mystificirten" Fragment geblieben ist. Der Laie kennt heute Emigranten, Sansculotten, Jakobiner

[1]) Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften. 1895. S. 492—514.

[2]) Bd. II, S. 689 zu S. 49. Vgl. auch Jubiläums-Ausgabe Bd. XV, S. 120—129, 362—365.

[3]) Außer „Dichtung und Wahrheit" auch durch die „Pfingstmontag"-Besprechung von 1820—21 bezeugt.

aus zahllosen Selbstporträts. Er vermißt daher bei Goethe die scharfumrissene Realistik. Der Kenner wirft ihm dagegen Verzicht auf große Historienbilder vor, anstatt sich zu sagen, daß Goethe als Poet auch den Historikern ein Bahnbrecher gewesen ist, insofern er mehrere Menschenalter vor Tocqueville und Taine sich zum ersten Male die Elemente der bürgerlichen Gesellschaft jener Zeit zum Studienobjekt gewählt hat. Weder Laie noch Kenner aber dürfen sich darauf berufen, daß Goethe ihnen den Schlüssel zu seinen Studienblättern vorenthalten habe.

Denn aus dem Kabinett der Studien treten wir in die Tribuna der beiden Meisterwerke: „Hermann und Dorothea" und „Die natürliche Tochter". Den Studien merkt man die Hast und Aufregung an, die auch die Kreise des Dichters gestört hatten. Den Meisterwerken kommt es zugute, daß der Baseler Friede von 1795 der nördlichen Hälfte Deutschlands inmitten allgemeiner Unsicherheit die Ruhe wiedergegeben hat. Dem preußischen Staate gereicht jener Friede und seine lange Dauer freilich nicht zur Ehre. Den weimarer Dioskuren aber hat er es ermöglicht, mit frischem Mut die letzte Hand an ihr Kulturwerk zu legen.

Und so macht sich Goethe in „Hermann und Dorothea" aufs neue an eine künstlerische Darstellung der bürgerlichen Gesellschaft. Auf das Studium der Stände hatte er es von jeher abgesehen. Wer die Idylle des „mäßig-behaglichen bürgerlichen Zustandes, insofern er im achtzehnten Jahrhundert möglich war" [1]), kennen lernen will, kann sich keinen besseren Führer als Goethe wählen. Er selbst hat 1821 gestanden: „wer die Revolution überlebt hat, fühlt sich in die Geschichte hineingetrieben" [2]). Als Historiker hat er daher in „Dichtung und Wahrheit", den Annalen und anderwärts auch in den Zeiten des deutschen ancien régime die unruhigen Vorboten einer neuen Zeit gelegentlich aufgespürt. Den vorrevolutionären Dichtungen sind solche Beobachtungen fremd. Jeder erscheint innerhalb seiner Sphäre. Der Krieg hat nur die Bedeutung eines Unwetters, das vorüberzieht. Bodenständige Seßhaftigkeit verbürgt ruhiges Behagen, das durch vorübergehende Störungen kaum getrübt wird. Die Revolution des „Urmeister" ist der Theaterskandal, den bezeichnenderweise das Mitglied einer Wandertruppe hervorruft. Für Emigrantendichtungen wie die Elegien des Theognis von Megara und Dantes Hölle fehlt dem Dichter damals noch das Verständnis. Jetzt aber weiß er, was es heißt, wenn „die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, beraubt, vernichtet oder vertrieben" werden [3]). Aber wiederum läßt er Paris, die Hauptstadt der Welt, in der Ferne. Aufgeregte und das deutsche Bürgertum seiner Jugendjahre werden in Verbindung gesetzt.

[1]) Über das südfranzösische ancien régime in seiner Besprechung der Memoiren Fontvielles. Jubiläums-Ausgabe Bd. 38, S. 115.

[2]) Französisches Haupttheater. Jubiläums-Ausgabe Bd. 38, S. 160.

[3]) Anzeige von Webers elegischen Dichtern der Hellenen. 1826. Jubiläums-Ausgabe Bd. 38, S. 52.

Nicht umsonst hat Goethe dem sechsten Buche die Doppelüberschrift: „Klio. Das Zeitalter" gegeben. Mit historischer Gerechtigkeit versetzt er sich in Gefühle, die er selbst nie geteilt hat. In den Aufgeregten hatte der Magister zur Gräfin gesagt: „Wie oftmals hab ich Sie um das Glück beneidet, gegenwärtig zu sein, als die größten Handlungen geschahen, die je die Welt gesehen hat, Zeuge zu sein des seligen Taumels, der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als sie sich zum erstenmal frei und von den Ketten entbunden fühlte, die sie so lange getragen hatte, daß diese schwere fremde Last gleichsam ein Glied ihres elenden, kranken Körpers geworden". In „Hermann und Dorothea" ist aus den Worten des schulmeisterlichen Pedanten das historische Urteil des würdigen Richters geworden:

Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte des Menschen, das allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit.

Wer in den Studienblättern die Realistik vermißt, überzeuge sich doch, wie hier überall aus dem Thema Auflockerung der Stände das Reinmenschliche hervorgeholt ist, und wie nur jene Studien die selbst Schiller überraschende göttliche Leichtigkeit der Entstehung des Epos und seine vor Veraltung geschützte sich immer gleichbleibende Wirkung erklären. Der Revolution läßt Goethe hier die historische Gerechtigkeit widerfahren, aber auch er wahrt durch Hermanns Mund seinen Standpunkt:

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierin und dorthin.
Dies ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.

Das Bindeglied zwischen der aufgestörten Welt der Emigranten und der Kulturwelt, die er verteidigt, wird ihm die schönste seiner Frauengestalten, Dorothea. Den Anstoß zu dem „Mädchen von Oberkirch" hatte ihm eine Notiz des Revolutionsalmanachs von 1795 gegeben, daß ein schönes elsässisches Bauernmädchen sich geweigert habe, die Vernunftgöttin vorzustellen. Seitdem läßt ihn der Gedanke nicht los, was die Frau in verworrenen Zeiten bedeutet[1]). Dorothea hat mit starkem Arme Wehrlose und Schwache beschützt. Sie wird auch dem Manne als schützender Engel mutig zur Seite stehen, wenn es gilt, das Unsrige zu behaupten.

Das „Mädchen von Oberkirch" hatte ihn ermutigt, mit dem Plane einer Tragödie die französische Grenze zu überschreiten, doch hatte er auch in Straß-

[1]) Vgl. auch „Annalen" 1820 über Madame Roland: „Daß solche Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wohl der Hauptvorteil bleiben, welchen unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unseren Augen einen so hohen Wert geben. Die Geschichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail tut eine gleiche Wirkung . . ." Jubiläums-Ausgabe Bd. 30, S. 345.

burg das Gefühl, auf deutscher Erde zu stehen[1]). Erst „Die natürliche Tochter" versetzt uns nach der Hauptstadt der Welt. Vorausgegangen war ein Besuch seiner Vaterstadt im August 1797, der ihm den Hauptschauplatz des Revolutionstheaters wieder so nahe rückte wie in seinen Straßburger Studententagen, als die Fabrik der Enzyklopädie bis zu ihm herüberlärmte. „Bei uns in Weimar" — schreibt er am 19. August 1797 — „sieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg aussieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenschaft desto wirksamer sein kann. Hier — in Frankfurt — unterscheidet man schon die einzelnen Teile und Lokalfarben."

Trotzdem hatte es Goethe abermals auf kein Historienbild abgesehen, als er sich 1799 durch die Lektüre der Memoiren der Prinzessin Stephanie Luise von Bourbon Conti zu der im ersten Teile 1803 vollendeten Trilogie der „Natürlichen Tochter" anregen ließ. Eugenie, die uneheliche Tochter eines Prinzen von Geblüt, der mit Verschwörergedanken neben dem Throne steht, soll legitimiert werden. Sie ist dem Könige bereits vorgestellt, als ihr Stiefbruder die verhaßte Miterbin aus dem Wege räumt. Zu Gift oder Dolch ist der im Hintergrund stehende Schurke zu feige. So greift er zur Kabale, verschafft sich eine lettre de cachet und stellt Eugenie vor die Wahl zwischen der Deportation oder einer bürgerlichen Heirat, die sie mit ihren Ansprüchen aus dem Frankreich des ancien régime verschwinden ließe. Eugenie aber entscheidet sich angesichts der drohenden Revolution für den Ehebund mit einem bürgerlichen Gerichtsrat. Die Tochter der Privilegierten und ein Vertreter des tiers état reichen sich die Hand zu einer Ehe, die in Eugeniens Augen zunächst nur eine Scheinehe ist.

Nun bist du Boden meines Vaterlands
Mir erst ein Heiligtum, nun fühl ich erst
Den dringenden Beruf, mich anzuklammern.
Ich lasse dich nicht los, und welches Band
Mich dir erhalten kann, es ist nun heilig.

Goethe hatte eine tragische Trilogie geplant. Wie er sich den dritten Teil dachte, wissen wir nicht. Das Schema des zweiten Teils und der ausgeführte erste Teil beweisen jedoch, daß er das Thema „Hermann und Dorothea" weitergesponnen und auf französische Verhältnisse übertragen hat. Die Elsässerin Dorothea wird Emigrantin. Denn sie findet in Deutschland ihre Heimat wieder und hilft sie verteidigen. Die Französin Eugenie bleibt im Lande ihrer Väter und stellt sich an die Seite des Bürgers, um zu erleben, daß auch er ihr Heiligtum nicht achtet. So ist ihr Ausgang, wie Goethe es durch die Bezeichnung Tragödie angedeutet hat, tragisch wie der des Mädchens von Oberkirch, das von einem zur Volkspartei übergetretenen Privilegierten aus Berechnung umworben wird.

[1]) „Dichtung und Wahrheit". Elftes Buch: „Elsaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei alt und jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfassung, Sitte, Sprache, Tracht sollte übrig geblieben sein . . ." Jubiläums-Ausgabe Bd. 24, S. 41.

Und wiederum findet der Dichter nicht den Mut der Vollendung. Denn die Lichtgestalt Klärchens durfte er Egmont vor seinem letzten Gang als Verkünderin niederländischer Freiheit erscheinen lassen. Von dem Schafott Eugeniens aber hätte er trotz der Wiederkehr geordneter Zustände unter Napoleon weder 1803 noch später einen Ausblick auf die Morgenröte einer besseren französischen Zukunft zu eröffnen vermocht.

Obwohl nur der dritte Teil der Dichtung ausgeführt worden ist, kann über Goethes künstlerische Absichten kein Zweifel sein. Nur schwer begreift es sich heute, daß man eine seiner wärmsten Schöpfungen der Kälte geziehen hat. Ihm selbst haben „Hermann und Dorothea" und die letzten Szenen der „Natürlichen Tochter" beim Vorlesen Tränen entlockt. Er wußte, warum er an seinen eigenen Kohlen schmolz. Schon stand er nicht mehr allein, als er sich durch die Revolution auf die ewige Frauenfrage führen ließ. Schiller, der besser Haupt- und Staatsaktionen poetisch zu bändigen verstand, hat an eine „Charlotte Corday" gedacht. Schließlich gab doch auch er einer „Jungfrau von Orleans" den Vorzug, die er in heiliger Schönheit sterben lassen konnte. An seine Königin Luise hat das preußische Volk gedacht, als es sich gegen die Fremdherrschaft erhob. Das ewig Weibliche der deutschen Frau hat das faustische Zeitalter Goethes zu sich hinangezogen. In der deutschen Frau lag damals wie heute Deutschlands Zukunft. Zu diesem Glauben hat sich auch Otto von Bismarck am Abend seines Manneslebens in unvergeßlichen Worten bekannt. Und so krönen gerade „Hermann und Dorothea" und „Die natürliche Tochter" als letzte der Revolutionsdichtungen Goethes sein poetisches Vermächtnis, auf dem die Kultur der von Bismarck geeinigten Nation beruht und hoffentlich immer beruhen wird.

Vom tripolitanischen Kriegsschauplatz.

Von

Msgr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod. EASM. AP.

I.

Der alte historische Boden Afrikas wird heute von Ägypten, Tripolitanien, Tunesien, Algerien und Marokko eingenommen — muselmannische Länder, deren jedes, eine Nation für sich bildend, seinen besonderen Herrscher hatte, seinen Khedive, Bey, Pascha oder Sultan, die allesamt jedoch unter der moralischen Oberherrschaft der hohen Pforte standen. Dieses Verhältnis lockerte sich mit dem sinkenden Einfluß der Türkei, eines jener Länder nach dem andern suchte sich unabhängiger zu machen, bis die europäischen Mächte sich einmischten.

Algerien erlag zuerst und wurde eine französische Kolonie. Tunesien folgte, und obgleich der Bey dort noch Hof hält, ist seine Stellung doch nur eine Scheinregierung. Er mag in seinem Palast im Bardo thronen, seinen Harem und seine Garde besitzen, auch als Haupt seines Landes gelten, tatsächlich ist er nur ein Figurant. Der wirkliche Herr ist der Resident von Frankreich.

In Ägypten herrschen die gleichen Verhältnisse, nur mit dem Unterschiede, daß die Machthaber die Engländer sind. Die frühere Gewalt des Khedive beschränkt sich jetzt auf eine einfache Stellvertretung. Die englische Verwaltung mag sich mit dem bescheidenen Titel eines zeitweiligen Protektorates begnügen, durch die allgemeine Lage ist doch eine dauernde Okkupation gekennzeichnet, und wenn von einer möglichen Räumung gesprochen werden sollte, würde niemand daran glauben. Das heutige Ägypten ist eine der blühendsten und wichtigsten überseeischen Besitzungen Großbritanniens.

An der entgegengesetzten Seite des Kontinents wird gegenwärtig über das Schicksal Marokkos entschieden, das sich, so wild und undurchdringlich es bisher auch immer war, doch endlich der europäischen Waffenmacht erschließen mußte. Dieses bevorzugte Land birgt große Reichtümer in sich. Sein Erdboden ist ebenso fruchtbar, wie seine Felsen reich durchzogen sind von Mineralien. Die ausgedehnten Ebenen wie die Berge versprechen eine große Zukunft. Eine gesunde und starke Bevölkerung ist außerordentlichen Anforderungen gewachsen. Als bedeutendster unter so vielen Vorzügen muß aber seine günstige Lage zwischen zwei Meeren angesehen werden, denn zweifellos wird

diese einerseits am Eingang des Mittelmeeres, andererseits gegen Westen ihrer ganzen Länge nach am atlantischen Ozean sich erstreckende Küste einen der bedeutendsten Stapelplätze für den internationalen Handel geben.

Tripolis ist als letzte afrikanische Kolonie dem Padischah geblieben. In diesem entlegenen Wilajet fand die rote Fahne noch einen Zufluchtsort. Aber man ließ dem schönen Besitztum wenig Gerechtigkeit widerfahren. Es wurde, weit vom Mittelpunkt des Reiches und den Sphären der Lokalinteressen entfernt liegend, in Konstantinopel einigermaßen als Stiefkind behandelt. Auch während der Zeiten der großen Umwandlungen am Bosporus und nachdem die Jungtürken die Regierung in die Hand genommen, ist in Tripolis alles in dem gleichen vernachlässigten Zustand geblieben. Da es als ein Ort der Verbannung angesehen wurde, hatte niemand weder Zuneigung noch selbst Interesse dafür. Die Berichte von dort lauteten so wenig günstig, daß sie kaum ermutigten, dahin zu gehen. Eine Versetzung von Beamten nach Tripolis galt als Strafe. Daraus ist leicht ersichtlich, in welcher Weise die Geschäfte dort geführt wurden. Zudem wollte die Regierung keine Ausgaben machen. Somit litt alles und auf jeglichem Gebiet unter der traurigsten Verwahrlosung.

Vor kaum einem Jahre bin ich zuletzt in Afrika gelandet. Um Nachforschungen für eine Studie über die Kolonisation der Römer anzustellen, suchte ich die bedeutendsten der in Tripolitanien, wie in der Cyrenaica zahlreich vorhandenen Ruinen auf.

Wie eine silberne Wolke leuchtet die weiße Stadt Tripolis zwischen dem tiefen Blau des Meeres und des Himmels auf; perlmuttergleich schimmernd, erscheint sie als eine ferne verführerische Fata Morgana! Eine lange Reihe der verschiedenartigsten Gebäude aus allen Zeitaltern, die mächtige Festung, prächtige Moscheen und schlanke Minaretts geben dem Bild in seinen Konturen und seiner Farbenstimmung eine seltene Harmonie.

Die grausam enttäuschende Wirklichkeit aber, die wir bei der Landung gewahr wurden, ist von einer geradezu vernichtenden Wirkung nach diesem poetischen Eindruck aus der Ferne. Allein schon die lebensgefährliche Ausschiffung genügt, um jede Begeisterung zu zerstören. Weder Mole noch Hafendamm sind vorhanden; man ist daher genötigt, sich den arabischen Booten anzuvertrauen. Bei bewegtem Meere ist dies nicht so leicht, wie man sich vorstellt. Wurde doch endlich der Hafen glücklich erreicht, so kommt man aus der Szylla in die Charybdis; alle Gefahren des Meeres verschwinden im Vergleich zu den unangenehmen Überraschungen, die des Ankommenden auf dem festen Boden warten. — Hier im Hafen von Tripolis ist die an der ganzen afrikanischen Küste von den Reisenden gefürchtete Bevölkerung sicherlich am unkultiviertesten und, als Abkömmlinge der früheren wilden Seeräuber, ihrer Ahnen würdig. Ohne Glauben und ohne Sittengesetze vereinigen diese Menschen alle Fehler eines Mischvolkes, in dem arabisches, griechisches, malteser, jüdisches und etwas von dem Blut aller andern Nationen sich findet — sie machen ein eigenes Element aus, das man mit dem Namen „Levantiner" bezeichnet. — —

Jedoch würde die Vermutung, daß die ganze Bevölkerung aus solchen Vagabunden zusammengesetzt sei, falsch sein; sie bilden nur die Spezialität der großen Handelsplätze. Die Inlandsbewohner können in mehrere bestimmte Gruppen geteilt werden, unter denen die reinen Araber, mit wundervollem Körperbau und edler Haltung, sich als Aristokraten von Geburt fühlen und auf die Türken stets herabsehen. Und doch waren die letzteren bisher ihre Herren, sie lebten im ganzen Lande zerstreut, vornehmlich als Soldaten, deren zahlreiche Nachkommenschaft einen besonderen leicht zu erkennenden Stamm bildet und sich von den übrigen durch schwerfällige, unvornehme Art unterscheidet. Wir finden sie hauptsächlich in den Städten ansässig.

Die eigentliche Bevölkerung von Tripolitanien gehört dem Urstamm der Berber[1]) an, jenen abgehärteten und kraftvollen Kindern der Wüste, die sich überallhin verbreitet haben, vom Nil bis zum Niger, vom Mittelmeer bis zum Sudan. Bis auf den heutigen Tag sind sie Nomaden geblieben, man hat sie nie unterjochen können. Wenn auch mancherlei verschiedenfarbige Flaggen dem Ufer entlang gehißt wurden, im Innenland sind sie die Herren und streifen frei umher, wie vom Samum getrieben der Sand in der Wüste.

Diese wilden und unbeugsamen Berber bilden jetzt noch den Kern der Bewohner von Nordafrika und führen unter ihren niedrigen, in der Wüste zerstreuten Zelten, oder in den Felsenhöhlen des Atlas, als Beduinen oder Kabylen noch immer die gleiche Lebensweise, wie zu prähistorischen Zeiten.

Die mächtigsten Eroberer konnten gegen ihre flüchtigen Horden nichts ausrichten. Nur die Römer, als besondere Kenner ihrer Eigenart, verstanden es, sich ihrer Kampfeslust zu bedienen und nahmen sie gerne in ihre Legionen auf. Als vorzügliche Reiter, zudem mäßig und abgehärtet, waren sie im ganzen römischen Reich bekannt. Bald schlugen sie sich in Hispanien, bald in Gallien; dann wieder begegnen wir ihnen an den Ufern des Rheins und an der unteren Donau, bis sie schließlich auf ihren Zügen Kleinasien durchquerten. In den alten Schriftstellern finden wir ihre siegreichen Waffentaten ausführlich erzählt, und auf der Siegessäule des Trajan sind die unermüdlichen Reiter auf ihren hageren Pferden für die Nachwelt verewigt. Aber nach der Rückkehr in ihr Heimatland wurden sie wieder genau, was sie vorher waren: die wilden Naturkinder, die ihre Nachkommen geblieben sind.

Die Neger bilden einen anderen beträchtlichen Teil der Bevölkerung von Tripolitanien. Sie kommen vorwiegend in den südlichen Gegenden vor. Im Fezzan, besonders in der großen Oase von Murzuk, begegnen wir beinahe nur Schwarzen. Ursprünglich stammen sie aus verschiedenen Teilen von Zentralafrika, kamen vielfach als Sklaven nach dem Norden und ließen sich dort dauernd nieder. Überall finden wir sie, es gibt kein wohlhabenderes Haus ohne einige Neger als Diener.

Unter den Europäern sind die Malteser und die Griechen die zahlreichsten und zugleich die am festesten eingewurzelten. Erstere verstehen besonders, sich

[1]) Der Stamm der Berber, der mit den Arabern so oft vermengt war, aber ganz anders geartet ist, blieb in ganz Nordafrika, besonders in den Regionen der Sahara, vorherrschend.

die besten Stellungen zu schaffen. Als Ärzte traten sie zahlreich in die türkische Armee ein, und durch unermüdlichen Fleiß bemächtigten sie sich eines großen Teiles des Exporthandels. Die Nachbarschaft ihrer Heimatküste hat ihre Unternehmungen besonders begünstigt. Bei ihrer leichten Beweglichkeit findet man sie überall und in allen möglichen Beschäftigungen und Lebenslagen. In der Stadt Tripolis allein wohnen viertausend. Im allgemeinen treten sie höchst anspruchsvoll auf und ahmen die letzte englische Mode mißverstandener Eleganz nach, die auf das unangenehmste von dem vornehmen Wesen der Araber absticht.

Italiener finden sich, abgesehen von den zahlreichen beständig kommenden und gehenden Fischern, nur einige hundert vor; trotzdem wird ihre Sprache so ziemlich von jedermann verstanden. Sie ist gewissermaßen eine Art lingua franca der Seehäfen geworden, denn wenn die Eingeborenen sie auch nicht sprechen, so kann man sich doch mit einigen stehenden italienischen Phrasen ihnen verständlich machen. Hierauf gründeten die Italiener eine Art von Anspruch, sich dort heimisch zu machen und Tripolis als ein ihnen zugehöriges Erbe zu betrachten. Zudem wurde von der Regierung in Rom alles Mögliche getan, um die Küsten zu italianisieren. Nach der Annexion von Tunesien durch die Franzosen blieb ihr als einzige Hoffnung die Okkupation von Tripolis; hiezu aber mußte der Boden vorbereitet werden. Das wurde soweit erreicht, daß sich unter den Arabern eine nicht unansehnliche Partei gebildet hat, die, entgegen jeder Vermutung, den italienischen Einfall als eine Verwirklichung ihrer Interessen ansieht. Denn das ottomanische Verwaltungssystem war keineswegs beliebt. Die daraus entspringende Unzufriedenheit hat sich jedoch, bis jetzt wenigstens, nicht als stark genug erwiesen, um eine Waffe in der Hand der Eroberer zu sein.

Wie überall, so sind die Juden auch hier durch das ganze Land zerstreut. Der gesamte Handel, die Banken sind in ihren Händen. Sie organisieren unermüdlich große Karawanen oft von zwei- bis dreitausend Kamelen, die ihren Weg zu den entferntesten Regionen von Zentralafrika nehmen. Das Leben dieser reisenden Kaufleute ist ein äußerst merkwürdiges. Oft sind sie jahrelang unterwegs, in beständiger Bewegung von Oase zu Oase, jedem Wechsel ausgesetzt; einmal gegen die Naturgefahren der Wüste, wie Dürre, Gewitter und den furchtbaren Samum ankämpfend, dann wieder genötigt, sich gegen die räuberischen Tuaregs und andere wilde Stämme zu verteidigen. Infolgedessen muß der Führer der Karawane ein ebenso geschickter Kaufmann, wie gewandter Diplomat und wachsamer Soldat sein, der je nach den Umständen seine Rolle zu wechseln vermag. Die Erzählungen dieser Leute nach Rückkehr von ihren langen Wanderungen aus Nigeria, dem Sudan oder Sansibar erinnern an die berühmten Beschreibungen des unsterblichen Marco Polo.

Die Kamele, „die Schiffe der Wüste“, sind noch immer die einzige Verbindungsmöglichkeit in Tripolis. Da dies riesige Gebiet weder Eisenbahnen noch fahrbare Wege kennt, so gibt es kein anderes Mittel zur Überbringung schwerer Lasten als das Dromedar; das Land besitzt daher unzählige dieser

Tiere, die wir an einem Markttage herdenweise in langen Reihen gelagert sehen.

Der Markt von Tripolis zeigt eines der eigenartigsten Bilder, die der Orient zu bieten vermag, und ist zugleich ein vollständiges anthropologisches Museum. Alle die verschiedenen Rassen, deren wir Erwähnung taten, vereinigen sich hier mit den charakteristischen Zügen ihrer Abstammung. Der feine, in reiche Seidengewänder gehüllte Araber erscheint neben dem derben Berber mit rauhem, aus Kamelhaaren gewebten Burnus; der Negersklave neben dem wilden, von Waffen starrenden Kabylen; sie alle erblicken wir, wie sie mit den griechischen, maltesischen, jüdischen Kaufleuten durcheinander handeln, gestikulieren, prüfen und in zügellosem Kampfe um ihren Lebensunterhalt so die guten Eigenschaften wie die Fehler ihrer Rasse zur Schau tragen.

II.

Tripolitanien besteht aus einem größtenteils sandigen Becken mit Dünenerhebungen und wird von Osten nach Westen von den letzten Ausläufern der Gebirgskette des Atlas durchzogen, der sich schließlich gegen den Golf von Sidra hin abflacht und verliert. Der Ackerbau beschränkt sich in dieser dürren Zone auf mehr oder weniger ausgedehnte Oasen.

Die Cyrenaika[1] oder Barca, wie man im Orient allgemein diesen Landstrich nennt, ist eine leicht fruchtbar zu machende, von ausgedehnten Wäldern bestandene Hochebene. Ihre Lage am Mittelmeer sichert ihr ein außerordentlich gleichmäßiges Klima[2], und die durch zahlreiche Buchten zerrissene Küste besitzt außergewöhnliche Vorteile für den Handelsverkehr.

Fezzan, der südlichste Teil, geht bis zum Wendekreis des Krebses und ist der größte, aber zugleich der unfruchtbarste der drei Distrikte; eine ununterbrochene Wüste, die Sahara mit ihrer unbegrenzten Öde; ein unendlicher Ozean von Sand, in dem der glühende Seiroceo den heißen Staub zu unüberbrückbaren Dünen gleich Wellen aufpeitscht.

Das eigentliche Tripolitanien oder Subventana[3] entlehnte seinen Namen von den drei Hauptorten: Oeto, dem Tripolis von heute, Soblata oder Zuagat und dem berühmten Leptis major, dem jetzigen Lebdah. Außer den Erzeugnissen der vegetationsreichen Oasen kann die Gerste als einzige Getreideart angesehen werden, die in dem trockenen Boden wächst. Sie dient als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere in den verschiedenartigsten Sorten von Backwaren.

Glücklicherweise sind die Einwohner von einer beispiellosen Genügsamkeit, wie auch die türkischen Beamten und Offiziere keine großen Ansprüche machen. Gebratenes Hammelfleisch oder Safranreis gilt als der größte Leckerbissen.

[1] Die Araber eroberten die Küste anno 644. Im 9. Jahrhundert stand sie unter der Macht der Aghlabiden und im 14. Jahrhundert wurde sie Tunis einverleibt.

[2] Die mittlere Temperatur der Küste beträgt 20—22° C; nur wenige Kilometer in das Innere des Landes steigt sie auf 50—60°.

[3] Der einstige Name dieses Gebietes.

Daher ist das Leben dort ausnahmsweise einfach und billig, selbst bei den jetzt überall steigenden Preisen.

Wenn wir das Land von der Höhe aus betrachten, so sehen wir ringsum ein weites Gebiet heißen, glänzenden Sandes, der sich wie goldener Staub in dem silbernen Spiegel des Mittelmeeres verliert. Nirgends wirkt die Sahara großartiger und packender als hier, ruft ihre Unermeßlichkeit und trostlose Schwermut tieferen Eindruck hervor.

Die bergige Region ist südlicher gelegen, wo die letzten Ausläufer des Atlas die weite Ebene durchschneiden. Mit ihren kahlen Felsen ohne jedes Wachstum erscheinen sie ebenso eintönig braungelb wie die Dünen. Hier und da erhebt sich auf dem Vorgebirge ein Fort, ein Ksat, zum Schutze der türkischen Besatzung. Häufig sind diese elenden Baracken auf römischen Ruinen errichtet, die sich überall, auch in den entlegensten Distrikten, vorfinden.

In Gariana sind deutlich die Überreste der alten Schutzwälle zu erkennen, und man kann sich mit etwas Einbildungskraft leicht ihre ehemalige Bedeutung vorstellen. Weiter nach Yffren zu erwarten uns die Ruinen eines ganzen Marktfleckens. Die Silhouette eines Mausoleums hebt sich mit ihren schlanken, korinthischen Säulen auf einer Anhöhe scharf gegen den klaren Himmel ab. Sie erinnert an die Monumente der Via Appia oder entlang anderer Heerstraßen Roms, die sich hervorragende Persönlichkeiten in dem Wunsche, auf diese Weise im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben, errichten ließen [1]).

Dieses Bergland muß von einer großen strategischen Bedeutung gewesen sein. Es bildet gleichsam den natürlichen Schutzwall gegen Einfälle der südlichen Stämme, deren unbezähmbare Wildheit jederzeit vielerlei Mühe verursachte und die Kolonisation der Subventana sehr erschwerte.

Ebenso zahlreich wie in Tripolis römische werden neuerdings in der Cyrenaica griechische Erinnerungen gefunden.

Stets wurde die Cyrenaica — umrahmt von den klaren Wassern des Mittelmeeres, beschattet durch eine üppige Vegetation, die in dem milden Klima eines ewigen Frühlings nie aufhörte zu blühen und Früchte zu bringen — als eine Art irdischen Paradieses angesehen. Die mit poetischem Gefühl und Sinn für Naturschönheiten begabten Araber waren von dem Lande so entzückt, daß sie es Djebel Akhdar nannten. Wenn je eine Gegend diesen Namen verdiente, so ist es Barka, das ihn mit seinen grünenden Hügeln und schattigen Tälern ohne Übertreibung tragen darf.

Der Ackerbau könnte unzweifelhaft jetzt noch mit dem gleichen Erfolge betrieben werden wie in der Römerzeit, in der dieser Landstrich als eine Kornkammer angesehen wurde. Trotz der gegenwärtigen vollständigen Vernachlässigung trägt er immer noch reichlich Früchte. Hauptsächlich Oliven wachsen im Überfluß und von hervorragend guter Beschaffenheit. Wie sehr

[1]) Der Sartophag des Satrapen von Sidon, eines der herrlichsten Werke klassischer Skulptur, der im Museum von Konstantinopel aufgestellt ist, wurde in Tripolis gefunden.

die Oliven der Cyrenaica schon im Altertum geschätzt wurden, erfahren wir aus den Berichten klassischer Autoren, und ebenso zeugen dafür zahlreiche an Ort und Stelle vorgefundene Überreste von Ölpressen, deren Gerüst aus Steinblöcken sich hier und da in der Landschaft erhebt. So finden wir überall Spuren der hohen Kultur und einstigen Blüte dieser sonnigen Küste, die, so nahe Kreta und Griechenland gelegen, als besonders günstiger Ort für einen Winteraufenthalt gegolten haben muß. Was Bajä, Herculanum, Trinacria für die Römer war, das müssen diese Ufer für die Athener gewesen sein, die in der kalten Jahreszeit hierher kamen, um den Winter zu überstehen.

Viele der alten Städte leben heute noch, wenn sie auch Aussehen und Namen geändert haben. Das viel genannte Benghasi ist das alte Berenice; Tokra das schöne Arsinoe; Sussa erhebt sich auf den Trümmern des berühmten Apollonia, und Derna, eine der bedeutendsten Küstenstädte, war Cirene, welches dem ganzen Land den Namen gab. Nach diesen fünf Orten hieß der Distrikt auch häufig Pentapolis Africana[1]).

Wie gesagt, wurde der ganze Küstenstrich als eine Art Riviera von allen den Glücklichen, welche die Mittel dazu besaßen, zur Erholung oder zum Vergnügen aufgesucht. Die Phantasie des Volkes hatte demnach nicht unrecht, wenn sie die Gärten der Hesperiden hierher verlegte.

Vom strategischen Gesichtspunkte aus bietet die Küste von Barka zweifellos die besten, vor ungünstigen Winden geschützten natürlichen Häfen. Aber ihrer keiner kann mit der außerordentlichen Lage von Tobruk[2]) verglichen werden, das jedenfalls bestimmt ist, eines Tages eine wichtige Rolle zu spielen. Seine geschützte Bucht schneidet tief in das Land ein und gestattet den größten Schiffen, die gewagtesten Bewegungen zu vollführen. Zudem wird es sicherlich so nahe dem Eingang in den Suezkanal, dem Tore nach dem äußersten Osten wie der Meerenge von Kreta gelegen, einer der Schlüssel für das Mittelmeer werden.

Die Italiener haben sich, in Erkenntnis dieser Bedeutung, Tobruks gleich zu Beginn ihrer Feindseligkeiten bemächtigt. Kaum war die Belagerung von Tripolis eröffnet, so besetzten ihre Schiffe die Bucht, die wahrscheinlich dazu bestimmt ist, der größte Kriegshafen für die Marine zu werden: das Spezia von Tripolitanien. Der Fezzan nimmt, wie erwähnt, den südlichen Teil des über eine Million Quadratkilometer messenden Wilajets ein. Übrigens wurden die Grenzen von Süd-Tripolitanien nie genau bezeichnet. Im Osten berühren sie das zu Ägypten gehörende Tibbu, im Westen Tunesien, während sie sich im Süden in der Sahara verlieren.

Fezzan ist ein Tropenland im strengsten Sinne des Wortes, der Thermometer erreicht dort phantastische Zahlen. Alles, Luft und Boden, scheint

[1]) Erst 1869 wurde die Cyrenaica ein besonderes Wilajet.

[2]) Die Bucht von Tobruk wird durch eine 3 km lange Halbinsel gebildet, die sie vollständig gegen die Winde schützt. Dieses natürliche Becken ist über 10 m tief, und mit verhältnismäßig geringen Mitteln könnte die Bucht leicht uneinnehmbar gemacht werden.

zu glühen, die ganze Natur entflammt zu sein. Die Trockenheit dauert nicht nur Monate; ganze Jahre vergehen, ohne daß der geringste Regen fällt. In dieser unendlichen Wüste wächst absolut nichts, und selbst die Oasen, die grünenden Inseln in dem weiten Sandmeere verschwinden mehr und mehr. Je weiter man sich jedoch den Regionen des Tschad nähert, desto häufiger werden die Anzeichen von Kultur und menschlichen Wohnungen.

Eigentlicher Mittelpunkt der Sahara ist Murzuk; als eine Art Metropole ihrer düsteren Bewohner mit ihren dunkeln Erdhütten wie ein ungeheurer Tintenfleck über die Wüste hingebreitet, ist Murzuk weniger eine Stadt als eine Oase, von riesigen Palmengärten mit Mauern aus Schlammziegeln umgeben, dicht besiedelt und von einer umherziehenden Bevölkerung beständig überflutet. Aus allen vier Himmelsrichtungen kreuzen sich hier die Karawanen. Gegen Osten führt ein Weg nach dem Roten Meer, gegen Süden nach dem Sudan, gegen Westen ist eine der begangensten Kamelstraßen, die von Ghadames, während man nach Norden direkt an das Mittelmeer gelangt.

Dank dieser zentralen Lage spielt Murzuk eine wichtige Rolle im Binnenhandel, der als der bedeutendste Ausfuhrartikel Oliven und Datteln befördert, daneben auch Elfenbein, Straußenfedern und Felle seltener Tiere. Seit Eröffnung der Schiffahrt auf dem Nil und Niger wird allerdings ein großer Teil der Waren auf kürzestem Wege dorthin zur Einschiffung gebracht; aber sobald eine Eisenbahn durch Zentralafrika gebaut sein würde, müßte Murzuk notwendigerweise einer der wichtigsten Knotenpunkte der Linie werden.

Die unangreifbare Hochburg des Islam sind die südlichen Gegenden, deren niedrig stehende, weit von jeder Verbindung mit der Welt entfernte Bevölkerung sich ihren ganzen Fanatismus bewahrt hat. Die Araber des Mittelalters, in ihrer Welteroberungspolitik darnach trachtend, die Lehren des Propheten möglichst zu verbreiten, drangen selbst bis zu der verschlossenen Seele der Berber vor. Und gerade sie sind heute die orthodoxesten, denen die Türken als eine Art Abtrünnige erscheinen. Hier sind die strengsten Sekten zu finden, wie die gefürchteten Senussi, die in jeder Oase ihre Moscheen und zahlreiche Anhänger haben. Ein Befehl ihrer Führer gilt dem Volke gleich einem Dogma. Ihre Macht ist unbegrenzt; nicht nur in religiösen, sondern auch in politischen Fragen sind sie absolute Herrscher.

In diesen Verhältnissen ist die Hauptschwierigkeit für jede Kolonisation zu suchen. Wenn die Italiener wirklich in das Landesinnere vordringen wollen, müssen sie mit der Macht des Glaubens rechnen. Jedes kriegerische Unternehmen ohne vorherige Versicherung einer freundlichen Gesinnung oder wenigstens eines neutralen Verhaltens dieser Stämme würde unfehlbar scheitern. Die beste Armee könnte inmitten der Wüste nichts ausrichten, die tapfersten europäischen Soldaten müßten dieser fanatischen Menschheit gegenüber zugrunde gehen.

Wenn demnach die Italiener sich nicht rechtzeitig mit der Bevölkerung ins Benehmen zu setzen wissen, so werden sie tausend Hindernisse zu überwinden und zahlreiche Schwierigkeiten zu besiegen haben, ehe sie sich Herren dieser Länder nennen können. Es wird lange dauern, bevor sie Regimenter

von Eingeborenen wie Spahi oder die Chasseurs d'Afrique bilden können, ohne welche es unmöglich sein würde, die Lage im Innern zu beherrschen. Die Franzosen bedurften nahezu eines halben Jahrhunderts, um sich das nötige Militär- und Zivilpersonal heranzubilden. Und wenn auch ihre Eingeborenentruppen jetzt als erprobt gelten mögen und alles Lob verdienen, so sind ihre Beamten doch vielfach noch ihrer Aufgabe nicht gewachsen.

Das benachbarte Ägypten gibt in der Beziehung ein glänzendes Beispiel. Nur darf nicht vergessen werden, daß Großbritannien eine mehr als jahrhundertelange Übung in der Behandlung der Orientalen besitzt. Die bitteren Erfahrungen, die es seinerzeit in Indien machte, dienten ihm als nützliche Lehre. Den nötigen Takt für die Behandlung von Untertanen zu finden, die unter ganz anderen Verhältnissen und Bedingungen leben, sich mit einer Bevölkerung zu verstehen, mit der man nichts gemein hat, das kann nur einer durch Generationen geübten Praxis gelingen.

Es wird daher langer Jahre bedürfen, ehe die Italiener Wurzeln in dem sandigen Fezzan werden fassen können. Auch wenn sie sich an der Küste festgesetzt haben, so wird doch das Innenland lange unangreifbar bleiben. Die wilden Völker der Tropenzone werden ihre jahrhundertelang gewohnte Lebensweise nicht ändern, auch wenn sie ihren Tribut an römische Beamte anstatt an osmanische Agenten bezahlen.

III. Tarabulus.

Die Stadt Tripolis dehnt sich mit ihren 30000 Einwohnern zwischen Meer und Küste aus, von Gärten umgeben, die eine Art natürlichen Schutzwall bilden. Ihre Lage ist, wie schon gesagt, entzückend; auf den ersten Blick macht sie den Eindruck eines schimmernden Zauberbildes, das die Ankommenden förmlich blendet. An der ganzen Mittelmeerküste sind die Fluten nirgends durchsichtiger, ist der Himmel tiefer blau als hier. Glänzende Kuppeln, schlanke Minaretts, malerische Backsteinbauten leuchten durch die blaue Atmosphäre, und die in langen Reihen sich hinziehenden Häuser spiegeln sich flimmernd in den bewegten Wellen, als ob sie aus reinem Silber wären.

Beim Betreten der Stadt aber werden die Reisenden weniger durch die primitiv, als durch die ganz modern wirkende Stadt enttäuscht, deren orientalischer Charakter durch Verbreiterung der hie und da gepflasterten Straßen und Anstreichen mancher Gebäude verdorben wurde. Der einen zweifelhaften Geschmack verratende neue Uhrturm, der sich kühn inmitten des großen Platzes erhebt, ist der Stolz der Tripolitaner. Etwas besser in die Landschaft paßt trotz seiner ebenso modernen Ausführung der naheliegende öffentliche Brunnen, dank den dabei verwendeten alten Säulen.

Weit malerischer wirken die Vorstädte, obgleich sie weder die reiche Farbenwirkung der Basare von Tunis noch die Symphonie in weißen Tönen der mit Kalk getünchten Häuser von Tetuan zeigen. Das hervorragendste Bauwerk am Meeresufer ist ein von den Spaniern unter Karl V. erbautes und später von den Maltheserrittern bewohntes altes Schloß, das bis vor

kurzem dem Gouverneur zum Aufenthalte diente. Ein imposantes Denkmal aus der Römerzeit bilden die Überreste des ehemals stolzen Triumphbogens von Marcus Aurelius. Ganz ohne Mörtel und Eisenklammern, nur aus gewaltigen Marmorblöcken errichtet, macht es den Eindruck, als seien sie von Titanenhänden aufeinander geworfen worden. Die blumigen Ornamente, kühn geschwungene und reich durchbrochene Girlanden zeigen den überladenen Stil vom Ende des Kaiserreiches. Die Fassaden sind mit den Bildnissen historischer Persönlichkeiten geschmückt. Leider befindet sich das ganze Denkmal in einem bedauernswert vernachlässigten Zustand, und überdies dienen die zugemauerten Innenbogen einem Weinhändler als Schenke.

Eine besondere Schönheit von Tripolis sind seine rings um die Stadt sich hinziehenden Palmengärten. Ihre hohen, mit ungeheuren Büschen gekrönten Bäume bilden einen wundervollen Hain. Sie scheinen der Ehrgeiz der Bürger zu sein, die hier die verschiedenartigsten Gemüse und Blumen ziehen und ihre Mußestunden zubringen. Der Blick von der Oase aus einerseits nach dem Meere, andererseits nach der Wüste ist einzig in seiner Art und reich an Abwechslung. Die öde Sahara reicht bis zum Tore der Stadt heran, so daß diese gleich einer Insel zwischen den sandigen Dünen und dem Meere schwimmt. Somit hat sie gewissermaßen zwei Häfen. Zu dem einen wird man durch die von Norden her gerudert Boote getragen, zu dem anderen von Süden her durch die Schiffe der Wüste, die Kamele.

An dem sandigen Gestade von Tripolis wurde stets lebhafter Handel getrieben. Die Phönizier wie die Griechen beteiligten sich mit großem Erfolge daran. Die Erzeugnisse aus Zentralafrika fanden ihre nächste Absatzquelle an diesen Ufern, und heute wie damals brachten tausende von Kamelen ihre Lasten hierher.

Wir können uns nur schwer vorstellen, daß Orte, die verloren im Sudan liegen und uns bis vor wenig Jahren noch ganz unbekannt waren, in so weit zurückliegenden Zeiten in beständiger Verbindung mit dem Seehandel standen. Bornu, Sokoto, Timbuktu, die Gegend des Tschad-Sees hatten direkte Kamelstraßen durch die Sahara nach Tripolis, auf denen nicht nur die Waren ihre Abnehmer, sondern auch viele Mittelspersonen Verwendung fanden.

Die dauernden Wanderungen durch den schwarzen Weltteil gehören zu den merkwürdigsten, geheimnisvollen Äußerungen der dunklen Existenz seiner Bewohner. Leute, welche jahrelang von Oase zu Oase ziehen, müssen ihre Gedankenwelt durch die verschiedenartigsten Eindrücke weit mehr bereichern, als wir ahnen. Die ungeheure Masse der Neger, die sich mehr und mehr nach allen Seiten hin ausbreiten und langsam in jede Oase dringen, auch der Küste entlang nach und nach zahlreicher werden, verdient eingehender studiert zu werden. Ihr Stamm, der unter der gesamten Menschheit die größte Lebenskraft zu besitzen scheint, wird im allgemeinen noch recht unvollkommen und, was noch schlimmer ist, ganz falsch beurteilt.

Ein eigentümliches Gepräge wird der Stadt durch die große Verschiedenartigkeit ihrer Bevölkerung verliehen. Es gibt kaum einen Typus, der da-

selbst nicht vertreten wäre, oder eine Sprache, die nicht gehört würde. Die dort ansässigen Kaufleute reden teilweise ein Dutzend verschiedener afrikanischer Mundarten. Die Verkehrssprache ist türkisch.

Tripolis war der Sitz der Verwaltung des Wilajets. Der Stellvertreter der Hohen Pforte residierte dort. Die Ernennung eines Paschas in hervorragender Stellung zum Generalgouverneur von Tripolitanien wurde meist mehr als strafende Verbannung denn als Auszeichnung betrachtet. Man war in Konstantinopel weit entfernt, nach diesem Posten zu streben, auf den sehr oft solche geschickt wurden, deren man sich entledigen wollte; daher kommt es, daß mehrere Männer von wirklichem Verdienste die Verwaltung leiteten, wie der verstorbene Redjeb Pascha.

Ein Oberbefehlshaber der türkischen Armee führte die aus 8—10000 Mann bestehenden Truppen. Die Regimenter lagen größtenteils in den großen neuen Kasernen und Forts, welche die Hauptstadt umgaben. Im Lande selbst außerhalb der Küstenstädte war nur in den Baracken der Oasen oder in den Forts einiges Militär.

Die Existenz, welche Offiziere wie Mannschaften führten, war die denkbar einfachste. Auf ihren bescheidenen Sold beschränkt, hatten sie eben genug zum Leben. Außer den eigentlichen Soldaten gab es die Zaptie, welche über die öffentliche Ordnung zu wachen hatten. Ihr Einfluß auf das blind gehorchende Volk muß ein sehr großer gewesen sein.

Um die Zeit des Sonnenunterganges fand alltäglich ein höchst merkwürdiges militärisches Schauspiel statt. Die Truppen näherten sich in langen Zügen dem Meer, stellten sich dort, das Gesicht gegen Stambul gewendet, auf, und riefen den Sultan an, ihm dankend, daß er sie nähre. In Ermanglung einer anderen Zerstreuung ermunterten die Offiziere die in der Art der berühmten Hamals des Bosporus organisierten Soldaten stets zur Ausübung dieses nationalen Sports. Obgleich sie im allgemeinen tapfer waren und den gleichen Glauben hatten, konnten die Türken doch nie die Zuneigung weder der Araber noch der Berber erwerben. Trotzdem sie Heiraten mit Eingeborenen eingingen und ihre Nachkommen, die Kuluglis, deren Väter Türken, der Mütter Landeskinder sind, sich dort niederließen, wurden sie immer als Fremde und eine Art Usurpatoren angesehen.

Die massigen Konturen der Festung tragen viel zu dem malerischen Bild von Tripolis bei. Sie bilden die einzige sichtbare Erinnerung an die Eroberung durch die Spanier, zu der Zeit als die Sonne in ihrem Reiche nicht unterging. Hinter ihren Mauern schmachteten damals hunderte und tausende von Europäern und wurden entweder als Sklaven verkauft oder einfach hingerichtet. Die berüchtigten Seeräuber, die Sarazenen von Tripolis hausten bis zum 18. Jahrhundert als Schrecken an den Küsten des Mittelmeeres, trotz Widerstandes von Kalabrien, Sizilien und der Provence. Ihre Missetaten sind in den Dichtungen und Liedern der an das Mittelmeer grenzenden Völker bis heute lebendig erhalten geblieben.

In der Mitte der Stadt gruppieren sich die Konsulate der verschiedenen Länder, die europäischen Läden, die Missionsschulen und endlich das einzige

Hotel: lauter höchst gewöhnliche, nichtssagende Gebäude, ohne jede architektonische Schönheit oder orientalische Eigentümlichkeit. Und ebenso sind die in diesen Straßen verkehrenden Menschen nach der jetzigen Mode geputzt. Heute wie einst, ist hier der Mittelpunkt des Lebens von Tripolis. Hier begegnen sich reich und arm, jung und alt, Eingesessene und Nomaden, Soldat und Bürger, alle die, die etwas zu kaufen oder zu verkaufen haben, die Geschäfte machen oder nur flanieren wollen. Die ganze unbeschreibliche Szene des orientalischen Lebens und Treibens mit seinem prächtigen Farbenbild und seinem ohrenbetäubenden Getöse entrollt sich hier vor uns.

Die Bedeutung des Marktes von Tripolis hängt zum großen Teil von der Ernte der Gerste, des hauptsächlichsten Erzeugnisses der bebauten Landstrecken, ab. Jährlich wird durchschnittlich für gegen zehn Millionen Mark hiervon ausgeführt, und etwa um die gleiche Summe kommen Waren von außerhalb herein. Seit einiger Zeit wurde auch das Halfa ein wichtiger Ausfuhrartikel. Englische Unternehmer nützen diese, auch bei größter Trockenheit wachsende Pflanze aus, um Papier daraus herzustellen, und es wird jährlich für mehr als drei Millionen davon verschickt. Auch Wolle und Felle werden beträchtlich, hauptsächlich nach Italien, verkauft; Vieh und Eier gehen in großer Anzahl nach Malta. Schwammfischerei wird der ganzen Küste entlang getrieben. Die gesuchtesten Waren aber sind Straußenfedern, deren größter Markt ebenfalls in Tripolis abgehalten wird. Die Haupteinfuhrartikel sind Baumwollgewebe, beinahe ausschließlich aus England bezogen. An den Lieferungen von Mehl und Zucker suchen sich namentlich italienische Häuser zu beteiligen. Kleine Metall- und Glaswaren werden von Jahr zu Jahr mehr eingeführt und durch das ganze Innenland verbreitet.

Obgleich nun der Handel im allgemeinen noch kein bedeutender ist, so läßt sich immerhin daraus schließen, wie er unter einer anderen Regierung, die Eisenbahnen und bessere Häfen bauen ließe, sich noch entfalten könnte. Wer immer der nächste Herr von Tripolitanien sein mag, sein Streben wird zunächst darauf gerichtet sein müssen, die Küste den großen internationalen, heute nur vorüberziehenden Schiffen zugänglich zu machen, damit sie dort anlegen können. Danach aber wird es notwendig sein, Schienenstränge durch das Land zu führen, um die Verbindung zwischen Ägypten und Tunesien herzustellen. Auch die Entwicklung des Innenlandes hängt nur von einem schnelleren direkten Verkehrsweg ab; eine transsaharische Eisenbahn ist die erste Bedingung hierfür. Die Linie müßte von Tripolis über Murzuk nach der Gegend des Tschadsees, dem Binnenmeer des Sudans, führen, mit Abzweigung gegen das Rote Meer im Osten und die zahlreichen Buchten des Atlantischen Ozeans im Westen. Zweifellos kann der Markt von Tripolis einer der wichtigsten Emporien des schwarzen Weltteils werden. — —

Übrigens schreitet die Entwicklung von Innerafrika so rasch vorwärts, daß alle diese vor kurzem noch mehr oder weniger phantastisch scheinenden Möglichkeiten sich ganz natürlich, und durch die Umstände von selbst bedingt, verwirklichen werden. Allseitig regt sich eine fieberhafte Tätigkeit. Die abgelegensten Kolonien kultivieren sich den Verhältnissen entsprechend. Telegraphen-

drähte verbinden die verlorensten Gegenden. Dampfer dringen weit und weiter in den Flüssen vor, und die Eisenbahn von Kairo nach dem Kapland wird demnächst eröffnet werden, so daß das Publikum mit größter Bequemlichkeit und in wenig Tagen ganz Afrika wird durchqueren können.

In der Erschließung von Ländern, der Bebauung noch unkultivierten Bodens und der Zivilisation der wilden Völker scheint die Aufgabe unserer Epoche zu liegen. Ein Blick über ganze Weltteile, wie Australien oder Südamerika, offenbart uns, was Intelligenz und menschliche Arbeitskraft aus einer Wildnis in verhältnismäßig kurzer Zeit zu schaffen vermochte. Jetzt ist Afrika an der Reihe. Die einst von jedem Verkehr abgeschlossenen fernen Reiche werden uns eines nach dem anderen zugänglich gemacht. Oft auf freundschaftlichem, öfter noch auf erzwungenem Wege sollen sie der Kolonisation der Europäer erschlossen werden. Aber nach Marokko ist jetzt auch Tripolis vom Eroberer betreten worden. Zum Erstaunen der ganzen Welt haben die italienischen Kriegsschiffe im vergangenen Oktober plötzlich Tripolis belagert und kurze Zeit darauf die dreifarbige Fahne auf dem Turme des Schlosses vom Pascha, dem Stellvertreter des Padischa, gehißt.

Inwieweit diese Art der Besitzergreifung den internationalen Gebräuchen entspricht, soll hier nicht erörtert werden. Ebenso werden die Folgen der Besitzergreifung, die so geheim gehalten und doch schon seit lange vorbereitet worden war, erst viel später unparteiisch erörtert werden können. Augenblicklich bleibt nur zu wünschen, daß die Feindseligkeiten so bald wie möglich beendet sein mögen und daß, wenn ein Wechsel der Regierung eintreten soll, er auch wirklich zum Nutzen des Landes und ihrer Bevölkerung diene.

Die Italiener wünschten von jeher Fuß an der afrikanischen Küste zu fassen. Einerseits betrachteten sie sich als Nachfolger der großen Kolonisatoren, der Römer; andererseits waren sie durch die beständige Auswanderung ihres Volkes dringend genötigt, überseeisches Land zu suchen. Seitdem ihr Traum des Besitzes von Tunis durch Frankreich vernichtet worden ist, und auch ihr abessinischer Feldzug fehlschlug, blieb ihnen nur noch das Wilajet von Tripolitanien zu ergreifen übrig. —

Beim Durchblättern der Berichte von Afrikareisenden bemerken wir, daß die Italiener seit einem halben Jahrhundert das Land beständig in allen seinen Teilen durchzogen. Emilia Botta erforschte den Senar anno 1830, Tito Ambroni erreichte vier Jahre später den Kongo, Sapeto und Stella reisten in Mensa, Bojos und Habab anno 1851. Der Missionar Beltreme kam im Jahre 1854 bis in die Gebiete des Tazogi und von Benischiangol. Ori gelangte bis Dar-Fur und Madai, und Paolo Botta richtete als erster seine Schritte nach Tripolis anno 1856—1857.

Diese Unternehmungen lassen darauf schließen, daß Tripolis lange das Interesse von Italien auf sich zog. Auch Guido Cora 1876 war einer von denen, die eine Reise dorthin unternahmen, und zwei Jahre später wurde in Mailand die Società Africana gegründet. Zu gleicher Zeit führte Brazza seine erste Reise durch Innerafrika aus. Im Jahre 1881 wurde die Aufmerksamkeit aufs neue durch Pastore auf Tripolis gelenkt, der den südlichen

Teil des Landes und die Cyrenaica erforschte. Dessen Beispiel folgend, begab sein Freund Haman sich nach Derna, um die Küste zu besuchen. Im gleichen Jahre veranstaltete die erwähnte Mailänder Gesellschaft unter der Leitung von Camperio und Mamoli eine Expedition nach dem Wilajet, während 1886 der Ingenieur Brichetti-Roberti von Ägypten aus wieder in den Süden des Landes vordrang.

Alles das beweist, mit welcher Beharrlichkeit die Italiener das Land, das sie sich als Kolonie ausersehen hatten, kennen zu lernen trachteten. Außerdem erschienen von Zeit zu Zeit Bücher und Aufsätze mit eingehenden Beschreibungen von Tripolitanien, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu wecken und den Kolonisationsdrang aufs neue anzuregen, der nach den mißlungenen, noch tief im Gedächtnis der Nation haftenden Versuchen in Abessinien nahezu erloschen war.

Teilweise macht sich allerdings ein starker Widerspruch gegen derartige Unternehmungen außerhalb des Landes geltend, so lange innerhalb desselben, wie in Kalabrien, Sizilien oder Sardinien, noch weite unbebaute Strecken zu bearbeiten sind. Ihnen wären alle Bedingungen gegeben, ebenso reiche, fruchtbare Provinzen zu werden, wie sie im Altertum unter den Griechen und Römern waren; sie bilden aber heute infolge von Vernachlässigung wahre Wildnisse.

Auch bleibt zu befürchten, daß selbst nach der Besitzergreifung von Tripolis die Auswanderer kaum in beträchtlicher Zahl nach dort gezogen werden können, daß sie vielmehr nach wie vor ihre Richtung nach Amerika nehmen, wo auch die Untüchtigsten leicht Verdienst und ihrem Geschmack entsprechende Lebensbedingungen finden. So lange im Mutterlande ganze Distrikte beinahe unbewohnt sind, verläßt die große Mehrheit der Auswanderer ihre Heimat sicherlich nicht wegen Raummangels, sondern um für geringere Arbeitsleistung mehr zu gewinnen, und hat kaum Sinn für das Werk der Kolonisation.

Diese Verhältnisse können sich allerdings mit der Zeit ändern. Aber die Anhänglichkeit an die heimatliche Scholle, eine bei den Italienern ganz besonders stark ausgeprägte natürliche Anlage, wird immer hemmend bei ihren überseeischen Unternehmungen wirken. So leicht sich die angelsächsischen und germanischen Völker überall einleben und in verhältnismäßig kurzer Zeit bis zur Aufgabe ihrer eigenen Nationalität der fremden anpassen, so schwer vermögen dies die Abkömmlinge der lateinischen Rasse, wie die Franzosen, Spanier und Italiener. Sie haben nur das eine Ziel im Auge, sobald als möglich und mit möglichst vielem Geld in das geliebte Vaterland zurückzukehren. Jedermann, der Gelegenheit hatte, die Auswandererfrage durch eigene Anschauung in direkter Berührung mit den ziehenden Massen zu studieren, wird sie als eine der interessantesten und ernstesten der Gegenwart ansehen und davon überzeugt werden, wie schwer es ist, Südländer in fremden Boden einzuwurzeln, auf dem sich Engländer, Deutsche und Skandinavier so leicht eingewöhnen.

Daß diese Schwierigkeit nicht in äußerlichen Umständen, etwa dem Klima, oder anderen Nachteilen liegt, kann am deutlichsten in Südamerika festgestellt

werden, wo man sich in den italienischen Kolonien des klimatisch bevorzugten Brasilien, Uruguay und vor allem Argentinien in einzelnen Teilen der Hauptstadt nach Santa Lucia oder Bassoporto versetzt glauben könnte. So sehr haben die dort ansässigen Italiener ihre Gewohnheiten und Gebräuche beibehalten.

Im Vergleich zu der halben Million Auswanderer, die alljährlich von der appenninischen Halbinsel nach Amerika segeln, ist die Anzahl derer, die sich dort festsetzten, eine ganz unbedeutende. Wohl sind in dem neuen Weltteil auch italienische Niederlassungen überall zu finden, doch können sie in Hinsicht auf die anderer Nationen kaum in Betracht kommen. Für jegliche Arbeitsleistung werden allerdings Italiener bevorzugt, und es gibt kaum eine Art von Tätigkeit, die sie nicht ausüben: auf dem Feld, in den Fabriken, Hüttenwerken und Minen, überall finden wir sie in der Mehrzahl. Ohne sie wird kein Hafen und keine Eisenbahn gebaut, kein Tunnel durchbohrt, und manche Zweige der Industrie liegen in ganz Amerika hauptsächlich in ihren Händen.

Zu ihrem Lobe sei gesagt, daß sie außerordentlich fleißig und sparsam sind. Ihre Bedürfnislosigkeit ist ohne Beispiel. Als Mahlzeit genügt ihnen eine rohe Tomate oder ein Stück Käse und als Wohnung ein unsauberes Massenquartier, in dessen leeren Schuppen sie sich zu Dutzenden drängen, wie in dem berüchtigten Winkel von New-York, der „Little Italy" heißt.

Jeder auf solch harte Weise gewonnene Pfennig wird sofort nach Hause geschickt, und die Ersparnisse vermehren sich dadurch zu unglaublichen Summen. Millionen häufen diese Arbeiter alljährlich an, und ganze Distrikte in der Heimat, die vorher mit Hungersnot zu kämpfen hatten, werden durch sie bereichert. In einzelnen Gegenden stehen ganze Stadtteile von den jenseits des Meeres erworbenen Vermögen erbaut. So kenne ich in Ligurien mehrere mit ausgesuchter Üppigkeit ausgestattete Wohnstätten, die von einfachen in Argentinien reich gewordenen Bauern errichtet wurden und auch als quartiere americane bezeichnet werden. Die Ernte in Südamerika wird fast ausschließlich durch sizilianische und kalabrische Bauern eingebracht. Diese alljährlich hin und wieder wandernden Massen bilden eine besondere Klasse für sich und werden mit dem Namen „Rondinelli" bezeichnet — Schwalben, die fortziehen, aber immer wiederkehren.

Ob sie nach dem unkultivierten Tripolitanien, wo ein Verdienst ganz unsicher wäre, zu lenken sind, ist zu bezweifeln. Noch schwieriger dürfte es sein, tüchtige Beamte dorthin zu bekommen, welche genügende Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse und zugleich die nötige Erfahrung für ihre neuen Verpflichtungen besitzen. Und doch ist dies die wichtigste Bedingung für den Erfolg jeder Kolonisation. Einfluß und Macht werden weit sicherer durch geistige, als durch physische Kraft gewonnen. Das beste Militär kann nichts ausrichten, wenn es schlecht geleitet wird und die Führer und Verwaltungsbeamten ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. Um aber hervorragende junge Leute für die Kolonien zu gewinnen, muß ihre dortige Lage vorteilhaft gestaltet werden. Wie ich in einem anderen Werke Gelegenheit hatte, ein-

gehender zu erörtern, haben die Gouverneure der englischen Kolonien die Einkünfte von Botschaftern, und jeder einfache Korporal hat mehr Gehalt als ein italienischer Leutnant.

Daß an den Ufern des Bosporus Erbitterung herrscht, ist wohl begreiflich. „Der Verlust von Tripolitanien, wenn wir es verlieren sollten," lautet die bekannte Äußerung Achmed Nisa's, „müßte im ganzen Orient Mißtrauen, Verzweiflung und Abscheu erzeugen. Es würde kein Vertrauen mehr in die Zivilisation vorhanden sein, keines in das gegebene Wort, in die Verträge, die Europa unterzeichnet hat. Dieser Widerspruch zwischen Worten und Taten erscheint in den Augen der Orientalen als ein Majestätsverbrechen der Moral." Indessen wird man in der Türkei selbst sich am klarsten bewußt sein, daß die Tage dieser wie mancher ihrer Besitzungen gezählt sind. Die geschichtliche Evolution läßt sich nicht aufhalten. Das Emporblühen und der Niedergang der Nationen bilden eines der merkwürdigsten Phänomene der Geschichte. Völker wie Einzelindividuen durchlaufen die gleichen Entwicklungsstufen, um zu voller Reife zu gelangen. Bei den einen wie bei den anderen erscheint der Augenblick der Ermüdung und des unaufhaltbaren Alterns, gegen das die besten Mittel nur von vorübergehendem Erfolg sind. Je genauer man die lange Kette der Ereignisse beobachtet und je eingehender man die Bewegungen und Taten der Völker und Nationen studiert, desto mehr wird man den wunderbaren Zusammenhang der geringsten Handlungen verstehen, desto mehr aber auch finden, daß letzten Endes nur gute, gerechtfertigte Handlungen von dauerndem Erfolge gekrönt werden.

Künſtlerfahrten nach Italien im Zeitalter des Rubens.

Von
Max Georg Zimmermann.

(Schluß.)

II.

Fragen wir uns nun, wie ſich Italien, ſeine Landſchaft, ſeine Städte, ſein Volk und ſeine Kunſt in den Werken jener internationalen Künſtlerſchaft des 17. Jahrhunderts, die dorthin wallfahrtete, ſpiegeln. Die Zeit der landſchaftlichen Vedute, der Anſicht einer beſtimmten ſchönen und berühmten Gegend war noch nicht gekommen. Nur ganz einzeln läßt ſich in reinen Landſchaftsbildern eine Ausſicht wiedererkennen, ſo die auf den traſimeniſchen See auf einem Gemälde des Jan Hackaert in Amſterdam, und auch hier iſt das Bild ſtark arrangiert. Anders iſt es mit den Anſichten beſtimmter Bauten und ihrer Umgebung. In dieſer Beziehung verdanken wir den fremden Malern die wertvollſten Dokumente über das damalige Ausſehen berühmter Bauwerke und ihrer Umgebung, namentlich in Rom. Zwei der allergrößten unter ſeinen fremden Gäſten haben dazu beigetragen. Claude Lorrain gibt uns auf einem Gemälde des Louvre das Campo Vaccino, das verſchüttete Forum Romanum, wieder, und Velazquez läßt uns zwei Blicke in den Park der Villa Medici auf dem Monte Pincio tun. Wir ſehen auf dem Bilde Claudes zwiſchen dem Triumphbogen des Septimius Severus und den Säulen des Saturntempels hindurch, erkennen links im Mittelgrunde den Tempel des Antonins und der Fauſtina, in den die Kirche San Lorenzo in miranda eingebaut iſt, rechts die drei erhaltenen Säulen des Dioskuren-Tempels, in der Ferne den Titusbogen und S. Franceſca Romana, überragt von der gewaltigen Ruine des Coloſſeums. Das alles iſt ziemlich genau der Wirklichkeit entſprechend; nur das Hereinlugen der von dieſer Stelle aus nicht ſichtbaren Torre di Nerone über dem Septimius Severus-Bogen erinnert daran, daß romantiſche Bereicherung und bildmäßiges Komponieren in dieſer Zeit der Landſchaftsmalerei doch noch über die unmittelbare Naturwahrheit gingen. Die beiden Anſichten von Velazquez aus dem Garten der Villa Medici, in der er 1630 wohnte, ſind Skizzen von faſt moderner Wirkung

in der Wahl des zufällig erscheinenden Ausschnittes und in der Wahrheit des freien Lichts und seines Einflusses auf die Farbe. Die eine berichtet uns davon, daß die schlafende Ariadne, die, wie die andern Antiken aus Villa Medici, jetzt in den Uffizien zu Florenz ist, damals unter einer Pergola aufgestellt war. Diese Ansichten werden ergänzt durch ein Bild des allerdings beträchtlich später, bis weit in das 18. Jahrhundert, lebenden Kaspar van Vittel aus Utrecht, genannt Vanvitelli, das die Gartenfassade der Villa Medici zeigt fast ebenso, wie sie heute noch dasteht. Eine Zeichnung von Claude Lorrain im Britisch Museum gibt uns die Landseite des Titusbogens wieder, die damals nur im mittleren Teil ihre Marmorbekleidung hatte, und ein Gemälde von Jan und Andries Both in Karlsruhe zeigt uns die Stadtseite, bei der die Marmorbekleidung nur um den Torbogen und auch da nur teilweise erhalten ist. Rechts daneben ist die Einfahrt eines Wirtschaftshofes, der noch ein Jahrhundert später zu Zeiten Piranesis fast unverändert bestand. Der Mittelpunkt des christlichen Rom, die Peterskirche und der Platz davor, ist natürlich besonders oft gemalt worden, und diese Bilder sind wichtige Dokumente für die Baugeschichte von Sankt Peter; man muß dabei allerdings vorsichtig sein, denn das Bild von Dirk van Deelen in Augsburg z. B. zeigt vorausnehmend die beiden Fassadentürme von Maderna, zu deren Ausführung es nicht kam. Ein Bild von Thomas Wyck im Besitz des Professors Stumpf in Berlin gibt den Porticus der Octavia genau so, wie er noch heute erhalten ist, nur daß er jetzt von den Anbauten befreit ist. Auch berühmte Bauwerke aus der Umgebung Roms schilderten die Künstler gern in ihren Gemälden. So sehen wir im Hintergrunde eines Bildes von Cornelis van Poelenburgh im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin das sogenannte Grabmal der Horatier und Curiatier bei Albano, ungefähr so, wie es noch jetzt erhalten ist, während auf einem Bilde der eben genannten Sammlung Stumpf Ponte Lucano und das Grabmal der Plautier die Hauptgegenstände sind. Das Gemälde ist von Jan und Andries Both und zeigt die Stelle fast ebenso, wie sie heute noch erscheint. Das Motiv gefiel Jan Both so sehr, daß er es auch noch auf andern Bildern in Amsterdam und Dresden verwertete. Grabmal und Brücke erscheinen auch auf einem schönen französischen Bilde des 17. Jahrhunderts in der Galerie Doria, das früher einem der Poussin zugeschrieben wurde.

Das sind einige Beispiele, die uns zeigen, daß es die Fremden waren, welche die Erscheinung Roms im Bilde festhielten; nur zu natürlich, denn den Italienern war sie ein gewohnter Anblick. Die italienischen Maler folgten ihnen darin erst ein Jahrhundert später, als die Schar der kauflustigen Italienreisenden immer größer geworden war. Bezeichnenderweise verherrlichten sie besonders die beiden damaligen Hauptfremdenstädte: Rom und Venedig; ersteres wurde hauptsächlich durch Giov. Paolo Pannini und den Kupferstecher G. B. Piranesi, letzteres, damals der Hauptfestplatz Europas, durch Canaletto und Francesco Guardi geschildert.

Die italienische Landschaft ist natürlich von den Italienern bei weitem früher dargestellt worden als von fremden Künstlern. Gleich mit dem Beginn

des Renaissancezeitalters erscheint sie auf den Hintergründen der Bilder; aber während des ganzen 15. Jahrhunderts bleibt es, von wenigen Ausnahmen abgesehen, bei einem chronikartigen Aufzählen und gehäuften Nebeneinanderstellen alles dessen, was in der Landschaft Italiens vorkommt. Dabei werden allerdings die einzelnen Gegenden in ihrem Charakter gut voneinander geschieden. Zu malerischer Einheit kommt es innerhalb des Frührenaissancezeitalters nur bei Perugino und in Venedig, und von der Lagunenstadt aus, für deren Bewohner die Landschaft etwas Besonderes war, begann sich sofort im Eingang zur Hochrenaissance das einheitliche Landschaftsbild zu entwickeln, wenn auch vorläufig noch fast ausschließlich als Hintergrund. Giorgione und Tizian sind es, die auf diesem Gebiete die größten Eroberungen gemacht haben. Schon gleich zu Anfang übertreffen diese beiden Künstler alle Vorgänger dadurch, daß sie die Landschaft nicht mehr mit Einzelheiten überladen, sondern diese dem Gesamtbilde unterordnen, und daß sie das innerste Leben der landschaftlichen Natur viel besser erfassen. Sie verstehen in wundervoller Harmonie der Linien und Massen Berg und Tal, Meer, Landsee und Fluß, die Wolken und ihre Schatten, Wälder und Bäume, Bauten und Menschen zu ordnen. Den Hauptakzent aber hat die Farbe, die eine tiefe Stimmung zum Ausdruck bringt. Giorgiones Landschaft und die gleichzeitige Tizians, also die seiner Jugend, sind lieblich und idyllisch, durchtränkt von jener Poesie, die schon bei den früheren Venezianern zu malerischer Gestaltung gedrängt hatte. Später aber wandte sich Tizian wie im Figurenbilde so auch in der Landschaft zum Grandiosen und Dramatischen.

Und da ist es bezeichnend sowohl für das Nachwirken des Quattrocento-Individualismus als auch für den der venezianischen Schule tief innewohnenden Naturalismus, daß sich vielfach eine ganz bestimmte Gegend wiedererkennen läßt, die Val di Mel mit der Hauptstadt Belluno auf dem Wege von Venedig nach Tizians Heimatort Pieve di Cadore. In der Val di Mel hatte der Künstler Freunde, und namentlich weilte er gern bei der Familie Piloni, die in der Nähe von Trichiana angesessen war. Hier sah er gegen Feltre hin die langen Ketten von begrünten Hügeln, die sich meilentief hintereinander schieben, wie sie in seinen Bildern immer wiederkehren, hier die Dolomiten, die mit ihren phantastischen Formen so oft am Horizont seiner Gemälde auftauchen, und die er wohl schon deshalb liebte, weil er an ihrem Fuße aufgewachsen war. Hier, schon im Alpenlande, beobachtete er immer wieder, wie einst daheim in Pieve di Cadore, den Kampf der Sonne gegen geballte Wolken, den Sturm, der die Wolkenschatten über das Land dahinjagt, Regen und Gewitter, und alledem verlieh er gewaltigen Ausdruck. Hier studierte er als erster mit Künstleraugen den Wald und inspirierte sich zu dem heroischen Baumwuchs in so manchem Bilde.

Die künstlerischen Erben Tizians und anderer Venezianer, unter denen in bezug auf die Landschaft Tintoretto der bedeutendste ist, waren die Caracci, von denen namentlich Annibale in der Darstellung der Landschaft sich auszeichnete, und zwar, indem er sie weiterbildete. Wie in der ganzen Caracci-schule das Naturgefühl immer eingedämmt wurde durch den Eklektizismus,

so muß die Landschaft, die nun nur noch selten die freie offene Natur behandelt, und der das Menschenleben nachgeordnet ist, sich meist ein beherrschendes Stilisieren nach Formen und Linien und eine starke Mitwirkung von menschlichen Bauten, Palästen, Kastellen, Brücken, antiken Ruinen usw. gefallen lassen. Während bei Tizian und Tintoretto immer nur der Sinn für das Gesamtbild der Landschaft vorhanden war, tritt jetzt eine größere Freude an den Einzelheiten auf. Hierin zeigt sich der Einfluß der niederländischen Kunst, der schon im Quattrocento bedeutend gewesen war, und zwar kam er von dem in Rom lebenden Paul Bril, mit dem Annibale zuweilen zusammen arbeitete. Aber das trat doch zurück gegenüber der monumental-dekorativen Linienführung und Formenabwägung, und somit beginnt bei Annibale Caracci die klassizistische Landschaft, die bis weit in das 19. Jahrhundert hinein eine so große Rolle spielen sollte. Wir merken an dem Auftreten der stilisierten Landschaft, daß wir uns im Zeitalter des Barock befinden, in dem bei den ländlichen Palästen zuerst große, architektonisch geordnete Gartenanlagen geschaffen wurden. Die Landschaft, wie sie Annibale und andere meist malten, war eine Übertragung der regelnden menschlichen Phantasietätigkeit auf die Darstellung der freien Natur.

Jetzt erst, in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, hatte sich die Landschaft vom Figurenbilde befreit und war eine selbständige Kunstart geworden.

Bezeichnend dafür ist, daß zwei Landschaftsmaler, die Brüder Matthias, und Paul Bril, Hofmaler des Papstes wurden. Kein Wunder, daß es Niederländer waren, denn die germanischen Nationen haben immer mehr Gefühl für die Landschaft bewiesen als die Südländer. Und doch und obgleich die Figuren bei ihm noch einen starken Akzent haben, muß Annibale Caracci als der eigentliche Schöpfer der selbständigen italienischen Landschaftsbilder betrachtet werden, denn in den Landschaften der Brüder Bril sind neben den italienischen Formen zu viele nordische Erinnerungen, als daß einheitliche Werke herausgekommen wären. Aber vielleicht hat Annibale durch seinen Freund Paul Bril erst die Anregung zur ausgebreiteten Pflege des Landschaftsbildes erhalten. Paul Bril baut ebenso wie Annibale seine Landschaft auf dem Grunde von Tizians Eroberungen auf. Ihm fehlt zwar der monumentale Zug seines Freundes, und seine Landschaften bleiben im besten Falle, d. h. wenn sie sich nicht zu sehr in Einzelheiten zersplittern, dekorativ. Bereichert aber hat er die Landschaft durch ein romantisches Gefühl, das sich in der häufigen Anbringung antiker Ruinen ausspricht. Das romantische Element war auch schon bei Tizian vorhanden; aber es zeigte sich ausschließlich in der Darstellung von Naturereignissen, wie Sturm und Gewitter, oder des jähen Wechsels von Sonnenlicht und Wolkenschatten. Antike Ruinen waren auch schon im Hintergrunde der italienischen Quattrocentobilder erschienen; aber dort bedeuteten sie weiter nichts als das Interesse der damaligen Zeit am klassischen Altertum oder eine Anspielung darauf, daß die antike Welt durch das Christentum, dem der Hauptgegenstand des Bildes geweiht ist, überwunden ward. In diesem Sinne sind antike Ruinen von den italienischen

Malern auch später verwertet worden; aber der romantische Gedanke vom Zerfall alles Menschenwerks, die Ruinenpoesie, konnte nur durch einen grüblerischen Nordländer, dem antike Ruinen etwas Ungewöhnliches, das Nahetreten der zerstörten alten Welt ein großes Erlebnis waren, eingeführt werden.

Abgesehen von diesem einen Gedanken aber war die Landschaft Paul Brils ebenso äußerlich und seelenlos geblieben, wie die Annibales. Ein deutscher Maler war es, der als erster dem Landschaftsbilde Seele geben wollte, Adam Elsheimer. Allerdings zeigt sich bei ihm derselbe Zwiespalt wie bei Paul Bril, seine Landschaften vereinen nordische und südliche Elemente; aber da er eine weit größere Künstlerpersönlichkeit war, gelang ihm eine vollkommene Verschmelzung zu einer Landschaft, die zwar nur in seiner Phantasie existierte, an deren Wirklichkeit wir aber glauben. Er suchte sich auch seine Motive da, wo er am meisten Anklänge an den Norden, wo er den ihm aus der Heimat teuren Wald fand, im Sabiner- und Albaner-Gebirge. Tizian ist auch für ihn der Ausgangspunkt, ihm verdankt er die großen Wirkungen in seinen meist nur wenige Zentimeter breiten und hohen Bildern; von der Caraccischule lernt er die edle Führung der Linien und Anordnung der Massen. Als Deutscher aber verbindet er dies mit dem Intimen, der Durchtränkung mit Empfindung. Als Ausdrucksmittel dienen ihm dabei Farbe und Licht, die immer in erster Linie Träger der Empfindung sind. Dabei ist er ein hervorragender Kolorist. Dem Grün der Vegetation verleiht er eine wundervolle Tiefe, die klar bleibt, besonders weil er oft einen leuchtend roten Farbenfleck oder das Gold eines nackten Menschenkörpers mit der Kraft eines Rubens in das Bild hinein setzt. Noch bedeutender aber wirkt das Licht, das in den Kronen der Bäume und Büsche schimmernd spielt oder das ein Nachtstück erhellt. Oft ist die Lichtwirkung sehr kompliziert, zum Licht des Mondes und der Sterne tritt eine Feuersbrunst oder das Feuer der Hirten oder die Fackel der Wanderer, oft mehreres miteinander vereint. Auch an der Romantik des Verfalls fehlt es nicht, und neben antike Ruinen treten zermürbte Felsen und abgestorbene Bäume.

Die nächste Generation, Künstler, die um das Jahr 1600 oder anderthalb Jahrzehnte später geboren wurden, sollte das italienische Landschaftsbild zur Vollendung bringen. Und zwar sind es hauptsächlich ein Italiener und zwei Franzosen. Nennen wir zuerst den jüngsten von ihnen, den Italiener Salvator Rosa, weil er am wenigsten aus dem Individuellen zum Typischen strebt. Er kam von den Naturalisten her, er war ein Enkelschüler von Ribera und stand somit in Verbindung mit Caravaggio. Die gemeinsame Grundlage des Naturstudiums erinnert bei ihm auch an Tizian, mit dem er aber ohne direkten Zusammenhang ist, und an den Heros der venezianischen Kunst werden wir bei ihm auch gemahnt durch die Kraft, mit der er die Natur erfaßt, und die Größe der Anschauung und Empfindung. Ein abenteuerliches Leben hatte er in seiner Jugend geführt, denn er durchstreifte, zuweilen in Gesellschaft von Räubern, die Abruzzen, die Capitanata und Apulien mit Skizzenbuch und Wasserfarben in der Hand. Hier malte er vor der Natur wie Caravaggio und Ribera vor den Modellen und suchte sie mit voller Wahr-

heit wie jene, vor allem im Stofflichen und in der Beleuchtung wiederzugeben. Das heiße Temperament, das ihm als Neapolitaner eigen war, kam auch in seine Bilder, und eine wilde Phantasie spricht sich darin aus: leidenschaftliche Kämpfe in seinen Schlachtenbildern, stürzende Felsen und zerbröckelnde Ruinen, tosende und zerstörende Wasserfälle, die das Ufer zernagende See, gigantische Wälder mit brechenden Bäumen in seinen Landschaften. Das Zerklüftete, Bizarre, Zerrissene eint sich mit wuchtiger Massenverteilung und grandioser, temperamentvoll bewegter Linie. In seiner Landschaft ist alles Empfindung. Weit hinter ihm liegt der ruhige, verstandesklare Klassizismus eines Annibale Carracci.

Den finden wir eher in den Landschaften von Nicolas Poussin, der sich überhaupt an jenen Bolognesen, besonders durch die Vermittelung von Domenichino, anschließt. Wie jener komponiert er die Landschaft nach edeln Linien und vornehmer Verteilung der Massen, wie jener stattet er sie mit schöngestalteten Gebäuden und Gebäudegruppen aus und setzt die Figuren, die meist eine gleichgroße Rolle in dem Bilde spielen, mit der Landschaft in künstlerisches Gleichgewicht. Jede Masse, sei sie Baum, Berg, Haus oder Mensch, ist ihm ein gleichberechtigter Faktor in seiner Komposition. Da er mit Vorliebe die Figuren aus der Antike wählt, und die Gestalten der Bibel in griechische Gewänder kleidet, kommt auch von dieser Seite in seine Bilder das Element des Klassischen. Über Annibale hinaus geht er in der malerischen Verwertung des Lichtes; mit schimmerndem Helldunkel weiß er seine Bilder zu erfüllen, und trotz aller verstandesmäßig überlegten Komposition vermag er einen Herzenston anzuschlagen und idyllischen Frieden über seine Landschaften auszugießen, so daß er als Hauptvertreter der sogenannten arkadischen Landschaft zu betrachten ist. Die griechischen Götter des Lebensgenusses, die Götter des Weins und der Liebe, bevölkern sie, oder Menschen, die einem verlorenen goldenen Zeitalter anzugehören scheinen; ins Poetische erhobene Hirten führen darin ein glückliches Leben. Diogenes wirft das letzte Gerät, die Muschel, aus der er getrunken hat, fort, weniger um zu voller Einfachheit zu gelangen, als weil er in dieser bereitwillig spendenden Natur auch davon absehen kann. In anderen Landschaften aber wiegt mehr die Größenempfindung vor. Über das irdische Maß hinaus erscheinen Linien und Massen bedeutungsvoll und schön; auch über diesen Landschaften liegt es wie ein Hauch der Wehmut um eine verlorene goldene Zeit; diese edel gestalteten Gegenden scheinen wert, von einem größeren heroischen Geschlecht bewohnt zu werden. Poussin hat mit solchen Bildern die heroische Landschaft geschaffen, die einen vortrefflichen Schauplatz abgibt für Szenen aus der Bibel oder der höheren griechischen Götterwelt. Der Schwager und Schüler Poussins, Gaspard Dughet, wandelte die Landschaft seines Meisters bei reicherer Verwertung des Helldunkels mehr ins Romantische ab.

Elsheimer und Salvator Rosa brachten beide ihre eigene individuelle Seele in der Landschaft zum Ausdruck, jener sein deutsches Empfinden, dieser das heiße, stürmische Temperament des geborenen Neapolitaners. Nicolas Poussin stand der italienischen Landschaft mehr objektiv gegenüber und steigerte

die ihr innewohnende klassische Schönheit. Claude Lorrain ging noch über ihn hinaus, indem er das Ideal Italiens, wie es in der Seele des aus Norden kommenden Wanderers lebt, für alle Zeiten festlegte. Hier finden wir das Ziel der Sehnsucht Mignons verkörpert,

. . . das Land, wo die Zitronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.

Hier finden wir das Haus,

. . . auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach.

Aus Darstellungen Claudes oder im Geiste Claudes hat Goethe die Stimmung für das Mignonlied, das er dichtete, bevor er Italien kannte, geschöpft.

Nicht wie Salvator gebraucht Claude die Landschaft Italiens als Mittel, um seinem persönlichen Empfinden Ausdruck zu geben, sondern objektiv wie Poussin sieht er deren Schönheit. Wie ein hohes Ideal steht sie vor ihm, das er nicht wie Salvator sich dienstbar macht, sondern dem seine Dienste zu weihen ihn mit einem tiefen Glücksgefühl durchdringt. Er entlehnt nicht wie Elsheimer Italien nur seine Motive und gibt sie in fremder Auffassung, sondern er will dieses Land in seinem Charakter malen, er sucht die edle Seele der italienischen Landschaft zu erfassen und wird nicht müde, sie während seines ganzen Lebens in seinen Gemälden wie in einer lyrischen Dichtung zu feiern.

Der Klassizismus Annibales findet in ihm seine höchste und reinste Vollendung. Sanfte Bergzüge mit schön geschwungenen Linien umkränzen weite, zuweilen anmutig gewellte Ebenen. Wasser breitet sich aus in der glänzenden Fläche großer Seen oder zieht in breiten Strömen und sanften Bächen ruhig dahin. Mächtige, schön umrissene und gegliederte Bäume und Baumgruppen steigen auf, über die Wasserläufe schwingen sich vornehm gezeichnete Brücken. Vielfach stehen antike Ruinen nach den Motiven der Tempelreste vom Forum romanum oder des Rundtempels in Tivoli oder anderer römischer Bauten da, aber nicht wie bei Annibale als leere Dekorationsstücke, auch nicht wie bei Paul Bril, Elsheimer und anderen in erster Linie in romantischer Auffassung, sondern als Zeichen hoher und alter Kultur. In der gleichen Absicht treten in anderen Bildern prächtige Paläste in italienischen Hochrenaissanceformen auf. Nichts erinnert daran, daß, während Claude malte, in Rom die üppigen Barockbauten entstanden. Sie wären zu derb, zu vulgär für seine Bilder gewesen. Seine Seestücke stellen niemals das offene Meer dar, sondern sind immer Hafenansichten, und unmittelbar neben dem Meere erheben sich stolze Prachtgebäude. Über diesem allen wölbt sich ein Himmel, der niemals von schweren Wolken mit Regen, Gewitter und Sturm getrübt ist, sondern in fast unveränderlicher Heiterkeit strahlt. Eine lautlose Stille herrscht in der Natur, die höchstens durch das leise Plätschern des fließenden Wassers unterbrochen wird. Wie Elsheimer malt er reine Landschaften, in

denen die Figuren zur Staffage herabsinken. Trotzdem er immer eine bestimmte Szene aus der Bibel oder der Antike wählt, ist sie für das Ganze ziemlich gleichgültig; ein innerer Zusammenhang zwischen ihr und der Landschaft ist selten zu bemerken; nur daß dem Charakter der Landschaft entsprechend fast immer heitere und festliche Vorgänge oder das Leben harmloser Hirten geschildert werden. Aber die Figuren müssen sich formal immer streng einordnen, und wenn er sie auch oft nicht selber ausführte, so bestimmte er doch stets die allgemeinen Umrisse, die mit dem übrigen in Einklang stehen mußten.

Wird schon durch dieses alles die Stimmung der Landschaft zum Ausdruck gebracht, so noch viel mehr durch das Licht, denn dieses ist das Herrschende; im Licht, einem speziell malerischen Element, kann sich die Seele am besten offenbaren. Elsheimers Landschaften sind noch ziemlich luftlos. Die Luft ist die Verbreiterin des Lichts, und so scheinen denn erst Claudes Landschaften wirklich von Atmosphäre erfüllt zu sein. Oft ist der Himmel ganz blau, und strahlendes Sonnenlicht gießt sich über das Land. Häufiger ist er von einem zarten weißen Schleier umzogen, und die Luft ist von dünnen Wasserdünsten erfüllt gedacht. Dann sind die scharfen Gegensätze von Licht und Schatten aufgehoben, und das Licht umfließt weich und heiter alle Gegenstände. Leise spielt es in den Wipfeln der Bäume, über den Wasserflächen und den anmutigen Gefilden. Immer ist eine bestimmte Tageszeit geschildert: Wir erkennen das kühle klare Licht des Morgens, die zunehmende Helligkeit des vorrückenden Tages, die blendende, in der Ferne alle scharfen Konturen aufzehrende Helligkeit des Mittags, die immer länger und tiefer werdenden Schatten des Nachmittags bei weichem warmen Licht, die Glut des Sonnenuntergangs.

So erscheinen Claudes Landschaften als Gefilde, auf denen selige, über die gewöhnlichen Sorgen erhobene Menschen wandeln — allen, „allen ist das Dasein so gelind".

Den beiden großen Franzosen folgen die anderen fremden Italienmaler erst in bedeutendem künstlerischen Abstand. Sie sind zum größten Teil Holländer, aber es sind auch einige Deutsche, die sich allerdings mehr oder weniger der niederländischen Kunstauffassung anschlossen, unter ihnen. Die meisten wanderten erst in den vierziger Jahren des Jahrhunderts oder noch später nach Italien, als Poussin und Claude schon berühmte Meister waren. Es ist bezeichnend für das starke Nationalgefühl der Holländer, daß nur wenige sich dem Einfluß jener eingehender unterstellten, am meisten wohl Adam Pynacker, der zum Nachahmer Claudes wurde, ohne bei seiner holländischen Schwerfälligkeit die Grazie und Schönheit jenes erreichen zu können, während Frederik Moucheron auch Anleihen bei Poussin und mehr noch bei Dughet machte, aber meistens nicht über einen charakterlosen Idealismus hinauskam. Besser gelang es einem geborenen Antwerpener, Frans Mille oder François Millet, Poussin und Gaspar Dughet nachzueifern, weil sein Vater Franzose war, und er sich überhaupt in Paris an die französische Malerei anschloß.

Schon die früheſten unter den italienfahrenden Niederländern des 17. Jahrhunderts zeigten große Selbſtändigkeit. Pieter van Laer, der 1623 bis 1639 in Rom lebte, ſchilderte vor allem das italieniſche Volksleben und faßte es, ganz wie ſeine holländiſchen Kunſtgenoſſen das heimiſche Volksleben, von der behaglichen, gemütvollen und humoriſtiſchen Seite. Er ſchuf mit ſeinen Bildern, in denen er Landſchaft, architektoniſche Umgebung und Figuren gleichwertig behandelte, eine neue Art, welche nach ſeinem, uns ſchon aus dem Vorſtehenden bekannten Beinamen Bamboccio den Namen Bambocciata empfing. Ihm ſchloß ſich, um dieſe Kunſtgattung gleich weiter zu verfolgen, Jan Aſſelyn an, nur daß er die Landſchaft mehr betonte, während der Deutſche Johann Lingelbach aus Frankfurt a. M. die Bambocciata dahin abwandelte, daß er das Leben der vornehmen Stände mehr in den Vordergrund treten ließ. Andere unter den früheren Niederländern des 17. Jahrhunderts ſchloſſen ſich in Italien an Paul Bril und Elsheimer an und entwickelten beſonders das Romantiſche, wie Bartholomäus Breenbergh, der reichlich römiſche Ruinen verwertete, oder betätigten ſich in der ſogenannten arkadiſchen Landſchaft, wie Cornelis von Poelenburgh, der Elsheimers Kunſt verſüßlichte und mit nackten Figuren pikante Wirkungen erſtrebte. Die krauſe Phantaſie vieler Holländer zeigt ſich bei dem etwas ſpäteren Utrechter Abraham van Cuylenborgh, indem er meiſtens weitverzweigte Felſengrotten malte, die mit antiken Architekturfragmenten und Skulpturen ausgeſtattet ſind, und in denen Hirten mit ihren Herden leben.

In den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts war es, daß die Darſtellung der italieniſchen Landſchaft und des italieniſchen Volkslebens durch holländiſche Maler ihre Blüte erreichte. Damals weilten die Brüder Jan und Andries Both, Claes Berchem, Jan Baptiſt Weenix und Karel Dujardin in Italien. Jan Both, der eigentliche Landſchaftsmaler unter den beiden Brüdern, die wahrſcheinlich auch ſchon in den dreißiger Jahren in Italien waren, begeiſterte ſich für Claude Lorrain und lernte von ihm den ſchönen Linienfluß der Kompoſition und die Bedeutung des Lichtes für die Beſeelung der italieniſchen Landſchaft. In beiden Dingen aber blieb er doch ſelbſtändig. Nicht nur, daß er ſeine Werke ſtets auf eigene Naturſtudien aufbaute, ſondern ſeine Kompoſitionen wirken auch viel zufälliger als die Claudes, und ſein Licht iſt ganz anderer Art, nicht ſo kühl wie bei jenem Romanen, ſondern warm, faſt glühend; man fühlt die Freude des aus dem nordiſchen Nebellande zugewanderten, warm empfindenden germaniſchen Künſtlers an der ſüdlichen Sonne heraus, wie überhaupt die große Naturfriſche und ein poetiſches, gemütvolles Element, namentlich in ſeiner Auffaſſung des Waldes — er holte ſich ſeine Motive wie der Deutſche Elsheimer gern aus dem römiſchen Gebirge — ſtark auf ſeine germaniſche Eigenart hinweiſen.

Weniger klingt Claude, als, wenn auch nur ſehr entfernt, Pouſſin in den Landſchaften des zweiten der beiden bedeutendſten holländiſchen Italienmaler nach, indem Claes Berchem weniger graziöſe Leichtigkeit als wuchtige Monumentalität der Formen liebt. Er iſt als der ſpäter Gekommene noch ſelbſtändiger als Jan Both. Sein Gefühl für Formengröße überraſcht und

wird vielleicht dadurch erklärt, daß die Familie aus Brabant zu ſtammen ſcheint. Auch bei ihm iſt das Sonnenlicht glühend warm, und es verbindet ſich damit eine Helldunkelwirkung, die ebenfalls an Pouſſin erinnert. Seine Berge ſind aber nicht von der edeln Größe wie bei jenem, ſondern er ſucht phantaſtiſche und ſeltſame Formen auf. Beſonders liebt er mehr oder weniger zerklüftete kahle Tafelberge, die plötzlich aus dem flachen oder welligen Lande aufragen, oder eine ſenkrechte Felswand ſteigt jäh über einer Waſſerfläche empor, oder das Gebirge iſt wild und regellos von Tälern durchfurcht; ſtolze Schlöſſer oder Ruinen, meiſt von antiken Gebäuden, thronen über den Abhängen. Immer iſt damit reiches Menſchenleben, das bei Jan Both eine geringere Rolle ſpielt, verbunden, und zwar ſind es faſt immer Hirten mit ihren Herden oder Fiſcher mit ihren Kähnen und Netzen. Bei den zerbröckelnden Ruinen, die von friſcher Vegetation überwuchert ſind, kommt der romantiſche Gedanke zum Ausdruck, daß die Natur von den uralten Stätten der Kultur wieder Beſitz ergreift und das einfache Leben der Hirten ſich bei den dürftigen Reſten einer glänzenden Vergangenheit abſpielt. Neben der Quelle oder am Waſſertümpel, wo die Hirten ihr Vieh tränken, ſtehen die Reſte antiker Statuen oder Reliefs oder liegen ſchön ſkulpierte Pilaſter und Säulenkapitelle. Es iſt, weiter ausgeführt, derſelbe Gedanke, den wir ſchon bei einem andern Niederländer, Paul Bril, gefunden haben, und dem ein Jahrhundert ſpäter ein Italiener in ſeinem ganzen Lebenswerk den breiteſten Ausdruck gab, Giovanni Battiſta Piraneſi. Die Stiche dieſes Venezianers hängen noch heute auf dem Treppenflur von Goethes Vaterhaus in Frankfurt; an ihnen und an Bildern Berchems oder den gleichen Gegenſtand behandelnder Maler hat der junge Goethe ſich inſpiriert, als er ſein Gedicht „Der Wanderer“ ſchuf:

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch! . . .
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt . . .
Glühend webſt du
Über deinem Grabe,
Genius!

Dieſer poetiſche Gedanke findet ſich auch bei Weenix, der bei ſeinem römiſchen Aufenthalt ſeine Vornamen ins Italieniſche überſetzte und ſich fortan Giovanni Battiſta nannte. Schon ſein Lehrer Claes Moeyaert hatte zuweilen antike Ruinen gemalt, aber ſie mit Idealgeſtalten bevölkert. Naturauffaſſung und Farbe ſind bei Weenix bedeutender, und ſo hat er denn ſeinen ungefähr gleichalterigen Landsmann Berchem zuweilen glücklich beeinflußt. Auch Karel Dujardin bringt zuweilen antike Ruinen auf ſeinen Bildern an, aber ſie ſind bei ihm kaum mehr als Dekorationsſtücke. Ihm kommt es vornehmlich darauf an, das Idylliſche und Naturwüchſige in der Landſchaft und im Leben der Hirten zu betonen. Bei den beiden Deutſchen Johann Heinrich Roos und ſeinem Sohn Philipp Peter, deſſen abenteuerliche Liebesgeſchichte wir vorhin nach Houbraken erzählt haben, tritt jener romantiſche Grundgedanke wieder

lebhafter hervor; aber sie sind wenig selbständig und ganz abhängig von der Kunst der vorgenannten niederländischen Maler.

Es ist erklärlich, daß Künstler, die in Italien waren, auch in ihren späteren holländischen Landschaften die eindrucksvolle Wärme des südlichen Sonnenlichtes, an dessen Darstellung sie sich gewöhnt hatten, wiedergaben, wie Dujardin, Hackaert und andere. So sehr gefielen die italienischen Motive in der Heimat, daß auch Künstler, die niemals in Italien waren, wie wahrscheinlich Adriaen van de Velde, sie zuweilen in ihre Bilder einführten, oder daß sie wie dieser Künstler und Philips Wouwerman ihrer Landschaft öfters im ganzen einen südländischen Anstrich gaben. Das goldige warme Licht des Südens, das er in den Gemälden seiner aus Italien zurückgekehrten Kunstgenossen sah, begeisterte den großen Aelbert Cuyp, der niemals über die Alpen gewandert ist, so, daß er es zum malerischen Hauptakzent vieler Bilder machte. Dazu kommt die monumentale Linienführung in Berg, Ebene und den Gruppen von Menschen und Tieren und das fast immer schöne Wetter, um seine Landschaften dem Süden zu nähern, ohne daß er es wahrscheinlich gewollt hat. Seine Werke erscheinen fast wie eine warmtonige Parallele zu den kühltonigen Bildern Claudes.

Unter allen fremden Malern, die Italien schilderten, hat keiner die Größe Claudes und Poussins erreicht. Das lag außer an ihrer geringeren Begabung auch daran, daß sie alle nicht wie jene beiden Franzosen dauernd, sondern jeder nur einige Jahre dort lebten. Von den mitgebrachten Studien und Erinnerungen zehrten sie daheim oft ein langes Leben lang, und da war es natürlich, daß sie sich veräußerlichten, und ihr Schaffen vielfach den Charakter der Schablone an sich trägt. Darin aber, daß sie national blieben und sich von der italienischen Kunst so gut wie gar nicht beeinflussen ließen, haben sie ein großes Verdienst, das ihnen selbst zugute kam. Auch Claude und Poussin blieben national; daß sie sich der italienischen Kunst weit mehr näherten als die Holländer, ist darin begründet, daß die französische und die italienische Nation miteinander verwandt sind.

Nun gibt es aber zwei niederländische Maler, welche die italienische Kunst aufs eingehendste studierten und sich stark von ihr beeinflussen ließen, ohne doch im Grunde ihres Wesens erschüttert zu werden. Das sind Rubens und van Dyck. Sehen wir zum Schluß, wie der größere von ihnen, Peter Paul Rubens, dessen Namen wir für die Überschrift dieses Aufsatzes gewählt haben, weil er unter allen Italienfahrern des 17. Jahrhunderts die reichsten und intimsten Beziehungen zur italienischen Kunst hat, sich zu seinen Vorbildern verhielt.

In den ersten acht Jahren des 17. Jahrhunderts als junger Mann weilte Rubens in Italien. Mit wahrer Leidenschaft wirft er sich auf das Studium der italienischen Kunst. Groß ist die Zahl der Kopien, welche er, zuweilen im Auftrag, oft aber für sich, nach den verschiedensten Meistern anfertigte. Unter den Künstlern des 16. Jahrhunderts waren es in erster Linie die großen Venezianer Tizian, Veronese, Tintoretto, Sebastiano del Piombo, welche ihn

anzogen, dann Leonardo, Michel Angelo, Correggio und besonders Giulio Romano, dessen Werke er in Mantua, seinem italienischen Hauptquartier, beständig um sich hatte. Ferner studierte er mit Eifer die Antike. Spuren von allen diesen Vorbildern sind in seinen Werken nachzuweisen. Im ganzen aber sah er sie doch wie ein fernes, kaum erreichbares Ideal an, das ihm zur allgemeinen Erhebung verhelfen sollte, während er sich in unmittelbarer Weise mehr von den ihm zeitlich näher stehenden Meistern, den Caracci und Caravaggio, sowie von Adam Elsheimer beeinflussen ließ.

Wir finden in seinen Werken oft die engsten Entlehnungen aus der italienischen Kunst. So sind auf dem für Sa. Croce in Gerusalemme in Rom selbst gemalten, jetzt zu Grasse in Südfrankreich aufbewahrten Triptychon bei der Dornenkrönung die Komposition und das Hauptbeleuchtungsmotiv von Tizians spätem Bilde gleichen Gegenstandes, jetzt in München, entnommen. Auf dem 1604/05 für die Jesuiten-Kirche zu Mantua gemalten Altarwerk finden sich enge Anklänge an die verschiedensten Großmeister der italienischen Kunst. In der Beschneidung Christi in St. Ambrogio zu Genua, 1607 dort gemalt, klingt die Nacht Correggios nach. Auch als Rubens Italien verlassen hatte, hört die Benutzung der italienischen Vorbilder nicht auf. Sein betender Franz in der Pittigalerie erinnert an die gleiche Figur von Agostino Caracci in Wien. Selbst die beiden Hauptwerke der ersten Antwerpener Zeit, die Kreuzaufrichtung und die Kreuzabnahme, haben ganz bestimmte italienische Werke zum Vorbild, ersteres die Kreuzigung von Tintoretto in der Scuola di San Rocco zu Venedig, letzteres, wenn auch entfernter, die Kreuzabnahme von Daniele da Volterra in Santa Trinità de' Monti zu Rom. Die Flucht nach Ägypten, von 1614, in Kassel geht auf das Bild gleichen Gegenstandes von Elsheimer zurück. Bei den Engeln auf einem etwas späteren Madonnenbild im Louvre erinnerte Rubens sich an Tizians Assunta, bei der Geißelung von 1617 in der Paulskirche zu Antwerpen an Sebastiano del Piombos herrliches Wandbild gleichen Gegenstandes in San Pietro in Montorio zu Rom. Für das kleine Bild der Beweinung Christi im Berliner Museum hat er die Leiche fast genau nach der großartigen Pietà desselben Künstlers zu Viterbo kopiert. Der betende Hieronymus in Dresden lehnt sich im Motiv an Bilder und Stiche der Caraccischule an; die Bekehrung Pauli in Berlin hat Leonardos Karton der Anghiarischlacht zur Grundlage, dessen Hauptgruppe, den Kampf um die Fahne, Rubens in Rötel abzeichnete (Louvre); aber auch der Rafael zugeschriebene Teppich und Michel Angelos Fresko in der Capella Paolina des Vatikan mit dem gleichen Gegenstand klingen nach. Die letzte Kommunion des Franz von 1619 (Antwerpen, Museum) lehnt sich stark an die letzte Kommunion des Hieronymus von Agostino Caracci (Bologna) und Domenichino (Vatikan) an. Bei der Darstellung von Venus und Adonis (Petersburg) erinnerte sich Rubens des Gemäldes gleichen Gegenstandes von Tizian im Prado. Bei dem sterbenden Seneca (München) malte er die Hauptfigur nach einer falsch ergänzten antiken Statue (Louvre). Bei der Löwenjagd in München benutzte er wieder die Reitergruppe aus der Anghiarischlacht.

Als Rubens 1628/29 zum zweiten Male in Madrid war, warf er sich wieder mit Feuereifer auf das Studium der italienischen Meisterwerke, an denen die königlichen Schlösser so reich waren. Von nun an finden wir keine so direkten Anlehnungen mehr, wie früher; aber die erneute Beschäftigung mit Tizian läßt seinen letzten Stil zur Reife kommen, indem alles malerisch aufgelöst ist. Schon immer hatte seine Farbe der der Venezianer am nächsten gestanden, und doch unterscheidet sie sich von ihr dadurch, daß sie ganz von Licht durchströmt ist. Er ist viel farbiger, und seine Farbe funkelt mehr als die der Venezianer. Das tritt namentlich im letzten Stil hervor; die Farbe scheint jetzt erst ihr volles Leben erhalten zu haben, und zwar über alle Vorgänger hinaus.

Diese weitgehende Anlehnung Rubens' an die italienische Kunst hat seine Selbständigkeit nicht geschädigt, weil er die Vorbilder nicht einfach nachahmte, sondern ihr Bestes mußten sie ihm geben, und seine Künstlerpersönlichkeit war stark genug, doch immer darüber zu triumphieren. Die Hinneigung zur italienischen Kunst, die für die niederländische Malerei des 16. Jahrhunderts ein Fluch gewesen war, wurde für ihn zum Segen. Er schwang sich dadurch zu einem Künstler von internationaler Bedeutung auf. Das Barockzeitalter in Italien, das auf dem Gebiete der Baukunst so Großes leistete, hatte für die Malerei keinen vollgültigen Vertreter. Die italienischen Maler des 17. Jahrhunderts waren zu sehr Epigonen einer größeren Kunstzeit, als daß sie zu wahrer Größe gelangen konnten. Wie kein Italiener und kein Künstler einer andern Nation hatte Rubens die wesentlichsten Züge des Barockstils, den kräftigen Naturalismus, das Malerische, die rauschende Bewegung und den seelischen Affekt. So gehört er halb zur italienischen Kunst und ergänzt sie in der glücklichsten Weise.

Ungedrucktes aus dem Briefwechsel zwischen Gentz und Metternich in den Jahren 1803—1813.

Mitgeteilt von **Ernst Salzer.**

(Schluß.)

II.

Aus der Folgezeit sind von besonderem Interesse die Briefe Gentz' aus den Jahren 1810—1812 und aus den ersten sieben Monaten des Jahres 1813, einer Epoche, für die das sonstige Material zu Gentz' Lebensgeschichte nicht eben sehr reichhaltig ist.

Auf Grund der Briefe an Metternich aus dem Sommer 1813, die zum Teil schon früher bruchstückweise veröffentlicht worden sind[1]), hat man Gentz herb getadelt, ja man hat ihn geradezu der Fahnenflucht, des Abfalls von der großen Sache des Kampfes gegen Napoleon beschuldigt[2]). Mit Unrecht! Freilich, nüchterner und pessimistischer war er geworden nach der Katastrophe des Jahres 1809. Er war überzeugt, daß Österreich jetzt des Friedens bedürfe[3]), um nach Jahren der Sammlung und Kräftigung den entscheidenden Kampf gegen Napoleon zu führen. So hat er die Friedenspolitik, die Metternich 1809 nach der Übernahme des Ministeriums des Auswärtigen inaugurierte, die Annäherung an Frankreich gebilligt und auch die engere Verbindung mit Napoleon, die Verheiratung Marie Luises nicht verurteilt, so schmerzlich sie ihm auch war[4]). Er ist darum doch sich selbst, der Sache des Kampfes gegen Napoleon innerlich nicht untreu geworden.

[1]) In Metternichs nachgelassenen Papieren, herausgegeben von Fürst Richard Metternich und Freiherrn Adolf v. Klinkowström. 1880. Bd. I, Anm. S. 243 ff.

[2]) Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege (1879, Bd. II, S. 368 ff.), wo gleichfalls vereinzelte Auszüge aus Gentz' Briefen an Metternich mitgeteilt werden. Vgl. dagegen die Ausführungen von E. Guglia, F. v. Gentz, S. 230—244 und F. C. Wittichen in dem oben erwähnten Aufsatz, „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung", Bd. XXXI, S. 101 f. Onckens Verdikt a. a. O. S. 369 über Gentz' Brief an Ompteda vom 30. Juli, das auch Guglia a. a. O., S. 244 übernimmt, hat Paul Wittichen, Deutsche Literaturzeitung (1901, S. 1766), mit guten Gründen zurückgewiesen.

[3]) Mindestens für sechs bis acht Jahre. Tagebücher Bd. I, S. 247.

[4]) An Wessenberg, Fournier, Gentz und Wessenberg, S. 35 f., 37 f. Tagebücher Bd. I, S. 247: „La monarchie consolidée de nouveau par le mariage, quelque amer que puisse être ce dernier remède."

Seit 1810 in immer engeren, freundschaftlichen und bald auch geschäftlichen Beziehungen zu Metternich, aber doch schwerlich vollkommen in die letzten Ziele von dessen Politik eingeweiht und ihm anfangs noch etwas kritisch gegenüberstehend, ist er öfters — vermutlich vor allem über den Grad der Annäherung an Frankreich — mit diesem in Differenzen geraten und bezeichnet sich in der, freilich späten, Neuredaktion seiner Tagebücher geradezu als Oppositionschef.

In dem russischen Kriege von 1812 erblickte er, gleich Metternich, ein verfrühtes und deshalb auch für Österreich verhängnisvolles Losschlagen. Und wenn er noch zu Anfang des Jahres 1810 ein möglichst mildes und liberales Zensurgesetz als ein Mittel zur Hebung der Popularität und des moralischen Kredits Österreichs und als eine Waffe zur Bekämpfung Napoleons, „des neuen Freundes", empfohlen hatte, so erklärt er es jetzt „für frevelhaft und rechtmäßiger Regenten für unwürdig, die Untertanen zum Gericht über ihre Regierungen aufzufordern", und im Frühjahr 1813 mißbilligt er die „sesquipedalia verba" Arndts, jene Beredsamkeit, die „diabolischer Art" ist und „die Flammen der Volksleidenschaft entzündet", während sein Genre mehr dasjenige sei, dessen man bedürfe, um sie zu dämpfen; ihm dünkt ein Teil der russischen Aufrufe „von einer Giftigkeit zu sein, die den Leser zittern läßt" [1]).

Sehr nachdrücklich aber tritt dann Gentz doch zu Anfang des Jahres 1813 zwar nicht für den Krieg an der Seite Rußlands, aber doch für eine klare Lösung Österreichs von der französischen Allianz ein und arbeitet daran auf eigene Faust. Er knüpft eine geheime Korrespondenz mit dem russischen Staatssekretär, dem Grafen Nesselrode, an und rät diesem, in peremptorischer Form als Vorbedingung für Friedensverhandlungen oder für die Annahme der österreichischen Vermittlung von Österreich zu verlangen, daß es ohne Umschweif und Einschränkung seine Absicht ankündige, im Fall der Fortsetzung des Krieges neutral zu bleiben. Und wenige Tage nachher empfiehlt er Nesselrode, er solle Österreich vor die Alternative stellen, entweder öffentlich zu erklären, daß es am Kriege nicht mehr teilnehme, oder sich insgeheim unter der Autorität des Kaisers zu verpflichten, wie auch die Friedensverhandlungen ausgingen, mit Rußland gemeinsame Sache zu machen, sobald die Unmöglichkeit des Friedens anerkannt sei [2]).

Man gewinnt den Eindruck, daß Gentz tatsächlich besorgte, Metternich wolle oder könne den richtigen Zeitpunkt nicht benutzen, um sich von der französischen Allianz zu lösen.

Los von Frankreich! — das ist der eine Grundgedanke von Gentz' Politik in jenen Monaten; im März glaubt er dieses Ziel erreicht [3]) und hält sogar den Krieg für wahrscheinlich. Aber Anfang Mai ist er doch wieder

[1]) An Nesselrode. Lettres et papiers du chancelier comte de N. ed. Comte A. de Nesselrode. V, 40 ff., 65 ff.

[2]) An Nesselrode a. a. O., V, 12 ff., 27 ff.

[3]) Briefe an Wessenberg und Nesselrode a. a. O., S. 61 ff., 64 ff., 71, 83 f. resp. V, 35 ff., 45 ff., 50.

mit dem Tempo Metternichs nicht einverstanden und rät Neſſelrode zu einer Démarche, die Öſterreich dahin bringe, definitiv laut und klar ſein Syſtem und ſeine Attitude auszuſprechen [1]).

Hat aber Öſterreich einmal ſich von Frankreich losgeſagt, ſeine Stellung zwiſchen den Parteien — und damit doch im Grunde an der Seite der Alliierten — genommen, ſo wünſcht Gentz lieber eine Löſung der Kriſis und die Beſeitigung der Präponderanz Napoleons durch diplomatiſche Verhandlungen als durch Krieg. Das ſagt er ſchon im März ebenſo deutlich in ſeinen Briefen an Neſſelrode [2]), wie er es im Sommer in ſeinen Briefen an Metternich ausführt.

Es war nicht ſenſitive Ängſtlichkeit vor dem Kriege, ſondern das Mißtrauen gegen die Leiſtungsfähigkeit und Schlagfertigkeit ſowohl der ruſſiſch-preußiſchen als der öſterreichiſchen Armee, die Beſorgnis vor der militäriſchen Überlegenheit Napoleons, endlich der Zweifel an der Zuverläſſigkeit ruſſiſcher Bundesgenoſſenſchaft, was für dieſe Haltung Gentz' beſtimmend war. Und wer möchte dieſen Bedenken, die in den Erfahrungen der Jahre 1805, 1806/7 und 1809 wurzelten, ihre Berechtigung abſprechen? Gentz hielt jetzt die Stellung des Korſen für relativ ſchwach: „Napoleon hat ſeinen Meridian längſt paſſiert — ſeine Herrſchaft iſt im Sinken". Eben deshalb ſollte ihm nicht die Gelegenheit geboten werden, Öſterreich einen tödlichen Streich zu verſetzen — denn für den Augenblick ſchien er Gentz dazu noch mächtig genug. „Vermeidet Öſterreich jetzt den Kampf, bleibt feſt und gerüſtet bei ſeinem jetzigen Syſtem und ſpart ſich für einen glücklicheren Augenblick auf, ſo iſt weniger daran gelegen, als man gemeinhin denkt, ob man Napoleon jetzt einige Provinzen mehr oder weniger entreiße."

Gewiß, der gewaltige Schwung, die herrliche Begeiſterung der deutſchen Erhebung hatte in jenen Monaten Gentz noch nicht erfaßt — erſt auf die Kunde von der Leipziger Schlacht jubelt auch er: „Welch Glück es doch iſt, zu leben, um ſolche Augenblicke genießen zu können!" Seine Politik iſt nüchterne, rein-öſterreichiſche Realpolitik. Das wäre an ſich kein Fehler, ſondern — man hat es mit Recht betont [3]) — gerade ein Vorzug. Aber freilich, Gentz entging dabei nicht der Gefahr, daß die friſche „Farbe der Entſchließung von der Bläſſe" ſeines „politiſchen Kalküls" angekränkelt wurde, daß er den richtigen Moment zum Handeln nicht erkannt, daß er die Tragkraft der moraliſchen Imponderabilien der Politik unterſchätzt hat. Andererſeits darf man indeſſen doch auch nicht von einem Abfall Gentz' reden: Die Hauptſache iſt ihm jetzt wie früher in ſeinen großen Jahren, in denen er der laute und unermüdliche Rufer im Kampf gegen Napoleon war, die enge Verbindung Öſterreichs mit Rußland und Preußen und der öffentliche Proteſt Öſterreichs gegen den anomaliſchen und unerträglichen gegenwärtigen Zuſtand von Europa.

[1]) An Neſſelrode (2. V, 13) a. a. O., S. 83 ff.

[2]) A. a. O., S. 47 f.: „Paix générale, s'il est possible d'y parvenir avant tout! Au défaut de cela guerre générale contre Bonaparte!" Vgl. auch an Weſſenberg, Fournier S. 71, 81 f.

[3]) F. C. Wittichen a. a. O., S. 100.

Man sieht, wenngleich Gentz jetzt österreichischer Staatsmann und Verfechter einer rein-österreichischen Interessenpolitik geworden ist, die alten Gedanken des europäischen Gegensatzes gegen die französische Übermacht sind deshalb doch noch lebendig in ihm. In eben dem vielgeschmähten Briefe, in dem er, österreichischer als selbst Metternich, dessen Politik tadelt, weil sie durch den Reichenbacher Vertrag Österreich unwiderruflich und allzu eng an die Politik der Alliierten gebunden, in eben diesem Brief läßt er doch auch das alte, kosmopolitische Leitmotiv wieder anklingen: „Die Aufrechterhaltung der österreichischen Monarchie ist heute nicht bloß aus unserm, sondern aus dem antifranzösischen, europäischen Standpunkt betrachtet, die erste und höchste aller Rücksichten. Denn an Österreich sind Gegenwart und Zukunft geknüpft. Alles andere ist halb oder ganz zerrüttet, niedergetreten, entseelt oder verfault. Wird die Kraft von Österreich auch nur momentan noch einmal zersprengt, so gibt es für alles übrige nicht einen Vereinigungspunkt mehr."

Wien, den 24. Februar 1810.

Das am 5. d. M. in Paris publizierte Gesetz über Bücherdruckerei und Buchhandel ist der Aufmerksamkeit Ew. Exc. vermutlich nicht entgangen.

Die härtesten Beschränkungen der Preßfreiheit, die in andern Ländern statthaben, beruhen größtenteils auf einer unbestimmten, unzusammenhängenden oder veralteten Legislation oder auf faktischen Mißbräuchen, auf Willkür oder Dummheit, bösem Willen der mit der Exekution beschäftigten Personen. Aber ein klares, präzises, alle Verhältnisse bestimmt umfassendes, jeden Ausweg versperrendes und dabei vom Geist der eifersüchtigsten Tyrannei (es ist wirklich nicht zuviel gesagt: vide die angestrichnen Stellen in der Anlage[1]) durchaus getränktes und gefärbtes Gesetz, wie das gegenwärtige, ist noch in keinem Staate zum Vorschein gekommen. — Dies sehr unpolitische Statut wird besonders in Deutschland eine für Napoleon höchst ungünstige Sensation machen. Mit demselben reißt der letzte Faden ab, der noch die deutschen Bona-fide-Philantropen und Reformatoren an ihn band, und es bleiben ihm nun bloß die eigentlichen Lohnknechte der Literatur zu Gebote.

Es war längst die Idee, unsre österreichischen Zensurgesetze zu revidieren und zu verbessern. Wenn wir jetzt zu dieser Maßregel schritten, und wenn daraus ein neues, möglichst mildes und möglichst liberales Zensur-Reglement hervorgehen könnte, so würden wir, ohne alle anscheinende Absicht, eine Parallele aufstellen, welche die Popularität und den moralischen Kredit der österreichischen Regierung ungeheuer heben müßte. Mit solchen Waffen müssen wir unsern neuen Freund forthin zu bekämpfen suchen; diese werden auf die Länge besser wirken als jedes andre Geschütz und dabei doch nie den Charakter von Feindseligkeiten haben.

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Exc. diese überaus wichtige Sache zur besondern Beherzigung zu empfehlen. Gentz.

[1]) Nr. 37 des „Moniteur" vom 8. Februar, in der das Preßgesetz veröffentlicht ist.

Wien, den 24. Juli 1812.

Die Fürstin Bagration[1]) hat mir gestern den beiliegenden Brief für Ew. Exc. zugestellt. Ich bin nämlich vorgestern mit Ferdinand Palffy[2]) in Höflein gewesen; wir haben dort bei der Fürstin gespeiset, sind abends nach Eisenstadt[3]), von da gestern früh wieder zum Frühstück nach Höflein und dann um 10 Uhr nach Baden gefahren, wo die Frau Gräfin Metternich uns mit einem Diner zu bewirten die Gnade gehabt hat. Worauf wir gestern abend nach Wien zurückgekehrt sind.

In Baden habe ich zwar, zu meiner großen Freude, vernommen, daß Ew. Exc. Sonntag hier einzutreffen gedenken. Da ich jedoch nicht gewiß weiß, ob nicht in der Zwischenzeit noch Sendungen an Ew. Exc. abgehen, so habe ich es für das Beste gehalten, diesen Brief Pilat zu übertragen, der nach den Umständen darüber disponieren wird.

Alles[4]), was Ew. Exc. seit acht Monaten und länger vorausgesehen hatten, ist nun, wie es scheint, schon über und über in Erfüllung gegangen. Alle Ihre Kalküls sind gerechtfertiget. Denn selbst das Übel, was aus den jetzigen Begebenheiten[5]) für uns und für die Welt hervorgehen kann, lag mit in ihren Berechnungen; und wer von den frühern Verhandlungen auch nur halb unterrichtet ist, muß anerkennen, daß Ew. Exc. das Äußerste versucht und getan haben, um dies Übel abzuwenden[6]).

Die vollendetste Narrheit, die es je in der Nähe eines Throns gegeben haben kann, hat allen Warnungen der Weisen zum Trotz diesen Sturm mutwillig zusammengeblasen, der nun freilich Österreich und ganz Europa in eine noch kritischere Lage versetzt als zuvor, der die Hoffnung auf den allgemeinen Frieden dämpft, wo nicht ganz niederschlägt, und hierdurch allein schon Verhältnisse herbeiführen kann, auf die ich nicht den Mut habe, die Augen zu fixieren. Mein Trost ist, daß, da doch nicht dasselbe blinde Fatum allenthalben und immer walten wird, Ew. Exc. in Ihren Bemühungen, Österreich aus diesem Sturm mit heiler Haut treten zu lassen, glücklicher sein werden, als in Ihren früheren Schritten gegen jene Tollhäusler, die freilich den lieben Gott ebensowenig angehört hätten, als sie Ew. Exc. anhören wollten.

Ich werde, sobald es mir nur meine bescheidnen Rücksichten auf die Unruhe und Geschäfte des ersten Tages verstatten, Ew. Excellenz meine

[1]) Fürstin Katharina Paulowna Bagration, geb. Gräfin Skawronska, Gemahlin des russischen Generals Fürsten Peter Bagration, der in der Schlacht bei Borodino tödlich verwundet wurde.

[2]) Graf Ferdinand Palffy, Kunstfreund, zeitweise Direktor des Hoftheaters, kaufte 1813 das Theater an der Wien, leitete es mehrere Jahre, verlor dabei sein ganzes Vermögen.

[3]) Besitzung des Fürsten Esterhazy.

[4]) Dieser Absatz gedruckt in Metternichs Nachgelassenen Papieren, Bd. I, S. 243.

[5]) Dem russischen Kriege.

[6]) Anm. Metternichs 1831: „Das hier in Rede stehende Übel war der providentielle Anfang des Napoleonischen Endes! Daß ich demselben jegliche mir zu Gebote stehende Hilfe geboten habe, dies wird die Geschichte mir bezeugen. Habe ich die benötigte Hilfe gefunden, um das Werk der Rettung zu vollenden?"

herzliche Freude über Ihre Rückkehr auszudrücken nicht ermangeln und sehe diesem Augenblick mit Ungeduld entgegen. Gentz.

Wien, den 17. August 1812.

Pilat hat mir einen merkwürdigen Artikel im Journal de l'Empire gezeigt, worüber er — in punkto der Aufnahme in den Beobachter — Ew. Exc. Entscheidung erwartet.

Zum Vorteil der Russen ist dieser Artikel sicher nicht. Die Proklamation an die Deutschen hat dem, der sie unterzeichnet, in meinen Augen den letzten Gnadenstoß gegeben[1]). Man kann unmöglich ein großer Feldherr sein, wenn man ein so ganz elender Staatsmann ist. Die Untertanen zum Gericht über ihre Regierungen auffordern, ist unter allen Umständen frevelhaft und rechtmäßiger Regenten unwürdig, in der heutigen Lage von Deutschland auch noch vollkommen lächerlich, und empörend, wenn es von einer solchen Seite herkömmt. Es gehört ein eigner Grad von Unverschämtheit dazu, seine Nachbarn zu einem gemeinschaftlichen Kampfe einzuladen, nachdem man sie samt und sonders getäuscht, verlassen, verraten, verkauft und geplündert hat; und durchaus einzig ist es, von einem Kriege, den man selbst als einen bloßen Verteidigungskrieg darstellte und fortdauernd darstellt, und den man mit einem Rückzuge hinter die Dwina und den Dniepr anfängt, zu sagen, „die Befreiung Deutschlands sei der erste Zweck desselben".

Die französische Antwort[2]) ist bis an die letzten Paragraphen sehr gemäßigt und vernünftig. Diesmal kann man wahrlich nicht klagen, daß Napoleon einen revolutionären Ton angestimmt hätte; seine Bulletins sind mit großer Ruhe und untadelhaftem Anstande geschrieben. Es scheint nun aber einmal beschlossen: Er soll wüten, er soll schimpfen, er soll toben; und wenn er auch nicht die geringste Lust mehr dazu hätte, er muß solange herausgefordert, geneckt und insultiert werden, bis er endlich wieder in sein altes Geleise zurückkehrt. Diese sogenannten Staatsmänner, Volks- und Freiheitsfreunde können ihn anders nicht dulden!

Ich weiß nicht, ob vielleicht die Proklamation selbst Ew. Exc. zu anstößig sein sollte, um sie hier drucken zu lassen. Ich würde es insofern bedauern, weil es fast schade wäre, wenn die erste und größte Hälfte der Antwort alsdann auch ungedruckt bliebe. Doch gibt es freilich deutsche Zeitungen genug, die sie aufnehmen werden; und das Ganze ist allerdings einigermaßen unter der Würde eines halboffiziellen Blattes. Auf jeden Fall aber müßte die Antwort vor dem Absatz: Oh Monsieur de Tolly! — mit einem etc. etc. schließen. Gentz.

[1]) Der von Stein verfaßte und vom Kaiser Alexander etwas gemilderte Aufruf an die Deutschen zur Bildung einer deutschen Legion, mit der Unterschrift des russischen Oberbefehlshabers Barclay de Tolly verbreitet, bemerkt, daß „viele aus den oberen Ständen in Deutschland ihre Pflichten gegen das Vaterland vergaßen". Vgl. Lehmann, Stein III, 138. [2]) Czygan, Tagesliteratur der Freiheitskriege II, 1 S. 2 ff.

Wien, Sonnabend den 5. Juni 1813[1]).

Es ist ein charakteristisches Unglück einer Zeit, wie der gegenwärtigen, daß die gesunde Vernunft eigentlich nur noch bei der äußersten Mittelmäßigkeit zu finden ist; denn alle durch Verstand und Bildung nur einigermaßen ausgezeichnete Menschen werden heute in eines der Extreme geworfen, verlangen und suchen, weil sie viel, aber doch nicht genug wissen, das Unmögliche oder verzweifeln, weil sie zuviel wissen, selbst an dem Möglichen. Jetzt heißt es in der Tat: Selig sind die Einfältigen etc. etc. Denn mit Verstand und Sachkenntnis nicht entweder in Überspannung oder in Mutlosigkeit zu geraten, ist dergestalt schwer geworden, daß nur einige wenige privilegierte Geister dem Schiffbruch noch entrinnen.

Ein öffentliches Urteil gibt es daher im Grunde gar nicht mehr. Die große Masse der Einfältigen d. h. der ganz Ununterrichteten wird von Problemen, die ihr täglich unverständlicher werden, betäubt und erdrückt; und die, welche sich eine Stimme zutrauen, fragen bei einer neuen Maßregel durchaus nicht mehr, inwiefern sie wohl gut oder verderblich sein könnte, sondern einzig und allein: inwiefern sie zu ihren Ansichten taugt.

So ist es nun auch der Reise nach Gitschin gegangen[2]). Die Menge weiß nichts darüber zu sagen, weil sie ihr ein Rätsel ist. Von den beiden extremen Parteien wird sie gemißbilligt. Die Kriegslustigen sehen nichts als schmähliche Friedensverhandlungen, gefahrvolle Zusammenkünfte mit Napoleon oder seinen Ministern, Mystifikationen, Zeitverlust, eitle Vorwände der Unentschlossenheit darin. Die Zitterer halten sie für das unmittelbare Signal zum Kriege und geben zu verstehen (soweit dies heute entre gens de bonne compagnie geschehen darf), daß die, welche durch diese Reise den Krieg provozierten, es einst schwer zu verantworten haben würden.

Ew. Exc. ist bekannt, daß ich, Gottlob, zu keiner dieser beiden Parteien gehöre. Meinem Umgange mit Ihnen, aber auch diesem nur allein, verdanke ich es, wenn ich mich heute auf einer Höhe befinde, wo wenigstens keine der gemeinen Illusionen mich mehr erreichen kann. Aber die Luft, die auf dieser Höhe weht, ist nichtsdestoweniger von Sorgen und Zweifeln schwer; und am Ende des angestrengtesten und mühseligsten Nachdenkens über die furchtbaren Fragen des Augenblicks begnüge ich mich fast immer, den Himmel zu preisen, daß ich nicht darüber entscheiden darf.

Wenn ich Menschen wie Langenau[3]), Nugent[4]) (dessen Urteil in

[1]) Teilweise gedruckt in Metternichs Nachgelassenen Papieren I, 214 f.

[2]) Der Kaiser war mit Metternich am 1. Juni nach Gitschin abgereist.

[3]) Friedrich Karl Gustav Freiherr v. Langenau, österreichischer General, bis 1813 in sächsischen Diensten, 1813 Generalmajor im Generalstab, 1815 General-Quartiermeister der Rheinarmee, 1819—1827 österreichischer Bevollmächtigter und Vorsitzender der Bundes-Militärkommission, dann Divisionär in Ofen, zuletzt kommandierender General in Graz.

[4]) Laval Graf Nugent-Westmeath, österreichischer Feldmarschall, kommandierte 1813—1814 in Istrien und Oberitalien, 1815 gegen Murat, 1817—1820 Generalkapitän von Neapel, dann wieder in österreichischen Diensten.

militärischen Dingen nicht zu verachten ist), Wartensleben[1]), selbst Merveld und andre dieser Art reden höre, so fühle ich mich zuweilen geneigt zu glauben, es komme doch eigentlich nur auf einen herzhaften Entschluß an, um den ganzen Knoten mit einem Schlage zu zerhauen, das bloße Vorrücken einer österreichischen Armee würde Napoleon in eine solche Verlegenheit stürzen, daß ihm kaum mehr ein Ausweg bliebe, seine Operation sei abermals so wahnsinnig gewesen, seine heutige Stellung in Bezug auf die der Alliierten und österreichischen Macht so halsbrechend, daß, wenn diese beide nur acht Tage in wahrer Gemeinschaft agierten, kaum ein Wunder ihn mehr retten könnte. — Wenn ich hingegen von der andern Seite bedenke, was Männer von ähnlichen Gesinnungen vor drei, vier Monaten über die wechselseitigen Vorteile und Nachteile, unter welchen der Feldzug für die Alliierten und für Napoleon begann, sagten, und wie dies alles die Begebenheiten eines einzigen Monates zu Boden geschlagen, wenn ich mir Napoleons ungeheure militärische Superiorität, und wie doch niemand vorher berechnen kann, ob er nicht selbst gegen die gefahrvollsten Kombinationen in seiner Kunst ein Rettungsmittel finden würde, vorstelle, wenn ich mir die russisch-preußische Armee und Kriegführung, wie sie ist, und wie wir sie nun hinreichend kennen, und die österreichische, wie sie allem Vermuten nach sein wird und bei den bekannten, innern Mängeln notwendig sein muß, denke, wenn sich meiner Einbildungskraft der schreckliche Fall darstellt, daß er durch eine seiner ungestümen Bewegungen die vereinten Kräfte plötzlich auseinandersprengte und nun jeden Teil einzeln verfolgte und vernichtete, und was dann noch zu tun oder zu hoffen wäre etc. — so scheint mir in manchen Augenblicken, ich würde selbst einem sehr mittelmäßigen Frieden mit offnen Armen entgegengehen. Im Hintergrunde aller meiner Spekulationen liegt überdies eine Idee, die vielleicht falsch ist, die ich vielleicht zu weit treibe, von der ich mich aber schlechterdings nicht trennen kann. Napoleon hat seinen Meridian längst passiert, seine von jeher übel gegründete Herrschaft ist von allen Seiten im Sinken, seine Sterne gehen unter. Gelingt es ihm, Österreich einen tödlichen Streich zu versetzen, — und dazu ist sein, obgleich abgestumpfter, Stachel noch scharf und giftig genug, — so kann er auf einige Jahre neue Lebenskraft schöpfen. Vermeiden wir den Kampf, nehmen aber keine unsrer Erklärungen zurück, bleiben fest und gerüstet bei unserm jetzt einmal ausgesprochnen System, fahren fort, den Zentralpunkt aller Protestationen gegen seine Übermacht zu bilden, und sparen uns für einen glücklichern Augenblick, der nicht lange ausbleiben kann, auf, so ist vielleicht weniger daran gelegen, als man gemeinhin denkt, ob man ihm jetzt einige Provinzen mehr oder weniger entreiße. Mein Friedenskalkül ist nicht auf seine Stärke, sondern gerade auf seine relative Schwäche gegründet. Seinen Stachel für den Augenblick fürchte ich noch immer sehr; seine Kraft auf die Dauer habe ich längst nicht mehr gefürchtet. Die Weltherrschaft im heutigen Europa war ein Hirngespinst, das kein Alexander, kein Cäsar, kein Eugen, kein Friedrich realisiert hätte; wie hätte

[1]) Ferdinand Graf Wartensleben, österreichischer Feldmarschall-Leutnant.

es jemals Napoleon gelingen sollen, der, nach meiner geringen Meinung, nicht einmal die ersten Elemente der Aufgabe gefaßt hatte.

Wenn ich dann aber wieder einmal allem politischen Räsonnement entsage, so drängt sich mir ein Gesichtspunkt auf, der mich in manchen Momenten unaussprechlich ängstiget. Wie[1]) weit Österreich in der letztverflossnen Zeit bestimmte Versprechungen gegeben, bestimmte Verbindlichkeiten übernommen hat oder nicht, ist mir unbekannt. So viel nur ist gewiß, daß wir große Erwartungen erregt haben, daß die Welt nun einmal darauf rechnet, Österreich, es sei durch Unterhandlung oder durch Krieg, für das gemeinschaftliche Interesse etwas Großes bewirken zu sehen. Die Sache ist eine Art von Ehren-Sache geworden. So wie ein rechtlicher Mann durch den ungerechtesten Gegner zu einem Zweikampfe gezwungen werden kann, wenngleich er und all seine Freunde sich nicht verbergen können, daß der Gegner zehnmal besser schießt, als der Beleidigte, und die Gefahr für diesen sehr bedeutend ist, so scheint es mir fast, daß Österreichs Entschlüsse, der politische Kalkül mag führen, wohin er will, eine Richtung erhalten haben, der nicht leicht auszuweichen sein wird. Wenn wir nicht entweder einen ehrenvollen Frieden erzielen oder Teil am Kriege nehmen, selbst mit der Gewißheit, daß er schlecht ausfallen wird, so sind wir, in den Augen der Welt, ohne Rettung herabgesetzt und beschimpft. Die Definition eines ehrenvollen Friedens kann nun freilich den Narren, die heute die öffentliche Meinung tyrannisieren, nicht überlassen werden; ich fürchte aber, sie wird selbst in dem Urteil der Verständigen und Gerechten immer noch so strenge lauten, daß dem Waffenkampfe, den ich so unendlich gern beseitigen möchte, nicht zu entgehen sein wird.

Bei den trüben und drückenden Betrachtungen dieser letzten Art spielt nun immer das lebendige Interesse, das ich an Ew. Exc. Zufriedenheit, Ruhm und Glück nehme, die Hauptrolle. Wenn ich heute von Österreich spreche, meine ich immer nur Sie; ob ich gleich nur zu gut weiß, daß — zu unserm Verderben — Sie und Österreich nicht dasselbe sind. Die Welt vermengt aber diese Begriffe und kann sie nicht trennen. Und mir ist nicht genug, daß Sie in meinen Augen gerechtfertiget seien; hiemit hat es nun, es geschehe, was da wolle, keine Not mehr. Sie sollen auch vor der Welt, oder besser, über die Welt triumphieren.

Ich gehe Dienstag den 8. von hier ab und werde also Freitag den 11. in Ratiborszicz sein; von da werde ich mich bei Ew. Exc. melden und dem Augenblick, wo es mir vergönnt sein wird, mich Ihnen zu nähern, mit Sehnsucht entgegensehen. Gentz.

Königsgrätz, den 10. Juni 1813[2]).

Wenn man einige Tage von dem Getümmel der Welt und dem eiteln Geschwätz der Menschen ganz entfernt ist, wozu eine Reise ein überaus heil-

[1]) Der Rest dieses Absatzes von hier an bis „beschimpft" schon mitgeteilt bei Oncken, Österreich und Preußen im Befreiungskriege, Bd. II, S. 370 f.

[2]) Teildruck in Metternichs Nachgelassenen Papieren, Bd. I, S. 245 ff.

sames Hülfsmittel darbietet, — so beruhigt sich zunächst das Gemüt; dann wird der Kopf freier und heitrer, die Gedanken gewinnen eine gewisse Festigkeit und Selbstständigkeit, der Horizont erweitert sich, und es bildet sich nach und nach eine gründliche Ansicht über Verhältnisse, welche man unter den ewigen Zweifeln und Entwürfen und vorabsprechenden Urteilen und willkürlichen Kritiken so vieler unberufner Richter und Tadler und Projektanten zuletzt nur noch wie in einem Nebel schwimmen sah, durch welchen kein reiner Lichtstrahl mehr dringen konnte.

Ew. Exc. mögen mir also verzeihen, wenn ich in einem Augenblick, wo ich meinen Geist gewissermaßen erfrischt fühle, Ihnen noch einige meiner Gedanken über die jetzige Lage der Dinge mitteile. Daß ich seit Ihrer Abreise von Wien von dem, was sich zugetragen hat, wenig und seit drei Tagen garnichts wußte, wird mir in Ew. Exc. Augen eher zum Vorteil als zum Vorwurf gereichen; denn was ich dadurch an Korrektheit verliere, gewinne ich an Unbefangenheit.

Übrigens ist dieser Brief bloß geschrieben, damit Ew. Exc. ihm in einer ganz freien Viertelstunde, vor dem Schlafengehen oder beim Frisiren, eine flüchtige Aufmerksamkeit gönnen, ohne irgendeine weitre Absicht oder Anmaßung, wie es dem Stümper gegen den Meister wohl ansteht und gebührt.

Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß die Frage über Krieg oder Frieden noch nicht entschieden sei, und sage in dieser Voraussetzung zuerst, was meinen *Wünschen*, und dann, was meinen *Überzeugungen* gemäß wäre.

Meine Wünsche sind unbedingt darauf gerichtet, daß das Problem dieses großen Augenblicks durch Unterhandlungen, und nicht durch Waffen, gelöset werde. Außer mannigfaltigen Gründen für diese Wünsche, die ich mit andern gemein habe, wenigstens haben *sollte*, bestimmt mich noch ein ganz eigentümlicher, den ich nur Ew. Exc. und einigen ganz mit mir gleichgestimmten Seelen anvertrauen könnte. Ich liebe die österreichische Armee, mehr ohne Vergleich als alle andre Armeen, und würde mich also freuen, wenn ihr der Ruhm zuteil würde, eine glückliche Beendigung dieser Krisis bereitet zu haben. Aber — Gott mag es mir vergeben! — *Sie* liebe ich noch mehr als die österreichische Armee; und keine gewonnene Schlacht würde mir daher *die* Freude gewähren, die ich über einen durch Ihr Verdienst und Ihre Kunst herbeigeführten, auch nur nach *meiner* Einsicht zweckmäßigen und ehrenvollen Frieden empfinden würde.

Glücklicher Weise stimmen mit diesem meinem geheimen Wunsche auch meine besten und reifsten Überzeugungen vollkommen überein. Den wahren und letzten Grund dieser Überzeugungen habe ich Ew. Exc. schon in meinem Schreiben vom 5. d. M. vorgetragen. Da sich aber meine Ideen jetzt noch mehr entwickelt haben, so gelingt es mir vielleicht, sie mit mehr Klarheit auseinanderzusetzen. Ich leugne zuvörderst ganz und durchaus, daß es sich hier um die gesamte politische oder moralische Existenz unsers Staates, um Sein oder Nichtsein, und wie alle die großen Redensarten weiter lauten, handle. Österreich ist in *keiner* unmittelbaren Lebensgefahr, es komme auch, *wie*

es wolle; und die von so vielen Seiten widertönenden Weissagungen, als wäre, wenn das oder das nicht getan würde, der Untergang des Staates unvermeidlich, rechne ich schlechthin unter die leeren Deklamationen, womit man heute die Regierung zu schrecken oder gar zu verwirren sucht. Napoleons Herrschaft ist wesentlich erschüttert und untergraben; nicht etwa durch den russischen Feldzug oder seit dem russischen Feldzuge; ein Gebäude, das gar keine Fundamente hat, sinkt von dem Augenblick, da es errichtet wird; in dem Zeitpunkt des Friedens von Tilsit, unstreitig dem glänzendsten in Napoleons Laufbahn und dem furchtbarsten für Europa, offenbarten sich schon — nämlich hellen Augen und unerschrocknen Gemütern — die Kennzeichen des nahen Verfalls; im Kriege von 1809 wurden sie unverkennbarer; der Feldzug von 1812 und seine Folge hat sie nun beinahe schon den gemeinsten Blicken enthüllt. — Wenn Napoleon — welches ich wahrlich als ein großes Übel betrachten würde — in einem jetzt abzuschließenden Frieden auch den ganzen vorigen Umfang seiner Nominalherrschaft behielte, so bliebe Österreich nichtsdestoweniger aufrecht, unverwundbar und jene ephemere Herrschaft um Jahrhunderte zu überleben bestimmt. Wenn von der andern Seite — wovor der Himmel uns ebenfalls bewahren wolle — der Krieg einen unglücklichen Ausgang hätte, so wären wir dennoch unsrer ungestörten Fortdauer gewiß und bloß um die fruchtlos verwendeten Kräfte ärmer. Denn die Lage ist ja heute von der Art, daß Napoleon, selbst nach einer gegen unsre Armee gewonnenen Schlacht, nicht einmal in unser Land eindringen kann, ohne sich den äußersten Gefahren auszusetzen! — Diesen Gesichtspunkt festzuhalten, scheint mir wichtig, weil er ganz dazu gemacht ist, unsern Kalküls und Beratschlagungen nach allen Richtungen hin die größte Freiheit zu geben; dagegen das fatale „Sein oder Nichtsein" sie ohne alle Not verengt, erschwert und verbittert.

Die Frage ist heute bloß, auf welchem Wege, ob durch Krieg oder Frieden, Österreich gegründetere Hoffnung hat, den Sturz der durch ihre eignen Gebrechen zum unvermeidlichen Untergange bestimmten Präpotenz zu beschleunigen? —

Jeder Friede, der nicht aller direkten und indirekten Herrschaft (Einfluß wäre zu viel gesagt) Frankreichs diesseits des Rheines und wenigstens in Ost- und Mittelitalien ein Ende macht, ist ein unvollständiger und lediglich provisorischer Friede; denn kein Gleichgewicht kann je hergestellt werden, solange jene Bedingungen nicht *wenigstens* erfüllt sind. Jeder Friede, der sie *nicht* erfüllt, auf welcher Basis er übrigens geschlossen werde, ist durchaus nur als ein Waffenstillstand zu betrachten. — Hienach kömmt die Hauptfrage so zu stehen: Ist mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der (an und für sich unvermeidliche) Verfall der französischen Macht durch einen *vorteilhaften Waffenstillstand* oder durch *Österreichs unmittelbare Teilnahme* am Kriege befördert werde?

Meine Antwort würde sein: Die Resultate des Krieges können *größer* werden, die des Waffenstillstandes sind *sichrer* zu berechnen. — Daß wir durch den Krieg Vorteile von erstem Range erreichen, einen viel bessern

Waffenstillstand, als Unterhandlungen ihn gewähren könnten, wohl gar einen wirklichen Frieden erstreiten sollten, ist nach allem, was wir von den Kräften, den Fähigkeiten und den bisherigen Schicksalen derer, die dann unsre Bundesgenossen würden, wissen, — denn allein können wir es doch einmal nicht, — in jedem Fall sehr zweifelhaft. Läuft hingegen der Krieg, auch nach unserm Beitritt, unglücklich ab, so haben wir die Weltherrschaft oder (damit dies unschickliche Wort nur endlich ganz verschwinde) die Präpotenz Frankreichs für einige Jahre von neuem gestützt.

Von der andern Seite ist jeder Vorteil, den wir durch den Frieden, d. h. durch den Waffenstillstand erlangen, so viel reiner Gewinn für die künftigen Maßregeln und Unternehmungen; und was wir, und die mit uns gleiches Interesse haben, von Kräften noch besitzen, wird für diese künftigen Unternehmungen geordnet, eine Betrachtung, die von keinem geringen Gewinn ist.

Das Mehr oder Weniger der jetzt zu erhaltenden Friedensbedingungen kömmt freilich hiebei sehr in Anschlag; aber der Hauptkalkül bleibt doch immer derselbe. Können wir die Auflösung des Herzogtums Warschau, die Wiederherstellung Preußens, (die, nach meiner Ansicht, nicht sowohl durch diese oder jene Vergrößerung an Gebiet, sondern einzig durch den Wiederbesitz von Magdeburg und die Freiheit Hamburgs begründet wird), — endlich die Restitution einiger uns abgenommenen Länder, wenigstens der illyrischen Provinzen, bewirken, — so halte ich dies für einen sehr glücklichen Waffenstillstand und schlage zu. Gelingt es aber auch nur, Napoleon zur Verzichtleistung auf Polen zu bewegen, so sage ich: autant de gagné! überlasse nun aber größern Rechenmeistern, als ich bin, zu bestimmen, ob nach den Regeln einer vernünftigen Probabilität durch Krieg ein Mehreres zu erwarten ist, — und wenn sie Ja sagen, stimme ich gleich für den Krieg. So allein beurteile ich die Aufgabe; alles andre ist Hirngespinst oder Wortkram.

Unendlich viel ist überdies durch den Frieden, wie auch die Bedingungen lauten mögen, gewonnen, wenn forthin Österreich, Rußland und Preußen aufs genaueste miteinander verbunden bleiben. Und da Österreich sich einmal über seine Grundsätze in Ansehung des gesamten politischen Systems so rein, so freimütig, so groß, so weise und selbst gegen Napoleon so deutlich ausgesprochen hat, daß es in dieser Rücksicht nie wieder zurücktreten kann, so scheint mir eine solche Allianz, wenn sie nicht durch grobe Ungeschicklichkeit oder mutwillige Fehler verscherzt wird, ganz in der Natur der gegenwärtigen Lage gegründet. Ich habe diese Ideen vor einiger Zeit jemandem, den Ew. Exc. und ich gemeinschaftlich schätzen, mitgeteilt und zu meiner unaussprechlichen Satisfaktion vernommen, daß auch Sie Ihr Augenmerk darauf gerichtet hätten; welches denn nun schon für mich die höchste Garantie ihrer Tauglichkeit wäre.

Überhaupt ist das Größte und Entscheidendste nun einmal gewonnen, und unwiderruflich gewonnen. Die Welt und Napoleon wissen, daß das österreichische Kabinett den gegenwärtigen Zustand von Europa, als einen unzulässigen, mit allen Ideen von Ordnung, Ruhe und Gerechtigkeit streitenden,

mithin durchaus anomalischen und unerträglichen Zustand betrachtet! Hierin liegt mehr, als in sechs der französischen Oberherrschaft entrissnen Provinzen.

Über den Punkt der öffentlichen Meinung bin ich, obgleich nicht völlig beruhigt, doch — ich muß es aufrichtig bekennen — durch das stille und freie Nachdenken während der letzten drei Tage viel gleichgültiger geworden, als ich Ew. Exc. noch in meinem letzten Briefe geschienen haben mag. Alles wohl überlegt, fühle ich doch ein weit größres Bedürfnis, die öffentliche Meinung zu beherrschen oder zu reformieren, als Gesetze von ihr anzunehmen. So wie sie ist, darf sie nicht bleiben, wenn nicht eine noch schlimmre Präpotenz als die französische daraus hervorgehen soll. Es muß wieder geglaubt, es muß wieder gehorcht, es muß tausendmal weniger als jetzt raisonniert oder es kann nicht mehr regiert werden. Dies Übel hat eine Riesengestalt angenommen und bedroht uns mit radikaler Auflösung. Wir verspotten es zu oft; wir verachten es zu sehr; wir sind gegen die Schreier und Aufwiegler viel zu gleichgültig; ihr Unsinn belustigte uns, und wenn sie ernsthafter werden, macht es uns höchstens Langeweile oder Ärger; in welchem Grade er aber die Regierungen lähmt, untergräbt, dekreditiert, — das fühlen tätige Staatsmänner nicht so sehr, als aufmerksame und unterrichtete Zuschauer. Ich habe das studiert, ob ich gleich zittern würde, wenn ich wirksame Arzneien gegen diese tödliche Krankheit angeben sollte. In den höchsten Klassen hat sie den Gipfel erreicht; dort hat sie von einer Seite alle gesellschaftliche Unterhaltung gemordet und von der andern Seite ein usurpiertes Tribunal, vor welchem nun auch keine, keine Maßregel der Regierung mehr besteht, errichtet. Ich sage oft zu diesen Menschen: „Mais, messieurs et mesdames, en savons-nous donc plus que le gouvernement? Sommes-nous plus instruits que l'Empereur? Avons-nous plus de moyens que son ministre?“ Sie meinen aber alle: Ja, Ja! und fahren fort, ihre Welt zu belehren und

Hac fonte derivata clades
In patriam populosque fluxit [1]).

Diese Betrachtungen schwächen natürlich das Gewicht, was das Urteil des Publikums sonst von Rechts wegen haben sollte, und es ist nachgerade so weit gekommen, daß mir eine Maßregel gleich verdächtig scheint, wenn ich sie vom Publikum in Schutz genommen sehe.

Gott! ich erschrecke. Ich habe vielleicht Ew. Exc. Güte und Langmut zu sehr gemißbraucht. Ich endige. Morgen früh werde ich mich nach Ratiborsziez [2]) begeben. Es wäre Vermessenheit, zu bitten, daß Sie mich dort mit einem Briefe beglücken sollten. Ihre Augenblicke sind kostbar. Meine Wünsche gehen bloß dahin, 1) daß Sie die Gnade haben, mir einen Tag bestimmen zu lassen, wo ich, ohne jemandem Anstoß zu geben, allenfalls einige Morgen- oder Abendstunden in Ihrer erquickenden Gegenwart in Gitschin zubringen dürfte. 2) Daß Sie mir durch einen Ihrer dienstbaren Geister nur die allerkurrentesten Fakta, und besonders, ob denn der Waffen-

[1]) Horaz, Carmina III, 6.
[2]) Schloß der Herzogin von Sagan.

stillstand ratifiziert ist oder nicht, und auf wie lange er lautet, melden zu lassen geruhen [1]). Anders als durch einen Boten oder eine Estafette ist dies nun freilich nicht ausführbar; aber Ew. Exc., das weiß ich, erhören mich gewiß! und erfüllen mit Freude das Herz Ihres treuesten Dieners

Gentz.

Ratiborziz, den 11. Juni 1813.

Ew. Exc. werden nun meinen gestrigen Brief aus Königsgrätz erhalten haben. Bei meiner Ankunft hier vernehme ich, daß die Herzogin [2]) einen Boten nach Gitschin sendet, und daß es Hoffnung gibt, Ew. Exc. bald zu sehen. Auch behauptet man hier, es sei ein Waffenstillstand auf 6 Wochen geschlossen, als worüber meine Freude — zu verschlucken ich eifrigst bestrebt bin. In jedem Falle hoffe ich, Sie haben die Gnade, mir durch den rückkehrenden Boten so viel, als mir dienlich sein kann, zu meiner Notiz zukommen zu lassen. Wenn ich Sie anderwärts als in Gitschin sehen kann, ist es mir fast noch lieber.

(i. m. Weil mir an einem Orte, wo sich die Umgebungen S. M. befinden, immer etwas unheimlich zu Mute ist. Ich habe ein gar zu böses Gewissen!)

Humboldt [3]) ist gestern gegen Abend hier durchgegangen, ohne die Herzogin sprechen zu können, die an einer Migräne litt; er hat ein Billet an mich zurückgelassen, welches aber so indechiffrable ist, daß ich aufgegeben habe, es zu lesen.

Gentz.

Ratiborziz, den 13. Juni 1813.

Ich kann Ew. Exc. für Ihren vortrefflichen, gedankenschweren, belehrenden und zugleich unendlich liebenswürdigen Brief nicht genugsam danken. Und wenn ich heute schon wieder schreibe, so geschieht es wahrlich nicht, um Ihre Güte zu mißbrauchen, sondern aus reinem Interesse für Sie und dem sehnlichen Wunsche, Ihnen einige genußreiche Stunden zu bereiten.

Ratiborziz übertrifft meine Erwartungen in einem Grade, wie es mir seit langer Zeit mit keiner neuen Bekanntschaft widerfahren ist. Im Ganzen und in allen Details ist dies, ohne alle Übertreibung, ein paradiesischer Ort. Ich weiß, daß es Ihnen ganz vorzüglich gefallen, daß Sie es vielleicht noch besser, wenigstens noch gründlicher zu schätzen wissen würden, als ich, so sehr es mich auch eingenommen hat. Ich wäre trostlos, wenn es Ihnen entgehen sollte. Ich begreife die Hindernisse wohl, und Sie haben sie in Ihrem letzten

[1]) Am 4. Juni war zu Pläswitz ein Waffenstillstand bis zum 20. Juli geschlossen worden.

[2]) von Sagan. Über ihre Beziehungen zu Metternich in jener Zeit und die etwas heikle Rolle Gentz' als Vermittler und Vertrauter vgl. Tagebücher, Bd. I, S. 265, 267 f., 276 f., 278, 285 ff., 292 ff., 321—324, 327, 329 f.; vgl. auch Lettres du prince de Metternich à la comtesse de Lieven ed. Hanoteau, p. 110 ff., 148, 196 ff., 207 f.

[3]) Für die Beziehungen zwischen Gentz und seinem Jugendfreunde Wilhelm v. Humboldt in jener Zeit vgl. „Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen", A. v. Sydow Bd. IV, besonders S. 39, 43, 88, 96, 204, 210, 221, 277, 374, 430, 438.

Briefe so meisterhaft geschildert, daß mir freilich der Mut wohl sinken sollte; aber Sie müssen sich auf einen halben Tag Luft machen; Sie müssen wenigstens einen halben Tag, von 2 Uhr mittags bis zum andern Morgen in Ratiborziz zubringen. Ich schreibe dies nicht etwa als Organ der Herzogin; auch sie wünscht allerdings sehr lebhaft, daß sich hiezu ein Mittel finde; aber es ist übrigens mein eigner Betrieb. Ich sagte heute beim Mittagessen, wenn ich an Ew. Exc. und an Ihr einsames, trauriges, gequältes Leben in Gitschin dächte, so fühlte ich wahrhaft eine Art von Gewissensbissen, daß es mir hier so unanständig wohl ginge. Und dieses Gefühl, Sie können es mir glauben, begleitet mich den ganzen Tag. Dieses Haus, diese Gärten, diese himmlische Stille, diese Mannigfaltigkeit einfacher Genüsse — wie gerne ließ ich mich auf 8 Tage in einen Keller sperren, wenn Sie während dieser 8 Tage hier leben könnten, wie ich seit vorgestern gelebt habe.

Hardenberg[1], der doch sonst für Dinge dieser Art keine so lebendige Empfänglichkeit hat, ist gleich so bezaubert gewesen, daß er heute den ganzen Tag über hier verweilte und erst morgen nach Schlesien geht. Übrigens muß ich noch eines wesentlichen Umstandes erwähnen. Ich weiß zwar nicht, ob Sie je den Plan haben werden, nach Schlesien zu gehen, und glaube es kaum. Sollte es aber der Fall sein, so melde ich Ihnen, daß der Weg über Trautenau auch nicht einmal der kürzeste ist. Auf der Karte ist er vielleicht der nächste; der über Nachod und Glatz übertrifft ihn aber in der Qualität so sehr, daß er, wo nicht schneller, doch gewiß ebenso schnell und ohne Vergleich bequemer und angenehmer nach Reichenbach, Schweidnitz usw. führt.

Ich will Ew. Exc. nicht abermals mit politischem Räsonnement belästigen; nur eine einzige Bemerkung will ich so frei sein, Ihnen mit der Offenheit, zu der Sie mich nun einmal autorisiert haben, mitzuteilen. Hardenberg besorgt, der König von Preußen würde sich sehr betrübt und gekränkt fühlen, wenn er hörte, daß die Restitution seiner Besitzungen auf dem linken Elbufer nicht unter die Bedingungen vom ersten Range aufgenommen werden sollte. So einen großen Wert ich auch selbst auf Magdeburg lege, so würde ich doch — dem in meinem Schreiben aus Königsgrätz aufgestellten System getreu — für dieses Objekt allein den Krieg nicht beschließen. Eines aber ist mir doch bei weiterm Nachdenken beigefallen. Ew. Exc. kennen Ihr Terrain und Ihre Menschen immer so gut, daß Sie sich über die Frage, ob dieser oder jener Antrag von diesem oder jenem angenommen werden möchte oder nicht, gewiß nie sehr irren werden. Sollten Sie daher, wenn nun die Unterhandlung wirklich in Gang kömmt, mit großer Wahrscheinlichkeit voraussehen, daß Napoleon sich auf garnichts einlassen werde, wäre es in diesem Falle — das ist eigentlich meine (vielleicht sehr unreife) Idee — nicht vorteilhaft für Österreich und das Ganze, wenn von unsrer Seite für Preußen recht viel, so viel, als Preußen nur irgend wünschen kann, und mehr, als

[1] Graf Ernst Christian Georg August Hardenberg (1754–1827), langjähriger hannöverischer Gesandter in Wien, in den Jahren vor den Befreiungskriegen Organ für den geheimen Verkehr zwischen der englischen und österreichischen Regierung.

wir zu erlangen irgend Hoffnung haben, gefordert würde? Ich meine nämlich, wenn wir einmal doch wüßten, daß wir entweder dem Kriege nicht entgehen könnten, oder, um ihm zu entgehen, auch (auf eine oder die andre Art) von den andern Präliminar-Bedingungen mehr oder weniger würden abstehen müssen, — wäre es dann nicht besser, gleich bei den ersten Anträgen noch um so viel weiter vorzuschreiten, daß wir uns Preußens ganze Zufriedenheit dadurch sicherten? Die Idee ist, wie gesagt, unreif und flüchtig, vielleicht auch mit Ihrem, mir doch nur unvollkommen bekannten Gange nicht vereinbar; auch habe ich sie gegen Hardenberg nicht einmal artikuliert. Ew. Exc. werden sie aber in Ihrer Weisheit zu würdigen wissen.

Ich habe Pilat gebeten, seine etwanigen Briefe an mich in das Paket für Ew. Exc. zu legen. Unter andern werde ich auf diesem Wege die Abschrift einer langen Depesche erhalten, die ich wenig Tage vor meiner Abreise von Wien für Bukarest abgefaßt habe, und die ich Ew. Exc. vorzulegen willens bin. Es ist eine Art von Tableau oder Résumé[1]) dessen, was seit dem Monat Februar geschehen ist, und der Ursachen des schlechten Erfolgs der ersten Epoche des Feldzuges. Sobald ich die Abschrift in Händen und revidiert und korrigiert haben werde, soll sie Ihnen überreicht werden.

Die Herzogin will ihren Boten noch diesen Abend abfertigen, und da ich ohnehin genug und über die Gebühr geschwatzt habe, so breche ich nun kurz ab und empfehle mich voll Verehrung und Liebe, wie immer.

Gentz.

Ratiborzitz, 15. Juni 1813.

Die Herzogin ist durch die Ankunft des Herrn v. Marschall und durch die Anmeldung des Kaisers von Rußland etwas erschreckt worden[2]). Es fehlt ihr an vielem, besonders an Leuten. Ich bin aber überzeugt, daß sich alles geben wird. — Werden wir nicht bei dieser Gelegenheit vielleicht Ew. Exc. sehen? Das wäre mir lieber als alle Kaiser des Orients und Occidents. — Glauben Sie, daß ich mich dem Kaiser ohne Bedenken hier präsentieren lassen kann[3])? Haben Ew. Exc. doch die Gnade, mir durch diesen Boten

[1]) Ende 1812 war Gentz durch Metternichs Vermittelung Korrespondent des Fürsten Janko Caradja, Hospodars der Wallachei, geworden, der ihn dafür glänzend bezahlte. Dieses „Résumé" (vom 4. Juni) ist, ohne Angabe des Adressaten, gedruckt bei Luckwald, Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges, S. 388 ff. Auch in Gentz' Briefregister ist zum 5. Juni ein Schreiben an den Hospodar der Wallachei: „Avec un mémoire", verzeichnet — zweifellos eben jenem Résumé.

[2]) Wenzel Philipp Leopold Freiherr v. Marschall, 1810—1813 österreichischer Gesandtschaftskavalier in Petersburg, während des Krieges Major, dem preußischen Hauptquartier zugeteilt, später Gesandter in Rio di Janeiro, Parma, Washington und Lissabon. Neuer Nekrolog der Deutschen 1851, S. 979 f. Er meldete der Herzogin für den nächsten Tag den Besuch Alexanders an, der sich nach Opotschna begab.

[3]) Gentz wurde am 16. dem Kaiser vorgestellt und war entzückt von ihm. Metternich kam am 16. abends auf dem Wege nach Opotschna und am 19. auf dem Rückwege von dort nach Ratiborschitz. Nach Metternichs Mitteilungen erschien Gentz der nahe Bruch mit Frankreich, der ihm in den letzten Tagen kaum noch zweifelhaft gewesen war, nicht ganz sicher.

oder auf irgend einem andern Wege Zeitungen zu schicken; ich habe, seit ich Wien verließ, nicht eine gesehen. Wenn es besonders einige englische gäbe?

Gentz.

Ratiborziz, den 24. Juni 1813[1]).

Ich bin Montag früh mit Humboldt — aber ohne die Herzogin, die von einer Migräne zurückgehalten wurde, — nach Opotschna gefahren. Da an ebendiesem Tage der König von Preußen dort eintraf, so ließ der Kaiser mich durch Nesselrode[2]) bitten, noch den folgenden Tag zu bleiben. Humboldt reisete also am Dienstag früh allein nach Rat. zurück. Ich blieb, wurde (trotz aller meiner Protestationen wegen mangelnder hochzeitlichen Kleider) zur Tafel geladen und hatte nach derselben eine Unterredung von ungefähr drittehalb Stunden mit dem Kaiser. Gestern fuhr ich noch hieher zurück, wo der Kaiser dann noch zu Mittage speisete und nach 6 Uhr uns verließ.

Über die Persönlichkeit des Kaisers und die schmeichelhafte Art, mit der er mich behandelte, sage ich weiter nichts, teils weil Ew. Exc. dies alles hinlänglich kennen, teils weil Ihre Zeit zu kostbar ist, um sie mit etwas anderm als wichtigen Gegenständen anzufüllen. Ich fand den Kaiser im Ganzen gerecht, billig und vernünftig, bei gewissen Wendungen des Gesprächs jedoch sehr montiert; ich bemerkte wohl, daß die Idee, vom Kriege abzulassen, ohne die großen Zwecke, mit welchen man sich schmeichelte, erreicht zu haben, ihm an der Seele nagte, und daß er (seinem Gefühl nach) ein Königreich darum geben würde, wenn er Österreich bewegen könnte, ohne irgend einen Friedensversuch die Waffen zu ergreifen. Doch scheint er von der andern Seite vollkommen einzusehen, daß es reiner Unsinn wäre, den Krieg ohne Österreichs Beitritt fortsetzen zu wollen. Mithin wird er nach meiner innigen Überzeugung sich begnügen, mit Österreich über das Mehr oder Weniger der Friedensbedingungen zu disputieren, und selbst in Ansehung dieses Punktes, wenn Preußen ihn nicht zu sehr drängt, keine übergroße Hartnäckigkeit zeigen. Denn er machte unter andern selbst die Bemerkung, der Unterschied zwischen den Gegenständen, auf welche Österreich insistieren wollte, und denen, welche Preußen und er für wesentlich hielten, verlöre ja ohnehin sein ganzes Gewicht, wenn es denn doch einmal entschieden wäre, daß man Deutschland, Italien und Holland nicht befreien könnte.

Im Anfange der Unterredung blieb ich dabei stehen, ihn auf die große Verschiedenheit der Standpunkte, aus welchen Rußland, Österreich und Preußen

[1]) Teilweise gedruckt in Metternichs nachgelassenen Papieren I, 251 ff.

[2]) Graf Karl Robert v. Nesselrode, russischer Diplomat, seit 1812 als Staatssekretär an der Spitze der Staatskanzlei, Vertreter Rußlands auf dem Wiener Kongreß, seit 1816 zusammen mit Capo d'Istria, 1821—1856 alleiniger Minister der auswärtigen Angelegenheiten, 1829 Vizekanzler, 1844 Reichskanzler. Er war seit 1811 mit Gentz befreundet, der ihn schon 1801 als Legationssekretär in Berlin kennen gelernt hatte. Vgl. Nesselrode, Lettres et papiers II, 33 ff., 141, 150, 153 f., 158 die Urteile Nesselrodes und seines Vaters über Gentz. Briefe von Gentz an Nesselrode ebenda III, 194 ff. (1809) und besonders V, 12 ff. (1813—1818), VI, 15 ff. (1819—1821).

diese Sache betrachten und behandeln müßten, aufmerksam zu machen. Ich richtete mein Räsonnement darauf, der Krieg[1]) sei für Preußen ein Krieg der Notwendigkeit und beinahe der Verzweiflung, für Rußland halb Ehrensache, halb politischer Kalkül, für Österreich reiner Kalkül, nicht etwa auf gemeines Interesse und selbstsüchtige Zwecke, — von denen dieses Kabinett, wie ich ihm heilig betenern könnte, nur sehr geringe Notiz nähme, — sondern auf die höchsten und umfassendsten Rücksichten der Gegenwart und Zukunft gegründet. Österreich könne noch und müsse daher — nicht bloß für sich, sondern für alle — beratschlagen und sorgfältig berechnen, ob das, was durch seine Teilnahme am Kriege, auch unter günstigen Auspizien, aufs Spiel gesetzt würde, nicht auf der Wagschale der Vernunft und gesunden Politik einem Frieden, der das alles enthielte und einige sehr bestimmte Verbesserungen (wenngleich nicht die, die wir alle sehnlich gewünscht hätten) und neue Garantien und glücklichere Aussichten für die Zukunft hinzufügte, den Ausschlag geben solle. Ihm, dem Kaiser, würde eine solche Berechnung, wie ich wohl begriffe, schmerzhaft und empfindlich sein; aber Österreich befände sich in der Lage, daß es sie, ohne sich gekränkt zu fühlen, anstellen könnte; und seine Pflicht sei es also, dies saure Geschäft seinen Freunden abzunehmen. So allein bäte ich ihn, das zu erklären, was ihm vielleicht in manchen Augenblicken als Unentschlossenheit und Schwäche erschiene. Österreich ließe ihm gewiß volle unbedingte Gerechtigkeit widerfahren; „Si M. de Metternich était ministre de Votre Majesté et placé par conséquent, comme un ministre de V. M. l'est aujourd'hui, V. M. trouverait peut-être en lui un des avocats les plus ardents de la guerre"; als österreichischer Minister müsse er anders sehen und handeln; und der Kaiser sei viel zu gerecht und groß, um dies nicht anzuerkennen. — Durch diese Darstellung gewann ich schon ziemlich viel Terrain.

Meine Hauptrede stellte ich aber auf folgende Argumente. Zwei große ungeheure Resultate sind jetzt schon gewonnen. Eins: die enge Verbindung und das treue Einverständnis zwischen den beiden deutschen Hauptmächten und Rußland. Das andere: „L'état de protestation permanente contre tout système d'envahissement et de prépondérance dans lequel ces trois puissances doivent dorénavant persister, quel que soit le dénoûment momentané de la crise." Diese beiden unermeßlichen Vorteile zu erhalten und zu behaupten, wäre heute, nach meiner Ansicht, das Fundamentalgesetz aller antinapoleonischen Politik und eine fast unfehlbare Grundlage zur allmählichen Wiederherstellung des Gleichgewichts und der Ordnung in Europa. Ich sagte nun weiter: „Si Sa Majesté l'empereur d'Autriche me faisait aujourd'hui l'honneur de me consulter sur un parti à prendre dans le cas où la Russie et la Prusse fussent inébranlablement décidées pour la continuation de la guerre, je dirais: Plutôt la guerre — quand même Votre Majesté ne l'approuverait pas, — qu'une marche qui nous séparerait de nouveau de la Russie et de la Prusse. Mais de même, si Votre Majesté me demandait mon avis dans le cas que l'Autriche crût avoir des motifs péremptoires pour éviter la guerre, je ne balancerais

[1]) Dieser Satz auch mitgeteilt von Oncken a. a. O., S. 371.

pas de lui dire: Plutôt la paix, — quelque répugnance qu'elle inspire à Votre Majesté, — que de vous séparer de nouveau de l'Autriche". — Durch dieses Räsonnement schien er sehr frappiert, hörte es (wie überhaupt jedes meiner Worte) mit gespannter Aufmerksamkeit an und antwortete mir: „C'est très vrai, c'est très beau, voilà ce qui s'appelle parler en homme d'état. L'union est plus nécessaire que tout le reste etc." Ein sehr großer Teil des Gesprächs hatte Ew. Exc. persönlich zum Gegenstande. Der Kaiser gestand mit Freimütigkeit, man hätte ihm über Ihre politischen Grundsätze und Ihren politischen Charakter allerlei nachteilige Eindrücke beizubringen gesucht (er gab zu verstehen, daß dies hauptsächlich von Romantzoff[1]) herrührte) und er hätte daher lange Mißtrauen genährt. Dies sei aber durch vieles, was in den letzten Monaten geschehen, und besonders durch seine neulichen Gespräche mit Ihnen ganz verwischt (entièrement effacé), und er glaube jetzt steif und fest, Ew. Exc. hätten getan und würden tun, was Sie könnten." Es ziemt mir nicht zu erzählen, wie ich bei dieser Materie zu Werke gegangen bin; Ew. Exc. wissen, ob es bei mir großer Aufforderungen bedarf, um das, was ich über Sie denke und für Sie empfinde, nachdrücklich auszusprechen. Nichtsdestoweniger befand ich mich einigemale in bedeutender Verlegenheit; denn um Sie im wahren Lichte zu zeigen, mußte ich andre Verhältnisse und andre Persönlichkeiten berühren, welche doch auch, und besonders hier an dieser Stelle, die äußerste Schonung und die zarteste Behandlung erheischten. — Manches konnte ich freilich nicht umhin zu sagen; indessen glaube ich mich mit vollkommner Delikatesse und nicht ganz ungeschickt aus dieser etwas halsbrechenden Diskussion gezogen zu haben.

Nesselrode wird uns keine große Schwierigkeiten in den Weg legen. Er ist äußerst lenksam und gelehrig, nicht aus innrer Gewandtheit sowohl als aus Schwäche. Ich fand ihn allerdings, wie Ew. Exc. es mir vorher gesagt hatten, weit unter meiner Erwartung. Bei dem allem sind wir gewiß sehr dabei interessiert, daß Nesselrode seinen Kredit nicht verliere. Denn hinter ihm steht einer der bösesten und gefährlichsten Menschen und einer der bittersten Feinde Österreichs, nämlich Anstedt[2]), der Tag und Nacht auf Mittel sinnt, Nesselrode zu stürzen, und dem es nach einigen, mir zugekommnen Winken auch wohl gelingen könnte. Ich glaube, daß Ew. Exc. diesen Umstand nicht vernachlässigen dürfen, sondern mit der Ihnen so eignen Kunst jede Gelegenheit benutzen werden, um Nesselrodes Ansehen zu unterstützen.

Am 25. Juni.

Diesen Morgen erhielt ich Ew. Exc. unendlich erfreuliches Schreiben vom 23. und sage Ihnen dafür meinen innigsten Dank. Mit welcher sehnsuchtsvollen Erwartung sehe ich dem Resultat dieser Reise[3]) entgegen. Aber

[1]) Graf Nikolai Petrovitsch Rumjanzow, seit 1807 russischer Minister des Auswärtigen, Reichskanzler bis 1814.

[2]) Johann Protasius v. Anstett, früher russischer Botschaftsrat, dann Geschäftsträger in Wien, Vertreter Rußlands auf dem Prager Kongreß, nach dem Kriege bis zu seinem Tode Gesandter beim Bundestag in Frankfurt.

[3]) Nach Dresden, wohin Napoleon Metternich zu einer Zusammenkunft eingeladen.

mit welchem Vertrauen rechne ich auch auf einen glücklichen Erfolg! Dies war die Seite, von der ich immer am meisten fürchtete, denn ich weiß es mit Gewißheit, alle übrigen Hindernisse werden Sie besiegen. Vermutlich hat Nesselrode, der Mittwoch früh von Opotschna abgegangen ist, Sie noch in Gitschin gefunden. — Humboldt dankt verbindlichst für Ihr Andenken. Seit dem prachtvollen Diner, welches die Herzogin Mittwoch dem Kaiser gab, — denken Sie sich, daß durch ein fabelhaftes Glück der berühmte Künstler Aimé[1]), der mit Waltron (!!) nach England reiset, gerade am Dienstage hier eintreffen mußte —, ist alles in Ratiborziz wieder ganz ruhig; und wir leben nur in unsrer großen Vergangenheit. — Wenn Ew. Exc. bei Ihrer Rückkehr von Dresden für mich einen freien Augenblick finden, so wird Gott Sie segnen, daß Sie mir ihn schenken. Jedes Ihrer Worte ist immer Balsam für mein Herz. Gentz.

Ratiborziz, den 27. Juni, Sonntag abends.

Ein reitender Bote, den ich gestern mit einem Briefe an Ew. Exc. geschickt hatte, ist mir diesen Morgen zurückgeschickt worden mit der Bemerkung, man wisse nicht, ob Ew. Exc. heute in Gitschin eintreffen würden. Jetzt bleibt mir nun nichts als die Hoffnung, daß Sie mir von Ihrer Seite eine Estafette schicken werden. Es ist nicht politische Neugierde, so sehr diese auch in einem solchen Augenblick verzeihlich wäre, es ist, wie ich heilig beteuern kann, mein persönliches, inniges, zärtliches Interesse, was mich treibt und drängt. Ich möchte wissen, in welcher Gemütsstimmung Ew. Exc. von Dresden zurückgekommen sind[2]); groß und wahrhaft erhaben war die, in welcher Sie hingingen.

Wenn Sie mir irgend etwas schreiben wollen, was bloß für mich bestimmt sein sollte, so schwöre ich zum voraus bei allem, was mir wert ist, daß niemand es weiter erfahren soll. — Humboldt ist diesen Morgen nach Kudowa gegangen, wo der König sich seit einigen Tagen aufhält. Es scheint mir ungewiß, ob er wieder zurückkömmt oder gleich nach Reichenbach geht. Ich habe blutige Schlachten mit ihm gekämpft. Milder habe ich ihn nicht gemacht, aber zuverlässig mürber[3]). Alles, alles, was ich aus Schlesien höre, beweiset mir, wie wenig die Realität mit den hochfliegenden Planen übereinstimmt, wie schwach, wie wankend, wie zerrissen das ganze Gebäude ist.

Hardenberg kam mit seinem Bruder[4]) gestern hier an und bat mich, beiliegenden Brief an Ew. Exc. zu befördern. — Da Pilat mir jetzt täglich mit dem Dienst-Kurier schreibt, so müssen bereits wieder einige Briefe für

[1]) Wohl der frühere Koch von Metternichs Vater. Vgl. Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, Bd. I, S. 354.

[2]) Metternich war am 25. in Dresden eingetroffen, verweilte dort bis zum 30. und vereinbarte mit Napoleon einen Friedenskongreß zu Prag unter österreichischer Vermittlung und Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August.

[3]) Vgl. Wilhelm und Karoline v. Humboldt, Briefe Bd. IV, S. 43.

[4]) Graf Karl Philipp Hardenberg (1756—1840), hannöverscher Oberappellations-Gerichtsrat, später Oberhofmarschall, Bruder des Grafen Ernst.

mich in Gitschin liegen. Eine Estafette hieher kostet so wenig und wird die Kasse so schwach belästigen, daß Ew. Exc. mir gewiß die Bitte nicht abschlagen, wo nicht täglich, doch wenigstens um den andern Tag das für mich Eingelaufene per Estafette nach Jaromirz gehen zu lassen. Ich will recht ehrlich sein und bekennen, daß mich dabei der geheime Wunsch oder die dunkle Hoffnung, von Ew. Exc. auf diese Weise oft einige Worte zu vernehmen, leitet und beseelt. Sie müßten aber, um diese Bitte zu gewähren, an Herrn Wacken[1]) eine allgemeine Ordre, begleitet von der Modifikation, daß er von seiner Seite bei Ew. Exc. wegen dieser Sendungen anfragen soll, ergehen lassen.

Die Herzogin behandelt ihre Gäste mit immer gleicher Güte und Aufmerksamkeit. Windischgrätz[2]) und Trogoff[3]) sind ebenfalls wieder hier. Auch Humboldts Sohn Theodor[4]), von seinen Blessuren geheilt, kam gestern an, ist aber heute mit dem Vater nach Kudowa gegangen. Dem morgenden Tage sehe ich mit großer Sehnsucht entgegen. Gentz.

Ratiborzitz, den 6. Juli 1813[5]).

Als ich gestern früh, nachdem ich Ew. Exc. in Jaromirz verlassen hatte[6]), hieher zurückkam, fand ich noch Graf Stadion und Nesselrode hier, die erst eine Stunde nachher abfuhren. Nesselrode mehr bange als bitter gestimmt, Graf Stadion in der übelsten Laune, welches kurz vor dem Einsteigen in den Wagen eine Unterredung herbeiführte, deren Inhalt ich Ew. Exc. mündlich mitteilen werde.

Einige Stunden später wurde die unangenehme Entdeckung gemacht, daß die beiden Noten wegen des zum Kongreß[7]) bestimmten Tages, die ich vorgestern abgeschrieben hatte, im Kabinett der Herzogin liegen geblieben waren. Ich habe sie auf der Stelle durch eine Estafette, für deren Beschleunigung ich getan, was ich gekonnt, an Nesselrode expediert. Wenn ich den letztern nicht für zu ehrlich hielte, um einen solchen Kniff von ihm zu vermuten, so wäre es wahrlich erlaubt, den Verdacht zu nähren, daß er mit Fleiß nicht daran erinnert hat, da er sah, daß Ew. Exc. vergessen, sie ihm zuzustellen. Da die Herren indes auf jeden Fall gegen den 8. d. M. als einen zu nahen

[1]) Nikolaus v. Wacken, Hofrat in der Staatskanzlei.

[2]) Fürst Alfred Candidus Ferdinand Windischgrätz (1787–1862), österreichischer General, der Überwinder der Revolution von 1848–49, damals Oberstleutnant im 6. Chevauxlegers-Regiment. Über seine Beziehungen zur Herzogin von Sagan s. Tagebücher, Bd. I, S. 319, vgl. S. 276.

[3]) Graf Ludwig Trogoffe, um 1765 in der Bretagne geboren, österreichischer Offizier. Vgl. Gentz an Faßbender, Mitteilungen des k. und k. Kriegsarchivs, 3. Folge. Bd. VII, S. 98 f.

[4]) Theodor v. Humboldt (1797–1871), Sohn Wilhelm v. Humboldts.

[5]) Der fünfte Absatz gedruckt bei Oncken a. a. O., Bd. II, S. 372.

[6]) Metternich war vom 3. bis 5. Juli in Ratiborschitz, wo auch Nesselrode, Hardenberg und Stadion an demselben Tage eingetroffen waren.

[7]) Der Kongreß zu Prag, dessen Eröffnung auf den 12. Juli festgesetzt worden war und der sich bekanntlich am 10. August resultatlos auflöste.

Termin protestieren wollten, so ist am Ende wohl an diesem Versehen so viel nicht gelegen.

Ew. Exc. müssen mir nun aber schon erlauben, über eine paar andre Punkte in betreff der bevorstehenden Negoziation recht freimütig meine Meinung zu sagen. Ich tue es nicht ohne Scheu; denn einmal fühle ich, daß es mir nicht ziemt, besonders in dem eigentlichen Detail der Geschäfte, als unberufner Ratgeber aufzutreten; und dann ist das Unternehmen um so peinlicher, weil ich diesmal mich sogar gedrungen fühle, gegen eine von Ihnen selbst ergriffne Maßregel zu sprechen. Tue ich unrecht, so werden Sie mich dafür züchtigen; meiner Absicht lassen Sie dennoch Gerechtigkeit widerfahren.

Ew. Exc. begreifen wohl, daß bei meinem beständigen Zusammensein mit so vielen in dieser Sache interessierten Personen mir unter andern auch die zwischen Ihnen und den Alliierten abgeschlossene eventuelle Konvention nicht leicht unbekannt bleiben konnte[1]).

Ich war in Opotschna gegenwärtig, als man sie fabrizierte. Und seit langer Zeit, das muß ich Ihnen bekennen, hat mich nichts dieser Art so sehr affiziert, als zu sehen, wie vier der entschiedensten Kriegesapostel, Graf Stadion, Nesselrode, Lebzeltern[2]) und Humboldt, miteinander wetteiferten, um die Form herauszufinden, die Österreich am festesten binden und am stärksten kompromittieren konnte. Ihre eigentlichen Motive bei dieser Konvention kenne ich nicht; insofern will ich auch mein Endurteil darüber gern zurückhalten. Aber, so wie mir die Sache erscheint, war dies ein Schritt, den ich an Ihrer Stelle nimmermehr getan hätte. — Mit welchem Recht können die Alliierten von Österreich schriftliche Garantien über den Beitritt zum Kriege fordern? Mit welchem Recht Grenzen ziehen, diesseits oder jenseits welcher Österreich nicht mehr frei bleiben soll, sich für Frieden oder Krieg zu erklären? Mit welchem Recht gar Termine, Tage und Stunden stipulieren, über welche hinaus keine Unterhandlung sich erstrecken soll? Alle diese Anmaßungen scheinen mir ganz unerhört. Der Beitritt Österreichs ist eine reine Wohltat für die Alliierten, ein Werk der Großmut oder ein Resultat eigner freier Kalküls, in jedem Fall ein Dienst ohne Gegendienst. Die Alliierten mußten überzufrieden sein, wenn wir unsre eventuelle Teilnahme am Kriege auch nie anders als mündlich, ja auch nie anders als bedingt, eventuell, immer von

[1]) Am 27. Juni hatte Stadion in Reichenbach mit Nesselrode und Hardenberg den Vertrag unterzeichnet, durch den sich Österreich verpflichtete, falls Napoleon die Bedingungen der österreichischen Vermittlung bis zum 20. Juli nicht annehme, sofort die Waffen zu ergreifen. An den Vorarbeiten für diesen Vertrag hatte Gentz mit Humboldt und Nesselrode am 21. Juni in Opotschna teilgenommen, wie Stadion am nächsten Tage Metternich mitteilt. Stadion schließt daraus, daß Gentz zu den Unterhandlungen „dienstlich berufen worden sei." Oncken, Bd. II, S. 363 ff. Aus der Stelle im Text indessen geht hervor, daß Gentz von dem Reichenbacher Vertrag nicht durch Metternich in Kenntnis gesetzt worden ist, daß dieser ihn also nicht in dem Maße ins Vertrauen gezogen hat, wie Gentz es in seinen Briefen an Wessenberg und Pilat darstellt.

[2]) Ludwig Freiherr (seit 1823 Graf) v. Lebzeltern wurden 1811 dem Botschafter in Petersburg, Grafen St. Julien, als Legationsrat beigegeben. Vgl. Demelitsch, Metternich Bd. I, S. 420 ff. Nach dem Kriege wurde er Gesandter in Rom, dann in Petersburg (bis 1826), nachher in Neapel.

unserm Entschlusse abhängig, angekündigt hätten; denn sie empfangen ja bloß, ohne das Mindeste zu geben. Schon eine jede schriftliche Versicherung hätte ich für zu viel gehalten, aber eine Konvention, eine Konvention, durch welche festgesetzt wird, daß die Verweigerung dieses oder jenes einzelnen Artikels Österreich keine weitre Wahl lassen soll, — und nun gar, daß Krieg verhängt sein soll über Österreich, wenn dieser oder jener einzelne Artikel nicht bis zu einem bestimmten Tage bewilliget ist! — dies, verzeihen mir Ew. Exc. meine Dreistigkeit, hieß die großmütige Gefälligkeit zu weit treiben.

Sie sehen, wie man Sie dafür bezahlt. Weil Sie, gewiß aus den allerweisesten Gründen, den terminum fatalem (diesmal vielleicht fatalissimum!!) bis zum 10. August verlängern wollen, so schreien alle diese Menschen über Wortbrüchigkeit, Schikanen, Déloyauté, bezweifeln, — wer sollte es glauben! — ob ein nicht ratifizierter Vertrag noch vor der Ratifikation modifiziert werden kann, — wenden solche Skrupel auf das Fabrikat von Opotschna(!), dessen Entstehen ich beigewohnt! — an, vergessen ganz, daß von Österreichs Seite alles freie Gunst war, und toben, daß Österreich, nachdem es Rock, Weste und Beinkleider für sie ausgezogen hat, ihnen nicht auch noch Hut und Stiefel geben will!!

Mein sehnlichster Wunsch ist heute, daß es den alliierten Souverains gefallen möge, gegen die Verlängerung des Termins bis auf den 10. August bestimmt zu protestieren. Denn alsdann hoffe ich wenigstens, die ganze eventuelle Konvention, in welcher ich ohne irgendeinen Vorteil die höchste Gefahr für Österreich sehe, zu Grabe getragen zu sehen. — Noch lieber wäre es mir, ich kann es nicht leugnen, wenn sie gar nicht in Prag negoziieren wollten. Dies hätte allerdings von vielen Seiten sein Übles. Aber wir gewännen dabei doch unsre Freiheit wieder, die ich in diesen stürmischen Zeitpunkten für wichtiger als alles halte.

Ein zweiter, weniger bedeutender Umstand ist folgender. Ich höre, und Ew. Exc. sagten mir selbst, daß von Rasumoffsky[1]) als Friedensnegoziateur gesprochen wird. Sie können sich die heimliche Freude aller dieser Herren — ich will es nur so nennen, weil ich das rechte Wort nicht aussprechen mag, — bei dieser Perspektive kaum denken; und ich glaube, sie haben vollkommen recht. Die bloße Gegenwart Rasumoffskys tötet den Kongreß. Wenn ich den Russen zu raten hätte, so sagte ich, sie sollten ihm keine andre Instruktion geben, als die, sich stumm zu verhalten. Ew. Exc. schmeicheln sich, er wird in Ihre Ideen eingehen; ich glaube mit Zuverlässigkeit zu wissen, daß das Gegenteil der Fall sein würde. Gott gebe, daß er den Antrag ablehne, oder daß man sich noch anders besinne. Ich würde ausschließend für Schouwaloff[2]) stimmen; denn Anstett ist von andern Seiten gar zu gefährlich.

[1]) Graf (Fürst) Andrej Rasumowsky, früherer russischer Botschafter in Wien. Bevollmächtigter Rußlands auf dem Kongreß ward Anstett.

[2]) Graf Paul Andrejewitsch Schuwalow (1776—1823), Adjutant Alexanders I., Bruder der Fürstinnen Dietrichstein und Michael Gallizin, war 1810 in diplomatischer Mission nach Wien geschickt worden. Vgl. Demelitsch, Metternich S. 229 ff. Damals hatte Gentz ihn kennen gelernt.

Ich habe meine Meinung gesagt. Ew. Exc. werden sie zu würdigen wissen. Gott bewahre mich vor dem vermessnen Gedanken, in irgendeiner Sache besser urteilen zu wollen, als Sie. Aber einen Vorteil habe ich allerdings. Ich sehe die Gegenpartei sehr oft in puris naturalibus, während sie vor Ihnen nie anders als in voller Rüstung erscheint. Sie wissen, was ich hier die Gegenpartei nenne. Dieser Umstand gibt mir den Mut zu sprechen, wie ich tat.

Die Aufrechterhaltung der österreichischen Monarchie ist heute nicht bloß aus unserm, sondern aus dem antifranzösischen europäischen Standpunkt betrachtet, die erste und höchste aller Rücksichten. Denn an Österreich sind Gegenwart und Zukunft geknüpft. Alles andre ist halb oder ganz zerrüttet, niedergetreten, entseelt oder verfault. Wird die Kraft von Österreich auch nur momentan noch einmal zersprengt, so gibt es für alles übrige nicht einen Vereinigungspunkt mehr. Wenn die Welt nicht der Narrheit preisgegeben wäre, so müßte bei dem ersten österreichischen Kanonenschuß das Entsetzen alle Gemüter ergreifen. Denn so lange wir so stehen wie jetzt, kann nichts um uns her durchaus unwiederbringlich fallen. Werden wir auch nur in Verwirrung gebracht, auch nur drei Monate lang aus unsrem System geworfen, zu wem werden sie dann nach Hülfe schreien? — Der verzweifeltste Spieler behält doch gern eine kleine Börse in der Tasche, damit es ihm, wenn alles andre der Henker geholt hat, nicht an der Zeche oder am Reisegelde mangle.

Alle diese Ideen sind Kontrebande geworden. Ew. Exc. sind der einzige Staatsmann dieser Zeit, der sie noch in sich bewahrt. Denn von denen, welche zufällig, aber aus ganz andern, falschen, erbärmlichen Gründen, unsrer Meinung sind, ist hier nicht die Rede. Aber wollen wir denn knechtische Unterwerfung? Wollen wir das Verderben und die Schmach von Europa? Wollen wir denn unsre eigne? Gott stärke und erhalte Sie! Mögen alle Fanatiker lärmen und schreien, wie es ihnen beliebt, wenn Sie nicht weichen, triumphiert zuletzt die wahre gute Sache gewiß[1]).

Die Herzogin bat mich sehr, diese Woche noch hier zu bleiben. Ich werde mich so einrichten, daß ich Sonntag nach Prag komme. Vor der künftigen Woche wird doch nichts Wesentliches geschehen. Es ist freilich viel gefordert, daß Ew. Exc. mir hieher, so weit, noch eine Estafette schicken sollen. Doch würde es mir zum sehr großen Trost gereichen, wenn Sie mir diesen Brief auch nur mit wenig Zeilen beantworteten. Überdies wäre es mir lieb, meine Pakete aus Wien, deren mehrere bei Ihnen liegen müssen, zu erhalten. Dies alles ist durch die Post unmöglich. Haben Sie also die Gnade, ich bitte recht dringend darum, mich mit einer Estafette zu beglücken. Gentz.

[1]) Etwas später schreibt Metternich recht mokant über Gentz an die Gräfin Wrbna: „Gentz a peur de la paix pour les conséquences qu'elle peut entraîner, de la guerre pour les chances qu'on doit courir, des journées froides pour le rheumatisme, des chaudes pour l'orage. Wiedergegeben in einem Briefe Karolinens an Wilhelm v. Humboldt vom 10. August. Briefe Bd. IV, S. 92. Ähnlich urteilt Humboldt ebenda S. 96.

Italienische Renaissance-Plastik in englischem Privatbesitz.

London pflegt in seiner New-Gallery, im Burlington Fine Arts Club und in der Grafton-Gallery alljährlich kleinere retrospektive Ausstellungen zu arrangieren, in denen nach und nach, in kleinen Verbänden, der reiche englische Privatbesitz sichtbar wird und alte und neue Bestände zum ersten Male einem größeren Kreis gezeigt werden. Man beschränkt sich gern auf ein engeres Thema, heiße dies nun die „primitive Malerei in Venedig" oder „Ferraresen" oder „Altniederländer"; das Land ist eben so bilderreich, daß jede besondere Gruppe und Schule vielfach und kräftig besetzt werden kann. England hat, wie bekannt, seit den Tagen Karls I. gesammelt; das heißt reichlich hundert Jahre länger als Frankfurt, zweihundert Jahre länger als Berlin. Und mag auch in der Aufregung des letzten Jahrhunderts manche Galerie verschwunden, mancher Schloßkorridor in Schottland und Wales „umgehängt" worden sein, es bleibt genug alter unbewegter Stammbesitz, und immer neue Werte gliedern sich an. In den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts haben die Engländer viel gute Ausbeute in Italien gemacht, nebenbei gesagt zu lächerlich billigen Preisen. Heute sitzen die glücklichen Söhne dieser Käufer schmunzelnd auf diesen leicht erworbenen Stücken und sehen schadenfroh die anderen mit unerhörten Summen kämpfen. Was aber auch in der Gegenwart ein ahnenloser Sammler an Qualität und Quantität noch zusammenbringen kann, freilich unter Aufwendung bedeutender Mittel, das zeigt die Sammlung unseres kürzlich verstorbenen Landsmannes Dr. Ludwig Monds, der die Hauptstücke seiner Sammlung der National Gallery vermacht hat. In diesem Jahre wurden im Burlington Club ausnahmsweise nicht Bilder, sondern Plastiken ausgestellt: Marmor, Bronze, Ton, Stuck, Medaillen, Plaketten, Wachs und Holz der italienischen Renaissance. Seit 1888 war diese Plastik — wenigstens in größerem Umfang — nicht mehr gezeigt worden. Mit gutem Grund; denn der Besitz der englischen Sammler auf diesem Gebiete ist viel bescheidener als an Bildern und mit dem Bestand des französischen Privatbesitzes nicht zu vergleichen. Man braucht nur an die vor wenigen Monaten dem französischen Staate vermachten Kunstschätze der Madame Andrée oder an die Sammlungen Gustaf Dreyfuß, an Martin Leroy, Heugel, Spiridon, Arconati-Visconti — alle in Paris! — an Aynard in Lyon, Wicar in Lille usw. zu denken, um ein höchst imposantes Bild der Leidenschaft zu gewinnen, mit der die französischen Sammler italienische Plastik gesucht haben. Als im Trocadero 1878 diese Marmore und Bronzen zuerst ausgestellt wurden, setzte in Frankreich und Deutschland die Forschung bei Donatello und Verrocchio neu ein; auch das Berliner Museum gewann davon Vorteil. Der Franzose hat von Natur aus für alle plastische Form eine unmittelbare Sensibilität, während der Britte sich leichter auf das Bild und die gemalte Fläche einstellt. Dazu kommt, daß Bilder meist einen erlauchten Namen tragen und oft auch eine schöne Erzählung bringen; ein Tonmodell dagegen und selbst eine Kleinbronze hat nur für denjenigen

Atmosphäre, der in Andeutungen zu lesen weiß; den meisten werden diese Dinge immer Hekuba bleiben.

Die diesjährige Londoner Ausstellung beschränkte sich auf Marmor, Ton, Stuck und Bronze, d. h. auf Reliefs, Büsten, Kleinbronzen, Medaillen und Plaketten; dazu kamen noch einzelne Stücke aus Holz und Wachs. Es fehlten leider die Majoliken. Wir haben es in Berlin bei mehreren retrospektiven Ausstellungen erprobt, wie gut ihre Nachbarschaft auf Bronzen wirkt, und wie sich diese beiden Materialien gegenseitig steigern. England kann freilich mit seinen primitiven Majoliken gut eine ganze Sonderausstellung machen; so groß ist der Bestand! Der größte Sammler auf diesem Gebiete, George Salting, hat kürzlich seine Sammlung dem Kensington (Victoria Albert)-Museum vermacht. In Paris ist momentan im Musée des arts décoratifs die Sammlung Imbert aus Rom ausgestellt, die an primitiven Stücken des Trecento und Quattrocento aus Orvieto und Caffaggiolo besonders reich ist; vielleicht wird diese Auktion die französischen Sammler anlocken, jetzt auch diesem bisher von ihnen vernachlässigten Gebiete sich zuzuwenden. — Außerdem fehlte der Londoner Ausstellung bis auf wenige Stücke diejenige Plastik, an der sich das hochentwickelte Körpergefühl des Florentiner Quattrocento am frischesten und stärksten bekundet, die Freifigur. Die noch so junge, aber sehr frisch entwickelte plastische Sammlung des Frankfurter Liebig-Hauses ist darin besonders glücklich, daß sie — stärker selbst als Berlin — die freiplastische Schönheit dieser Kunstepoche umfassend vorführt; im Relief wird nur ein Teil dieser Kräfte entbunden. Endlich vermißten wir auf der Ausstellung fast ganz die Glasur der Robbia-Schule. Es ist nur eine kleine Genreplastik und eine sehr späte Büste (um 1570) aus dieser Gruppe vorhanden; und doch besitzt England eine ganze Reihe schöner Robbia-Glasuren, auch außerhalb des Kensington-Museums.

Aber nicht das, was fehlt, sondern das, was vorhanden, ist das Wichtige. Wir verdanken die Ausstellung und den musterhaften Katalog im wesentlichen drei Männern: Dr. Maclagen vom Victoria-Albert-Museum, Dr. Hill vom Medaillenkabinett des Britisch Museums und Dr. Bell, dem Assistenten des Ashmoleian-Museums in Oxford. Hill hat die Medaillen, Bell die Plaketten zusammengebracht; die Großplastik und die Kleinbronzen sind von Maclagen behandelt. Der Katalog ist ungewöhnlich instruktiv. Vorsichtig und doch mutig in den Attributionen, vollständig in den Literaturangaben und in die allerjüngste Debatte übergehend, bedeutet er in vielen Punkten eine Bereicherung und Vertiefung unserer Kenntnisse. Man darf dabei, ohne gegen andere Fachgenossen ungerecht zu sein, betonen, daß die deutsche Forschung, vor allem W. Bodes, grundlegend gewesen ist. Es ist mir ein Bedürfnis, es wieder einmal auszusprechen, wie glänzend sich der Spürsinn und Adlerblick des Berliner Generaldirektors auch auf dieser Ausstellung wieder bewährt hat. Wir Jüngeren, die wir von ihm lernten, haben mitunter manche seiner Attributionen nicht begriffen, weil wir die im englischen Privatbesitz versteckten Originale nicht kannten, und nur nach Photographien urteilten. Jetzt, wo man die Originale sieht, begreift man, wie recht Bode in all den Einzelfragen hatte. Er ist und bleibt der beste Kenner dieser Dinge; und diejenigen, die ihn angreifen, sollten sich zunächst einmal klar machen, in wie vielen Punkten Bode besser gesehen hat als alle anderen. Natürlich bleiben Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, und wir, seine Schüler, täten ihm einen schlechten Gefallen, wenn wir einfach nachbeten wollten.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Berichtes sein, alle Stücke der reichen Ausstellung aufzuzählen; es sind 81 Marmore, Bronzen und Stucchi, 74 Medaillen und 64 Plaketten usw. ausgestellt. Zunächst die großen Stücke. Von Agostino di Duccio finden wir, von Lord Oswald geliehen, das Marmorrelief, von dem Berlin einen schönen alten Stucco besitzt. Es ist eine frühe Arbeit, in der Zeit um 1445 entstanden, als der Meister Donatello in Padua war, und seine Florentiner Schüler sich bemühten, etwas Eigenes zu bilden. Desiderio da

Settignano, Bernardo Rossellino und Agostino stehen damals im vordersten Wettbewerb. Agostino war zwar nicht der Begabteste, wohl aber der Eigenartigste unter ihnen. Ein Diebstahl zwang ihn leider, bald darauf (1446) aus Florenz zu flüchten; und nun gab er sich in der Provinz, die ihn rückhaltlos bewunderte, einem schweifenden Pathos hin (Perugia, Rimini), das hart an Manier grenzt. Im Zwange der Florentiner Kontrolle und des heimischen Spottes hätte er vielleicht noch Größeres geleistet. — Von Agostinos Meister Donatello ist ein schöner, noch teilweise vergoldeter Stucco des Kreuzigungsreliefs aus dem Bargello da. Er wirkt fast ruhiger als das Original. Der Stil weist auf die Zeit nach Donatellos Romreise. Sehr nahe steht diesem Relief das bemalte Kreuzigungsrelief aus Ton in Berlin, im ovalen Rahmen; auch dies gehört der Donatello-Schule an, wahrscheinlich jenem Giovanni Fiorentino, den Schmarsow in Valencia aufgespürt hat (Alabasterreliefs). — Die Bronzebüste des Amor (Besitzer des Duke of Westminster) hat Bode seit langer Zeit Donatello selbst zugeschrieben. Wir zweifelten, weil sich im Louvre eine freie Wiederholung aus späterer Zeit befindet. Vor dem Original kann es nicht fraglich sein, daß es sich um eine Arbeit des Quattrocento handelt. Ebenso behält Bode recht mit seinem Urteil über den Stucco der Büste der urbinatischen Prinzessin von Desiderio (Earl of Wemyß). Berlin hat bekanntlich das — etwas kleinere — Original der Büste in Pietra d' Istria; da der Stucco größer ist, kann er nur von dem Originalmodell abgenommen sein. Der Untersatz der Büste ist ebenfalls alt und keine Zutat des 17. Jahrhunderts. Er zeigt ein flottes décolleté, während die Steinbüste das modisch hochschließende Kleid hat. Haltung und Stimmung des Modells sind unsagbar frisch und reizvoll; das Berliner Stück ist befangener und feierlicher.

Am neugierigsten war ich, endlich einmal die vielgerühmte sogenannte „Caecilie" des Earl of Wemyß zu sehen, jene Halbfigur nach links in Flachrelief, deren elegantisierter Abguß über vielen deutschen Klavieren hängt. Früher trug sie Donatellos Namen, jetzt wird sie Desiderio zugeschrieben. Das Relief ist 1852 aus dem Florentiner Palast Brunaccini-Compagni zusammen mit einem unzweifelhaften Madonnenrelief (heute in Oxford) erworben worden. In jener Zeit blühten Bastianinis Fälschungen noch nicht; die dunkle Petra di Macigno ist zudem das alte, gute, später nie mehr verwandte Material. Also alle Provenienznotizen sind so gut wie möglich; trotzdem ist der Zweifel vor dem Original aufs neue lebendig, und auch die Annahme, ein scharfes Putzen mit Schmirgel habe die Oberfläche des flachen Reliefs stark verwischt, reicht nicht hin, die Ungereimtheiten dieser Arbeit aufzuhellen. Natürlich ist der Name Caecilie willkürlich; aber auch das Gesenkte der Kopfhaltung, die nach unten blickenden Augen, sind unquattrocentistisch. Vor allem das scheint mir für die Arbeit im ganzen direkt schlecht: die Behandlung des Haares, des aufdringlich sich schnörkelnden Haarbandes, das Diadem, der seitlich elegante Heiligenschein — das alles sind Dinge, über die man schwer wegkommt. Auch die Profillinie des Gesichts scheint modern empfindsam. Schließlich ist nicht die geringste Beschädigung an dem Stück zu finden! Die Hoffnung, das vielgenannte Stück rehabilitiert zu sehen, hat sich bei mir also leider nicht erfüllt.

Es folgte eine Reihe interessanter, meist auch in Berlin vorhandener Stuechi, jener alten Abdrücke der Marmor- oder Bronzereliefs, die uns oft das verlorene Original ersetzen müssen, als auch selbständigen Wert durch die alte Bemalung haben. Aus der Sammlung Hubert Parrys in Highnam stammten drei Marmorreliefs; das schönste eine Madonna Minos da Fiesole, mit vier Engeln, von dem das Berliner Kaiser-Friedrich-Museum wieder einen Stucco besitzt. Weniger eindrucksvoll ist das Madonnenrelief des Meisters der Marmormadonnen aus derselben Sammlung; trockene handwerkliche Mache. Dann war das bekannte Rundrelief der Madonna mit sechs schwebenden Engeln wieder vertreten, das Bode Luca della Robbia zuweist und das ebenso wie der Tondo in Oxford in Lucas frühe, unter Ghibertis Einfluß stehende Zeit gehört. Berlin besitzt ein Exemplar in der

Sammlung von Beckerath; der Louvre, und Dr. Mond in London haben dasselbe Stück noch einmal. Das hier ausgestellte Stück gehörte früher Charles Robinson und ist jetzt in Pierpont Morgans Besitz übergegangen.

Dieser berühmte amerikanische Sammler ist im Begriff, seine bisher im Londoner Kensington-Museum ausgestellten Sammlungen nach Amerika herüberzuziehen, da der hohe Einfuhrzoll dieses Landes jetzt gefallen ist. Man sah deshalb die ihm gehörenden Stücke auf der Ausstellung besonders genau an, da sie bald dem europäischen Studium entzogen sein werden. Das beste Stück war ein Sieneser Bronzerelief mit dem Auferstandenen, von Vecchietta 1472 für die Chigi in Siena gegossen. Solche datierten und signierten Arbeiten sind eine große Seltenheit; hier tritt zur Sicherheit des Namens und Datums eine sehr hohe Qualität. Vecchietta war ein ausgezeichneter Gießer und einer jener Malerplastiker, die mit dem gemalten Bild begannen, um dann im Bronzerelief die gleiche Subtilität und Feinheit wie auf der gemalten Tafel zu betätigen. Zu der Gestalt des aufwärtsschwebenden Christus besitzt das Schnütgen-Museum in Köln das gemalte Gegenstück. Ganz besonders schön sind die schlafenden Krieger des Reliefs, die um den Sarg des Auferstandenen ruhen. Der eine trägt einen Helm, auf dessen Spitze jene „gefleckte Katze" kauert, die dem Erasmo de' Narni den Spitznamen Gatta Melata einbrachte. England besitzt übrigens auch eine prächtige Malerei von Vecchietta: eine kleine Predelle in Liverpool mit der Predigt St. Bernardins, das Gegenstück zu dem Bild mit dem Wunder des Antonius in München.

Leider war, wie gesagt, die Glasur der Robbiaschule nur durch eine Arbeit des späteren Cinquecento vertreten. Aus der Genueser Schule des Domenico Gaggini war eine kleine Grablegung, ein in Palermo kürzlich erworbenes unvollendetes Marmorrelief (Besitzer Leveston Harris) zu sehen, sehr leidenschaftlich erregt und in dem abbozzierten Zustand besonders stark wirkend. Eine jener Marmormasken des Francesco Laurana, die W. Newall gesandt hatte, gab Veranlassung, aufs neue über die Bestimmung dieser eigenartigen Halbbüsten nachzudenken, von denen es Exemplare in Berlin, Paris, Mailand, Avignon, Aix, Bourges usw. gibt. — Wahrscheinlich dienten sie dazu, als Einsatz in Ganzfiguren aus unedlerem Material eingesetzt zu werden, so daß das bleiche Marmorantlitz aus dem bunten Gewand edel und mild aufleuchtete. Diese alte von Bode gegebene Deutung scheint mir überzeugender als Rolfs Vorschlag, diese Stücke seien Probestücke gewesen für zögernde Besteller. Laurana hat, ist die erste Vermutung richtig, nichts anderes getan, als was man in Großgriechenland schon an den Metopen in Selinunt (heute in Palermo) vornahm, wo auch Kopf und Füße in Marmor gearbeitet wurde, während das andere in Kalkstein bemalt gegeben wurde.

Ein wallender, prachtvoll bewegter Madonnen-Stucco aus der Verrocchio-Schule (Besitzer G. B. Dibblee) wiederholt mit leichten Veränderungen das berühmte Tonrelief des Meisters für Sa. Maria Nuova, das heute im Bargello hängt. Nie ist mir der große Unterschied zwischen Verrocchio und Donatello so deutlich geworden wie vor diesem Stück. Der ältere Meister drängt auf Bindung und Konzentration, auf enge Vereinigung von Mutter und Kind, auf Flächeneinheit und plastische Energie. Verrocchio lockert, bewegt, schweift und spielt mit der gelockerten Form. Der Stoßkraft Donatellos setzt er die Entbundenheit der malerischen Fülle entgegen; das lebendige Atmen des Lebens strömt nun ungehindert aus. Welch einen Reichtum bergen doch all die Madonnenreliefs der Florentiner Meister zwischen 1420 und 1490! Der oberflächlichen Betrachtung mögen sie uniform scheinen; bei herzlichem Erfassen rücken kleine Unterschiede der Arbeit, Auffassung und Disposition die Stücke weit auseinander. Donatello beherrscht die erste Hälfte bis 1466, alle überragend, aber neben sich so eigenartige Schüler wie Desiderio und Agostino di Duccio duldend; Verrocchio ist der Mächtige um 1470—1485, aber neben ihm stehen sehr selbständig Mino, Civitale, Antonio Rossellino und Benedetto da Majano.

Diesem letzteren, der die Reihe der Quattrocentisten abschließt und zeitlich in der Malerei Ghirlandajo entspricht, sprach der Katalog eine große mächtige Bronzebüste zu (Besitzer J. P. Heseltine), in der man früher irrtümlicherweise Filippo Strozzi dargestellt fand, dessen bekannte Büsten in Paris und Berlin aber eine ganz andere Physiognomie zeigen. Vielleicht hat diese falsche Benennung des Dargestellten auch den Künstlernamen veranlaßt. Nach meiner Ansicht handelt es sich hier bestenfalls um ein Werk des Cinquecento. Die Büste entspricht im Stil etwa den Bildern Franciabigios. Da Michelangelo bekanntlich keine Porträts gemacht hat, blieb dies Gebiet seinen Zeitgenossen frei, auf dem sie sich nicht durch mächtigere Leistungen bedrängt fühlten. Noch wahrscheinlicher aber ist, daß dies Stück eine Fälschung ist.

Ein Stück, eine Marmorfigur aus dem Besitz des J. H. Fitzhenrys, führte als einziges in den Anfang des Trecento hinab. Es ist der Oberteil einer ganzen Figur, aus der Schule Giovanni Pisanos, und den vier Propheten des Berliner Museums nahestehend; man hat die vermutlich beschädigte Figur halb durchgeschnitten und auf das Buch des einstigen Apostels oder Propheten in Majuskeln den Namen Plinius gemeißelt. Im Stil steht diese Arbeit den Statuen der Pisano-Schule an der Pisaner Schifferkirche Sa. Maria della Spina nahe.

Endlich erwähne ich aus der Florentiner Schule noch ein Stuckrelief der Kreuzabnahme, das auf eine Zeichnung Michelangelos (im Teyler Museum in Haarlem) zurückgeht. Das bekannteste Exemplar dieser Komposition, die in Stuck, Wachs, Elfenbein, Silber nachgebildet ist, befindet sich in der Casa Buonarroti in Florenz; der Bargello hat das Exemplar in Elfenbein. Nicht weniger als 19 Figuren mit höchst ausdrucksreichen Köpfen! Die Arbeit gehört schon der Mitte des 16. Jahrhunderts an.

Auch Oberitalien war auf der Ausstellung gut vertreten; ein köstliches Miniaturrelief der heiligen Familie in Marmor von Bambaia (von J. P. Heseltine geliehen) war das glänzendste Stück. Bescheiden, aber innig und sinnig sprach das Profilrelief eines jungen Mädchens im Rund (Mailand, um 1480), das Earl of Wemyß besitzt. Ein Marmorrelief der Anbetung der Könige von Amadeo oder einem seiner Nachfolger, die an der Certosafassade mitgearbeitet haben, geht wieder nach Amerika. Das Bronzerelief der Himmelfahrt Marias dagegen, das ebenfalls Pierpont Morgan besitzt, möchte ich mit einem Fragezeichen versehen.

Rätselhaft war auch ein Marmorrelief der Cleopatra mit dem toten Antonius (Besitzer Fred. Cook). Der Katalog schrieb es der Florentiner Schule des 16. Jahrhunderts, vielleicht Baccio Bandinelli, zu; der Besitzer wies es Bombaia zu. Mir scheint es überhaupt nicht italienisch, sondern deutsch, in der Richtung Peter Ehemanns aus Nürnberg. Das Stück stammt aus der französischen Sammlung Piot.

Kürzer muß ich mich leider über die 80 Bronzefiguren, die 74 Medaillen und 43 Plaketten fassen. Auf Grund des soeben zum Abschluß gelangten großen Bronze-Werkes von W. Bode war es möglich, die Mehrzahl der schönen glänzenden Bronzefiguren fest zu bestimmen. Diese Bronzen sind der Tisch- und Bordschmuck der italienischen Renaissancezimmer gewesen und bedeuteten für das 15. bis 16. Jahrhundert das, was dem Rokoko die Porzellanfiguren leisteten. Die größten Meister haben sich an diesen edlen Stücken versucht. Viele dieser von den Sammlern heute sehr begehrten blanken Gestalten haben oft den Besitzer gewechselt. Donatello selbst hat keine eigentlichen Kleinbronzen geschaffen, außer im Zusammenhang mit größeren Aufträgen. Um so wichtiger war die Cupidofigur aus dem Besitz W. Newalls (N. 50), die jenem Berliner Cupido nahesteht, der früher in der Antikensammlung stand und erst von Bode in die richtige Vitrine versetzt wurde. Von anderen Meistern waren vertreten Jacopo Sassovino, Vecchietta, Valerio Cioli, Caradonso, Riccio, Bandinelli, Bertoldo, Pollaiuolo, Bellano,

Pier Jacopo Alari-Bonacolsi genannt Antico, Francesco da St. Agata, Benvenuto Cellini, Gian Francesco Rustici, Giovanni da Bologna, selbst Quercia (letzterer durch eine kleine Bronzewiederholung seiner Mutterfigur auf der Fontegaya). Unter den Medaillen erschien manches Unikum. England besitzt in G. F. Hill einen der ersten Kenner dieser Kunst, die im Quattrocento eine so fabelhafte später nie wieder erreichte Höhe erlangt hat. Die Sammlung umfaßte die Zeit von Pisanello (frühestes Stück von 1439) bis etwa 1520. Von Matteo de' Pasti erschien eine seltene Medaille mit dem Christuskopf. Die Züge des türkischen Sultans Maomet II. konnten in den Medaillen des Costanzo da Ferrara und Bertoldo di Giovanni verglichen werden; der Ferrarese trug dabei den Preis davon. Unter der Lucrezia da Siena, die wohl von Niccolo Fiorentino stammt, stellt man sich gern die Heldin der Novelle Eneas Piccolominis, des späteren Papstes Pius II., vor. Vier Medaillen (auf Girolamo della Torre, Livia Bentivoglio, Eugenio Sincritico und Scipione Buzzacarino) waren bisher unbekannt. Sperandeos Ruhm wurde durch diese Ausstellung aufs neue erschüttert. Die Fürsten der Poebene, der Emilia und der Marken, die Päpste, die Florentiner Bankiers, die Bischöfe Toscanas, Sultane und Könige, Humanisten und Maler, schöne Frauen und Nonnen, Anatomen und Juriskonsulten, Kardinäle und Mönche zogen in langer glänzender, imponierender Reihe vorüber. Wie viel Kraft des Ausdrucks liegt doch auch in all den Symbolen der Rückseiten dieser Medaillen, in denen diese Menschen die Erkenntnis ablegen, daß ihnen das laue Leben verhaßt sei, und daß nur die gehobene und starke Stunde ihren glühenden Wert besitze. Von der glänzendsten Fürstengestalt des Quattrocento, von Federigo d' Urbino, erschien eine neue, nicht ganz vollendete Medaille, die Hill jenem Sienesen Francesco di Giorgio zuschreibt, der für Urbino das vielumstrittene Bronzerelief der Pietà (heute in der Karmelitenkirche in Venedig) gearbeitet hat. Eine zweite Medaille auf den Herzog von Urbino (N. 58) ist von Hill jenem Pietro Torrigiani zugeschrieben worden, der für Westminster in London das Bronzegrab der Margarethe, der Mutter König Heinrichs VII., und das Relief des Thomas Lovell gemacht hat. Torrigiano, jener Unglücksmensch, der Michelangelo das Nasenbein einschlug, arbeitete 1509 bis 1519 in England.

Die nur 43 Nummern umfassende Plakettensammlung bewies, daß England auf diesem Gebiet, was die privaten Sammler betrifft, weit hinter Frankreich und Deutschland zurückbleibt. Freilich hat es dafür im Londoner Kensington-Museum, im British-Museum und im Ashmolean-Museum in Oxford drei wichtige umfassende Sammlungen. Auch für diese Gruppe ist neben Molinier der Berliner Katalog das klassische Handbuch geworden. Bei der Gelegenheit sei dem Wunsch Ausdruck gegeben, daß das South Kensington Museum uns doch bald mit einem neuen Katalog der italienischen Großplastik erfreuen möchte! Der einzige hier existierende Katalog ist über fünfzig Jahre alt! Die Engländer haben auf vielen Gebieten früher gesammelt als wir Deutschen, und ihre Energie hat nicht selten ganze Sammlungen des italienischen Privatbesitzes über den Kanal gezogen. Aber die wissenschaftliche Verwertung dieses kostbaren Besitzes ist noch nicht genügend durchgeführt. Es fehlt den Londoner Museen auch noch diejenige Museumszeitschrift, die in erster Linie den Bestand dieser Sammlungen wissenschaftlich vorführt. Es sitzen jetzt an vielen Stellen die richtigen Männer, und so darf man hoffen, daß bald die Kataloge kommen werden. Auch derjenige der National Gallery muß neu geschrieben werden.

Man scheidet jedesmal von dem Besuch der englischen Sammlungen mit erhöhtem Respekt von dem Reichtum der Bestände, von der Energie des Zufassens und vor der Gruppe der Sammler, die jedes Museum um sich schart, um dann von ihr beschenkt zu werden. Erstaunt war ich aber auch über die Besucher der Ausstellung, die geduldig sich in die doch zum Teil sehr detaillierten Angaben des Katalogs vertieften und daraus lernten. Unser Berliner Premierenpublikum

könnte davon lernen. Ne méprisez pas les détails; c'est le plus intéressant, hat schon Friedrich der Große uns zugerufen. Mit dem sogenannten guten Geschmack, den meist diejenigen nicht haben, die ihn sich zulegen, ist es bei der Kunst nicht getan.

Und ein zweites: wir haben jetzt in Deutschland viele gute Privatsammlungen aller Kunst, sowohl in Berlin wie in West- und Süddeutschland. Bode hat mehrfach Ausstellungen retrospektiver Kunst aus Berliner Privatbesitz veranstaltet, und andere Städte sind nachgefolgt. Solche Winterausstellungen sollten zur Regel werden. Je kleiner solche Ausstellungen sind, desto pädagogischer wirken sie. Die Bestände der Münchener und Wiener Sammlungen waren in Berlin noch nie zu sehen. Wer kennt Pringsheims Altmajoliken aus Toscana in München, wer Oppenheims Elfenbeine in Köln? Solche Ausstellungen stacheln durch die Konfrontation auch den Ehrgeiz der Sammler. In Berlin steht momentan die deutsche Kunst im Vordergrund, und es ist gewiß nicht nur im Hinblick auf das kommende deutsche Museum ein Verdienst, daß wir unsere einheimische so lang vernachlässigte Kunst wieder besser würdigen. Aber um so nötiger ist es, daß wir daneben das, was wir von guter ausländischer Kunst in deutschen Privatsammlungen haben, den Kunstfreunden häufiger zeigen. Deutschland steht noch ganz im Anfang einer ruhigen künstlerischen Kultur. Die Moderne drängt sich laut vor und betrachtet sich — allzu begreiflich — als das Wichtigere. Da gilt es, in der alten Kunst den sicheren Maßstab immer neu zu suchen, was ewig und von unbedingter Qualität ist. Besitz verpflichtet; auch zu Ausstellungen!

Paul Schubring.

Literarische Rundschau.

Das junge Deutschland.

Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien von Dr. H. H. Houben. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1911.

Vor zwanzig Jahren versuchte Johannes Proelß als erster eine wissenschaftliche Darstellung des jungen Deutschlands. Gründliche Kenntnis des Stoffes und ausgiebige Verwertung ungedruckten Materials verbanden sich mit schriftstellerischem Geschick zu einer achtbaren Leistung. Doch das „klare und fest umrissene Bild", das Proelß zu geben meinte, kam nicht zustande. Mit einem Schlag war aus dem spröden Stoff ein neues Ganze nicht zu schaffen. Abdruck von unbekannten Urkunden, biographische Angaben, psychologische Begründung, Analyse von Dichtungen und kritische Bewertung der Persönlichkeiten und ihrer Schöpfungen: all das sollte geboten werden. Unübersichtlichkeit des über 800 Seiten umfassenden Buches war die Folge. Kein Quellenverzeichnis, keine Anmerkungen, kein Register ermöglichten Nachprüfung und Weiterforschen. Tatsächlich mußte die ganze Arbeit von neuem gemacht werden, sollte die Geschichte des jungen Deutschlands auf wissenschaftliche Höhe der Behandlung emporgehoben werden. Niemand ist seitdem dieser Aufgabe mit gleicher Vertiefung und gleicher Vielseitigkeit gerecht geworden wie Houben. Schon seine „Gutzkow-Funde" (1901) suchten nachzuholen, was Proelß versäumt hatte. Der künftige Stifter der deutschen Bibliographischen Gesellschaft bezeugte schon damals seine Begabung für saubere Entfaltung eines Quellenmaterials, das nicht nur erschöpfender Verwertung des Gedruckten, sondern vor allem rastloser Erkundung handschriftlicher, in Archiven und Nachlässen verstreuter Papiere entstammt. Als Herausgeber der Werke Gutzkows und Laubes, mehr noch als Bibliograph der Zeitschriften des jungen Deutschlands bahnte er seitdem künftiger literarhistorischer Würdigung den Weg. In einer langen Reihe von Zeitschriftaufsätzen aber legte er mit sachkundiger Erläuterung immer wieder neue Ergebnisse seiner Archiv- und Nachlaßforschungen vor. Seinem Spürsinn glückte es, in reichem Ausmaß wichtige, zuweilen sogar unentbehrliche Urkunden zur inneren Geschichte der Zeit zu entdecken. Weniger ist Finderglück als unentwegte Verfolgung der oft sehr undeutlichen Spuren, die zu solchen Zeugnissen führen, da im Spiele. Bei der Veröffentlichung der einzelnen neuentdeckten Urkunden oder Urkundengruppen geht Houben meist so vor, daß er nicht lediglich das Sachliche erläutert und aus dem Vollen seiner Stoffkenntnis die Zusammenhänge beleuchtet, die aus dem Funde sich neu ergeben. Vielmehr sucht er die einzelne Frage jungdeutscher Geistesgeschichte herauszuheben, die durch die neuen Urkunden zu vertiefter Beantwortung gelangt. Die Einzelforschung ist damit von vornherein auf das Ganze einer Gesamtgeschichte des jungen Deutschlands abgestellt. Mit der Zeit mußte aus solcher Arbeit, die das Ganze auch da nicht aus dem Auge verliert,

wo sie in die kleinsten Einzelheiten eines Briefkommentars sich zu verlaufen scheint, eine Urkundensammlung werden, die allen Vertretern des jungen Deutschlands zugute kommt. Diese Urkunden aus der Verzettelung des Zeitschriftdrucks erlöst und in einem Bande vereinigt zu sehen, ist für die Wissenschaft sehr wichtig. Das Buch, ein Ergebnis jahrelanger Arbeit, bringt eine unentbehrliche Sammlung von Vorstudien in übersichtliche Folge. Freilich erreicht es noch lange nicht das Ziel, das Proelß vorschwebte. Es zeigt jedoch, wieviel Mühe notwendig war, um da einen sicheren Grund zu legen, wo Proelß allzu rasch ein Gebäude errichten wollte. Zu einer Gesamtdarstellung des jungen Deutschlands aber fehlen in Houbens Buch zumeist die geistesgeschichtlichen und künstlerischen Gesichtspunkte. Die „Gutzkow-Funde" hatten in weiterem Umfang diese Gesichtspunkte verwertet. Nunmehr aber kommen, wie es der Art der neuentdeckten Urkunden entspricht, vor allem die persönlichen Schicksale und die freundschaftlichen oder feindlichen Beziehungen der Jungdeutschen zur Darlegung. Gewiß nicht die Seite, von der aus sie sich am sympathischsten zeigen! Was von Heine gilt, trifft auch bei seinen Genossen zu: von der Höhe ihrer schriftstellerischen Leistung geht es stark bergab, wenn das Allzumenschliche der Schriftstellererlebnisse betrachtet wird. An Heines und seiner Genossen Kunst kann man reine Freude oft nur haben, wenn die menschlichen Beweggründe, die ihr zugrunde liegen, dem Auge entschwinden. Dennoch muß wissenschaftliche Forschung selbstverständlich diesen Beweggründen nachgehen. Spielen doch gerade sie in der Geschichte der Zeit eine so entscheidende Rolle, daß nur, wer sie kennt, zuverlässig den Sinn der künstlerischen Leistungen ergründen kann. Leben und Schaffen, Kampf um Weltanschauung und Versuch, sich persönlich durchzusetzen, Kameradschaftsfragen und freies künstlerisches Gestalten: diese Gegensätze sind im jungdeutschen Lager immer derart miteinander verbunden, daß sie ihm seine eigentümlichste Lebensstimmung leihen. In Houbens Buch treten die Momente besonders und fast in ihrer Gesamtheit hervor, in denen solche Verknüpfung des Gegensätzlichen die Geschichte der ganzen Bewegung gestaltet: der Kampf mit Menzel und der durch ihn bedingte Bundestagsbeschluß, Gutzkows Beziehungen zu Börne und die mit diesen Beziehungen zusammenhängende Entzweiung Heines und Gutzkows; die Verfolgungen, denen Gutzkow wegen seiner „Wally" ausgesetzt war; Mundts Verkehr mit dem Ehepaar Stieglitz und die Bedeutung dieses Verkehrs für sein schriftstellerisches Wirken; Varnhagen in seiner Stellung zwischen den herrschenden Mächten und der rebellischen Jugend, stets bemüht, die junge Generation in seinem Sinne, d. h. in Goethes Bahnen, zu leiten . . . Die Archive Preußens, Bayerns, Badens, der Stadt Frankfurt, der Nachlaß Varnhagens, Börnes, Mundts und noch manche andere Sammelstelle ließen diesen Erscheinungen neue Gesichtspunkte abgewinnen. Wienbarg, der „Senior" der Gruppe, wird aus seinen eigenen Nachlaßpapieren deutlicher gemacht; Schlesiers Nachlaß ermöglicht ein erstes eingehendes Bild dieses „Abtrünnigen" zu zeichnen, bietet auch manches Unbekannte zur Biographie Gutzkows und des Anfängers Laube, wirft endlich ein Streiflicht auf Varnhagens Beziehungen zur Gruppe.

Vielfach begegnet Houben auf seinem Wege der Forschung anderer. Dissertationen beginnen das von ihm erschlossene Gebiet zu bearbeiten. Nicht immer kann Houben ihnen ein so günstiges Zeugnis ausstellen wie der Arbeit Otto Draegers über Mundt. Schlechter fährt ein älterer Berliner Forscher, der seit langem handschriftliches Material zur Geschichte des jungen Deutschlands vorlegt, dabei freilich weit lässiger als Houben verfährt und hier wie sonst den aufs Ganze gerichteten Blick vermissen läßt. Vielleicht hätte Houben, um seine Arbeitsweise von der stofflich und doch auch formal verwandten dieses Arbeitsnachbars noch reinlicher abzutrennen, gut getan, für die Buchausgabe seine Studien knapper zu gestalten, und Wiederholungen, wie sie durch das allmähliche Werden seiner Arbeit sich einstellen mußten, zu beseitigen. Manche erläuternde, ausführende, menschlich abschätzende Bemerkung, die in einem Zeitungsaufsatz nicht unwillkommen ist, verliert

ihren Wert in einem Buche, das in erster Linie doch an Fachgenossen sich wendet. Verschwände sie, so kämen um so stärker feinere Zwischenbemerkungen zu ihrer verdienten Wirkung, Worte, an denen am besten zu erkennen ist, wie Houben aus der beinah erdrückenden Menge der von ihm vorgebrachten Einzelheiten den geschärften Blick zu einem Gesamtbild jungdeutschen Wesens zu erheben beginnt. Enthüllt sich nicht mit einem Male ein entscheidend wichtiger Grundzug dieser Menschen und ihrer menschlichen und schriftstellerischen Art, wenn Houben von den Beziehungen Mundts und Heinrich Stieglitz' sagt: „Freund und Kritiker zugleich zu sein, ist wohl unter Literaten die schwerste Lebenssituation . . . Dieser Konflikt spielt im ganzen ‚jungen Deutschland' eine leider sehr große Rolle, und das Hin- und Herflackern zwischen Freundschaft und Feindschaft unter den Jungdeutschen und ihren journalistischen Lanzknechten wurde durch solche kritischen Winde und Gegenwinde ein dauernder Zustand, in dem sich ein großer Teil ihrer besten Kraft nutzlos verzehrte" (S. 424). Das Wort könnte als Motto vor dem ganzen Buch stehen, besser gewiß als der Titel, den Houben gewählt hat. Ist es nicht stilwidrig, dieser Leidensgeschichte jungdeutscher Literatenkameraderie eine Überschrift zu geben, die an die Zeit des jungen Goethe und des jungen Schiller, an ein übergewaltiges Emporquellen starker Gefühlsmächte gemahnt, und ganz und gar nicht an die Tinten- und Druckerschwärzeerlebnisse jungdeutscher Journalistik? Warum endlich läßt Houben, dessen gesunder bibliographischer Blick und dessen genaue Zitierweise auch diesem Buche und vor allem dem ausführlichen Register wieder zur Zierde dient, seinen eigenen Arbeiten nicht gleiche Sorgsamkeit widerfahren, warum verzeichnet er die ersten Drucke der einzelnen Aufsätze nicht, ja nicht einmal ihr Erscheinungsjahr?

Oskar Walzel.

Neuere Belletristik.

Ille mihi. Roman von Elisabeth von Heyking. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.

Zehn Jahre sind es nahezu her, da erschienen, als noch der Waffengang der europäischen Truppen gegen die Boxerbanden Chinas frisch in aller Gedächtnis haftete, die „Briefe, die ihn nicht erreichten", ohne daß jemand ihre Herkunft kannte, und warben mit ihrer Kenntnis der gleichzeitigen diplomatischen Verhältnisse und mit ihren ausgezeichneten Schilderungen, die in ein seltsam trauriges Menschenschicksal verflochten den Zauber der fernen asiatischen Reiche bannten, sich bald ein internationales Publikum. Den „Briefen" folgte anspruchslos der gleichfalls anonyme Novellenband „Der Tag Anderer". Jetzt tritt die Enkelin Bettinens zum ersten Male mit offenem Visier vor ihre Leser, der Roman führt den Namen Heyking. Aber schon der Titel hat nichts von dem sehnsüchtig-geheimnisvollen Klang, der dem Erstling Schwingen zu geben schien, dessen Form bereits eine ansehnliche Zahl von Nachahmern im Gefolge hat: er erscheint selbstbewußt und abwehrend zugleich in seiner Kürze, dem verstümmelten Anfang der bekannten Horazischen Ode entnommen: Ille mihi — dies ist der meine! Mögen rings die andrängenden Wogen des feindlichen Lebens ihr Spiel treiben.

Ilse, die Heldin des Romans, löst ihre Ehe, in die der Vater sie, sein einziges Kind, das sinnenfrohe, für die Kunst empfängliche Mädchen gedankenlos gegeben hat. Die verbauerte Adelsfamilie, v. Zehren, mit deren Stammhalter sie verbunden ist, droht sie seelisch zu vernichten; von jeder tieferen Anregung abgeschnitten, ist sie hilflos den derben Einflüssen ihrer Umgebung ausgeliefert. Wie zwei feindliche Mächte stehen sich Ilse, die nur in der benachbarten kunstsinnigen Gräfin Helmstedt eine gleichgestimmte Seele findet, und die Angehörigen des Herrn von „Weltsöden"

einander gegenüber. Das Glück der Liebe erblüht ihr erst an der Seite des zweiten Gatten, des jungen fähigen Diplomaten Wolf v. Walden. Während aber weite Reisen, die angesehene Stellung, wechselnder Verkehr der regsamen, begeisterungsfähigen Frau alles zu ersetzen scheinen, was sie bisher entbehrt hat, sind in Berlin Vertreter der Familie Zehren beim Auswärtigen Amte eifrig bemüht, durch Intrigen die Laufbahn Waldens zu verderben. Es gelingt ihnen, ihn zunächst auf minderwertige Posten zu schieben. Im ungesunden tropischen Klima stirbt Waldens einziges Kind. Und schließlich erfolgt mitten in einer scharf zugespitzten Situation die Abberufung, die als Mißbilligung seines Verhaltens empfunden werden muß. Krankheit, eine Folge der überstandenen Aufregung, macht jede weitere Hoffnung zunichte, und in tiefer Niedergeschlagenheit ziehen beide sich vom Kampfplatz des Lebens zurück.

In dem Übermaß von Enttäuschung erscheint Ilse als eine jener feinfühligen Naturen, die, unbeschirmt, zum Leiden geboren, weder die Kraft besitzen sich durchzusetzen noch die natürliche Gabe, auch aus ungünstigen Lagen Nutzen zu ziehen und gekräftigt hervorzugehen. Überströmend gütig gegen den, der ihnen Wohlwollen zeigt, wehrlos ihren Feinden gegenüber. Neben der Liebe zu dem Mann, der ihre Hoffnungen trägt, erfüllt sie begeisterte Hingabe an die Natur; die süße Flucht in Einsamkeiten bietet einen nur scheinbaren Ausgleich und Trost bei den Widrigkeiten des Lebens. Verlassenheit und Unruhe ängstigen sie, „. . . und man war so allein, wie eine Art Zufallserscheinung, für die sich kein Platz findet im weiten Weltenraum." Und durch die müde Resignation klingt die Frage nach der Schuld wie eine Modulation, nicht wie ein bestimmendes Thema.

So muß Ilse dem Leben erliegen. Und Frau von Heyking nimmt sie, wie sie ist, hält einen inneren Konflikt von ihr fern und kämpft so eng an ihrer Seite, daß sie den Menschen und Dingen, die sich hemmend ihr in den Weg stellen, nicht die Gunst der Analyse schenkt. Da aber dieser passiven Natur infolgedessen ein Ausgleich mit der Umgebung unmöglich wird, so quillt trotz allen Freuden des Augenblicks aus den Wunden, die das Leben schlägt, heimlich ein bitterer Haß, der die Augen scharfsichtig macht gegen die Fehler der anderen.

Mag unter diesen Umständen der Fabel das Problem fehlen und die Charakteristik sich nicht von Parteilichkeit frei halten, so weiß doch Frau von Heykings ungewöhnliche Gabe, pointiert zu erzählen, den Leser in ihren Bann zu schlagen. Ja, gerade in der ungetrübten Subjektivität liegt die Stärke des Buches, und nicht umsonst betonen gelegentliche Wendungen, wie „Ilse konnte sich später nie genau besinnen . . .", daß es sich hier im wesentlichen um Memoiren handelt, die locker zum Roman verdichtet sind, um die unerläßliche Verhüllung der kaum verronnenen Wirklichkeit zu erleichtern. Wir begleiten Ilse klopfenden Herzens in das Auswärtige Amt, dessen geheimnisvolle Räume eine seltsam glucksende Tür öffnet, sehen den Geheimrat, der die Personalien regelt, in seinem rührenden Eifer, durch persönliches Wohlwollen die niederschmetternde Wirkung mancher Verordnung zu mildern. Schwieriger noch ist die Aufgabe seines Nachfolgers, den abberufenen Gesandten bei seiner Ankunft in Hamburg von einer Reise nach Berlin abzuhalten. Mit gleicher Anschaulichkeit werden uns Freud und Leid des Diplomatenlebens geschildert, oder die Typen des modernen Berliner Salons; wir hören der geistreichen Frau willig zu, wenn sie von den französischen Werken der Kunst und Literatur im 18. Jahrhundert berichtet oder etwa von der sonnigen Pracht der tropischen Länder. Es fällt manches Wort über die gegenwärtige Politik. Und wenn auch die an den Auswüchsen des Junkertums geübte schroffe Kritik die geschlossene Weltanschauung, die den preußischen Adel groß macht, zu geflissentlich beiseite läßt, so sind auch hier manche Szenen von unmittelbarer Wirkung, wie z. B. jene, wo der Herr v. Zehren bei dem Vater Ilsens, die er nur von einem Diner kennt, seine Bewerbung anbringt und sich alsdann gravitätisch zu seiner Anverlobten begibt mit den Worten: „Ich heiße Theophil, liebe Ilse, willst du mich so nennen?" Bruno Hake.

Menedem, Die Geschichte eines Ungläubigen. Von Theodor Birt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1911.

Theodor Birt, der gründliche und feinsinnige Kenner des klassischen Altertums, hat uns mit diesem Werke in eine der interessantesten Perioden der Weltgeschichte hineingeführt: in die Zeiten Trajans und Hadrians, in die Auflösung der antiken und das Aufkeimen der christlichen Weltanschauung. Die Handlung spielt in Nikomedien, das damals längst als Provinz dem ungeheuren Organismus des römischen Reiches angehörte, und im Mittelpunkte des Buches steht Menedem, der Ungläubige, der Sohn eines noch den alten Göttern ergebenen Griechen, der selbst infolge skytischen Bluteinschlags und einer unhelleni schen Nüchternheit und Wissenschaftlichkeit des Denkens dem griechischen Mythos fremd geworden ist, der sich jedoch aus dem gleichen Grunde auch keinem der zahlreichen anderen Kulte, die gerade damals an allen Orten aufkamen, zuzuwenden vermag. Menedem ist ein Freigeist, aber kein eleganter und phrasenhafter Schwärmer, sondern ein ernster, in sich gekehrter Mann, der zugleich durch den schlichten Edelmut seines Wesens, den Adel seiner — ganz auf den kategorischen Imperativ gestellten — Gesinnung die größte Sympathie des Lesers gewinnt. Um diesen mit voller historischer und psychologischer Deutlichkeit und Folgerichtigkeit gezeichneten Typus gruppieren sich die einzelnen geistigen Richtungen der Zeit, unter denen natürlich das Christentum den hervorragendsten Platz einnimmt. Es ist eine scheue, gedrückte, kleinbürgerliche, verschlagene, schwärmerische Gesellschaft, die wir hier vor uns sehen, und wie wenig erfreulich im menschlichen Sinne das vom Verfasser entworfene Bild der ersten Christen auch sein mag: seine geschichtliche Zuverlässigkeit ist nicht anzuzweifeln, und es gehört in der Tat zu den schwierigsten Problemen der Weltgeschichte, wie aus dem engen Konventikel- und Kleinleute-Wesen der Nazarener die weltbeherrschende Macht des Christentums entstehen konnte.

Der Roman Birts kann und will selbstverständlich diese Frage nicht lösen. Aber die ganze Entwicklung der weit verzweigten und klug ausgebauten Handlung bereitet uns auf das vor, was kommen muß: das liebenswürdig-schwächliche Hellenentum, das starre, starke Römertum — sie stehen beide unter dem Zeichen des Endes, und man ahnt, daß das mit einer gewissen unterirdischen Unheimlichkeit heraufkommende Christentum die Welt zu bezwingen berufen ist. Phaon ist ein lebenswahrer Repräsentant des in sich selbst zerfallenen, haltlosen Griechentums, das infolge seiner inneren Zersetzung für die christliche Lehre von der Sünde vortrefflich disponiert, das aber zu schwach ist, um das Christentum als eine lebenfördernde und weltbeherrschende Kraft zu begreifen, und auf diese Weise innerlich und äußerlich daran zugrunde geht.

Die Fülle der Einzelheiten, die sich durch die exakte historische Treue auszeichnen, und von denen hier die Schilderung des Abendmahls in der Mithragrotte (im dritten Buch) hervorgehoben sein mag, ist vom Verfasser mit sicherer Hand zu einer untadelhaften Einheit zusammengeschmolzen, und man legt das Buch mit dem angenehmen Gefühl aus der Hand, zu gleicher Zeit bei einem weitblickenden Gelehrten und einem mit schöpferischer und gestaltender Phantasie begabten Dichter zu Gaste gewesen zu sein.

Herbert Stegemann.

μβ. **Delphine de Sabran, Marquise de Custine.** Par Gaston Maugras et le Cte P. de la Croize-Lemercier. Paris, Plon. 1912.

Wieder eines dieser anziehenden Memoirenwerke; anscheinend besitzt die französische Literatur einen unerschöpflichen Reichtum. Von geschmacksichrer, verständnisvoller Feder gezeichnet, steigt ein Frauenleben vor uns empor: in alten Traditionen aufgezogen, doch neuen Ideen nachhängend, gefühlvoll, eitel, unstet, eine bildschöne junge Frau mit langen goldblonden Locken. Ihren Gemahl hatte sie schlecht behandelt, als er sich jedoch vor dem revolutionären Blutribunal verantworten mußte, stand sie freiwillig mit bewunderungswürdigem Mut ihm zur Seite, es war umsonst. Wenige Monate darauf verliebte sich die junge Witwe leidenschaftlich im Carmesgefängnis in den mitangeklagten General Vicomte Beauharnais, den Gatten der Joséphine. Sie schwelgten im Glück. Joséphine kam allerdings noch hinzu, teilte die Zelle der Delphine, aber sie hatte volles Verständnis für solche Lagen und störte nicht. Jäh wurde der Roman unterbrochen, Alexander v. Beauharnais wurde hingerichtet. Es gelang der Delphine, mit dem Leben davon zu kommen, sie irrte umher, bis endlich ihr Vermögen zurückerstattet wurde. Interessante Briefe malen das pittoreske Übergangsstadium der Direktoiregeselligkeit, und ebenso anschaulich wird später die Rückkehr der Royalisten, die verfahrene Ungeschicktheit der Prinzen geschildert. Der junge Sohn der schönen Delphine trat nach dem endgültigen Sturz Napoleons als Adjutant in den Dienst des Prinzen von Artois. In Frankfurt a. M. hatten Mutter und Sohn viel mit Wilhelm v. Humboldt wie mit der Rahel Varnhagen v. Ense verkehrt; wie sie auf diese beiden wirkten, kann man in deren Korrespondenzen nachlesen. Delphine v. Custine schrieb über Wilhelm v. Humboldt: „Il n'est pas possible d'avoir plus d'esprit et plus de grâce dans l'esprit." Noch ein anderer eigenartiger Deutscher, der aus den Memoiren jener Zeit uns wohlbekannt ist, Koreff, der spätere Leibarzt des Fürsten Hardenberg, war jahrelang ihr Hausfreund und Reisebegleiter gewesen. — Unendlich viele Männer hatten sich leidenschaftlich in die blonde, schmachtende junge Frau verliebt, oft hatte sie ihre Anbeter herzlos irregeführt, aber sie alle wurden gerächt. Delphine faßte eine glühende Neigung zu Chateaubriand, der damals auf der Höhe seines Ruhmes sich sonnte. Ihre Liebe zu ihm überlebte alle Enttäuschungen, alle Demütigungen, überlebte seine Kälte, seinen oft wiederholten Verrat. Sterbend gelang es ihr, ihn noch einmal zu sehen. In seinen Memoiren erwähnt er frostig-gerührt diese Begegnung, schildert ihre blassen Lippen, ihre schönen Zähne, ihr Seidenhaar. Delphine v. Custine war ein Kind jener Zeit, im Banne der Phrasen, der geschwollenen Gefühle. Sie war schwach, anziehend und entwaffnend hilflos.

μγ. **Charlotte v. Kalb.** Eine psychologische Studie. Von Ida Boy-Ed. Mit 8 Abbildungen. Jena, Eugen Diederichs. 1912.

Die Gestalt der Frau Charlotte v. Kalb hat von jeher für alle diejenigen, denen auch die Nebenpersonen der Weimarer Zeit nicht gleichgültig sind, etwas Anziehendes, schwerlich rein Befriedigendes gehabt. Von klein auf reizbar und schwachsichtig, in ihrer Ehe weder beglückend noch beglückt, erglüht sie in Mannheim für Schiller, ohne sich seine Leidenschaft für sie sichern zu können. Mit mütterlicher Sorge nimmt sie sich des jungen Hölderlin an, des Hauslehrers ihrer Kinder. Noch einmal wendet sie die ganze Fülle ihres heißen Gefühls Jean Paul zu, um sich schließlich auch von ihm getäuscht zu sehen. Sie verliert ihr eigenes Vermögen und Schloß Kalbsrieth; ihr Gatte erschießt sich, später ihr Sohn; erblindet und verarmt findet sie durch die Prinzessin Marianne im Königl. Schlosse zu Berlin eine Freistatt, wo sie, 82 Jahre alt, 1843 gestorben ist. Die Verfasserin, die mit dem von der literarischen Forschung erbrachten Material arbeitet, möchte ein Gesamtverständnis dieser „Weibpersönlichkeit" geben: „Wir erst (erklärt sie eingangs), von der heutigen Stufe psychologischen und physiologischen Erkennens aus, können versuchen, Charlotte richtig zu sehen" und: „nur eine Frau könne diese Frau verstehen." Die leicht irreführende Gefährlichkeit dieser beiden Sätze leuchtet ein. Wer hat jemals das Wesen der Frauen tiefer ergründet und geschaut als Goethe? Wer darf sich vermessen, zu glauben, daß er, kraft psychologischer und physiologischer Theorien, den wahren Schlüssel zur Erkenntnis eines Lebensrätsels in der Hand halte? Unter diesen Vorbehalten kann das Buch als „interessant" und als „interessant geschrieben" bezeichnet werden; insofern, als die Auffassung und Behandlung des Problems seitens der Verfasserin den Leser in eine Kette zum Teil seltsamer, individuell gefärbter Erfahrungen hineinblicken läßt, und die Darstellungsart den modernsten Sprucheigentümlichkeiten nicht aus dem Wege geht. Also, wie Frau Boy-Ed die Frau v. Kalb sieht, lehrt das Buch, nicht mehr, aber auch nicht weniger; ihre Vorliebe für ihre Heldin ist unverkennbar. Schade, daß die auch sonst im Druck mißhandelte Seite 3 das Geburtsjahr zu verwirrendem Irrtum auf 1791, anstatt 1761 ansetzt; im übrigen ist das Buch recht gut ausgestattet und ein erfreulicher Besitz für den, der es sich zueignet.

βλ. **Œuvres choisies de Guy de Maupassant.** Par T. Bernot. Paris, Delagrave. 1911.

Die Verlagshandlung Delagrave stellt den Freunden der französischen Literatur und der Jugend, die sich auf ihre Kenntnis vorbereitet, eine Reihe von Antologien zur Verfügung, die sich durch gute Auswahl

in den Werken der Autoren des 19. Jahrhunderts und ein handliches, billiges Format empfiehlt. Der vorliegende Band ist eine nützliche und angenehme Einführung in die Dichtung und Prosa Maupassants.

07. **Und all die Kränze ...** Gedichte von Rudolf Presber. Stuttgart und Berlin, Cotta. 1911.

Diese Gedichte zeigen ihren Verfasser von der liebenswertesten menschlichen Seite. Wir sehen ihn in seinem kleinen Hause am Walde, wie er sich sinnend vor seinem Kinderspielschrank in die Bilder alter Tage vertieft, wie er an herben Vorfrühlingstagen hinauswandert über das braune Feld mit seinen getreuen Hunden und ihr Tun und Treiben wehmütig-lächelnd mit dem sich so gescheit dünkenden Menschen vergleicht, wie er unter dem brennenden Christbaum steht und wie ihm dort leise und heimlich seine toten Lieben zur Seite treten. Alles ist voll Wärme und einer zu Herzen gehenden Innigkeit. In dem letzten Teil, dem „Till Eulenspiegel", tritt der feine und doch derb zugreifende Humor in seine Rechte, und es begegnen uns dort besonders schalkhafte und reizvolle Sachen. Sobald Presber das aktuelle Tagesereignis berührt, sprüht er über von Witz und Laune; und die Anmut, mit der er die satirische Peitsche über all den mannigfaltigen Narrheiten des Tages schwingt, findet so leicht nicht ihresgleichen. Höchst drollig ist die „Ballade", die von dem Dichter Ernst Woldemar Tüpfel mit gerunzelter Stirn und geschwelltem Busen entworfen wird und schließlich in einem Beschwerdebriefe an den Zigarrenlieferanten endet. Amüsante Satiren auf Auswüchse unseres modernen Lebens sind „Der neurasthenische Säugling" und „Zum Besten von ..."; besonders letzteres ist eine köstliche Verfilage des gegenwärtigen Wohltätigkeitsunfugs. Wir haben gerade in der Gegenwart nicht viele Dichter, die heiter sind, ohne trivial zu werden, und geistreich, ohne in Manier zu verfallen, und die — das ist das wichtigste — reif und überlegen genug sind, um sich bei allem lächelnden Spotte über die Narrheiten der Welt das Eine zu bewahren, was das A und O aller Weichheit auf Erden bleibt: die hoffnungsvolle und gläubige Liebe zu den Menschen.

07. **Wellenringe.** Von Oscar Blumenthal. Berlin, Georg Stilke. 1912.

Blumenthals Lustspiele sind Erzeugnisse eines reichen, geschulten Talentes, einer köstlichen Heiterkeit und eines scharfen Wirklichkeitssinnes, der Blumenthal nicht ohne Recht den Ehrennamen eines deutschen Sardou eingetragen hat. Wer sich ohne ästhetische Prätensionen dem Reize der Bühne hinzugeben weiß, wird an den meisten der Blumenthalschen Lustspiele seine Freude haben. Auch in der vorliegenden Sammlung kleiner Aufsätze, mit denen er uns zu seinem sechzigsten Geburtstage beschenkt hat, wirkt seine leichte und elegante Art, sein sicherer Blick, die Geradheit und Natürlichkeit seines Urteils belebend, anregend und sympathisch. In diesen mit der ganzen Meisterschaft des Journalisten comme il faut hingeworfenen Studien und Skizzen fehlt — und das ist besonders wohltuend — ganz und gar die pathetische, jubiläenhaft-feierliche Nuance, die uns in derartigen Veröffentlichungen zu begegnen pflegt. Blumenthal ist zu sehr Weltmann, um an einer derartigen Pose Gefallen zu finden. Er plaudert ohne alle Prätensionen, und er, dessen leichte Hand bisweilen fast unmerklich an tiefe Probleme rührt, zu berichten weiß, das typische Behagen, das uns die Gesellschaft eines sehr kultivierten, dazu herzenswarmen und grundgescheiten Menschen einzuflößen pflegt. Wie schlecht kennen diejenigen Oscar Blumenthal, die in ihm nur den Spaßmacher sehen! Hier, in diesem Buche, das gewissermaßen die Randglossen zu seinen Erlebnissen darstellt und in dem Blumenthal auf die Tage seines reifen Menschenalters einen beschaulichen Rückblick wirft, zeigt er uns neben dem brillierenden Geiste, der uns so erfreut hat, eine feine, tiefe und nachdenkliche Seele. Und welcher Oberflächenbetrachter möchte es glauben, daß der Lieblingspoet Blumenthals gerade — Hieronymus Lorm ist? Und daß Tolstoj zu dem vom Verfasser des „Weißen Rößl" am höchsten geschätzten und verehrten Autoren gehört? Auf viele Gebiete der Kunst und des Lebens fallen blitzende Streiflichter, und man scheidet von dem Buche mit dem erquickenden Gefühl, in der Nähe eines Mannes geweilt zu haben, dem das Schicksal äußeren Erfolg und innere Harmonie in gleicher Vollendung gewährt hat.

07. **Japan.** Ein Deutungsversuch. Von Lafcadio Hearn. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1912.

Lafcadio Hearn, dessen andere Bücher über Japan durchaus dichterischen Charakter tragen und der sich mehr mit der Sehnsucht des Künstlers als mit der Objektivität des Ethnologen in die bunte und seltsame Fülle des japanischen Lebens vertieft hat, zeigt sich in diesem seinem letzten, soeben in deutscher Übersetzung erschienenen Werke als ein Mann der strengen und exakten Wissenschaft, die alles Geschehen zu rubrizieren und in logische Formeln einzuordnen weiß. Es scheint, daß Percival Lowells Veröffentlichungen, wie etwa „Die Seele des fernen Ostens", Lafcadio Hearn beeinflußt und ihn zu einer Systematisierung seiner Anschauungen veranlaßt haben: Hearn hat insbesondere Lowells eben erwähntes Buch gekannt und sich brieflich in Ausdrücken höchster Bewunderung darüber ausgesprochen, wobei er in neidloser Weise Lowell als dem philosophischeren Geiste vor sich selber den Vorrang einräumt. In der Tat ist es Lowell gelungen, die Grundlinien des fernorientalischen Volkscharakters in einigen

wenigen Strichen festzuhalten und die ganze bunte Zauberwelt, die uns der Osten bietet, in ein paar grundlegenden Begriffen aufzulösen. Während aber dieser einem Anatomen gleicht, der mit dem unerbittlichen Messer jeden Muskel und jeden Nerv bloßlegt, erscheint Hearn eher als ein Magus, der Geister zu beschwören und in vollem Leben vor uns hinzustellen weiß und doch zugleich den ungeheuer komplizierten Organismus des japanischen Lebens aufdeckt. In zehn Kapiteln legt Hearn die Grundlagen des japanischen Kultus dar, und wir beginnen zu ahnen, in wie höchst eigentümlicher Art sich in Japan religiöses Leben mit den politischen und sozialen Verhältnissen verbindet. Der riesenhafte und, wie es scheint, auf Jahrtausende berechnete Bau des japanischen Reiches beruht nach Hearns einleuchtenden Ausführungen auf dem Ahnenkult, der zugleich höchste Pflicht des Individuums wie das erste und letzte Prinzip der Staatsregierung bedeutet. Neben diesem, unter dem Namen Shintoismus bekannten Kulte haben sich andere Religionen, wie Buddhismus und Konfuzianismus, nur wenig einzubürgern vermocht, und heute noch beherrscht er, wie Hearn das an charakteristischen Dokumenten aus dem russisch-japanischen Kriege erläutert, ausschließlich die weitesten Kreise des japanischen Volkes. Interessant sind besonders die Abschnitte „Der Aufstieg der militärischen Macht", „Die feudale Integration" und „Die soziale Organisation". Man verzichtet nur ungern darauf, sich mit den Einzelheiten der Hearnschen Gedankengänge auseinanderzusetzen, sie führen, übereinstimmend mit Lowell, zu der Erkenntnis, daß in Japan wie in China das Individuum vollständig von der Volksgemeinschaft absorbiert, von Sitte, Gesetz, Herkommen und Pietät beherrscht und lediglich als Objekt, niemals als Subjekt betrachtet wird. Es bleibt abzuwarten, ob die heute versuchte Überleitung dieser, unseren Anschauungen und Instinkten diametral entgegengesetzten Denkweise in europäische Begriffe möglich sein wird. Diese Frage enthält zugleich die nach den weiteren äußeren Schicksalen der beiden großen östlichen Reiche, die gerade jetzt mehr als je im Mittelpunkte der allgemeinen Aufmerksamkeit stehen.

Bo. **Chinesische Kunstgeschichte.** Von Oskar Münsterberg. Zweiter Band. Eßlingen a. N., Paul Neff (Max Schreiber). 1912.

Wie der erste Band dieses Werkes, der hier im September 1910 bereits besprochen worden ist, enthält auch der vorliegende eine Fülle des wertvollsten Materials. Er behandelt die Architektur und das Kunstgewerbe, letzteres in seinen Einzelheiten, Bronze, Töpferei einschließlich Porzellan, Steinarbeiten, Buch- und Kunstdruck, Stoffe und Teppiche, Lack- und Holzarbeiten, Glas, Glasschmelzen, d. h. Zellen- und Grubenschmelz und gemaltes Email, Horn, Schildpatt, Bernstein und Elfenbein. Daß dabei vieles, trotz der 500 Seiten, die der vorliegende Band umfaßt, nur flüchtig behandelt werden konnte, liegt auf der Hand; als besonders bedauerlich möchten wir es bezeichnen, daß namentlich die Sammlungen des Berliner Kunstgewerbemuseums wenig oder gar nicht benutzt worden sind. Der Verfasser würde dort manches, vieles gefunden haben, was so seiner Aufmerksamkeit entgangen ist, namentlich auch, was Arbeiten in Glas, Zinn, Lack, Email anbetrifft. Daß der Verfasser seinen schon im ersten Bande ausgesprochenen Theorien treubleibt und auch im zweiten wieder Formen des alten mykenischen Kulturkreises in China findet, kann nicht wundernehmen. Es wird späteren Behandlungen der chinesischen Kultur und Kunst vorbehalten bleiben, mit dieser Sucht nach Vorbildern und Anlehnungen aufzuräumen; das Werk des Verfassers wird aber trotzdem wegen der Menge des gebotenen Materials seinen Wert behalten, zumal auch für diejenigen, denen es nicht vergönnt ist, die Originalwerke einzusehen, aus denen er vielfach geschöpft hat.

μ. **Altmeister der Kunst. I. Giorgione.** Von Georg Gronau. Mit 14 Tafeln und 1 Textabbildung. Stuttgart, W. Spemann. 1912.

Diese neu erscheinende Folge von Kunstheften führt sich mit ihrer ersten Nummer glücklich ein. Giorgione, hinter dessen traumhafte Schönheit atmende Werke geschäftige Phantasie auch einen traumschönen Minnehelden als Schöpfer dieser geheimen Offenbarungen setzte, ist seit langem ein Liebling des kunstliebenden Publikums. Frühe schon goß ideales Heroenkultbedürfnis um seine in geschichtliches Dunkel gehüllte Gestalt leuchtende Lichtfluten und sprühende Reflexe romantischer Legenden — Legenden der Liebe, Legenden einer vornehmen Abstammung aus seligem Liebesbund, Legenden eines tragischen Liebestodes. Und vielleicht haben alle diese Legenden recht. Denn das Bild eines der Liebe und der Schönheit geweihten Daseins schaut uns ebenso aus den Werken des Meisters an, diesen von einer hinreißenden Idealität erfüllten und wunderbar in ihre tiefen Zauber ziehenden Werken. Die nüchterne Forschung steht Giorgione wesentlich anders gegenüber. Für sie ist das Geheimnisvolle seiner Persönlichkeit ein schweres Hemmnis. Wo sie ihn zu haben glaubt, entgleitet er ihr wieder. Alle seine Schöpfungen sind umstritten. Die Ab- und Zuweisungen nehmen in seinem Werke kein Ende. Gronau, schon seit Jahren durch seine gediegenen Giorgione-Untersuchungen bekannt, hat in dieser seiner jüngsten Arbeit nach Möglichkeit ein klares und in großen Linien zusammengefaßtes Bild der künstlerischen Art des Meisters zu geben gesucht. Von kurzen kritischen Glossen begleitet, bietet er die Bilder. Auch von ihnen nur das Wichtigste, von dem Früh-

werk der „Feuerprobe des Moses" bis zu den letzten, von Giorgione nur noch entworfenen und von anderen Händen nach seinem Tode fertig gestellten Gemälden, dem „Sturm", den Bordone, und dem viel besprochenen „Konzert" im Pittipalast, das, wie Gronau annimmt, Tizian vollendete. Das Heft gibt somit, ohne den Leser mit Hypothesen zu ermüden, einen guten allgemeinen Überblick über das Werk des großen Venezianers.

xy. **Voiture et les origines de l'Hôtel de Rambouillet** (1597—1635). Portraits et Documents inédits. Par Emile Magne. Paris, Mercure de France.

Von unbekannten Porträts werden zwei des Titelhelden gegeben, das eine wirklich gute aus dem Museum von Versailles, außerdem ein seltener Kupferstich des Hotels von Rambouillet; von Aktenstücken vier, von denen drei sich auf Voiture, eine auf eine Schenkung des Marquis und der Marquise v. Rambouillet beziehen. Das letztere ist eine Schenkurkunde vom 30. April 1607, wodurch die beiden Gatten sich gegenseitig für den Todesfall ihre sämtlichen Güter vermachen. Diese neuen Dokumente und künstlerischen Beigaben, wenn auch nicht unwichtig, sind für ein neues Buch ein bißchen dürftig. Von Julie d'Angennes, der späteren Herzogin von Montausier, der eigentlichen Führerin der sogenannten Precieusen-Bewegung, gibt der Verfasser Seite 107 ein sehr wenig schmeichelhaftes Porträt. Ferner wird die Stellung Voitures zu diesem Kreise auf Grund bisher unbekannter oder wenig beachteter Dokumente näher beleuchtet. So sehr diese fleißige Benutzung des Materials anzuerkennen, so ist der Ton des Buches unerfreulich: er ist gar zu novellenmäßig, statt einer wissenschaftlich historischen Erzählung Feuilletonstil. Für die Familiengeschichte der Rambouillet lernt man viele Einzelheiten kennen, ebenso oder noch mehr für das Leben des merkwürdigen Schriftstellers, der dem Buche seinen Titel gegeben hat, eines der eigenartigsten Gesellschaftsmenschen und unterhaltenden Briefschreibers jener Zeit; dagegen gewinnt man für das Leben und die Eigenart der Precieusen recht wenig. Molière kommt natürlich, da es sich ja nur um die Zeit bis 1635 handelt, noch gar nicht vor; das Auftreten des großen Dichters gegen die Precieusen gehört erst dem Jahre 1658 an. Am Schlusse des Buches heißt es „Ende des ersten Teils" und im Verzeichnis der übrigen Schriften des Verfassers, der dem Precieusentum eine außerordentlich fruchtbare, in Deutschland so gut wie unbekannte schriftstellerische Tätigkeit gewidmet hat, wird als ein demnächst erscheinendes Werk „Voiture und die Glanzjahre des Hotels Rambouillet 1636—1648" angekündigt, auf das man gespannt sein darf.

βλ. **Ce qu'on a fait de l'Eglise.** Étude d'histoire religieuse. Paris, Alcan. 1912.

Es gehört mit zu den Eigentümlichkeiten der Gegenwart, daß alle Wünsche und Klagen glaubenstreuer Katholiken an die Regierung ihrer Kirche unter dem Schutz der Anonymität ausgesprochen werden. Das ist auch in bezug auf die vorliegende Schrift der Fall, der eine ehrfurchtsvoll demütige Bitte an Papst Pius X. vorangedruckt ist. Vorwort und Nachwort ihrer Herausgeber reden die beredte Sprache schmerzlicher Überzeugung, daß diejenigen, an die sie gerichtet ist, sie nicht erwägen, vielleicht kaum lesen und jedenfalls unterscheidungslos verurteilen werden. Sie halten sich dennoch im Gewissen verpflichtet, Zeugnis von der Wahrheit über vorhandene Mißstände und Übel im kirchlichen Regiment abzulegen, und die Tatsache, daß die umfangreiche Schrift bereits die vierte Auflage erlebt hat, bestätigt jedenfalls aufs neue das wachsende Interesse an den hier angeregten Fragen. Sie beschäftigen Geistliche und Laien, die rückhaltlos zur Kirche stehen, ihre Lehre bekennen und nur das System verwerfen, von dem sie ebenso rückhaltlos aussagen, es sei weder im Geist des Evangeliums noch könne es Anspruch darauf erheben, etwas anderes als der Ausdruck einer aus der Zeit geborenen und mit ihr zum Wechsel und zum Untergang verurteilten Politik zu sein. Über alle aktuellen Fragen der letzten Jahrzehnte sind die Verfasser sehr wohl unterrichtet. Ihre Darstellung beruht auf dokumentarischen Belegen. Wenn die Kritik etwas einzuwenden hätte, so wäre es nur, daß auf diesen fünfhundert enggedruckten Seiten, die sich vornehmlich mit französischen Zuständen befassen, der Versuch gemacht ist, einen kirchengeschichtlichen Überblick auf die Vergangenheit auszudehnen. Er gibt zu viel und doch zu wenig. Zur Kenntnis der Vorgänge der jüngsten Zeit jedoch ist das Buch, wir wiederholen es, von unvergleichlichem Wert.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzengruber. — Dolphis Gespielin und andere Erzählungen. Von Karl Anzengruber. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Aus Natur und Geisteswelt. 78. Bändchen: Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von Prof. Dr. Otto von Zwiedineck-Südenhorst. Zweite, neu bearbeitete Auflage. — Nr. 146. Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Oswald Külpe. Dritte, verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Kants. — Nr. 164. Herbarts Lehren und Leben. Von O. Flügel. Zweite Auflage. — 373. Bändchen: Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert. Von Dr. Hans Jantzen. Mit 37 Textabbildungen. 374. Bändchen: Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert. Erster Teil: Bis zum Sturze Metternichs. Von Richard Charmatz. Leipzig, B. G. Teubner. 1912.

Baedeker. — Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Essen. Mit einer Beschreibung der heutigen Kruppschen Werke. Nach zuverlässigen Quellen dargestellt von Diedrich Baedeker. Zweite sehr vermehrte Auflage. Essen, G. D. Baedeker. 1912.

Baedeker. — Die Rheinlande, Schwarzwald, Vogesen. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 70 Karten, 66 Stadtplänen und Grundrissen. Zweiunddreißigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1912.

Baedeker. — Rußland nebst Teheran, Port Arthur, Peking. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 40 Karten, 67 Plänen und 11 Grundrissen. Siebente Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1912.

Bauer. — La Conscience collective et la morale. Par Arthur Bauer. Ouvrage couronné par l'institut. Paris, Félix Alcan. 1912.

Bernhard. — Familiensinn und andere Erzählungen. Von Marie Bernhard. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Bouvier. — Jean-Jacques Rousseau. Conférences prononcées dans l'aula de l'université de Genève à l'occasion du deuxième centenaire de la naissance de J. J. Rousseau. Par Bernard Bouvier. Genève, A. Jullien. 1912.

Boy-Ed. — Ein Augenblick im Paradies. Roman. Von Ida Boy-Ed. Berlin, Ullstein und Co. 1912.

Bretholz. — Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Přemysliden (1306). Von Dr. Bertold Bretholz. Leipzig, Duncker und Humblot. 1912.

Busch. — Die deutsche Ärzteschaft am Scheidewege. Von San.-Rat Dr. Busch, Bochum. Berlin, J. Goldschmidt. 1912.

Buzello. — Jung Deutschland huldigt Kaiser Wilhelm dem Großen. Festspiel für Schulen von J. Buzello Magdeburg, Kommissionsverlag von Karl Peters. O. J.

Buzello. — Leben, Kunst, Vaterland, Amt. Gedichte. Von Justus Buzello. Magdeburg, Kommissionsverlag von Karl Peters. 1912.

Conrad. — Das Biest und andere Erzählungen. Von Joseph Conrad. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Ernst Wolfgang Günter. München, Albert Langen. O. J.

Der Kampf der Parteien um die Jugend. Ein Erörterungsabend. Herausgegeben von der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge. Berlin, Otto Liebmann. 1912.

Deutsch-Ostafrika als Siedelungsgebiet für Europäer unter Berücksichtigung Britisch-Ostafrikas und Nyassalands. Bericht der 1908 unter Führung des damaligen Unterstaatssekretärs Dr. von Lindequist nach Ostafrika entsandten Kommission. Mit einer Karte. Leipzig, Duncker und Humblot. 1912.

Drianlt. Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la révolution française. XIX. Florence, Modène, Gênes. Par Édouard Driault. Paris, Félix Alcan. 1912.

Ellis. — The task of social hygiene. By Havelock Ellis. London, Constable and Co. 1912.

Ellis. — Rassenhygiene und Volksgesundheit. Von Havelock Ellis. Deutsche Originalausgabe, veranstaltet unter Mitwirkung von Dr. Hans Kurella. Würzburg, Curt Kabitzsch. 1912.

Frank. — Die Schatten der Dinge. Gedichte. Von Bruno Frank. München, Albert Langen. O. J.

Frank. — Clemens Brentano, Nachtwachen von Bonaventura. Herausgegeben von Erich Frank. Heidelberg, Karl Winter. 1912.

Frels. — Bettina von Arnims Königsbuch. Ein Beitrag zur Geschichte ihres Lebens und ihrer Zeit. Von Dr. Wilhelm Frels. Schwerin, Kommissionsverlag von Alfred Schmidt. 1912.

Gentil. — Le Maroc physique. Par Louis Gentil. Professeur-Adjoint à la Sorbonne. Avec cartes dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1912.

Gerhard. Begegnung und andere Novellen. Von Adele Gerhard. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Gesundbrunnen 1913. Herausgegeben vom Dürerbunde. München, Georg D. W. Callwey.

Goethe. — Goethes Sämtliche Werke. Propyläen-Ausgabe. Sechzehnter Band. München, Georg Müller O. J.

Graevenitz. — Geschichte des italienisch-türkischen Krieges. Von G. v. Graevenitz. 1. Lieferung: Vom Beginn des Krieges bis zu den Gefechten von Sciara-Sciat (23. Oktober) und Sidi Messri (26. Oktober). Mit sechs Karten und sonstigen Skizzen im Text und einer Übersichtsskizze als Anlage. Berlin, R. Eisenschmidt. 1912.

delle Grazie. — Gottesgericht und andere Erzählungen. Von Marie Eugenie delle Grazie. Leipzig, Albert Bonnier O. J.

Hacker. — Die Losburg. Romantisches Bergfestspiel in drei Abteilungen. Nach alten Chroniken von Ludwig Hacker. Mit Musik von Dr. Heinrich Schmidt. Wunsiedel. 1912.

Haebler. — Judas Ischarioth. Drama in drei Akten. Von Rolf Gustav Haebler. Leipzig, Otto Wilhelm Barth. 1912.

Handbuch der Politik. Herausgegeben von Paul Laband, Adolf Wach, Adolf Wagner, Georg Jellinek, Lamprecht, von Liszt, Georg von Schanz, Fritz Berolsheimer. Zweiter Band, Lieferung 4: Die Aufgaben der Politik. Elftes Hauptstück: Soziale Fragen. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1912.

Hauptmann. — Gabriel Schillings Flucht. Drama von Gerhart Hauptmann. Berlin, S. Fischer. O. J.

Hildenbrand. — Herbststudien im deutschen Wald. 10 Kunstblatter in Vierfarbendruck nach farbenphotographischen Studien. Von Hans Hildenbrand. Mit einem Geleitwort von Geh. Hofrat A. Trinius. Stuttgart, Verlag der Farbenphotographischen Gesellschaft m. b. H. O. J.

Hildenbrand. — Herbst in den Schweizer Alpen. 10 Kunstblatter in Vierfarbendruck nach farbenphotographischen Studien. Von Hans Hildenbrand. Mit einem Geleitwort von J. C. Heer. Stuttgart, Verlag der Farbenphotographischen Gesellschaft m. b. H. O. J.

Hirn. — The sacred shrine. A study of the poetry and art of the catholic church. By Yrjö Hirn. London, Macmillan and Co. 1912.

Hoeber. — Das deutsche Universitäts- und Hochschulwesen. Von Dr. Karl Hoeber. Band 54 der „Sammlung Kösel". München, Jos. Kösel. 1912.

Hoermann. — Glücklicher Mittelstand. Mittelstandsbilder und Mittelstandspolitik. Eine sozialethische und wirtschaftliche Studie von Franz Hoermann. Trier, Petrus-Verlag. O. J.

Hofmann. — s' Wiener Komtesserl. Roman von Else Hofmann. Buchschmuck von Leo Rauth. Leipzig, Abel und Muller. O. J.

Holder. — Kommerzienrat Robert Vollmöller. Sein Leben und Wirken dargestellt von August Holder. Nebst einem Anhang: Trauerreden von Herrn Prälaten D. v. Blum. Mit dem Bildnis des Verstorbenen. Heilbronn a. N., A. Scheurlen. 1912.

Isaac. — Kommentar zum Automobilgesetz, zur Bundesratsverordnung vom 3. Februar 1910 sowie zum Automobilsteuergesetz. Nebst dem internationalen Abkommen, sämtlichen Ausführungsbestimmungen des Reiches und der Bundesstaaten, sowie den Vorschriften über Fuhrwerksverkehr, Radfahrverkehr und Chausseegeldabgaben. Von Rechtsanwalt Dr. Martin Isaac. Erste Hälfte. Berlin, Otto Liebmann. 1912.

Jeep. — Bismarck ist Deutschland. Ein Denkmal von Dr. Ernst Jeep. Nowawes, Buchdruckerei Otto Freudenberg. 1912.

Kaskel. — Grundriß des sozialen Versicherungsrechts. Systematische Darstellung auf Grund der Reichsversicherungsordnung und des Versicherungsgesetzes für Angestellte. Von Dr. Walter Kaskel, Gerichts-

assessor, und Dr. Fritz Sitzler, Regierungsassessor, Hilfsarbeitern im Reichsversicherungsamt. Berlin, Julius Springer. 1912.

Kemmerich. — Aus der Geschichte der menschlichen Dummheit. Von Dr. Max Kemmerich. München, Albert Langen. O. J.

Kocfoed. — Die gegenwärtige russische Agrargesetzgebung und ihre Durchführung in der Praxis. Vortrag. Von A. Kocfoed. S.-Petersburg, V. Kirschbaum. 1912.

Kralik. — Der heilige Gral. Dramatische Dichtung von Richard von Kralik in drei Aufzügen. Trier, Petrus-Verlag. O. J.

Kroczak. — Der Liebespreis. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Ferdinand Kroczak. Brünn, Karl Winiker. 1912.

Kronenberg. — Geschichte des deutschen Idealismus. Von Dr. M. Kronenberg. Zweiter Band: Die Blütezeit des deutschen Idealismus. Von Kant bis Hegel. München, C. H. Beck. 1912.

Leitzmann. — Wilhelm von Humboldts Sonettdichtung. Von Albert Leitzmann. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. 1912.

Maack. — Zweimal gestorben! Die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem XVIII. Jahrhundert. Nach urkundlichen Quellen, mit literarischen Belegen und einer Abhandlung über vergangene und gegenwärtige Rosenkreuzerei. Von Dr. Ferdinand Maack. Leipzig, Wilhelm Heims. 1912.

May. — Johannes Brahms. Von Florence May. Aus dem Englischen übersetzt von Ludmille Kirschbaum. Zwei Teile in einem Bande. Mit 10 Abbildungen und 2 Faksimiles. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1912.

Mollwo. — Einige Grundfragen der heutigen deutschen Politik und Wirtschaftspolitik. Von Professor Dr. Carl Mollwo. Berlin, J. Guttentag. 1912.

Morold. Anton Bruckner. Von Max Morold. Mit einem Bildnis. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1912.

von Müller. — E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr. Sein Briefwechsel und die Erinnerungen seiner Bekannten. Gesammelt und erläutert von Hans von Müller. Erster Band: Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundschaft. Zweiter Band: Hoffmanns Briefwechsel mit Ausnahme der Briefe an Hippel. Erstes Heft: Von Plock bis Leipzig. 1803–1814. Zweites Heft: Berlin. 1814–1822. Drittes Heft: Anhänge. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1912.

Neumann. — Gustav Schüler. Ein Wegeweiser und ein Wegewart. Von Hellmuth Neumann. Leipzig, Fritz Eckardt. 1912.

Nereus. — Die Probleme der österreichischen Flottenpolitik. Die Frage der großen Schiffe und deren Konsequenzen; Fiasko der früheren und die Möglichkeiten der zukünftigen österreichischen Marinepolitik; Adria- oder Weltpolitik? Von Nereus. Leipzig und Wien, Nereusverlag. 1912.

Polgar. — Hiob. Ein Novellenband. Von Alfred Polgar. München, Albert Langen. O. J.

Quaglino. — Per non far soffrire di Romolo Quaglino. Milano, Remo Sandron. 1913.

Raff. — Der Nebelreiter. Und andere Geschichten. Von Helene Raff. Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1912.

Renard. — L'Évolution industrielle et agricole depuis cent cinquante ans par Georges Renard et Albert Dulac. Avec 34 gravures dans le texte. Paris, Félix Alcan. 1912.

Repsold. — Malschülers Anfang. Eine Schattenrißfolge. Von Wilhelm Repsold. Mit Versen von F. A. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Repsold. — Malschule. Eine Schattenrißfolge. Von Wilhelm Repsold. Mit Versen von F. A. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Repsold. — Professor und Modell. Eine Schattenrißfolge. Von Wilhelm Repsold. Mit Versen von F. A. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Ring. — Zwei Jahre später. Erzählung. Von Barbara Ring. Einzig berechtigte Übersetzung von Eläre Grevenus Mjöen. München, Albert Langen. O. J.

Salten. — Sonntagspredigten für freie Deutsche. Herausgegeben von A. von Salten. Freie Folge 3. Heft. Leipzig, Kommissionsverlag, Deutsche nationale Kanzlei. O. J.

Schäfer. — Deutsche Geschichte. Von Dietrich Schäfer. Zweite, bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Zwei Bände. Jena, Gustav Fischer. O. J.

Schattenrißkarten. Erste Folge: Aus dem Schatten-Liliput. — Zweite Folge: Allerlei. Von Fröhlich. — Dritte Folge: Aus Falstaff und seinen Gesellen. Nach Paul Konewka. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Scheffler. — Gesammelte Essays. Von Karl Scheffler. Leipzig, Insel-Verlag. 1912.

Schreiber. — Der Luftverkehr. Von Prof. Dr. R. Schreiber. Mit 26 Abbildungen. Leipzig, Theod. Thomas. O. J.

Schroll. — Julia Lornau. Roman einer Pianistin. Von M. E. Schroll. Berlin, Curt Wigand. 1912.

Silburn. — The evolution of sea-power. By P. A. Silburn. New York, Longmans, Green and Co. 1912.

Simplicissimus-Kalender 1913. München, Albert Langen. O. J.

Singer. — Der Wunderstein. Schauspiel in einem Vorspiel und drei Aufzügen. Von Maximilian Singer. Prag, Taussig. 1912.

Singer. Aufsätze und Vorträge. Von Dr. S. Singer, ord. Professor an der Universität Bern. Tübingen. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1912.

Sommer. Gideons Auszug. Roman von Ernst Sommer. Wien, Österreichischer Verlag. O. J.

Sosnosky. — Die Politik im Habsburgerreiche. Randglossen zur Zeitgeschichte. Von Theodor von Sosnosky. Erster Band. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1912.

Spinozabrevier. Zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Dr. Arthur Liebert. Berlin, Reichl und Co. 1912.

Stein. — Ruins of Desert Cathay. Personal narrative of Explorations in Central Asia and Westernmost-China. By M. Aurel Stein. With numerous illustrations, colour plates, panoramas, and maps from original surveys. In two volumes. London, Macmillan and Co. Ltd. 1912.

Strindberg. — August Strindbergs Werke. Schweizer Novellen. Verdeutscht von Emil Schering. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. München, Georg Müller. 1912.

Strindberg. — Von neuen Menschen. Erzählungen von August Strindberg. Leipzig, Albert Bonnier. O. J.

Terraillon. — L'honneur, sentiment et principe moral. Par Eugène Terraillon. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1912.

Thoma. — Josef Filsers Briefwechsel. Zweites Buch. Von Ludwig Thoma. Mit 15 Zeichnungen von Eduard Thöny. Erstes bis zwanzigstes Tausend. München, Albert Langen. O. J.

Thoma. — Kirchweih. Simplicissimus-Gedichte. Von Ludwig Thoma (Peter Schlemihl). München, Albert Langen. O. J.

Thüna. — Weimarische und andere Erinnerungen 1868—1883 namentlich an Großherzog Karl Alexander. Von L. Freiherrn von Thüna. Weimar, Alexander Duncker. 1912.

Thurnwald. — Probleme der ethno-psychologischen Forschung. Zur Praxis der ethno-psychologischen Ermittlungen besonders durch sprachliche Forschungen. Von Richard Thurnwald. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1912.

Uhland. — Uhlands Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Julius Hartmann. Zweiter Teil. 1816—1833. Stuttgart, J. G. Cotta. 1912.

Ullstein-Jugend-Bücher. Nr. 8. Aladdin und die Wunderlampe. Tausend und einer Nacht nacherzählt. Von Ludwig Fulda. Mit Bildern von Max Liebert. — Nr. 9. Kapitän Spieker und sein Schiffsjunge. Von Georg Engel. Mit Bildern von Edmund Fürst. Berlin, Ullstein und Co. 1912.

Unruh. — Offiziere. Ein Drama. Von Fritz von Unruh. Berlin, Erich Reiß. O. J.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.152

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY